Geschichte in Heidelberg

100 Jahre Historisches Seminar
50 Jahre Institut für
Fränkisch-Pfälzische Geschichte
und Landeskunde

Herausgegeben von Jürgen Miethke

Springer-Verlag

Geschichte in Heidelberg

Geschichte in Heidelberg

100 Jahre Historisches Seminar
50 Jahre Institut
für Fränkisch-Pfälzische Geschichte
und Landeskunde

Im Auftrag der Direktoren des
Historischen Seminars herausgegeben von
Jürgen Miethke

Mit 19 Abbildungen

Springer-Verlag
Berlin Heidelberg New York
London Paris Tokyo
Hong Kong Barcelona
Budapest

Historisches Seminar
Neue Universität, Südflügel
W-6900 Heidelberg, FRG

Gedruckt mit Unterstützung der Stadt-Heidelberg-Stiftung und der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften in Ingelheim am Rhein

ISBN-13: 978-3-540-54097-7 e-ISBN-13: 978-3-642-76669-5
DOI: 10.1007/978-3-642-76669-5

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Geschichte in Heidelberg: 100 Jahre Historisches Seminar, 50 Jahre Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde / im Auftr. der Direktoren des Historischen Seminars hrsg. von Jürgen Miethke. -
Berlin; Heidelberg; New York; London; Paris; Tokyo; Hong Kong; Barcelona; Budapest: Springer 1992

NE: Miethke, Jürgen [Hrsg.]; Universität <Heidelberg> / Historisches Seminar

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes der Bundesrepublik Deutschland vom 9. September 1965 in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechtsgesetzes.

© Springer-Verlag Berlin Heidelberg 1992

25/3140-543210 - Gedruckt auf säurefreiem Papier

Vorwort

Historiker sind so armselig nicht, daß sie sich die Gegenstände ihres Nachdenkens vom Kalender diktieren ließen. Gleichwohl hat Thukydides ihnen den Unterschied zwischen Anlaß und Ursache beigebracht, so daß bisweilen ein gerundeter Geburtstag auch Historikern Gelegenheit zu historischer Rückschau bietet. Im Winter 1889 ist in Heidelberg das Historische Seminar der Universität gegründet worden, ziemlich genau 50 Jahre später (1939) wurde auch das Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde eingerichtet. Darin sind zwar längst nicht alle historisch arbeitenden Institute der Universität begriffen (fehlen doch zumindest die historischen Disziplinen der benachbarten Fakultäten, die Kirchengeschichte, die Rechtsgeschichte, die Regionalstudien, die an den nordamerikanischen Universitäten wie selbstverständlich zum „*History Department*" gehören können). Ein Zentrum der Forschung und Lehre zur europäischen Geschichte an der Universität Heidelberg war damit aber geschaffen, das seither (mindestens zeitweilig) eine weithin ausstrahlende Wirkung entfaltet hat. Die Direktoren des Historischen Seminars haben sich deshalb im Wintersemester 1989/90 dazu entschlossen, anläßlich dieses Doppeljubiläums der Öffentlichkeit die Geschichte der Geschichtswissenschaft am Historischen Seminar in verläßlicher Form vorzustellen und damit zugleich auch die gegenwärtigen Perspektiven des Historischen Seminars aus der Sicht seiner Mitglieder zu präsentieren. In der dann veranstalteten Vorlesungsreihe kamen ausschließlich Heidelberger Fachvertreter zu Wort, die jeweils die Entwicklung ihres engeren Fachgebiets (unter Ausschluß natürlich ihres eigenen Wirkens) darstellten. Mit den neun Vorträgen wurde ein wesentlich breiteres Publikum erreicht als bei den „normalen" Gasteinladungen des Historischen Seminars. Der überdurchschnittlich gute Besuch bewies das öffentliche Interesse, die Reihe der Vorträge scheint mir auch ein Beleg dafür, daß hier eine wissenschaftlich sinnvolle Aufgabe in Angriff genommen wurde, zu der bisher nur wenige Vorarbeiten und fast keine neueren Gegenstücke existieren.

Die Veranstaltungsreihe machte den Versuch, die Geschichte des Seminars, auf wesentliche Aspekte und Träger verteilt, der historischen Bedeutung entsprechend gewichtet geschlossen abzuschreiten, die dunklen Phasen nicht auszulassen und natürlich auch die strahlenden Höhepunkte zur Geltung zu bringen. Nicht isolierte Punkte der Entwicklung sollten herausgegriffen, nicht Einzelfiguren vorgestellt, sondern Linien sollten sichtbar gemacht werden, die sich im Gesamtzusammenhang zu einem Bild runden. Die Geschichte des Historischen Seminars der Universität Heidelberg spiegelt ja nicht allein die Entwicklung einer in Deutschland zen-

tralen geisteswissenschaftlichen Disziplin in ihren generellen Bezügen wider, in ihr liegt auch ein unverwechselbares Stück Heidelberger Geistesgeschichte beschlossen. Der Wille zu öffentlichem Wirken, wie er der Heidelberger Geschichtswissenschaft insbesondere im 19. Jahrhundert, aber auch weit darüber hinaus, eigen war, wurde in den Vorträgen mehrfach erörtert. Die Bedeutung einiger Heidelberger Gelehrter in der Geschichte des Fachs verleiht der vorliegenden Sammlung von Aufsätzen zusätzliches Interesse.

Es lag nahe, diese Reihe von Vorlesungen durch den Text eines Vortrages zu ergänzen, den der ehemalige „Heidelberger" Karl-Ferdinand Werner, 1950 hier promoviert, 1961 dann habilitiert, über den Ort der deutschen Geschichtsforschung des letzten Jahrhunderts im Vergleich mit der französischen Geschichtswissenschaft am „Tag der ehemaligen Seminarmitglieder" am 16. Dezember 1989 in der Alten Aula der Heidelberger Universität gehalten hat. Wenn es Herrn Werner auch aus gesundheitlichen Gründen nicht möglich war, sein Manuskript für diesen Band mit gelehrten Einzelnachweisen auszustatten, gebührt ihm herzlicher Dank dafür, daß er uns seinen Text zum Druck zur Verfügung stellte. Eine ausgearbeitete Fassung soll in einer größeren Sammlung zusammen mit anderen seiner Arbeiten zur Historiographie in näherer Zukunft beim Verlag Jan Thorbecke in Sigmaringen erscheinen.

Während des Jubiläumssemesters wurde (mit positivem Widerhall) zuerst im Rathaus, dann in der Alten Universität eine Ausstellung mit Dokumenten zur Geschichte des Seminars und des Instituts gezeigt, die von Mitarbeitern und Studenten des Seminars unter der verantwortlichen Leitung von Dr. Joachim Dahlhaus erarbeitet worden war. Aus der reichen Ernte dieser Bemühungen einige Schautafeln, Abbildungen und Schlüsseldokumente auch in diesen Band aufzunehmen, erschien sehr erwünscht. Herrn Dahlhaus ist es zu danken, daß er die Mühe der Auswahl und der Herausgabe dieser Stücke auf sich nahm. Dr. Harald Drös, M.A., zeichnete die nicht durch Satz herstellbaren Vorlagen.

Die mehrfach geäußerte Anregung aus dem Kreis der Zuhörer, die Vorträge geschlossen in einem Band der Öffentlichkeit vorzulegen, machte den Veranstaltern Mut. Der Springer-Verlag hat sich generös bereit erklärt, die verlegerische Betreuung zu übernehmen, schon bevor die Finanzierung endgültig geklärt werden konnte. Ohne einen erheblichen Druckkostenzuschuß wäre freilich kein Verlag in der Lage gewesen, das kaufmännische Risiko einer Publikation bei einem Verkaufspreis, der dem Buch eine Chance auf Käufer läßt, zu tragen. In einem komplexen Entscheidungsprozeß, der nicht zuletzt die lange Frist zwischen der Veranstaltung und dem jetzigen Erscheinen des Bandes erklärt, wurde schließlich ein positives Ergebnis erreicht, das zwar nicht alle ursprünglichen Erwartungen befriedigte, das aber die Drucklegung schließlich möglich machte. Es ist mir darum eine angenehme Pflicht, hier der Stadt-Heidelberg-Stiftung für die Gewährung von gewichtiger Hilfe Dank zu sagen. Der Beschluß, das Projekt mit einem ansehnlichen Druckkostenzuschuß nachhaltig zu fördern, kam auch auf Fürsprache Sr. Magnifizenz, des Rektors der Universität Heidelberg, zustande, dem ich dafür meinen geziemenden Dank abstatte. Auch die Geschwister-Boehringer-Stiftung Ingelheim hat zu den Kosten einen großzügigen und, da er verbliebene Lücken stopfte, letzt-

lich entscheidenden Beitrag geleistet. Der Stiftung und ihrem Beirat gilt daher herzlicher Dank. Darum kann der Band jetzt trotz der noblen Ausstattung, die der Verlag dankenswert ermöglicht hat, zu einem, wie mir scheint, erträglichen Preis erscheinen. Das Historische Seminar hat für solche Publikationen keine eigenen Haushaltsmittel. Auch die technischen Möglichkeiten des Seminars, zu einer Kostendämpfung beizutragen, sind äußerst bescheiden. Um so mehr ist der Einsatz der Sekretariate anzuerkennen, die die Manuskripte so herstellten, daß sie vom Verlag ohne neue Datenerfassung für den Druck brauchbar waren. Das Namensregister haben cand. theol. et phil. Stephan Kunkler und stud. phil. Susanne Degenring angefertigt, denen dafür ebenso mein Dank gilt wie meinem Mitarbeiter Martin Kaufhold, der bei der abschließenden Redaktionsarbeit geholfen hat. Den Mitarbeitern des Verlages in Lektorat und Herstellung fühle ich mich wegen der stets reibungslosen Kooperation verpflichtet.

Heidelberg, im September 1991 *Jürgen Miethke*

Inhaltsverzeichnis

Historisches Seminar – Ecole des Annales
Zu den Grundlagen einer europäischen Geschichtsforschung 1
Karl Ferdinand Werner

Die Mediävistik bis zum Ende der Weimarer Republik 39
Hermann Jakobs

Die neuzeitliche Geschichte im 19. Jahrhundert 69
Werner Giesselmann

Die Mediävistik in Heidelberg seit 1933 93
Jürgen Miethke

Die neuzeitliche Geschichte im 20. Jahrhundert 127
Eike Wolgast

Theorie der Geschichtswissenschaft am Historischen Seminar
der Universität Heidelberg 159
Detlef Junker

Landesgeschichte in Heidelberg 175
Meinrad Schaab

Die Osteuropahistorie in Heidelberg 201
Helmut Neubauer

Die Alte Geschichte in Heidelberg 219
Geza Alföldy

Gegenwärtige Tendenzen der deutschen Geschichtswissenschaft 243
Volker Sellin

Geschichte in Heidelberg – Aktenstücke und Statistiken 263
Joachim Dahlhaus

Register der Personennamen 321

Verzeichnis der Abbildungen

1 Friedrich Christoph Schlosser 67
2 Ludwig Häusser 67
3 Wilhelm Wattenbach 67
4 Heinrich von Treitschke 67
5 Eduard Winkelmann 68
6 Bernhard Erdmannsdörffer 68
7 Dietrich Schäfer 68
8 Erich Marcks 68
9 Karl Hampe 125
10 Hermann Oncken 125
11 Willy Andreas 125
12 Fritz Ernst 125
13 Johannes Kühn 126
14 Werner Conze 126
15 Ahasver von Brandt 126
16 Peter Classen 126
17 Brief Bernhard Erdmannsdörffers vom 8. März 1889 272
18 Domizile des Historischen Seminars 304

Nachweis der Abbildungen:

1–8, 10, 11, 13, 14: Universitätsarchiv Heidelberg
9, 12, 15, 16: Historisches Seminar der Universität Heidelberg
17: Generallandesarchiv Karlsruhe
18: Kunsthistorisches Institut der Universität Heidelberg

Historisches Seminar – Ecole des Annales

Zu den Grundlagen einer europäischen Geschichtsforschung

Karl Ferdinand Werner

Ein Jahrhundert „Historisches Seminar" an der Universität Heidelberg bedeutet für viele unter uns, die an ihm zu ihrem Teil mitwirken konnten, ein Stück ihres geistigen und beruflichen Lebens, Erinnerung auch an Lehrer, die nicht mehr unter uns weilen – die wir nicht nur selbst gekannt haben, von denen wir auch deren Erinnerungen an die Generation vor ihnen kennen gelernt haben. Das ist die „Gegenwartsvorgeschichte", wie einer von ihnen, Fritz Ernst, sie genannt hat. Ein Jahrhundert Historisches Seminar Heidelberg ist aber auch ein Teil der Geschichte historischer Forschung und Ausbildung in Deutschland und Europa. Um beiden Aspekten gerecht zu werden, versuche ich, Heidelberger Erinnerungen aus achtzehn Jahren als Student, Assistent, Lehrbeauftragter und Dozent zu verbinden mit den Erfahrungen, die ich in Frankreich im Laufe eines Vierteljahrhunderts sammeln konnte. Persönliches soll dabei nicht dominieren, nur belebender Vergegenwärtigung dienen. Der durch dieses Verfahren möglich werdende Vergleich deutscher und französischer Entwicklung rechtfertigt sich durch die herausragende Rolle beider Länder in Vergangenheit, Gegenwart und, wie wir hoffen dürfen, Zukunft unserer Wissenschaft: von der Erudition und Methodengrundlegung eines Mabillon und der thematischen und darstellerischen Innovation eines Voltaire im 17. und 18. Jahrhundert über die deutsche historische Schule des 19. Jahrhunderts, für die Niebuhr und Ranke Symbolfiguren sind, bis zum internationalen Einfluß französischer Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert, für den Namen wie Marc Bloch, Lucien Febvre, Fernand Braudel und Georges Duby stehen mögen. Um die Jahrhundertwende nannten sich die amerikanischen Anhänger Rankes *„the New Historians"*, heute spricht man auch in den Vereinigten Staaten von der *„Nouvelle Histoire"*.

Doch wird es nicht bei einem Einblick in die Geschichte unseres Fachs an Hand zweier führender Nationen und der von ihnen geleisteten Beiträge mit Ausblick in die Zukunft bleiben – ich konnte in den beiden eben angesprochenen Phasen meines Historikerdaseins erkennen, wie außerordentlich eng die Zusammenhänge zwischen den jeweiligen deutschen und französischen Errungenschaften gewesen sind – viel mehr, als man es in beiden „Lagern" zuzugeben oder gar hervorzuheben bereit ist. Mehr noch, die politische Geschichte und die Rivalität unserer beiden Völker in den beiden letzten Jahrhunderten hat in überraschend starkem Maße auf die Geschichte auch ihrer historischen Disziplinen bis hin zu den methodischen Ansätzen eingewirkt.

I

„Herr Werner", so wurde der damalige Heidelberger Assistent, der gerade drei Jahre in Paris verbracht hatte, von aufgeregten Kommilitonen angesprochen, *„wir bekommen Besuch: eine Studentengruppe der Sorbonne – was sollen wir denen vor allem zeigen?" „Unsere Seminarbibliothek"*, war meine Antwort, *„so etwas haben sie noch nie gesehen"*. In der Tat, dem Sorbonne-Geschichtsstudenten der 50er Jahre stand eine winzige Handbuch-Ausleih-Bücherei zur Verfügung, und er mußte in der großen Bibliothèque de la Sorbonne lange anstehen, bis er einen Platz bekam, und warten, bis er ein oder zwei schriftlich bestellte Titel vorgelegt bekam – dann aber galt es schon bald, zur Mittagspause den Platz wieder zu verlassen. Er hat nie erlebt, was es heißt, in einer Seminarbibliothek von 50 000 Bänden (einmal ganz abgesehen von den Ausleihmöglichkeiten in unserer Universitätsbibliothek) Bücher, auch in fremden Sprachen, Quelleneditionen, Zeitschriftenbände nach Belieben aus den Regalen zu nehmen. Das hätte er auch in den immensen Schätzen der Bibliothèque Nationale nicht tun können – wenn sie ihm zugänglich wären. Sie war und ist bereits ausgewiesenen Gelehrten vorbehalten. Vieles hat sich seither in den französischen Bibliotheksverhältnissen geändert, vor allem in größeren Spezialinstituten. Unverändert ist jedoch das direkte Buch- und Quellenangebot für den „einfachen" Studenten unendlich viel geringer als bei uns und spielen die *verba magistri* eine viel größere Rolle in einem System, das ganz auf das jeweils nächste *„examen à passer"* abgestellt ist, weshalb man sich die Kollegs auch in vervielfältigter oder gedruckter Form kaufen kann. Die erlernten, memorierfähigen Kenntnisse sind ausgebreiteter als bei uns, beruhen aber oft weniger auf eigener Anschauung und Lektüre und noch weniger auf freier Themen- und Lektürewahl. Man kennt nicht das aus eigenem Entschluß, oder auf Rat des Kommilitonen oder Lehrers gewählte „Spezialgebiet", da die für Prüfungen notwendigen Auswahl-Themen landesweit für alle gleich vorgeschrieben sind, sogar (und gerade!) bei der *„Agrégation"*, dem der Elite derjenigen vorbehaltenen Examen, die an Universitäten bzw. in der Oberstufe der Gymnasien (*„Lycées"*) lehren wollen.

Damit ist natürlich gar nichts gesagt über die hervorragende Qualität der Absolventen der *„Grandes Ecoles"*, wie der *„ENSup"*, der *Ecole Normale Supérieure* in der Rue d'Ulm, oder der *Ecole Normale Supérieure des Jeunes Filles*, die aus den 300 besten Bewerberinnen ganz Frankreichs jährlich deren 30 aufnimmt. Dort werden vorzügliche Bibliotheken ständig benutzt, dort entspinnt sich, wie ich selbst als Gastlehrer erfahren konnte, eine angeregte Diskussion mit ebenso selbständigen wie gut informierten Studenten. Absolventen solcher Einrichtungen werden auch, wenn sie denn Universitätslehrer werden möchten, bald einen Lehrstuhl erhalten, manchmal ohne je (also nicht einmal nebenbei) an einer eigentlichen Universität studiert zu haben! Aber auch die Universitäten, und nicht nur die in Paris, sondern seit Jahrzehnten zunehmend führende Hochschulen in der „Provinz", bilden im engeren Kreis um den Professor und sein *„Séminaire"* (hier sind wir bei unserem Thema) ganz vorzügliche Assistenten und künftige Professoren heran – ganz unabhängig vom Studienbetrieb der ersten vier Jahre, der für alle obligatorisch ist. Generell bleibt es wahr, daß die führenden Historiker, ein Marc Bloch so gut wie ein

Lucien Febvre, aus den großen Eliteschulen hervorgegangen sind (unter denen man im geisteswissenschaftlich-historischen Bereich die *Ecole nationale des Chartes* nicht vergessen darf), was so selbstverständlich ist, daß man mich eigens darauf hinwies, als ein bedeutender französischer Historiker in die *Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* gewählt worden war, der tatsächlich „nur" an der Universität studiert hatte.

Im 19. Jahrhundert, als die französische Universität aus hier nicht zu verfolgenden Gründen darniederlag und in der Provinz nicht einmal immer ein geordneter Vorlesungsbetrieb gewährleistet war, haben aber auch die Eliteschulen und ihr damals überaus striktes Unterrichtssystem die große Freiheit des geisteswissenschaftlichen Studiums, wie es sich in der deutschen Staatenwelt herausgebildet hatte, nicht gekannt. *Einen* deutschen Staat gab ja nicht – Einheitlichkeit konnte es, wenn überhaupt, nur in einem Einzelstaat, etwa in Preußen oder vor allem in Bayern geben. Der deutsche Student des 19. Jahrhunderts aber wählte frei seinen Studienort, im badischen Heidelberg oder Freiburg, im württembergischen Tübingen, jedenfalls mit Vorzug in Süddeutschland.

Um das dennoch und gerade darum so erfolgreiche deutsche Studiensystem genauer kennen zu lernen, schickte Frankreich ausgesuchte „Beobachter" ins Nachbarland. Einer von ihnen war der jungen Camille Jullian, der künftige Historiker Galliens, der 1882 ein Jahr in Berlin studierte und das Seminar Theodor Mommsens besuchte, was zugleich eine *„mission"* im Auftrag der französischen Regierung war, die er über die neueste Entwicklung informieren sollte. Das, was ihm am meisten auffiel, war ein zweifacher direkter Kontakt für jeden Seminarteilnehmer – der mit dem Professor, und der mit den Quellen. Außerdem erhält jeder ein eigenes Thema, oder kann es sich gar aussuchen, und kennt dazu bald eine umfangreiche Bibliographie, wobei er für die Quellen die jeweils besten Editionen zu benutzen angeleitet wird. Endlich – keiner im Seminar, weder der Professor noch seine Schüler, denkt ans Examen oder erwähnt es auch nur, ja der Professor, der so sorgfältig auf jedes Forschungsproblem seines Schülers eingeht, weiß oft gar nicht, welches Berufsziel dieser hat. Man hat die Welt um sich herum vergessen, und gibt sich ganz dem Text und seiner Interpretation, der Geschichte und ihren Problemen hin. Während es Seminare gab, in denen die Beurteilung der von den Teilnehmern schließlich vorgetragenen Arbeiten nur vom Professor vorgenommen wurde, war es bei Mommsen bemerkenswert, wie sehr er die Corona zu Wort kommen ließ und sich freute, wenn ihn einer der Schüler in einem Diskussionspunkt übertraf.

Mein Freund Olivier Guillot, Rechtshistoriker an der Sorbonne, schildert das wöchentliche *„Séminaire"*, das er bei seinem Lehrer, Jean-François Lemarignier kennengelernt und dann weiterentwickelt hat, mit interessanten Übereinstimmungen und Abweichungen. Wie bei Mommsen, nehmen alle an der freien Diskussion teil, und auch der Professor wird schon einmal berichtigt. Alle, d. h. hier diejenigen, die eine Arbeit vorbereiten, sei es eine Magisterarbeit, eine kleine oder eine große Thèse. In 3 von 4 Sitzungen wird an vorher verteilten lateinischen Texten zum gemeinsamen Thema geübt, etwa die Bischofs- und Klosterkirchen des 10. bis 12. Jahrhunderts und ihre Beziehungen zum regionalen Adel, oder die Königsurkunden von 882 bis 923. Da aber jeder sich eine besondere Kirche für seine eigene

Arbeit vorzunehmen hat, findet in der 4. Sitzung ein *Tour d'horizon* statt, in dem jeder seine Ergebnisse und Schwierigkeiten vorträgt. Der Vorteil des verschiedenen Niveaus der Teilnehmer ist die Beratung der jüngeren nicht nur durch den Professor, sondern auch durch die älteren, die damit zugleich schon die von ihnen angestrebte Lehrtätigkeit einüben. Der Professor wendet sehr viel Zeit auf, nicht allein für die Vorbereitung der Sitzung, sondern für jeden Teilnehmer, dessen Arbeit er außerhalb der Sitzungen mehrfach mit ihm bespricht. Trotz des wesentlich erweiterten Schülerkreises wird für jeden Studenten, der im Hauptfach (Rechts-)Geschichte eine wissenschaftliche Arbeit, und sei es nur einmal im Leben, anfertigt, das bereits von Mommsen angestrebte Grundziel erreicht: er lernt den Professor kennen und dieser ihn, und er lernt Quellen kennen und wird vom Professor wie von den Kommilitonen dabei kritisiert und beraten. In jedem Fall nimmt er nicht mehr bloß passiv wahr, was andere gesagt oder veröffentlicht haben. Man wird kaum anschaulicher zeigen können, wie sich eine Studienform zur Einführung in eigenes Forschen erfolgreich ausgebreitet und, unter Bewahrung ihrer Grundidee, den veränderten Bedingungen angepaßt hat.

Doch kehren wir zum ersten Kontakt zurück, der sich als so fruchtbar erweisen sollte. Für Jullian war der bleibende Eindruck die große Arbeitsdisziplin einerseits, die große Freiheit in der individuellen Arbeitsgestaltung andererseits, wie er sie von Frankreich her mit seinen vorgeschriebenen, immer neu überprüften Studienleistungen nicht kannte. Es läßt sich wohl verallgemeinern, daß Aufstieg und Erfolge des deutschen Fachmanns in Wissenschaft, Technik und Wirtschaft auf dieser Verbindung von Disziplin und Freiheit beruhen. Deutsch war aber auch der Dekor: nach der Seminarsitzung gingen die Studenten zusammen ein Bier trinken und diskutierten weiter. Am Ende des Semesters luden sie ihren Professor in ein Gasthaus ein. Das fand Jullian bewegend, nur das Essen schauerlich!

Speziell an die Adresse der eigenen Regierung notierte Jullian, daß die in Frankreich landläufige Vorstellung riesiger Geldmittel, die zur Verfügung stünden, widerlegt werde durch die große Bescheidenheit dessen, was er sah: alles sei überraschend schlicht, nur die nötigste Einrichtung vorhanden. Das mag uns daran erinnern, daß die großen Präsenzbibliotheken, an die wir, gerade hier in Heidelberg, gewöhnt sind, viel jünger sind, als wohl die meisten von uns annehmen, und daß es sie in den heroischen Zeiten der neuen Seminarmethode in Deutschland noch gar nicht gab. Erst 1876 wurde in Göttingen ein „Historisches Seminar" begründet, also Jahrzehnte nachdem Georg Waitz dort 1849 seine bald in ganz Europa berühmten „Übungen" begonnen hatte. Die Bibliothek zählte 1887 rund 500 Bände. Eine der frühesten Seminarbibliotheken entstand 1865 in Bonn durch die Initiative des Ranke-Schülers Heinrich Sybel. Sie füllte einen einzigen Schrank. Ein Arbeitsraum war damit nicht verbunden. Seit 1874 gab es neben den weiterhin üblichen Schenkungen eine jährliche Dotation von 300 Mark, die 1886 auf 800 Mark erhöht wurde. Erst in unserem Jahrhundert erreichte man mit 3150 Bänden (1912) eine stattliche Zahl, und jetzt erst ordnete man den Bestand mit Hilfe von Standortzeichen. Einen Seminarassistenten (einen einzigen, natürlich!) gab es erst 1924: Dr. Max Braubach, den späteren Prinz Eugen-Biographen, den ich noch als Mitglied des Beirats des Pariser Historischen Instituts kennen lernen durfte. Der erste Assi-

stent in Freiburg war der erst vor kurzem von uns gegangene Hermann Heimpel. Ein einziges Gelehrtenleben genügt also, die Periode zu umspannen, in der überhaupt erst das Seminar zu dem werden konnte, was es uns heutigen deutschen Historikern gewesen ist: während man in den Seminaren der Nebenfächer zu Gast war, fühlte man sich im Hauptfach-Seminar, jetzt als gegliederter Raum verstanden, zu Hause, es war der Ort unserer akademischen Existenz innerhalb des großen Ganzen der Universität. Nicht weniger rezent ist die Trennung von mittlerer und neuerer Geschichte in der Aktivität der Professoren, die zu Beginn unseres Jahrhunderts noch beides zu lehren und zu prüfen hatten – eine institutionalisierte Absetzung beider Teilgebiete voneinander setzte erst nach dem 1. Weltkrieg ein. All die vielen Spezialdisziplinen, die heute eigene Institute haben, gab es auch dann noch nicht.

Diese erste chronologische Orientierung habe ich der näheren Behandlung der Entstehung und Entwicklung des Historischen Seminars vorausgeschickt, um deutlich zu machen, daß die vermeintlich den Niedergang der großen deutschen Geschichtswissenschaft zum stoffhuberischen Spezialistentum anprangernde, vernichtende Kritik Friedrich Nietzsches entstand, als es das, was wir heute unter einem Historischen Seminar verstehen, überhaupt noch nicht gab. „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" wurde 1873 geschrieben. Hier heißt es vom Schüler des seine Studenten zur gemeinsamen Quellenkritik um sich versammelnden Professors, also vom Seminar als Methode, nicht als Institution und Räumlichkeit in der Universität: *„Nun betrachte man aber den historischen Studenten ... Jetzt ist ihm die ‚Methode' zu eigner Arbeit, der rechte Griff und der vornehme Ton nach des Meisters Manier zu eigen geworden; ein ganz isoliertes Kapitelchen der Vergangenheit ist seinem Scharfsinn und der erlernten Methode zum Opfer gefallen ... er ist nun Diener der Wahrheit durch die Tat und Herr im historischen Weltbereiche geworden."*

Man hat, wie ich glaube, versäumt, diesem Urteil eines Professors der Altphilologie (als Beruf) und Philosophen (aus Berufung) das nahezu gleichzeitige eines anderen Altphilologen und Juristen an die Seite zu stellen. Sieht der eine zu viel, jedenfalls zu kleinlich enge Spezialkenntnis und verhöhnt den Stolz dieser Winzlinge auf das, was sie tun, so vermißt der andere, Theodor Mommsen, hinreichend solide Ausbildung und Kenntnisse, und meint in seiner Berliner Rektoratsrede von 1874: *„Wer mit eindringender Kenntnis der griechischen, römischen, deutschen Sprache und der Staatseinrichtungen dieser Völker die Universität verläßt, ist zum Historiker vorgebildet; wer diese Kenntnis nicht hat, ist es nicht."* Nun kommt da ein seltsamer Völkchen, Leute, die sich Historiker nennen und gar behaupten, die „historische Methode" erfunden zu haben. Mommsen bemerkt dazu knapp und unmißverständlich: *„Meine Herren, wenn ich auf Ihrer Studienangabe ‚Student der Geschichte' lese, dann wird mir bange."* Wir sind an der Schwelle des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts. Für den großen Geschichtsschreiber und Forscher Theodor Mommsen ist damals das neue Studienfach „Geschichte" ziemlich genau das, was das Studienfach „Soziologie" in unserem Jahrhundert lange Zeit für die etablierten Historiker gewesen ist – eine höchst zweifelhafte Angelegenheit. Denn, alle höhere geisteswissenschaftliche Ausbildung, nicht allein für amtliche

Laufbahnen, sondern auch für ernsthafte Forschung, hatte bis dahin aus (alt-)philologischen und juristischen Studien bestanden, so sehr, daß wir uns zu fragen haben werden, welche der großen Historiker des 19. Jahrhunderts überhaupt eine Ausbildung als Historiker erhalten, ein „Geschichtsstudium" absolviert hatten.

Philologie und Jurisprudenz hatten moderne geisteswissenschaftliche Forschung überhaupt erst begründet – nun wiesen sie den Anspruch einer neuen, von ihnen gar nicht als notwendig anerkannten Disziplin zurück, die Geschichte als ihre Domäne zu betrachten und sie mit einer angeblich neuen Methode zu beackern, von der man, wie wir sehen werden, nicht zu Unrecht annahm, daß sie von der Philologie gefunden worden war. Die Kritik richtete sich eben nicht gegen eine im Niedergang begriffene, sondern gegen eine überhaupt erst entstehende Disziplin, an deren Dynamik sie, bei aller Berechtigung im Einzelnen, wirkungslos abprallen mußte. Wir sind also gut beraten, wenn wir den Streit der Fakultäten und Fachrichtungen nicht überschätzen und die Etappen einer Bewegung verfolgen, der ziemlich genau das entspricht, was in unserem Jahrhundert die französische *„Nouvelle histoire"* war: auch sie Gegenstand berechtigter und unberechtigter Kritik, auch sie voller Dynamik und von einem nicht selten übertriebenen, letztlich aber doch nicht unberechtigten Selbstbewußtsein erfüllt.

Die neue Disziplin hatte, selbst in ihren bescheidenen Anfängen, den Rückenwind öffentlicher Förderung. An Stelle des „Privatissimums" des Professors in seiner eigenen Wohnung waren schon 1832 in Königsberg, 1844 in Breslau (dort wirkte Stenzel, für das Mittelalter ein Vorgänger Rankes), also an preußischen Universitäten, Historische Seminare als staatlich zumindest anerkannte Einrichtungen, entstanden. Der *„große Seminarstil"*, wie es Hermann Heimpel nennt, war von Weizsäcker seit 1872 im damals deutschen Straßburg entwickelt worden, ehe er ihn 1882 nach Berlin übertrug, in das endlich auch dort geschaffene Historische Seminar, 8 Jahre nach Mommsens Philippika, ein halbes Jahrhundert nach dem Beginn der so folgenreichen Übungen Leopold Rankes im gleichen Berlin (1833). Jetzt aber gab es, wie Paul Egon Hübinger es ausdrückt, die *„Kennzeichen der Institutionalisierung: Etat, festes Lokal, Bibliothek."* In Leipzig entstand seit 1877 eine der größten historischen Seminarbibliotheken Deutschlands wie überhaupt ein international rasch berühmtes Ausbildungs- und Forschungszentrum. Heidelberg beginnt seinen erfolgreichen Weg 1889, wenn auch mit bescheidenen Anfängen. Das Historische Seminar als Institution, so darf man sagen, ist ein Errungenschaft des vielgeschmähten Kaiserreichs von 1871. Unmittelbar kaiserlichem Engagement für wissenschaftlichen und technischen Fortschritt verdanken die Technischen Hochschulen ihre Existenz (die gegen erbitterten Widerstand der ihr Hochschulmonopol bedroht sehenden Universitäten durchgesetzt werden mußte), ebenso die universitätsunabhängigen Forschungseinrichtungen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, deren heutiger Name *„Max-Planck-Gesellschaft"* den Begründer verleugnet.

Ein Symbol des neuen, auch kulturellen Glanzes des Reiches sollte Straßburg im neuen „Reichsland Elsaß-Lothringen" sein. Der aufwendige Ausbau der dortigen Universitäts-und Seminarbibliothek bis 1914 führt mitten hinein in die Geschichte deutsch-französischer Wissenschaftsbeziehungen im Feld der Geschichte, ja, direkt in den Zusammenhang zwischen deutschem „Historischen Seminar" und

der späteren *„Ecole des Annales"*. Als das Elsaß wieder zu Frankreich zurückkehrte, machte man die Universitätsbibliothek, die kein vergleichbares Gegenstück in der französischen Provinz hatte, zur einzigen *„Bibliothèque nationale"* außerhalb von Paris, um ihren Rang zu erhalten. Es ging nicht mehr um deutsche Ausstrahlung in den Westen, sondern um französische nach Deutschland hinein: es wurde ein bis heute in Abwandlungen bestehendes wichtiges germanistisches Ausbildungs- und Forschungszentrum geschaffen. In Straßburg lehrte seit 1919 Marc Bloch, und von ihm hat sein Schüler Robert Boutruche, mein Lehrer an der *Ecole des Hautes Etudes*, berichtet, daß er seine glücklichsten Jahre an diesem herrlichen Arbeitsplatz erlebt habe, mit den Möglichkeiten einer direkt zugänglichen Forschungsbibliothek, wie es sie so sonst nirgendwo in Frankreich gab. Auch das ist internationale Forschungsgeschichte. Zur grenzüberschreitenden Wirkung, zum „Transfer", wie wir das heute nennen, bedurfte es allerdings eines zweifachen Wechsels (1871 und 1918) der staatlichen Zugehörigkeit Straßburgs, seiner Universität und ihrer Bibliothek.

Dazwischen hatten für Frankreich die Jahre dessen gelegen, was Digeon *„La crise allemande de l'esprit français"* genannt hat. Wer die dort meisterhaft analysierten französischen Probleme und Verhaltungsweisen vor und nach 1870/71 und die entsprechenden deutschen politischen und kulturellen Vorstellungen dieser Zeit nicht beachtet, wird auch die Geschichtsschreibung und Forschung beider Länder nicht richtig verstehen. Historiographiegeschichte und große Geschichte sind untrennbar. „Geschichte" ist nicht nur Gegenstand, sondern auch Hintergrund und Wirkungskraft historischen Arbeitens.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts war Deutschland für Franzosen tatsächlich zum Land der Dichter und Denker geworden. Der ganz Umfang freundschaftlicher Kontakte, trotz aller Sprachschwierigkeiten, wird in den einzelnen Fächern jetzt erst so recht ans Licht gebracht, so etwa für die Juristen und Rechtshistoriker durch die von der Thyssen-Stftung unterstützte Edition französischer Juristenbriefe nach Deutschland, die in drei Bänden vom Deutschen Historischen Institut Paris herausgegeben wird, durch den gleichen Olivier Motte, dem wir auch die aufschlußreichen, von mir zitierten Briefe und Notizen von Camille Jullian verdanken. Inzwischen hatte sich aber der politische Hintergrund völlig gewandelt. Hatte Gabriel Monod noch in den halkyonischen Tagen bei Georg Waitz in Göttingen studiert, so hat er doch erst nach dem Kriege von 1870/71, der das französische Deutschland-Bild völlig wandelte und viele alte Freundschaften auf Dauer zerriß, die dort kennen gelernte Seminar-Methode an der kurz vor dem Kriege von Dupuy gegründeten *Ecole des Hautes Etudes* eingeführt. Der gleiche Monod lancierte nach dem Vorbild der von Ranke initiierten „Jahrbücher der deutschen Geschichte" die dann von Arthur Giry geleiteten *„Annales de l'histoire de France"*, und begründete, unter Anlehnung an den Namen des Musters, die *„Revue historique"*, um auch Frankreich ein modernes und die gesamte Geschichte aller Zeiten und Völker umfassendes Fachorgan zu geben wie es die vom Ranke-Schüler Heinrich von Sybel 1859 lancierte „Historische Zeitschrift" für den deutschen Sprachraum war.

Längst ging es bei der Nachahmung des deutschen Modells nicht mehr um bloße Bewunderung, auch wenn gerade Monod große Loyalität seinen deutschen

Freunden gegenüber bekundete. Wie Digeon es gezeigt hat, glaubte man in Frankreich den Grund der deutschen Überlegenheit, im Kriege wie in den andern Domänen, in der dort eingetretenen Verwissenschaftlichung erkannt zu haben. Deutschland wurde in allen Bereichen studiert, um es zu erreichen, zu übertreffen und schließlich zu überwinden, um die, wie man glaubte, erste Nation der Erde (nur im Bereich von Technik und Industrie erkannte man Rivalität oder gar Überlegenheit Großbritanniens an) wieder auf den ihr zustehenden Platz zu stellen. Nicht nur die französischen Offiziere lernen jetzt in der Eliteausbildung obligatorisch deutsch, auch die Geisteswissenschaften werden vom gleichen nationalpolitischen Pathos bewegt, so etwa unser Camille Jullian, der, in Berlin eingetroffen, programmatisch notiert, er wolle hier u.a. Epigraphik studieren – *pro patria adversus hostem.* Das ist die andere Seite einer für den Herausgeber Olivier Motte kaum noch begreiflichen Einstellung des jungen Mannes, der Mommsen bewundert, von dem er freundlich aufgenommen und gefördert wurde, seinen Dank dafür aber erst viel später, im Alter bekundete. Damals jedoch, gewissermaßen im Dienst im Feindesland, berichtet er nach Hause, wie er zu einem bestimmten gelehrten Streitpunkt dem großen Mommsen erfolgreich entgegengetreten sei (das Seminar machte es möglich). Das wurde im Heimatland alsbald im Druck verbreitet. Jullians großer Lehrer, Fustel de Coulanges, und andere die ihn leiteten, hatten ihn gelehrt, so bemerkt Motte, *„qu'il y avait une revanche à préparer, que c'était des armes qu'il fallait chercher en Allemagne sans jamais se laisser séduire par elle."* Fustel hatte die griffige Formel geprägt: *„Pour vaincre l'Allemagne, il faut l'imiter."* Geschichtswissenschaft war im 19. Jahrhundert Ausdruck einer großen nationalen Leidenschaft, und das war in Deutschland nicht anders.

Dem ersten Band seiner „Historischen Zeitschrift" hatte der Rankeschüler Heinrich Sybel als methodische Grundsatzabhandlung den Königsberger Habilitationsvortrag eines anderen Rankeschülers vorangestellt, Wilhelm Giesebrecht, der gerade mit dem ersten Bande seiner „Deutschen Kaiserzeit" zum Begründer des heute noch nachwirkenden protestantisch-preußischen Mittelalterbildes geworden war. Unter dem Titel „Die Entwicklung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft" gab Giesebrecht einen nationalen Sieges-und Erfolgsbericht, mehr als ein Jahrhundert vor nicht unähnlichen Äußerungen der *Annales*-Schule. Er gipfelt in dem ebenso hochmütigen wie unrichtigen Satz: *„Und was dankt bis heute unsere Geschichte der Forschung anderer Nationen? Es bedarf darauf keiner Antwort."* Hier wird – um nur ein Beispiel zu nennen – die Grundlegung der modernen Urkundenlehre durch Mabillon „übersehen", die vom Westfalen Heinrich Sickel als ehemaligem Schüler der *Ecole des Chartes* in die große Tradition des Wiener *Instituts für österreichische Geschichtsforschung* und damit in den deutschen Sprachraum eingebracht wurde. Noch 1892 hat z. B. der junge Ernst Sackur nur darum so rasch sein Meisterwerk über die Cluniazenser veröffentlichen können, weil ihm große Leistungen französischer Erudition zur Verfügung standen wie die *„Acta Sanctorum ordinis s. Benedicti"* und die *„Annales benedictini"* des Mabillon, die *„Gallia christiana"* und anderes mehr. Man muß schon die in der monumentalen „Deutschen Verfassungsgeschichte" von Georg Waitz hin und wieder zitierten französischen Werke, so etwa von Lehuërou und

Mademoiselle de Lezardière verglichen haben, um bemerken zu können, daß Waitz für weite Bereiche der fränkischen Verfassungsgeschichte, für die es vor ihm kaum deutsche Basiswerke gab, ganze Beleggruppen ohne jeweils erneutes Zitat so übernommen hat, wie sie bei seinen französischen Vorgängern standen. Auch dies war ein Transfer, wie er nicht unähnlich hin und wieder in umgekehrter Richtung im 20. Jahrhundert vorkam – man benützt eben doch gern die Vorarbeiten älterer Autoren, die man gleichzeitig mit gutem Gewissen für überholt erklärt.

Die mit Recht bewunderte ungeheure Gelehrsamkeit großer Autoren ist immer auch zugleich die Auswertung der Arbeit ihrer Vorgänger, die manchmal darum relativ unbekannt bleiben, weil sie der Wissenschaftstradition eines anderen Landes angehören, die ausdrücklich hervorzuheben, von rühmenswerten Ausnahmen abgesehen, nicht der Stil der nationalen Schulen unserer Wissenschaft gewesen ist. Zu den Ausnahmen gehört, wie so oft, Ranke, der durchaus wußte und es sagte, daß sein Schüler Waitz, was die Urkunden und Kapitularien angeht, auf Mabillon und Baluze fuße. So hat denn deutsche Forschung im Artikel Giesebrechts versucht, möglichst wenig erkennen zu lassen, was sie anderen verdankte (etwa den Italienern, deren umfassende Quellensammlung durch Muratori das wenn auch zunehmend abgewandelte und verbesserte Vorbild für die berühmten Monumenta Germaniae Historica gewesen ist), und dies schon gar nicht im Fall der Franzosen, gegen die man doch die eigene Nation überhaupt erst so richtig entdeckt und dann das eigene Reich begründet hatte. Ganz ähnlich haben dann Franzosen, stets von rühmenswerten Ausnahmen abgesehen, nach 1870, 1918 und 1945 bei der Erneuerung ihrer eigenen Wissenschaft gehandelt, deren Bedeutung und Originalität darum genau so wenig bestritten werden kann und soll wie zuvor die des deutschen Aufstiegs. Man könnte meinen, es sei doch heute kleinlich, an diese Kontingenzen zu erinnern. In Wahrheit gehört eben dies zum Verständnis der Atmosphäre, in der sich wissenschaftlicher Fortschritt, von nationalem Ethos getragen, und dies durchaus auch im positiven Sinn verstanden, vollzogen hat.

Es wäre ungerecht und irreführend, wenn neben der aus nationaler Voreingenommenheit herausragenden Würdigung französischer Verdienste durch den großen Ranke nicht eine Würdigung deutscher Leistung durch den großen Fustel de Coulanges aus dem Jahre 1879 Erwähnung fände, zumal sie zugleich eine meisterhaft klare Analyse der Vorzüge des historischen Seminars enthält: *„Die Deutschen haben die Schwäche der bloßen Vorlesungen, die der Masse der Studenten vorbehalten bleiben, erkannt, und neben diesen* ‚cours publics' *jene Übungen* (‚privatissime et gratis') *eingerichtet, die sie sehr ausdrucksvoll und treffend Seminare nennen und die einige Schüler um jeweils einen Lehrer vereinen. Nicht dieser spricht hier zunächst, sondern erst einmal die Schüler, sie kritisieren sich gegenseitig, sie diskutieren untereinander und mit dem Professor. Dann erst kommen die klärenden Ausführungen des Leiters. Entscheidend ist: der Schüler selbst arbeitet aktiv. Er hat nicht bloß passiv zugehört, er hat selbst gesucht, er hat nicht bloß gelernt, er hat selbst gefunden, wobei es nebensächlich ist, ob richtig oder nicht. Er hat ganz einfach einen richtigen Begriff bekommen von dem, was Wissenschaft ist."* Ich wüßte dem beißenden Spott der Kritik Nietzsches keine bessere Antwort entgegenzustellen als diese Worte eines französischen Historikers.

II

Nach dieser atmosphärischen Einleitung ist es Zeit, einige Fragen zu stellen. Woher kommt „das Seminar", und wie entstand das „historische Seminar"? Welches sind die wesentlichen Inhalte und Zielsetzungen der neuen historischen Methode, die in ihm gelehrt und vor allem praktisch geübt wurde, und wo und wann wurden sie zuerst entwickelt? Wer sind die Männer, die zu ihrer Ausbreitung – offenbar zuerst in Deutschland – am meisten beigetragen haben? Solche vermeintlich sich im fachhistorischen Detail verlierende Fragen erlauben, wie sich zeigen wird, zum Kern des Phänomens der von Nietzsche beklagten Verwissenschaftlichung unserer geistigen Welt vorzudringen. Wann und wie ist denn überhaupt das „Fach Geschichte" entstanden, und mit ihm der „Fachhistoriker"? Wie sieht es mit der Bilanz aus, die das Fach und seine Vertreter vorweisen können?

Beginnen wir mit dem Einfachen und Äußerlichen. Der Begriff „Seminar" kommt vom katholischen Priesterseminar, das 1563 durch ein Dekret des Konzils von Trient institutionalisiert wurde: die „Tridentinischen Seminare" waren Ausdruck des kämpferisch missionarischen Geistes einer erneuerten katholischen Kirche. Nicht weniger machtvoll und offensiv waren bei den Protestanten die pietistisch inspirierten Erziehungseinrichtungen, aus denen die Gründungen August Hermann Franckes (1663–1727) in Halle herausragen: zu ihnen gehörten auch Lehrerseminare. Aus „privaten" Anfängen entstandene Institutionen wurden nach anfänglicher Reserve vom preußischen Königtum zunehmend gefördert und Halle wurde, auch mit seiner 1694 gegründeten Universität, zu einem der deutschen Zentren anspruchsvoller Ausbildung auf allen Ebenen.

Ähnlicher Protektion im gleichfalls jungen Königreich Hannover erfreute sich die 1734/37 gegründete Universität Göttingen wo, auch mit Hilfe der vorzüglichen Universitäts- und Landesbibliothek, eine neue Organisation wissenschaftlicher Bibliographie entwickelt wurde. In Göttingen gründete Christian Gottlob Heyne (1729–1812) das erste philologische Universitätsseminar, hier wirkte der Einfluß des großen Philologen Richard Bentley aus dem Hannover dynastisch verbundenen England. Theologische und philologische Seminare und die aus ihnen hervorgegangenen Männer haben die neuen Vorstellungen von der wahren Aufgabe der Universität entwickelt, die in der Denkschrift Schleiermachers von 1807 und in den Ideen Wilhelm von Humboldts ihren Ausdruck und in der neuen Berliner Universität seit 1808 ihre erste Verwirklichung fanden. In die gleiche Zeit, 1807, fällt die Entstehung des Philologischen Seminars der Universität Heidelberg, von dem mit Recht gesagt wurde, daß dieses älteste Institut einer auch hier erneuerten Universität *„als die Keimzelle aller Institute der Philosophischen Fakultät betrachtet werden"* darf.

Damit beantwortet sich von selbst die Frage, aus welcher Ausbildung die Pioniere der Geschichtswissenschaft kamen, für die es eine historische Fachausbildung in unserem Verständnis noch gar nicht gab. Barthold Georg Niebuhr war von seiner Neigung her Philologe, Altertumswissenschaft blieb ihm *„das Salz der Erde"*. Von Beruf war er freilich seit 1800 Assessor in der dänischen Kolonialverwaltung, seit 1806 genialer Finanzexperte in der preußischen Verwaltung, ehe er Diplomat

wurde. Das hat ihn nicht gehindert, seit 1810 Vorlesungen in Berlin, und von 1825–30 in Bonn über römische Geschichte zu halten und bewundertes Vorbild zu werden für eine neue Art, Geschichte zu erforschen. Dahlmann wurde 1813 ao. Professor für Geschichte in Kiel, ohne jemals, wie er betont, eine historische Vorlesung gehört zu haben. Aber seinen Studien in Kopenhagen war in Halle das Erlernen der philologischen Methode bei Friedrich August Wolf gefolgt. 1811 hatte ihn die Lektüre des 1. Bandes von Niebuhr's Römischer Geschichte so gepackt, daß er Historiker wurde und später als erster die philologisch-historische Methode auf einen mittelalterlichen Autor, Widukind von Corvey anwandte. An seinen Lebensstationen läßt sich der Beginn einer neuen historischen Mediävistik aus Altphilologie und Alter Geschichte exemplarisch ablesen.

Auch Johann Christoph Droysen war Philologe und hatte in Berlin bei dem großen Gräzisten August Boeckh studiert, der mit seinem „Staatshaushalt der Athener" 1817 in jungen Jahren eine neue Wissenschaft begründet hatte, in der er über ein Jahrhundert vor der *Ecole des Annales* Sozial-, Wirtschafts- und Alltagsleben erforschte. Droysen seinerseits schrieb mit 25 Jahren seinen „Alexander den Großen", dem er mit dem „Zeitalter des Hellenismus" zugleich einen neuen historischen Epochenbegriff folgen ließ. Er wurde dann zum Schöpfer der bis heute besten „Historischen Methodologie", wie gesagt, ohne je „Geschichte" studiert zu haben.

Mommsen war, wie erwähnt, von Haus aus Jurist, aber auch ein vorzüglicher (Alt-)Philologe, wenngleich er sich im Alter vorwarf, es nie genügend gewesen zu sein. Althistorie war primär „Altertumswissenschaft", wie man das seit Friedrich August Wolf nannte: in Heidelberg ist sie bis heute vom „Historischen Seminar" getrennt. Das seit 1887 bestehende „Seminar für Alte Geschichte", erst seit 1929 vom Archäologischen Institut räumlich abgespalten, hat im Weinbrennerbau seinen Platz bei den Wissenschaften vom Altertum behalten. Es ist nicht ganz unberechtigt, die Geschichte des „Historischen Seminars" in Deutschland für die häufig ja auch in der *Venia legendi* vereinte „Mittlere und Neuere Geschichte" gesondert zu behandeln, nur darf man dann nie vergessen, daß bedeutende Mediävisten wie Neuzeithistoriker ihre erste methodische Schulung bei den Althistorikern erhielten und häufig mit einer althistorischen Dissertation promoviert wurden. Ein so wichtiger neuerer Forschungszweig, wie die „Prosopographie", die Erschließung politischer, administrativer und sozialer Strukturen durch systematische Erfassung der Lebensdaten von Einzelpersonen, hat seine Ursprünge in der Altertumswissenschaft, die editorisch die Gesamtheit der schriftlichen Quellen, darunter die Unmasse inschriftlicher Quellen, mit ihrem Namengut schon früh zu erschliessen begann. All dies zeigt bis zur Evidenz den in manchen „Einführungen in die mittlere und neuere Geschichte" etwas vernachlässigten Anteil der Altphilologie und Althistorie an der Entstehung der kritischen „historischen Methode", die im „Historischen Seminar" gelehrt wurde. Er war in Deutschland besonders groß, und Deutschland war darum auch das Land, das in Seminar und Methode den anderen vorangegangen ist.

Das zeigt sich für die methodischen Anfänge auch bei der Symbolgestalt des Aufstiegs der deutschen Geschichtswissenschaft, Leopold von Ranke. Vom Stu-

dium her war er protestantischer Theologe (1814–18 in Leipzig) und konnte mit dieser Ausbildung Geschichtslehrer am Gymnasium in Frankfurt an der Oder werden. Seine Arbeitsmethode hat er jedoch bei dem Leipziger Gräzisten Gottfried Hermann und als Bewunderer von Niebuhrs Geschichtswerk gelernt. Auch er hat, wie Dahlmann, die neuen Methoden auf Quellen zur mittelalterlichen Geschichte angewendet (s. u.) und dabei wohl auch Anregungen von Gustav Adolf Harald Stenzel aufgegriffen, eines zu wenig gewürdigten Pioniers deutscher Mittelalterforschung, der als Professor in Breslau 1827/28 die erste kritische „Geschichte Deutschlands unter den Fränkischen Kaisern" (die wir heute „Salier" nennen) vorgelegt, mit einem Anhang „Zur Kritik der Quellen...", ein Verfahren, daß Ranke übernahm.

Doch der Durchbruch zum Neuen, für das die Altertumswissenschaft kein Vorbild bot, geschah bei der Begegnung des historischen Genies Rankes mit ganz spezifischen Quellengattungen, den Memoiren und Gesandtschaftsberichten. Ranke, von der allgemeinen Begeisterung für die historischen Romane Walter Scotts angesteckt, die damals Geschichte zur Modelektüre Europas machte, las nach dessen „Quentin Durward" die dem Werk zugrundeliegende Quelle, die Memoiren des Philippe de Commynes (†1511). Dabei erkannte er, wieviel interessanter der authentische Text war als der Abklatsch des Romanciers. Die Epoche, die Commynes (der bekanntlich in Heidelberg durch Fritz Ernst und seine Schüler Gegenstand wichtiger Forschungen und einer neuen deutschen Übersetzung seiner Memoiren gewesen ist) im Leben Rankes darstellt, ist weder von diesem selbst noch von andern gebührend herausgestellt worden.

Rankes Erstlingswerk, das ihn mit einem Schlage bekannt machte und ihm die Hochschullaufbahn eröffnete, die „Geschichten der romanischen und germanischen Völker", behandelt exakt die Periode (1494–1514), den Raum und die Herrscher, über die der 2. Teil der Memoiren Commynes berichtet, der damals ja im Auftrag Karls VIII. und Ludwigs XII. in Italien gewirkt hat. Mehr noch, die Welt des Commynes blieb Rankes Welt: Höfe und Könige, Kabinette und Außenpolitik sind sein Forschungs- und Darstellungsfeld, auch wenn er es durch seine andere große Entdeckung, die Venezianischen Relationen und andere Quellenkomplexe vertiefte, auch wenn er, der einstige Theologe, den religiösen Aspekten – nicht nur in seinen „Römischen Päpsten" und seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" – stets einen besonderen Platz einräumte. Durch seine von der Schnittstelle zwischen Mittelalter und Neuzeit, romanischer und germanischer Welt ausgehenden Meisterwerke hat Ranke mehr als jeder andere für Erfolg und Verbreitung der neuen, ganz von den Quellen und ihrer kritischen Verwertung ausgehenden Methode getan, über Deutschland und Europa hinaus bis nach Amerika.

III

Der äußere Hergang, der vom theologischen über das philologische zum historischen Seminar führte, hat es uns erlaubt, Ausbildung und Aufstieg führender Historiker im richtigen Zusammenhang zu sehen. Um jedoch Ursprung und Kern der

neuen Methode zu verstehen, und nicht nur den Rahmen, in dem sie gelehrt wurde, müssen wir, tiefer schürfend, den Weg durch die letzten Jahrhunderte noch einmal gehen. Dabei entdecken wir neben Theologen und Philologen die bisher von uns nur beiläufig, zu Mommsen erwähnten Juristen als entscheidende Vorläufer. Es waren nämlich Juristen, die, wenn man so will, in wissenschaftlicher Vertiefung des bei Commynes Begonnenen die Reflexion zu Staat und Recht im Dienste der Fürsten fortführten und dabei die Bedeutung nicht nur historischer Kenntnisse, die man stets in der Politik beachtet hatte, sondern einer historischen Betrachtungsweise und Erklärung des Geschehens erkannten. Sie haben, wie George Huppert in seinem Buch *„The Idea of Perfect History. Historical Erudition and Historical Philosophy in Renaissance France"* überzeugend darlegte, in ihrer Bemühung um eine authentische, von Verfälschung (davon verstanden sie etwas, politisch wie juristisch) gereinigte Quellengrundlage die Bedeutung der Kritik erkannt. Damit unterscheidet sich diese französische Spätrenaissance von der trotz der Verdienste eines Laurenzo Valla im ganzen recht unkritischen italienischen Frührenaissance, die den Autoritätsglauben eher von Bibel und Kirchenvätern auf die bewunderten antiken Autoren übertragen, als ihn überwunden hatte. Dies gilt einschränkend auch gegenüber der Feststellung von Notker Hammerstein: *„Die* ‚Kunstlehre des Verstehens und der Auslegung' (so hatte Gadamer es 1961 in ‚Wahrheit und Methode' umschrieben) *ist ureigenstes Kind des europäischen Humanismus, dem ja die wort-, ja buchstabengetreue Wiederverlebendigung der antiken Überlieferung Ziel und Inhalt ist."* Hier wird eine gewisse Schriftgläubigkeit angesprochen, die bedeutende Fortschritte in der *Text*kritik nicht ausschloß, auch nicht im Verstehen (wenn man an Erasmus und Reuchlin denkt), die aber von einer „hinter den Text" vordringenden Kritik noch weit entfernt ist, weil dies voraussetzt den Text nicht als Autorität, sondern selbst als historisches Produkt zu erkennen.

Dazu gehört z. B. vom betrachteten Text unabhängige Sachkenntnis, wie sie den Juristen eigen war, und gerade Hammerstein hat 1972 in seinem grundlegenden Buch „Jus und Historie" Impulse des Neuen auf die Entwicklung in Deutschland nachgewiesen. Da sind die kritischen Rechtsgutachten und Abhandlungen eines Hermann Conring (1606–81), Begründer des Lehrfachs Statistik und der deutschen Rechtsgeschichte als Disziplin, und die Schriften des großen Samuel Pufendorf (1632–94) zu nennen, schwedischer, dann brandenburgischer Hofhistoriograph und führender Staats- und Völkerrechtler, in unserem Kontext aber vor allem der Sieg des historisch begriffenen *„Jus Publicum"* durch Christian Thomasius (1655–1728), nach Wirken an der Universität Leipzig einer der Begründer der Universität Halle und der von ihr ausgehenden Wirkungen. Hammerstein zeigt, daß hier bereits die methodischen Grundlagen zur historischen Rechtsschule eines Savigny gelegt wurden. Man wird also stets neben der im engeren Sinne philologischen Erneuerung die Fortschritte einer die allgemeinen Ideen, aber eben auch die konkreten politischen und juristischen Fragen berücksichtigenden Rechtswissenschaft zu beachten haben, die neben nüchterner Kritik namentlich der von der Philologie wenig beachteten Urkunden und Akten auch das Konzept und Modell einer politisch-diplomatischen Staatengeschichte an Stelle der alten teutschen Reichshistoriographie beigesteuert hat. Kritische Mittelalter- und Neuzeitforschung hat also

verschiedene, untereinander in Verbindung stehende Ursprünge, neben Theologen und Philologen in Gelehrtenstube und Seminar haben in den „Geschäften", will sagen Staatsgeschäften tätige Männer nicht nur die Geschichte beachtet, wenn sie Geschichte machten, sondern zu ihrer besseren Kenntnis und Erforschung wesentlich beigetragen: man versteht auf einmal, warum der Verwaltungsmann und Diplomat Niebuhr es war, der die Sachkritik in die Quellenkritik einbrachte und diese dadurch erneuerte.

Während jedoch der juristisch-urkundliche Zweig, wie man ihn verkürzend nennen kann, in Frankreich früher als in Deutschland sich entfaltet hatte, sollte sich bei uns der entscheidende Fortschritt der philologischen Methode in ihrer Anwendung auf historische Texte (was man früher die „erzählenden Quellen" nannte) vollziehen. Eine der Voraussetzungen dazu war die Etablierung der Philologie als selbständiges Fach. Sie symbolisiert sich im Schüler des erwähnten Begründers des Philologischen Seminars, August Wilhelm Wolf, der sich in Göttingen weigerte, sich als Theologe, Jurist oder Philosoph zu inskribieren und seine Immatrikulation als Student der „Philologie" durchsetzte. Diese Altphilologie verstand sich jetzt als ein eigener, wesentlicher Zugang zur Erkenntnis des Menschen, den man im antiken, insbesondere griechischen Menschen vorbildhaft verkörpert sah. In dieser von Philologen dominierten umfassenden Altertumswissenschaft, die Wolf in Halle, dann in Berlin als solche begründete, waren Kunst („klassische Archäologie") und Geschichte eine Art von Hilfswissenschaften im gleichen Bemühen um das Menschenbild.

Legitimiert wurde der Führungsanspruch der Philologie durch die von ihr propagierte neue Quellenkritik, die es wagte, bisher nur verehrte und nachgeahmte Texte zu analysieren, ja zu sezieren (man denke an den Skandal, den Wolfs Homerkritik auslöste). Nicht mehr der Text, nicht einmal mehr der Autor wurde verehrt, sondern das hinter ihnen gesuchte „wahre Menschentum" war das Ideal. Verstehen des Textes und des Autors waren jetzt Mittel zu höherem Zweck geworden; der Text wurde in seine Entstehungsgeschichte, der Autor in seine Lebensgeschichte hineingestellt, beide also „historisiert". Die den vorhergehenden Generationen in ihrer Ganzheit heiligen Texte wurden jetzt systematisch auf aus anderen Werken übernommene Stellen und im weiteren Sinn auf ihre literarischen Vorbilder untersucht.

Die Unterscheidung „selbständiger" von übernommenen Formulierungen fand später in den Editionen der Monumenta Germaniae Historica ihren als revolutionär empfundenen Ausdruck in der Kennzeichnung „sekundärer" Partien durch Petit-Druck. Doch waren dies nur technische Voraussetzungen, um zur Beurteilung und zum Verstehen des Textes wie zur Intention des Autors, ja zu seiner Individualität vorzudringen. Schleiermacher hat das dabei Erreichte nicht nur brillant formuliert, sondern die revolutionäre protestantische biblische Textkritik auslösen helfen. Durch ihre Popularisierung bei David Friedrich Strauss hat eine breitere Öffentlichkeit von der Erschütterung des theologischen Weltbilds durch philologisch-historische Kritik erfahren. Wie sollten die auf heiligen Texten und historischer in Texten manifestierter Tradition beruhenden Religionen der Textkritik und der Historisierung entgehen?

Was scheinbar harmlos begonnen hatte mit sorgfältigem Kopieren, Datieren und Vergleichen der erhaltenen Handschriften, Errichtung eines Stemmas, Emendation und Edition der Texte, führte nun von der Kritik am Text, salopp formuliert, zur Kritik an allem, zu einer neuen Selbständigkeit, ja Souveränität des seine Methode beherrschenden Gelehrten gegenüber aller überlieferten Autorität, auch der ehrwürdigen der Antike, auch der heiligen der Bibel. Es war das eine neue Aufklärung und eine neue Revolution, die deutsche.

Die Altphilologie hat sich in einem ihrer führenden Vertreter, Karl Lachmann (bei dem auch Waitz studiert hat), der Texte der frühen Überlieferungen auch der modernen Sprachen bemächtigt. Wie die Germanistik und die Indogermanistik wurde, durchaus nach internationaler Meinung, auch die Romanistik in Deutschland begründet: die maßgebliche französische Bibliographie zur französischen Literatur des Mittelalters enthält unter rund 6000 Titeln etwa 2000 deutsche. Niebuhr hat, wir deuteten es bereits an, das bereits Erreichte um eine neue Dimension bereichert. Zur Kritik der Werke und ihres bereits bei den Philologen sichtbar werdenden historischen Hintergrunds fügte er die kritische Zerlegung der antiken Vorstellungen selbst von der Vergangenheit.

Alle noch so kleinen Textpartikelchen wurden, nach Sonderung der Spreu vom Weizen, etwa in den erhaltenen Büchern des Livius, mit allem, was man sonst historisch, archäologisch und geographisch wußte, zu einer Rekonstruktion der Fakten gewissermaßen auf einer *Tabula rasa* genutzt. Erstmals überwand man so die Abhängigkeit von fertig vorerzählten Texten, die man jahrtausendelang nur entweder verwerfen oder übernehmen konnte, es zählte allein die Sache selbst, zu der erhaltene Texte nur Fragmente unterschiedlichen Werts beitragen konnten. Die so gewonnene Tiefe und historische Perspektive hat ähnlich revolutionierend gewirkt wie die Entdeckung der Perspektive in der Malerei: sie machte platte Zustands- und Ereignisschilderung mit einem Schlage obsolet. Geschichte war damit, und die Nachahmer Niebuhrs täuschten sich darin nicht, zu einer eigenen Wissenschaft mit eigener Methode geworden. Neben die Rekonstruktion und das Verstehen der Texte waren Rekonstruktion und Verstehen des Geschehens und der Zustände getreten. Da die historische Veränderung dabei vorausgesetzt und zugleich belegt wurde, hatte damit aber der philosophisch bereits von Giambattista Vico formulierte Entwicklungsgedanke als Erkenntnisprinzip gesiegt. Evolution wurde zum beherrschenden Prinzip des 19. Jahrhunderts, in Geschichte und Philosophie (Hegel) wie in der Theologie, vor allem aber in den Naturwissenschaften – es genügt, an Darwins Entwicklungslehre zu erinnern und an ihre Vorstufen bereits in Goethes naturwissenschaftlichen Schriften. Da alles Wahrnehmbare, auch die Menschen und die Texte selbst, nicht unveränderlich und in sich einheitlich war, sondern wirklich vorhanden nur in der jeweils sichtbaren Phase einer Entwicklung, führte der Weg notwendig zu den Problemen des Relativismus, aber auch zu weiteren, dadurch möglich werdenden Erkenntnissen.

Das Fach Geschichte, und mit ihm die „Mittlere und Neuere Geschichte", ist also in dieser säkularen Veränderung nur einen Anwendungsfall unter vielen – wenn auch mit großen, auch politischen Auswirkungen. Ein Überblick zum Siegeszug des neuen Denkens und der neuen Methode setzt am besten mit Rankes Semi-

nar ein, um von ihm aus den Weg zur Etablierung des „Fachhistorikers" mitsamt den Begleiterscheinungen zu verfolgen.

IV

Ranke hat in bahnbrechenden Untersuchungen Quellen des Mittelalters und der Neuzeit der neuen Text- und Quellenkritik unterzogen, suchte diese aber auch Schülern zu vermitteln, die er in Berlin seit 1833 in seiner Wohnung um sich versammelte. Hier beschränkte er sich auf die Geschichte des Mittelalters und auf die nationale Geschichte, im Geiste des vom Freiherrn von Stein ins Leben gerufenen Editionswerkes der *Monumenta Germaniae Historica*, deren Wahlspruch – jedem ihrer Bände vorangestellt – lautet: *Sanctus amor patriae dat animum.* Unter den Quellen zur Kaisergeschichte wählte er die der ottonischen Periode, weil er zu den Saliern durch Stenzel, zu den Staufern durch den allerdings weit weniger kritischen Raumer Vorarbeit bereits geleistet sah. Den auf seine Veranlassung von der Berliner Universität für die beste Seminararbeit ausgeschriebenen Preis gewann Georg Waitz mit einer Arbeit über Heinrich I.

Aber auch die anderen Schüler waren so angetan von der kritischen Prüfung der Quellen wie der hinter ihnen stehenden Geschichte, daß Ranke sie für den Plan gewann, „Jahrbücher der deutschen Geschichte" für die einzelnen Herrscher aufgrund der überprüften Quellen zu verfassen, die schon 1837 für die Ottonen in einer ersten Version zu erscheinen begannen und später, stark verbessert, als eine der großen Unternehmungen der von Rankes königlichem Freund Maximilian II. von Bayern begründeten Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben und fortgesetzt wurden. Ranke wurde zum ersten Präsidenten dieser bis heute bedeutendsten und vielfältigsten Institution zur Edition und Untersuchung von Quellen zur mittelalterlichen, namentlich aber neueren Geschichte, und er veranlaßte die Ernennung eines seiner Berliner Schüler, Sybel, zum Ersten Sekretär.

Rankes Schüler beherrschten durch Dönniges, Sekretär Maximilians II., die Lehrstuhlbesetzungen in Bayern, durch Sybel die Entstehung der Seminare in München (1857) und dann in Bonn (1865), durch ihn auch die von ihm herausgegebene „Historische Zeitschrift" als führendes Organ der jetzt etablierten neuen kritischen Geschichtswissenschaft, durch denselben Sybel als Generaldirektor des Preußischen Staatsarchivs das Archivwesen Preußens mit seinen zahlreichen Editionsreihen, durch Adolf Schmidt die heute nur noch dem Spezialisten als „Fundgrube" bekannte der Quellenkritik dienende Zeitschrift „Forschungen zur deutschen Geschichte" und endlich durch Waitz als Nachfolger von Pertz das gewaltige Editionsunternehmen der *Monumenta Germaniae historica* mit weiteren Rankeschülern unter den besten Mitarbeitern und einer der Handschriftenerfassung, Editionsvorbereitung und Quelleninterpretation dienenden Zeitschrift „Neues Archiv", aus dem „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" hervorgegangen und heute den Namen „Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters" tragend. Hier hat die Fähigkeit, den Funken der Erneuerung auf jüngere

überspringen zu lassen und ihnen zugleich die Förderung der Behörden zu sichern, eine ähnliche Dominanz in der Forschungsorganisation zur Folge gehabt, wie sie in Frankreich für den nach dem Ersten Weltkrieg um Marc Bloch und Lucien Fèbvre entstandenen Kreis nach dem Zweiten Weltkrieg eingetreten ist.

Aber war das Fach Geschichte wirklich etabliert, wenn in Bayern, Preußen und anderen deutschen Staaten seine führende Richtung kräftig gefördert und mit Professuren abgesichert wurde? Vergessen wir nicht, daß die Schüler dieser Professoren zunächst Studenten der Theologie, Philologie und Jurisprudenz waren. Ein Studienfach Geschichte konnte es erst geben, wenn sich die ihrerseits teils neu geschaffenen, teils umgestalteten staatlichen Unterrichtsbehörden entschlossen, an den Gymnasien einen Geschichtsunterricht auf wissenschaftlicher Grundlage einzuführen, für den nun auch entsprechende Lehrer ausgebildet werden mußten. Deren neu entworfener Studienplan hat den neuen Professoren die „Geschichtsstudenten" erst zugeführt.

Wo so große öffentliche Mittel eingesetzt wurden, ging es dabei nur um Wissenschaft und neue Methoden? Profitierte gerade die Geschichte nicht vom allgemeinen Aufschwung nationalen Denkens in Europa und mußte sie dafür nicht einen hohen Preis entrichten? Aus einer Geschichte für Fürsten, hohe Bürokratie und Diplomaten wurde doch jetzt erst eine Geschichte für die Bürgerelite, eine nicht allein national verstandene sondern auch der Nation verpflichtete Aufgabe. Eine Beschränkung unserer Betrachtung auf das Fach und seine Seminare würde die entscheidende Frage nach Beweggrund, Inhalt und Ergebnis der dort geleisteten Arbeit verfehlen. Die moderne Nation in Europa, die Darstellung ihrer Geschichte, wie man sie jetzt für richtig hielt, und der nationale Geschichtsunterricht sind verschiedene Seiten des gleichen Phänomens. Ich habe an anderer Stelle vorgeschlagen, den Zeitpunkt der Entstehung der modernen, zunächst die gebildeten Bürger, dann auch die Massen umfassenden Nationen auf die Generation anzusetzen, die im betreffenden Land auf die Errichtung des Unterrichtsministeriums gefolgt ist. Vor dieser Generation war der nationale Gedanke und das mit ihm verbundene Geschichtsbild die Angelegenheit einer verschwindenden Minderheit.

Amerikanische und britische Autoren haben sogar für die frühste moderne Nation des kontinentalen Europa, Frankreich, gezeigt, daß das Interesse der Massen für die Nation, ja sogar die Fähigkeit aller, die Nationalsprache zu sprechen, geschweige denn zu lesen und zu schreiben, überhaupt erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erreicht wurde. Neben der erst unter der Dritten Republik obligatorischen und zugleich einheitlichen Schule hat am stärksten das Zusammenleben der jungen Männer aus allen Teilen des Landes in der Armee und das Erlebnis der beiden Kriege gegen Deutschland 1870/71 und 1914/1918 integrierend gewirkt. In Italien und Griechenland mußte gar, ungeachtet antiker Größe dieser Länder, nach eineinhalb Jahrtausenden Überfremdung und territorialer Zerstückelung eine einheitliche nationale Sprache überhaupt erst durchgesetzt werden – hier durch die Verbindlichkeit des Unterrichts im Toskanischen, der das Napolitanische oder ein dem Südfranzösischen nahestehendes, in Turin gesprochenes Idiom wenigstens in der Schriftsprache verdrängte, dort durch eine auch mit Hilfe deutscher Professoren auf Basis des Altgriechischen geschaffene neugriechische Sprache.

In jedem Fall wurde aber hier wie andernorts eine neue nationale Geschichte jetzt geschrieben und alsbald gelehrt. Sie machte aus Italien ein Land, das von Tirol bis nach Sizilien offenbar stets von italienisch sprechenden Italienern bewohnt gewesen ist, die unerklärlicher Weise über ein Jahrtausend gehindert worden waren, ihre „nationale Einheit" zu verwirklichen. Man lese den Artikel „Einheit" im vorzüglichen Sammelwerk „Geschichtliche Grundbegriffe", um zu erkennen, wie spät Begriff und Forderung „nationaler Einheit" Menschen zu bewegen begannen. Bis heute haben die nationalen Geschichtsschulen, befangen in der von ihnen mitgestalteten nationalen Geschichtstradition diese Tatbestände nicht ins Bewußtsein treten lassen, haben sie doch die reiche europäische Vergangenheit hinter einer im 19. Jahrhundert, sagen wir ruhig, neu konstruierten Geschichte verschwinden lassen und an ihre Gebilde auch selbst geglaubt.

Aber haben wir nicht eben dargelegt, wie kritische Quellenforschung eine Heimstatt in Deutschland fand – mußte nicht hier ein weit objektiveres, genaueres Bild auch der nationalen Geschichte entstehen? Auf diese Frage eine Antwort zu versuchen, erlaubt, in all den erwähnten neuen Errungenschaften zugleich ihre Grenzen und negativen Folgen zu erkennen. Die Bewohner der deutschen Staatenwelt waren, wie die der italienischen, herausgefordert und zugleich fasziniert durch das Geschehen der französischen Revolution und den zumindest theoretischen Sieg des *„peuple français"*. Zwar gab es in Deutschland keinen Sieg der Revolution, aber hinter Volk und Nation der Franzosen gedachte man zumindest historisch nicht zurückzustehen. Nun entstand mit Wortschöpfungen wie „Volkstum" und „Volkheit" überhaupt erst das politische Konzept „deutsches Volk", das, wie wir im Artikel „Deutschland" im Lexikon des Mittelalters darlegten, als Lehnübersetzung von *„peuple français"* angesehen werden kann.

Nun machte die Romantik mit ihrem germanistischen Großmeister Jakob Grimm sämtliche Hervorbringungen der deutschen, ja der germanischen Geschichte in Sprache, Dichtung, Recht und Kultur zu Emanationen des jetzt propagierten „deutschen Volksgeistes", den es vermeintlich schon immer gegeben habe, und gegenüber dessen natürlich gewachsener Ewigkeit die „Künstlichkeit" moderner Staaten abfiel. Die Fürsten, von denen man im Unterschied zu Frankreich auch weiterhin regiert wurde, wurden zu bloßen Vollstreckern der Volksgeschichte. Das gerade erst als politisches Gebilde entdeckte „Volk" wurde zum einzigen Objekt und Subjekt zugleich der deutschen Geschichte. Die Idee, „Die Geschichte des teutschen Volkes" zu schreiben, kam Heinrich Luden um 1800, auch wenn er sie erst 1825–1837 in einem 12bändigen, nur bis 1237 vordringenden Werk verwirklichte, zu einer Zeit, da Stengel seine Saliergeschichte bereits als Teil einer von ihm seit 1810 geplanten „Geschichte der Deutschen von Karl dem Großen bis auf Rudolf von Habsburg" herausbrachte.

Breitere Wirkung ging aber erst vom Rankeschüler Wilhelm Giesebrecht aus, der für die deutschen Gebildeten wie für die ersten Generationen der neuen Studenten der Geschichte und künftigen Geschichtslehrer eine „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" schrieb. Mit ihrem Titel schuf er zugleich diesen Begriff, der sich mit seiner geschickten Verkleidung eines römischen als ein deutsches Kaisertum bis heute gehalten hat – dergestalt, daß ein so beachtlicher Historiker wie Walther

Kienast sich wundern konnte, daß die Franzosen (!) ihn nicht übernommen haben. Giesebrecht hatte spektakuläre Erfolge bei der Rekonstruktion verlorener Texte. Aber sein Meister Ranke hat auch seine poetische Ader klar erkannt. Giesebrecht dichtete den Deutschen eine nationale Geschichte des Mittelalters, in der unversehens das ebenso römische wie katholische Imperium zu einer deutschen, quasi-nationalen Vormacht im Abendland wurde mit dem ausdrücklichen Hinweis, das ein neues deutsches Reich, das er durchaus legitim herbeisehnte, dieses große Erbe anzutreten habe. Zwar war der Traum von einem neuen, „zweiten" Reich eine breite Strömung im deutschen 19. Jahrhundert. Mit Giesebrechts in immer neuen Auflagen erscheinenden Bänden hat jedoch die neue kritische Geschichtswissenschaft diesen Traum in ihr Geschichtsbild integriert, und eine anachronistische *ab eventu*-Deutung eingebracht, von der sich die deutsche Mediävistik, in der es immer noch ein wenig giesebrechtet, bis heute nicht ganz erholt hat. Das Zeitalter der Verwissenschaftlichung und der Entstehung des Fachs Geschichte darf für ganz Europa und gerade auch für Deutschland zugleich als das einer großen Mystifikation der Völker über ihre Geschichte angesehen werden.

Präzise Forschung und Deutung im Einzelnen schloß visionäre und willkürliche Interpretation des Ganzen nicht aus, und an Stelle des eigenen Fürsten, wie in der dynastischen Geschichtsschreibung, verherrlichte man jetzt eben das eigene Volk. Daß daneben angemessenere Deutungen, nicht nur von Ranke (der aber für die deutsche Frühzeit bis zur Reformation von den hier angedeuteten Sünden nur partiell freigesprochen werden kann), entstanden, versteht sich von selbst. Was hier kritisch festgehalten werden muß, ist nicht politischer Einheitswille und nationaler Stolz als solcher, sondern die Vermischung der Genres, die aus Geschichtsschreibung letztlich doch überwiegend eine „wissenschaftlich untermauerte" politische Publizistik werden ließ, was von der „politischen Schule" der Historiker, denen Ranke zu lau war, auch ausdrücklich gefordert wurde. Daß deutsche politische Historiographie, trotz großer Verdienste in der Detailforschung, einer mißverstandenen und zugleich etwas naiven Kaisergeschichte und einer nationalen und machtpolitischen Vision der letzten Jahrhunderte verhaftet blieb, hat zweifellos zum Absacken des Interesses im Ausland an den früher hoch geschätzten deutschen Geschichtswerken beigetragen.

Doch war einseitige Hervorhebung der eigenen Nationalgeschichte im Zeitalter des Nationalismus europaweit verbreitet, und selbst der Wandel in Frankreich zur Geschichte des Menschen an Stelle des Staates, auf den wir abschließend eingehen werden, hatte ganz spezifische Voraussetzungen, unter denen auch politische Motivationen zunächst nicht fehlten. Es wäre jedenfalls abwegig, das letztliche Ergebnis des einst weltweit nachgeahmten deutschen Historischen Seminars mit dem Blick auf einige Aspekte der sog. „politischen Historie" nur negativ zu sehen. Die Fülle der Leistungen in dem Jahrhundert, dem unser Rückblick heute gilt, soll wenigstens mit der Nennung einiger Themenbereiche angedeutet werden, in denen methodisch Bahnbrechendes vorgelegt wurde und wird.

Da ist zunächst die Landesgeschichte zu nennen, die aus älterer Territorialgeschichte zu einem neuartigen Forschungsfeld wurde, in dem lange vor der *Ecole des Annales* das Zusammenwirken der verschiedensten Disziplinen methodisch er-

probt wurde mit dem ausgesprochenen Ziel, zu einer Erkenntnissynthese zu gelangen. Geologie, Geographie mit ihrer neuen Disziplin „Landeskunde", Kartographie von hoher Qualität als neue Forschungs- und Darstellungsweise, Bevölkerungs- und Siedlungsgeschichte, Rechts-und Stadtgeschichte, Sprach- und Dialektforschung, um nur sie zu nennen, haben hinter der politischen Geschichte (die allerdings im akademischen Unterricht und als Prüfungsgegenstand beherrschend blieb) Wirtschaft und Gesellschaft, den Raum als Landschaft und seine Menschen in Eigenart und Wandel sichtbar werden lassen.

Neue Wege beschritt man auch in dem, was bald „Ideen-", bald „Geistesgeschichte" genannt wurde, auch wenn ihr nicht ohne Grund im Ausland Neigung zur Abstraktion, zu geringe Beachtung sozialer Realitäten vorgeworfen wurde. Doch sollte man die fruchtbare Zusammenarbeit würdigen, die dabei zwischen Theologie, Geschichte der Philosophie, Kunst- und Kulturgeschichte, Literatur- wie Kirchengeschichte und den Historikern dieser neuen Richtung verwirklicht wurde. Hier fand man den Zugang zur endlich ernst genommenen eigenen Gedankenwelt einer jeweiligen Vergangenheit, was man bald ihr „Selbstverständnis" nannte. Die Quellenforschung selbst ist die Grundlage dieses Verstehens nicht mehr nur eines Textes oder eines Autors, sondern ganzer Generationen und ihrer „Mentalität" wie man heute sagt, und dabei genauer auf spezifische Gruppen und ihr soziales Umfeld abhebt.

Seit damals schon hat man in Deutschland immer neue Quellen für jene fernen Gedankenwelten erschlossen, in Bau- und Kunstwerken und ihrer Funktion, in religiösen Symbolen und Riten, und hier wurde das Hinausgehen über die schriftlichen Quellen gefordert und realisiert, ehe man von den entsprechenden Thesen der *Annales*-Schule überhaupt gehört hatte. Wir denken dabei an die von Percy Ernst Schramm bahnbrechend untersuchten Denkmäler der „Staatssymbolik", durch die die Beurteilung der politischen Geschichte erheblich vertieft wurde. Inzwischen ist das ganze Feld der „politischen Theologie", des Gebetsgedenkens für die Verstorbenen mit seiner immensen Überlieferung, der geistlichen Verwandtschaft als Halt und Bindung, um nur diese Beispiele zu nennen, eine ebenso breite wie quellennahe Mentalitätsforschung geworden, in der dem deutschen Anteil mit seinen verfeinerten Methoden und seinen konkreten, jetzt auch in die sozialen Zusammenhänge hinein gestellten Untersuchungen eine international führende Rolle nicht abzusprechen ist.

Diesem Bereich steht die Prosopographie mit dem Kerngebiet der einst von Gerd Tellenbach begründeten Adelsforschung nahe, deren Zentren in Freiburg und Münster mit Karl Schmid und Joachim Wollasch hohes Ansehen in der Welt genießen. All dies ist zugleich Sozialgeschichte, die auf das in der deutschen Rechtsgeschichte im institutionellen Bereich Geleistete ebenso zurückgreifen kann wie die jetzt erblühte Unterschichtenforschung, die nun allerdings eindeutig Anregungen der *Nouvelle Histoire* aufgegriffen hat.

Genuin aus der deutschen Tradition ist der Aufstieg der Begriffsgeschichte herzuleiten, die in dem von Otto Brunner und Werner Conze begründeten und seit längerem wesentlich von Reinhart Koselleck geleiteten inzwischen sechsbändigen Werk „Geschichtliche Grundbegriffe" ein fundamentales Nachschlagewerk vorge-

legt hat, das unser politisches wie historisches Denken auf präzisere Grundlagen stellt und ständig neue Forschungen hervorrufende Durchblicke gewährt.

Diese Beispiele mögen genügen, um die reiche und vielgestaltige historische Arbeit in Deutschland zu charakterisieren und deutlich zu machen, wie sie sich, unabhängig von den politischen Stürmen und Versuchungen, in fachimmanenter Logik aus den vorher skizzierten quellenkritischen Ansätzen entwickelt hat. Dabei sollte auch die quantitative Expansion, das Erreichen immer breiterer Kreise, nicht vergessen werden. Die größten deutschen Universitäten hatten vor dem Ersten Weltkrieg eine Gesamtstudentenzahl von 2000 kaum erreicht. Als nach dem Kriege, auch durch die heimgekehrten Frontsoldaten, Berliner Hörsäle von Hunderten Studenten gefüllt waren, hat dort ein Philosophieprofessor auf die Frage eines Kollegen, was er „lese", geantwortet: *„Ich brülle Kant"*. Der Mediävist Harry Bresslau hat seine „Historischen Übungen" in Berlin, die er im Wintersemester 1874/75 nach dem von ihm ausdrücklich genannten Vorbild Droysens begonnen hatte, selbstverständlich in seinem Studierzimmer bei Tee und Gebäck veranstaltet. Erst als es die Teilnehmer nicht mehr fassen konnte, ging er in den Hörsaal der Universitätsbibliothek, wo die nötigen Bücher und Hilfsmittel zur Verfügung standen. An kleineren Universitäten wie in Greifswald konnte selbst in Vorlesungen bei einem Mann vom Range Georg von Belows die erforderliche Zahl von drei Hörern durch die Erkrankung eines von ihnen bedroht werden. Die Zahl der „Studenturen" übertraf also kaum die der Professuren.

Kleine Anfänge sind der Qualität nicht hinderlich gewesen – eher ist die Leistung zu unterstreichen, in den erst nach dem 2. Weltkrieg entstandenen Massenuniversitäten dennoch eine qualitätvolle, ja sogar vielgestaltigere Ausbildung zum Historiker zu vermitteln – hier darf die Leistung des nun entstandenen „Mittelbaus" nicht unerwähnt bleiben. Der zu entrichtende Preis war eine extreme Diversifizierung der Forschung und des Unterrichts. Otto Dann konnte 1971 in einer Studieneinführung schreiben, ein Studium *der* Geschichte gebe es so wenig wie *die* Geschichte oder *die* Geschichtswissenschaft, denn: *„Ein Geschichtsstudium ist nur möglich als ein Studium bestimmter historischer Disziplinen."* Hier wird einer zutreffenden Beschreibung heutiger Universitäts- und Fachstrukturen eine ganz unangebrachte geschichtsphilosophische Dimension verliehen. Im Ablauf der Geschichte stecken wir ebenso unentrinnbar wie in der Natur, ganz unabhängig von allen Wissenschaften, die sich mit der Natur oder der Geschichte befassen. Das Stückwerk, das dem Historiker gelingen kann, macht darum nicht die Geschichte selbst zum Stückwerk, und das, was der Mensch von Geschichte begreifen kann, ist keineswegs dem Historiker allein, sondern ebenso und oft mehr dem Philosophen, Dichter oder Naturforscher vorbehalten.

Die Ausbildung zum Geschichtslehrer in 10 Semestern sollte nicht mit der Erkenntnis der Geschichte verwechselt werden, für die ein Gelehrtenleben zu kurz ist. Nur der sollte sich Historiker nennen, der im Einzelnen das Ganze zu sehen wenigstens versucht, der also zugleich bescheidener ist als Otto Dann und doch nicht ganz so bescheiden wie er. Vergessen wir also nicht: Historische wie pädagogische Methode ist, wie das Wort es besagt, bei aller Nützlichkeit, nur der Weg, nicht das Ziel.

Solche Überlegungen erinnern nachdrücklich daran, daß unser Überblick von der Entdeckung der historischen Methode bis zur Installierung des Studienfachs Geschichte die Frage nach dem Geschichtsbild und seinem Wandel in diesem Prozeß der Professionalisierung – und durch diesen Prozeß – noch nicht gestellt, geschweige denn beantwortet hat. Wer auf sie eingeht, muß, wenn auch nur in aller Kürze, zeigen, wer denn vor dem Sieg des modernen Fachmanns die Wahrnehmung der Geschichte getragen und vermittelt hat, und in welcher Weise und mit welchen Inhalten dies geschah. Vor diesem Kontrast-Hintergrund können unsere vergleichenden Beobachtungen zu den deutschen und französischen Vorstellungen im 19. und 20. Jahrhundert zu tieferem Verständnis vordringen, aber auch Orientierungspunkte für eine kritische Distanz gewinnen.

V

Immer wieder kann man lesen, das Mittelalter habe kein Geschichtsstudium an den Universitäten gekannt, habe also auch keine diese Bezeichnung verdienenden historischen Konzeptionen besessen, wenn man vom Weltbild der Universalchroniken absehe, das die Geschichte in die Heilsgeschichte von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht eingebunden habe. Man tut dabei so, als habe die Neuzeit ein wirkliches Geschichtsstudium an den Universitäten gehabt – wir haben gerade gesehen, daß dies vor dem letzten Jahrhundert nicht der Fall war. Lediglich die Theologen boten Kirchengeschichte an, die seit der Reformation überwiegend polemisch gegen die jeweils andere Konfession gerichtet war, und die Juristen lehrten Reichs- und Rechtsgeschichte. Sieht man einmal davon ab, daß Universitäten in Deutschland erst im 14. Jahrhundert auftreten, so haben unsere Professoren bei der Suche nach Vorläufern ihrer Disziplin zu niedrig visiert, indem sie in Überschätzung des sozialen Rangs und der geistigen Exklusivität der Universität übersahen, daß Geschichte in diesen Zeiten eine Sache Gottes war, der sie lenkte, eine Sache der Herrscher durch die er sie lenkte, und eine Sache der Kirche, die sowohl die von Gott gegebenen Zeichen zu deuten als das Wirken der Könige zu beurteilen hatte.

Es handelte sich also um höchstrangige Angelegenheiten, für die neben dem Herrscher selbst, seinen hohen geistlichen und weltlichen Beratern, endlich den Bischöfen und Theologen allenfalls führende Juristen die Stimme zu erheben hatten (so war es ganz natürlich, daß eben Theologie und Jurisprudenz auch an den Universitäten Geschichte lehrten). Die der Universität eigene „Ausbildung der Aufsteiger" spielte sich unter dem Niveau der etablierten Mächte ab, und an das „Volk" als etwaigen Adressaten der Geschichte dachte ohnehin niemand.

Außer im hohen Kirchen- oder Staatsdienst war der Akademiker vor dem 19. Jahrhundert noch keineswegs ins vordere Glied der Gesellschaft gerückt. Noch um 1850 hat ein adliger Gelehrter und Begründer der Wiener Akademie der Wissenschaften, Hammer von Purgstall, einen Ruf als Orientalist und Geschichtsprofessor an eine deutsche Universität mit der Begründung abgelehnt, dann könne er ja gleich Hauslehrer werden. Das war übrigens die Funktion, in der sich bis dahin

Geisteswissenschaftler dem Adel überwiegend genähert hatten, der damals noch seine Söhne in Begleitung eines Mentors zwar schon an die Universität zu schicken begann, aber erwartete, daß die Professoren, deren Vorlesungen zu belegen der junge Mann von Stand sich anschickte, ihre Aufwartung bei ihrem Studiosus machten, und nicht etwa umgekehrt. Der Hauslehrer war also in gewisser Weise vom Schloß in die Universität verlegt worden.

Die Pointe im Fall des immerhin damals schon etwas übertrieben hochmütigen Freiherrn Hammer von Purgstall soll nicht verschwiegen werden: Sein Urgroßvater im Mannesstamm war Gärtner beim Prinzen Eugen gewesen. Herrschergunst mehr noch als Verdienste hatten den Rang bestimmt, und die ganze Dimension des Wandels zum Glanz von „Besitz und Bildung" noch im gleichen Jahrhundert wird uns bewußt. Das neue Selbstbewußtsein der Gelehrten reicht ins 18. Jahrhundert zurück, wenn es etwa in der Akademiebewegung, auf deren Rolle damit neues Licht fällt, vorkam, daß die Vertreter der bis dahin autoritativen Disziplinen, Theologie und Jurisprudenz, ausdrücklich ausgeschlossen wurden, weil sie entweder einer Konfession ergeben, oder aber dem Staat verpflichtet, wissenschaftlich nicht frei genug seien, um im akademischen *„temple de la vérité"* zu wirken, wie Andreas Kraus das sehr schön für die Académie de Bordeaux 1723 gezeigt hat.

Auch hier liegt also der Einschnitt, d. h. das quasi revolutionäre Loslösen von den älteren Autoritäten, im 18./19. Jahrhundert, während das bis dahin währende Zeitalter der Fürsten und Priester seine ihm angemessene Vorstellung von der Geschichte und ihrem Nutzen für die Lenker der Menschen in der weltlichen und geistlichen Obrigkeit behielt. Was die irrigen Vorstellungen von einem aus den Leistungen von „Antike" und „Neuzeit" herausfallenden „Mittelalter" auch im Felde der Geschichtsschreibung angeht, in dem es angeblich nur „Annalen und Chroniken" zu verfassen wußte, so konnte ich 1987 in der Festschrift für Alfons Becker zeigen, daß die wichtigste historiographische Gattung in den dem „Mittelalter" zugeordneten Jahrhunderten in Rang und Eigenart gar nicht erkannt worden war. Es handelt sich um die *„historia"*, eine von Orosius geschaffene christliche Universalhistorie (nicht zu verwechseln mit den Weltchroniken, die annalistisch geordnet sind und nicht in Bücher und Kapitel), die in der rhetorischen Form die erfolgreiche und beliebte *„Historia"* des Pompeius Trogus in der Kurzfassung des Justin übernahm und fortführte, dabei jedoch das entscheidende christliche Moment der Lenkung der Welt durch Gott mit Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen (*„iusto Dei iudicio"*) zum roten Faden der Darstellung machte.

In den *Historiae*, die durch ein Jahrtausend dem Modell des Orosius folgten, wie dieses mit einem geographischen Exkurs (bei Orosius laut Ausweis eines altphilologischen Kenners der beste der „Antike") begannen, Reden der Hauptakteure einstreuten, wurde von in der Regel hochplacierten Autoren, für den Herrscher und den geistlichen wie weltlichen Adel die Lenkung der Welt durch Gott, der sich dabei der guten und schlechten Könige bedient, dargestellt und interpretiert. Diese Geschichte verstand sich als direkte Fortsetzung der in der Bibel überlieferten Heiligen Geschichte, zeigte sie doch das Wirken Gottes in der Welt *nach* der Erscheinung Christi, für die Gott, nach Auffassung dieser Historiographie, das römische Weltreich als Gefäß für die Ausgießung seines Evangeliums so groß hatte werden

lassen. So standen denn auch in den Bibliotheken der Kirchen und Klöster nacheinander die Bücher der Bibel mit den zugehörigen Kommentaren, die beiden Werke des Flavius Josephus, das eine bereits eine als *Historia* der Juden stilisierte Bearbeitung des Alten Testaments, das andere die jüdische Zeitgeschichte genau in der Periode behandelnd, in der die Berichte der Evangelien abbrechen, und dann die *„Historiae"*, wobei diese eben darum wie die ihnen vorausgehenden Werke in oft 200 und mehr Handschriften heute noch erhalten sind, während wir von anderen Werken meist weniger als 10 Handschriften, oft nur eine einzige, besitzen.

Autoren waren meist Bischöfe, die nicht selten leitende Staatsmänner waren oder dem Königshaus nahestanden – auf ihre Stimme, auf ihre Deutung des Geschehens wurde gehört, gerade auch von den Königen selbst, die sich sogar in politischen Entscheidungen auf die *„Historiae"* beriefen. Nennen wir Gregor von Tours, Frechulf von Lisieux, Liutprand von Cremona, Thietmar von Merseburg, Otto von Freising, sämtlich Bischöfe und alle rhetorische Form und großzügige, auf das Ganze des göttlichen Weltplans abzielenden Inhalt anstrebend, auch wenn sie nur ein Teil der christlichen Welt behandeln. Diese Geschichtsbetrachtung hat nicht nur bis Bossuet und Fénélon geherrscht wie man bereits beobachtet hat. Sie wirkt, und das macht sie aktuell für unser Thema, noch in das Geschichtsbild der großen Neuerer der historischen Methode im 19. Jahrhundert hinein, was den danach eintretenden Wandel erst als Zäsur erkennbar macht.

Noch im 19., ja im 20. Jahrhundert glauben französische, katholische Autoren ganz im Sinne einer säkularen *„Historia"*-Tradition an die göttliche Auserwählung Chlodwigs und des *regnum Francorum* für die Hinführung der westlichen Welt zum Katholizismus, und sehen im König von Frankreich den *rex christianissimus*, in seinem historischen Erben Frankreich, seinem Volk und seiner Kirche die älteste Tochter der römischen Kirche. Für Herder ist die Geschichte das Werk Gottes und der Kommentar zu Gottes Wort. Der gleiche Droysen, den wir als Autor des grundlegenden Werks zur historischen Methode kennen lernten, schrieb 1836 an seinen Verleger Perthes: *„So durchdrungen bin ich von der allmächtigen Regierung Gottes, daß ich meine, es kann auch kein Haar vom Haupte fallen ohne seinen Willen."*

Wer nun meint, das habe nicht auf seine Geschichtsschreibung eingewirkt, irrt. So wie Orosius die siegreichen Römer, sieht Droysen den siegreichen Alexander als Werkzeug Gottes, der bei seiner Einigung und der dadurch eintretenden Hellenisierung des Orients dem römischen Weltreichs und der christlichen Universalreligion vorgearbeitet habe. Er wußte es nicht, wohl aber Gott. Selbstvertsändlich wirkt also Gott für Droysen auch in der preußisch-deutschen Geschichte, an die er ja nach dem Alexander-Modell herangegangen ist. Darum wird bei ihm schon das kleine Brandenburg zur vorbestimmten Keimzelle eines großen Preußen und eines deutschen Reiches, nun aber mit dem rechten Glauben des Protestantismus und einem Staatswesen, in dem auch Hegel die bis dahin höchste Erfüllung des Weltgeistes sah.

Und was sagt Ranke? Nicht nur jenes berühmte Wort, daß alle Jahrhunderte unmittelbar seien zu Gott, sondern ganz präzis, wie Vierhaus zitiert, ohne das orosianische Geschichtsbild als Wurzel zu nennen, daß *„ohne den römischen Staat ...*

die christliche Religion schwerlich auf der Erde eingeführt worden" wäre. Ranke hat diesen Gedanken des Gotteswirkens in Auf-und Abstieg der Könige und Reiche, ganz im Sinne einer Geschichtsschreibung, die wir „mittelalterlich" nennen, nur um sie nicht christlich nennen zu müssen, ausdrücklich verallgemeinert, indem er die Staaten *„Gedanken Gottes"* nannte. Das geht noch weiter als die Herrscherlegitimation durch das *Dei gratia* und weiter als das „Gottesgnadentum", dessen neuen Aufschwung im 19. Jahrhundert, nach der Revolution und dem „Usurpator" Napoleon, Franz Schnabel betont hat. Ranke zitiert endlich Augustin, den Auftraggeber des Orosius: *„Der menschliche Geist zeugt von dem Licht, ist aber nicht das Licht. Das wahre Licht ist das Wort, welches Gott ist und alles geschaffen hat."* Direkter konnte man nicht die *„Lumières"*, die „Aufklärung", in ihre Schranken weisen. Nachdem die Botschaft Christi und die vom heiligen Geist ausgebreitete christliche Lehre Licht in die Finsternis des Heidentums und in die Welt der sündigen Seele gebracht hatte, hatten die Gegner des Glaubens dieses Bild usurpiert, vom Licht der Vernunft und der Wissenschaft, eines freien menschlichen Geistes in der Finsternis klerikalen Aberglaubens gesprochen.

In historischen Seminaren wird die Methode so gelehrt, als gäbe es nur eine historische Technik, und nicht das entscheidende Deutungsproblem hinter der Recherche des Historikers. Beachtet man es aber, wie wir es eben taten, dann wird verständlicher, warum Ranke sich für die deutschen Fürsten als Träger deutscher Staatlichkeit erwärmte. Sie sind an ihrem Platz durch Gottes Willen, und die Restauration, deren Historiker er war, hatte Gottes Willen erkennen lassen. Die deutschen Fürsten sind aber auch die (gottgewollte) Voraussetzung zum Sieg der Reformation gewesen, und haben eben darum Deutschland an den Gipfel der modernen Welt geführt – Luther, Reformation und deutsche Fürsten, das gehörte zusammen.

Mit anderem Akzent, aber aus gleichem Glauben an Gottes direktes Wirken in der Welt hatten die Historiographen der nach Preußen ausgewanderten Hugenotten dargelegt, daß Frankreich und sein Königtum in der Tat von Gott auserwählt gewesen sei, bis zum Verbrechen der Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. Nun habe Gott seine Hand von diesem Lande abgezogen, und die neue Heimstatt des rechten Glaubens sei Preußen und sein Königshaus. Bismarck hat diesen glühend an die Sendung seines Staates glaubenden Hugenotten bestätigt, sie seien „die besten Preußen".

Das „Umkippen" des theozentrischen Geschichtsbildes hat weit zurückgehende Wurzeln, ist aber, wie wir sahen, später erfolgt als gemeinhin angenommen wird. In Deutschland manifestiert es sich ausgerechnet in einem Barden der deutschen Größe, Heinrich von Treitschke, der 1861 in den Preußischen Jahrbüchern vom *„erbarmungslosen Rassenkampf der Geschichte"* spricht und die Religion verächtlich als *„subjektives Bedürfnis der schwachen Menschenherzen"* abtut. Iggers, der dies zitiert, vergißt allerdings zu erwähnen, daß Treitschke den Gedanken des Rassenkampfes bei Augustin Thierry formuliert und in größeren Werken durchgeführt vorgefunden hat, sind doch Rassen- wie Klassenkampf die direkten Ableger der französischen Revolution und ihrer geistigen Vorbereitung, wie ich in der Einleitung zu meinem 1. Band in Jean Faviers sechsbändiger „Geschichte Frankreichs"

dargelegt habe. Von den Ideen Thierrys und Treitschkes führt ein direkter Weg zum Sieg der Entdeckungen Darwins und zu Max Webers Bemerkung, niemand könne mehr ernsthaft daran glauben, *„daß es etwas wie einen Sinn in der Welt gebe."* Man stehe der *„ethischen Irrationalität der Welt gegenüber"*. Das geht noch weiter als Nietzsches *„Gott ist tot"*, das nicht zufällig die Wende zum schrecklichen 20. Jahrhundert markiert. Wird doch hier aus dem Wegfall der Glaubengewißheit alsbald auf den von Moral und Ethik geschlossen, ein Beispiel, das zeigt, wie sehr beide in Europa mit dem Christentum verbunden erscheinen. Tatsache ist jedenfalls, daß mit der Anzweiflung, dann Verwerfung göttlichen Wirkens in der Geschichte der Weg frei wurde zur bei Treitschke anklingenden Entfesselung des Machtgedankens und des „Machtstaats" im Sinne nicht bloß faktischer Gewaltausübung, sondern des „Rechts des Stärkeren", also der Auslöschung des Rechtsgedankens zumindest im zwischenstaatlichen Verkehr, der in den totalitären Systemen, die nicht zufällig am schärfsten antireligös waren, sehr bald auch seine faktische Leugnung folgte.

Für die deutsche Geschichtswissenschaft wurde das Preisen des nationalen „Machtstaats" (eine deutsche Wortbildung), zum Verhängnis. Ich schenke mir hier die Behandlung ihrer Rolle im NS-Staat, der ich 1967 ein kleines Bändchen gewidmet habe, das auf einen Vortrag im Heidelberger Auditorium Maximum zurückging, und beschränken mich auf die Zeit bis zum Zusammenbruch des Hohenzollernreichs, weil hier direkt die Anfänge des Aufstiegs einer neuen französischen Geschichtsauffassung anknüpfen.

In Deutschland wurden die dominierenden „politischen Historiker" zu Experten für die Macht als solche. Sie waren jetzt Ratgeber der Mächtigen dieser Welt, die von ihnen Kategorien des politischen Denkens und Handelns übernahmen. Und sie lehrten die Erreichung von Macht und Vormacht als höchste nationale Pflicht, letztlich als Selbstzweck. Ferne Vorläufer waren Machiavell und, mit Einschränkung, Commynes. Aber selbst ein Seeley, Bewunderer Rankes und Autor der „Expansion of England" (1884) sah in der Geschichte noch eine Schule der Staatskunst, noch nicht ein Alibi für entfesseltes Machtstreben um jeden Preis. 1946 hat Alfred Weber in später Einsicht in die deutsche Machtvergottung die deutschen Geisteswissenschaften in die Verantwortung für das Geschehene einbezogen: *„Macht und wiederum Macht. Das Gros der deutschen Professoren fiel vor diesem Fetisch wie vor einem gottgesandten politischen Heiland nieder. Und jede Verbindung von ideellen Gehalten und Machtinteressen – etwas, was lebensmässig unentrinnbar ist, da Machtinteressen ... überall mitspielen ... vollends in allen Staatshandlungen – hieß im deutschen offiziellen Jargon seitdem Schwindel, Cant. Man wollte Macht gedanklich ganz säuberlich und rein geputzt."* Bereits 1907 hatte der Sorbonne-Germanist Henri Lichtenberger das deutsche Machtstreben als vermeintliche Tugend, die sich von der Heuchelei der anderen distanziere, erkannt: man war vom historisch-politischen „Recht des Stärkeren" überzeugt und sagte das auch. Die Ausdehnung des Darwinismus auf die Politik war in Deutschland auf besonders fruchtbaren Boden gefallen.

1928 hat dann Paul Valéry sein 1931 veröffentlichtes Verdikt über die nationalistische Geschichtsschreibung geschrieben: *„L'Histoire est le produit le plus dan-*

gereux que la chimie de l'intellect ait élaboré ..." Von diesem Produkt sagte er mit einer Nüchternheit, die vielen Historikern abging: „*Es berauscht die Völker, trichtert ihnen fiktive Erinnerungen (!) ein, führt sie zum Größenwahn und macht die Nationen bitter, hochmütig, unerträglich und eitel.*" Das war genau die Zeit, in der in Frankreich eine neue Fachrichtung sich ebenso ernüchtert von der nationalen Geschichte in den Handbüchern, denen sie Unwahrheit und Lächerlichkeit vorwarf, abwandte und das Ende der Geschichtschreibung der Herrscher und der Kriege verkündete.

VI

Gewiß war diese Ablehnung durch primitive „*Manuels*" voller Herrscher- und Schlachtendaten in Frankreich selbst provoziert. Aber viel mehr noch waren die Historiker, die etwas anderes dagegen setzten wollten, davon überzeugt, daß die bis dahin in der Welt dominierende deutsche Geschichtsforschung den bis dahin machtvollsten Ausdruck einer auf die Staaten, ihren Machtaufstieg und Niedergang fixierten Geschichtsbetrachtung dargestellt hatte. Das Deutsche Reich, das diese Wissenschaft und ihren Stolz getragen hatte und ihr selbst so viel verdankte, dieses Reich war 1918 besiegt. Mehr als das, es war mitsamt der Wissenschaft, auf der es seine Macht begründet hatte, gescheitert, es war widerlegt. Aufgabe der Geschichtswissenschaft, namentlich der französischen, war es, die geistige Widerlegung zu Ende zu führen durch eine neue, bessere, mehr auf den Menschen als den Staat orientierte Forschung und Lehre und damit zugleich den Sieg der Humanität und Frankreichs zu vollenden.

Der Mann, der solche Gedanken, wenn auch weniger auf Frankreich fixiert, den alliierten Siegermächten, soweit das überhaupt erforderlich war, inspiriert, sie zumindest autoritativ formuliert hatte, war ein Belgier, der Historiker Henri Pirenne. Im Kriege hatte er, in deutscher Internierung lebend, fern von seiner Bibliothek eine „*Histoire de l'Europe*" verfaßt als eine einzige Widerlegung deutscher Geschichtsvorstellungen. Als 1919, ein Jahr nach dem Sieg, die Universität Oxford die Sieger mit der Doktorwürde auszeichnete, waren die Geehrten der französische Marschall Joffre, der amerikanische General Pershing, die britischen Admirale Beatty und Jellicoe und, neben vier Militärs, als „geistiger Sieger", der belgische Professor Henri Pirenne.

Dieser hat dann 1923 seine neue „*méthode comparative*" in einem aufsehenerregenden Vortrag auf dem 5. Internationalen Historikerkongreß vorgestellt, kurz nachdem er eine andere Programmschrift unter dem Titel veröffentlicht hatte: „*Ce qu'il faut désapprendre de la science allemande.*" Wissenschaftlich arbeiten konnte demnach nur, wer erst einmal vergaß, was ihn Deutschland in der Zeit seiner politischen und wissenschaftlichen Hegemonie gelehrt hatte. Bemerken wir dazu am Rande, daß immerhin Pirennes „*méthode comparative*", 14 Jahre vor dem Kongreß von 1923, 1909 durch das Ehrendoktorat einer deutschen Universität ausgezeichnet worden war, in Leipzig, wo Karl Lamprecht, allerdings in Opposition zur herrschenden Tendenz in der deutschen Historiographie, sein kulturhistorisch orien-

tiertes „Institut für Universalgeschichte" (!) gegründet hatte, und daß Pirenne noch 1915 die Verdienste des Freundes Lamprecht und seines Instituts gewürdigt hatte.

Für die Welt und für die beiden jungen französischen Historiker Marc Bloch und Lucien Fèbvre, gerade zu Professoren im befreiten Straßburg ernannt, war Pirenne der geistige und moralische Überwinder des kaiserlichen Deutschland und ein Wegweiser zu einer europäischen und komparatistischen Geschichtswissenschaft. Sie luden ihn nach Straßburg ein, und haben ihn auch später, als sie eine Zeitschrift planten, die ihre neue Richtung als Kampforgan repräsentieren und zugleich der ersten, schon 1900 in Wien gegründeten Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte den Rang ablaufen sollte, mehrfach gebeten, die Leitung zu übernehmen.

Pirenne versagte sich, und aus der wenigstens organisatorisch europäischen Zeitschrift wie aus der neuen „Schule" wurde noch mehr eine französische Unternehmung, wenn sie auch zumindest von einem der beiden Herausgeber, Marc Bloch, in wahrhaft europäischem Geiste geführt wurde. Bloch hat stets auch die deutschen Leistungen, die er besser kannte als durch viele Jahrzehnte irgendein Franzose, sorgfältig zur Kenntnis genommen, sie zwar kritisiert, aber auch gewürdigt, wo es ihm angemessen erschien. Sein treffendes Fazit: *„Zuviel Institutionen, zu wenig menschliche Realitäten"*, *„zuviel Erudition und Edition, zu wenig Geschichte"*, *„zuviel Spezialisierung, zu wenig Synthese"*, endlich *„zuviel Staat, zu wenig Gesellschaft."* Notieren wir am Rande, daß im nach dem letzten Krieg gegründeten Göttinger *Max-Planck-Institut für Geschichte* ziemlich genau diese Gesichtspunkte der langfristigen Zielsetzung zugrundegelegt wurden.

Halten wir zur Entstehungsgeschichte der sogenannten *„Ecole des Annales"* fest, daß Robert Demoulin, dessen Studie über *„Henri Pirenne et la naissance des ‚Annales'"* wir die interessanten Details über das damalige Nachkriegs-Straßburg verdanken, klar gezeigt hat, daß Bloch, Fèbvre und ihre Schüler davon überzeugt waren, daß mit dem Großen Kriege eine alte Welt zerbrochen war, vor allem die der zentral- und osteuropäischen Kaiserreiche, und mit ihr auch die alte Art, Geschichte zu schreiben, obsolet geworden war: eine neue Welt, die von demokratischen Kräften und sozialen Problemen beherscht wurde, brauchte eine neue Geschichtswissenschaft und eine neue Geschichtsschreibung. Damit ist zugleich gezeigt, wie irrig die inzwischen aufgegebene These war, die *Annales*-Schule sei eine Reaktion auf die Weltwirtschaftskrise von 1929 gewesen, einmal ganz davon abgesehen, daß der lange vorbereitete 1. Band der *„Annales d'histoire économique et sociale"* bereits 1928 erschien.

Die geistigen und wissenschaftlichen Wurzeln lagen ohnehin viel tiefer als die bisher von uns betonten äußeren Umstände es vermuten lassen, und auf sie muß in aller Kürze eingegangen werden. Der jüngste Führer dazu ist das 1987 erschienene Werk des niederländischen Historikers Pim Den Boer, *„Geschiedenis als Beroep"*, mit französischem Resümee. „Geschichte als Beruf. Die Professionalisierung der Geschichtsforschung in Frankreich 1818–1914" lautet der volle Titel in deutscher Sprache – es geht also um das, was wir zuvor für die deutsche Entwicklung, die Den Boer durchaus beachtet, skizziert haben, nur jetzt mit den überaus wichtigen Eigenheiten der französischen Philosophie und Historiographie.

In Frankreich hatte sich viel früher als in Deutschland, entsprechend seiner fortgeschritteneren innenpolitischen Strukturen, mit dem Positivismus von Auguste Comte und der Soziologie von Emile Durkheim, dessen Einfluß kaum überschätzt werden kann, eine neue gesellschaftliche Sicht des menschlichen Lebens Platz verschafft, die sich einige Historiker, wiederum viel früher als bei uns, zunutze machten. Während darum später in Deutschland die konservative Weise, Geschichte zu betreiben, sich zwar in den Seminaren weitgehend behauptete, in der öffentlichen Wirkung jedoch von Soziologie und Sozialwissensenschaften an die Seite gedrängt wurde, hat in unserem Nachbarland die Geschichtswissenschaft, – immerhin Erbin, nach Montesquieu und Voltaire, eines Michelet, der bereits von der *„résurrection intégrale de la vie"*, also einer Art *„histoire totale"* träumte, aber auch von der *„histoire des faits sociaux"* sprach – schließlich nicht nur behauptet, sondern eine Führungsrolle an sich gerissen, indem sie sich schon früh als eine quasi Universal-Gesellschaftswissenschaft betrachtete, für die Soziologie, ähnlich wie Anthropologie und in jüngerer Zeit Ethnologie, eine ihre zahlreichen Hilfswissenschaften ist.

Daß dieser Anspruch zwar etwas einseitig, aber nicht völlig unbegründet ist, zeigt die bedeutende Gestalt des wiederum in seinen Anfängen in Straßburg wirkenden Numas Fustel de Coulanges (1830–1889), den wir bereits als Mentor des jungen Jullian kennen lernten und der im 1988 erschienenen vorzüglichen Buch von François Hartog, *„Le cas Fustel de Coulanges"*, in seiner Aktualität gewürdigt wurde. Er war nämlich der Lehrer von Durkheim und hatte ihm als Dissertationsthema Montesquieu gegeben, und er hatte bereits ganz ruhig erklärt: *„L'histoire est la science des faits sociaux, c'est à dire la sociologie même."* So früh war dieser Anspruch also bereits erhoben worden. Fustel war zwar ein Meister der historischen Durchblicke, von der *„Cité antique"* (1864), die ihn zu einem der großen Althistoriker machte, bis zur *„Histoire des institutions politiques de l'ancienne France"*, von deren 6 Bänden er noch das Erscheinen des ersten erlebte (Jullian hat die Herausgabe besorgt und vollendet), durch die er einen Markstein der Mediävistik schuf, aber soziologische Generalisierungen waren nicht seine Sache, da er stets vom konkreten Befund ausging und einer der extremsten Verfechter höchster Treue gegenüber den schriftlichen Quellen blieb: *„pas de documents, pas d'histoire"* erklärte er.

Gerade davon aber hat sich die neue Schule, oft geradezu mit Spott abgewandt. So hat Fernand Braudel, einer ihrer bedeutendsten Vertreter, mir vor langen Jahren in Heidelberg seine Meinung über einen anderen „Quellenfetischisten", wie man das genannt hat, anvertraut, indem er zu dem bedeutenden belgischen Mediävisten François Louis Ganshof bemerkte: *„Il est bête"*. Ein Mensch, der Kapitularien lese und interpretiere und glaube, damit das Zeitalter der Karolinger verstanden zu haben, könne nicht sehr intelligent sein; außerdem frage er immer, woher etwas komme, nicht aber, was daraus geworden sei, was doch viel wichtiger sei. Doch sind die Wege von Fustel zu Marc Bloch, der ja auch stets ein brillanter Quellenforscher blieb, schon darum sehr direkt, weil Gustave Bloch, der Vater von Marc Bloch und einer der besten französischen Althistoriker, ein Schüler Fustels war.

Die Brücke von der im engeren Sinn soziologischen Sicht der Geschichte und der heute *„Nouvelle histoire"* genannten historischen Schule personifiziert sich in

Henri Berr, „*Normalien*" wie fast alle andern: im Grunde ist die *Annales*-Schule ein Produkt der *Ecole Normale Supérieure* in der Rue d'Ulm gewesen, weshalb Jacques Le Goff das mit dem Deutschen Historischen Institut gemeinsam veranstaltete Kolloquium zum Gedenken an Marc Bloch auch dort stattfinden ließ. Ich habe Berr nicht lange vor seinem Tode (1954) in seinem Arbeitszimmer aufgesucht, wo er mir, von den um ihn aufgetürmten Büchern fast verborgen, von Karl Lamprecht erzählte der, wie für Pirenne, sein einziger ihm wichtiger deutscher Gesprächspartner war – er hatte ihn sogar im 1. Weltkrieg noch einmal auf neutralem schweizer Boden getroffen, doch war da die Entfremdung durch den Krieg schon groß.

L. Fèbvre und Braudel erkennen Henri Berr ausdrücklich als Ahn der *Annales* an, und zwar durch sein Werk „*Synthèse et Histoire*" (1911) und mehr noch durch seine „*Revue de Synthèse*". Hier wurde der bloßen Erudition eine inferiore Position zugewiesen (was uns an die Verachtung der *historiens* für die *érudits* im 17. /18. Jahrhundert erinnert), denn Geschichte sei nur als Synthese der menschlichen und sozialen Erscheinungen zu erforschen, zu verstehen und darzustellen. Doch hieß das nicht Flucht in Verallgemeinerungen, sondern Versuch, das unendliche Material nach Themen und Regionen bibliographisch zusammenzutragen und zu analysieren – an einer solcher Arbeiten hat sich Marc Bloch beteiligt und höchstwahrscheinlich dadurch Anregungen zu der von ihm geforderten, aber erst von seinen Schülern meisterhaft verwirklichten „*monographie régionale*" erhalten (die aber, wie wir schon andeuteten, Inspirationen auch von der deutschen Landesgeschichte aufnehmen konnte). Jedenfalls wurden Sachthemen wie Regionen im Unterschied zu Deutschland aus ihrer spezialistischen Vereinsamung, sei als als „Rechts-", sei es als „Landesgeschichte", herausgezwungen: vor der Spezialisierung als Notwendigkeit und geistiger Not zugleich wurde nicht kapituliert, sie wurde als Herausforderung verstanden und als solche angenommen. Berr hat stets optimistisch in eine strahlende Zukunft der Wissenschaft geschaut und auch damit auf Dynamik, Vitalität, ja Aggressivität der *Annales*-Schule eingewirkt – wurde sie doch schließlich zu einer Bewegung, an die ihre Anhänger glauben.

Nicht unerwähnt bleiben soll die von Berr begründete in einen universalhistorischen Zusammenhang gestellte Buchreihe „*Evolution de l'humanité*", die komparatistische Menschheitsgeschichte in den verschiedensten thematischen und zeitlichen Zusammenhängen präsentieren will. In ihr haben Marc Bloch und Lucien Fèbvre einige ihrer Hauptwerke geschrieben, und es kommen in ihr zunehmend auch nichtfranzösische Autoren zu Wort.

Neben dem mehr harmonisierend wirkenden Henri Berr wirkte der Durkheim-Schüler François Simiand durch polemisch zugespitzte Thesen anregend. Er hat als erster in der Revue de Synthèse 1903 zum Thema „*Méthode historique et science sociale*" ein vernichtendes Urteil über die gesamte Geschichtswissenschaft gefällt, wie sie an den Universitäten, zuerst in Deutschland, dann nach diesem Vorbild in Frankreich gelehrt werde. Laut Simiand beten die Fachhistoriker drei Idole an: „*l'idole politique*" mit ihrem „akzidentellen", später sagte man „événementiellen" Charakter, ganz unergiebig für die Sozialwissenschaft; „*l'idole individuelle*", d. h. die eingefleischte Gewohnheit, eine Geschichte der Individuen zu treiben, statt eine Erforschung der Fakten („*études des faits*") – hier sieht man, wie irrig die Ableh-

nung des Evenementiellen in Deutschland oft als Ablehnung der „Fakten" verstanden wird, während gerade die *Nouvelle histoire* Produktions- und Bevölkerungszahlen mehr sammelt und untersucht als alle Vorgänger – nur handelt es sich natürlich um *„faits sociaux"*, nicht um Regierungsdaten, Schlachten und politische Verträge; endlich *„l'idole chronologique"*. Heute ist als Resultat dieses Angriffs auf die rein chronologische Reihung ständiger Wechsel von synchronischer und diachronischer Betrachtungsweise Allgemeingut geworden.

Diese markanten Beispiele mögen für eine Vorgeschichte genügen, die zeigt, wie sehr die oben angesprochene „Wende von 1918" längst vorbereitet war. Es sollen nun ohne systematische Ordnung einige Kerngedanken der französischen Schule vorgestellt werden, ohne daß ursprüngliches vom später hinzugekommenen immer geschieden wird, außer im Fall wichtiger Wandlungen.

VII

Indem der Mensch, allerdings mehr als soziales Wesen denn als Individuum, den Staat als zentralen Gegenstand historischer Betrachtung ersetzt hatte, wurden mit einem Schlage alle Wissenschaften vom Menschen Hilfsdisziplinen der Geschichte: Medizin und Anthropologie ebenso wie Psychologie, Soziologie oder Ethnologie. Waren zur Zeit, als ich Geschichte studierte, *„sich wiederholende Lebensvorgänge"* ausdrücklich als unhistorisch ausgeschlossen, da sie keine Veränderung betrafen, so hatte man jetzt die historische Dimension z. B. der Eßgewohnheiten erkannt, die sich langfristig eben doch und in aufschlußreicher Weise änderten, oder die Zahl der Kinder eines Ehepaars, für die man inzwischen beweisen konnte, daß in Frankreich sich die „Mode", nur zwei Kinder zu bekommen, im statistischen Mittel durchsetzte ganz unabhängig, ob es sich um Gegenden mit starkem oder geringem kirchlichen Einfluß handelte. Damit waren Verhaltensweisen oder Mentalitäten als Phänomene nicht einer unbegrenzten, wohl aber sehr langfristigen Dauer (*„longue durée"*) ermittelt. Auch wurde nicht allein „der Mensch" abstrakt ins Auge gefaßt, sondern konkret Mann oder Frau, und in jeder Phase des Lebens, Kindheit, Phase politischer, beruflicher und sexueller Hauptaktivität, Alter, in allen Umständen des Lebens, Überfluß und Armut, Krankheit und Tod. In diesen Forschungen hat z. B. ausgerechnet die nun wahrlich nicht „klerikal" orientierte neue Schule statistisch erkannt und bekannt gemacht, daß Frankreich noch im 17., 18. und 19. Jahrhundert unendlich viel frommer gewesen ist, als man in einseitiger Orientierung an literarisch hervortretenden Eliten angenommen hatte. Muß man sich wundern, daß diese Art, den Menschen in seiner Geschichte zu entdecken und näher kennenzulernen, einen großen Erfolg weit über Frankreich hinaus hatte?

Entsprechend zur Weite des Gegenstands hat sich die Quellengrundlage einer *„histoire totale"* oder *„histoire globale"* erweitert. Theoretisch hatte man auch in Deutschland schon gelehrt, daß alles unter bestimmten Umständen zur Quelle werden kann. Jetzt aber machte man Ernst mit nicht zufälliger, sondern systematischer Beachtung der geographischen wie agrarischen Fakten bis zu den unscheinbarsten Gegenständen des Alltags. Man verspottete jetzt die Historiker, die sich fast nur um

die *„gratteurs de papier"* und ihre literarischen oder urkundlichen Produkte kümmern und in der berühmten *Ecole nationale des Chartes*, in der u.a. die Archivare ausgebildet werden, sich, wie man ironisierte, um *„la petite virgule"*, das letzte Komma stritten. Das bedeutet aber nicht, daß nicht auch gewaltige Massen „neuer" schriftlicher Quellen „entdeckt", d. h. jetzt erst erschlossen wurden. So etwa die *„Mercuriales"*, Marktpreisnotierungen, für manche Gegenden in fast geschlossenen Serien erhalten, so die in den Militärarchiven beruhenden Listen der seit dem 17. Jahrhundert sorgfältig registrierten Militärpersonen, mit ihrem richtigen Namen und mit ihrem *„nom de guerre"*, aus denen sich militär- wie bevölkerungsgeschichtliche Erkenntnisse ergeben.

Für dieses Material kam der Computer im rechten Moment und hat seine Erschließung noch verstärkt und verbessert. Gewiß wurde in vielem nur fortgeführt, was die Wirtschaftsgeschichte schon begonnen hatte, jetzt aber war das Forschungsziel ganz überwiegend sozialgeschichtlich. Es ist überhaupt ein in Deutschland lange verbreiteter Irrtum gewesen, es handle sich bei der *Annales*-Schule um eine quasi-marxistische Richtung, in der ökonomischen Fakten der Vorzug vor politischen eingeräumt worden sei. Es ging von Anbeginn an vornehmlich um die konkrete materielle Kultur, um die konkrete Lebensform der Menschen, und um ihre Strukturen. In all dem ist Wirtschaftliches unentbehrlich, aber weder allein beherrschend, noch Zentrum des Interesses – die Wirtschaftsgeschichte ist in den letzten Jahrzehnten in Frankreich sogar in beunruhigender Weise in den Hintergrund getreten.

Ein Bandtitel von Braudel ist bezeichnend, *„Les structures du quotidien"*, was nicht bloß die auch bei uns jetzt propagierte „Alltagsgeschichte" meint, sondern Beobachtung und vergleichende Analyse ihrer Strukturen in Dauer und Veränderung. Was hier alles gesehen werden kann, zeigen einige Arbeitsfelder kennzeichnende Begriffe wie *„psychologie sociale"*, *„l'outillage mental"* in Sprache und Erziehung, untersucht am nachweisbaren Befund in der Bevölkerung selbst, *„modèles de comportement"*, etwa im erwähnten Bestreben, durch das Zweikindersystem sich einem sozialen Mittelfeld anzuschließen, etwa in der Rolle von *„rang"* und *„honneur"* als mächtige Motivation. Tatsächlich hat eine totale Sozialgeschichte sich alle anderen Phänomene, auch die kulturellen, untergeordnet oder einverleibt. Ausgehend von dem in der Tat wenig schönen Bild Marc Blochs vom Historiker, dem es um den Menschen gehe, er müsse wie ein *„ogre"* (Menschenfresser) überall das Menschenfleisch wittern können, haben Kritiker der *„Nouvelle Histoire"* nachgesagt, die Soziologie wie ein Blutsauger ausgebeutet zu haben, andere eine Vampirthese zur Beziehung der neuen Geschichtsmethode zur Geographie aufgestellt.

Die traditionell starke Position der Geographie in der französischen Historikerausbildung spielte in der Tat eine grundlegende Rolle im neuen Geschichtsbild. Im Universitätsstudium sind Geschichte und Geographie gekoppelt, übrigens zum Nachteil vertiefter Kenntnisse in einer der großen Fremdsprachen. Vertrautheit mit dem geologisch-geographischen Rahmen, den klimatischen Bedingungen, ganz allgemein ein den Raum in die historische Interpretation einbeziehende Methode hat sich als wertvoll erwiesen, auch bei den Großen des Fachs wie Marc Bloch und

Georges Duby. Die Marc Bloch-Schule beginnt ihre *„monographies régionales"* mit einem Abschnitt über die *„occupation du sol"*, also einer die geologischen, hydrographischen und klimatischen Verhältnisse berücksichtigenden Siedlungsgeschichte. Von da schreitet sie fort zu den Siedlern selbst, also zur Bevölkerungsgeschichte. In ihr kann auf sehr alte Traditionen der französischen Statistik aufgebaut werden, waren von der zentralistischen Staatsleitung doch sehr früh statistische Daten erfaßt und ausgewertet worden. Der Historiker benutzt dies alles jedoch nur als Mittel, um zu den tatsächlichen Lebensbedingungen der Menschen vorzudringen, wie das z. B. Ernest Labrousse für die Revolutionsperiode als Fortsetzer von Simiand gelungen ist.

Die bereits erwähnten Materialmassen, die zu erfassen waren, haben sehr früh den Gedanken einer Arbeit in Gruppen (*„équipes"*) aufkommen lassen, die dann idealisierend dem Individualismus des deutschen Stubengelehrten gegenübergestellt wurde, während sie in Deutschland wiederum übertreibend als Symptom für Kollektivismus angesehen wurde.

Das alles hat inzwischen auf beiden Seiten ruhigerer Würdigung der anregenden Leistungen des „Anderen" Platz gemacht. Vor allem wurde sehr bald deutlich, daß nur wenige große Historiker zur angestrebten *„Synthèse"* vorzudringen vermögen, sowohl durch die Kraft ihrer Konzeption, als durch die Fähigkeit, die Masse des Faktischen zu überschauen, als endlich durch die kaum vorstellbare Arbeitsleistung, die aufzubringen sie gewillt und fähig waren. Es war doch erst Fernand Braudel, der mit seinem geographisch, kultur- und wirtschaftshistorisch orientierten Meisterwerk über das Spanien Philipps II. in zwei dicken Bänden bewies, daß die sehr bald sich in die vorher von ihr verspottete Einzelforschung verlierende *Annales*-Schule die große Synthese verwirklichen konnte.

Zu einem ihr tatsächlich früher innewohnenden Streben, in der Überwindung der alten, insbesondere deutschen Weise, Geschichte zu treiben, auch einen Kampf gegen die Rolle der „großen Männer in der Geschichte" zu führen, konnte ich vor langen Jahren dem inzwischen leider verstorbenen Robert Mandrou einen inneren Widerspruch dieser „Bewegung" leicht nachweisen. Als er in einem Heidelberger Vortrag den dortigen jungen Historikern darlegte, wie einseitig man in Deutschland politische Geschichte, große Männer und überhaupt Individuen hervorhebe, stellte ich, der ich durch meinen ersten Pariser Aufenthalt die Verhältnisse besser kannte als meine Kollegen, in der Diskussion nur die eine Frage: „Glauben Sie, Sie stünden jetzt hier, wenn es Marc Bloch und Lucien Fèbvre nicht gegeben hätte?" Mandrou wußte darauf nichts zu erwidern und diskutierte am gleichen Abend noch lange mit mir. Wer selber Helden verehrt, muß früher oder später zu einer gerechteren Bewertung einer Geschichtsforschung zurückkehren, die am starken Individuum (auch am verbrecherischen, wie Hitler) nicht vorbeikommt, auch wenn sie gewiß nicht im biographischen stecken bleiben darf und sowohl den sozialen und geistigen Hintergrund der Person wie die „kollektiven" Ursachen ihres Erfolges zu erforschen hat.

Beim Versuch, *Annales*-Schule wie die sich daraus in noch weiter gehendem Anspruch entwickelnde *„Nouvelle Histoire"* einigermaßen gerecht zu beurteilen, kann ich auf eigene frühere Veröffentlichungen zurückgreifen, von denen die von

1953 in der „Welt als Geschichte", wie Erisch Maschke einmal erinnerte, die erste deutsche Beurteilung überhaupt war. Sie war weder abweisend noch hymnisch, wie so viele andere seither, und folgte dem an sich selbstverständlichen, aber wenig beherzigten Grundsatz, daß der Historiker zu einem komplexen Befund nicht „ja" oder „nein" zu sagen, also, wie man in der Politik sagt, „Stellung zu nehmen" hat, sondern ganz einfach niemals von etwas Schlechtem Gutes, und nie von etwas Gutem Schlechtes sagen soll. Ich stellte die Dynamik heraus sowie viele Anregungen im berechtigten Kampf gegen die *„cloisonnements"* der Fachhistorie (in Deutschland als „Trennungsdenken" bekämpft), verschwieg aber auch nicht die z. T. überzogene Kritik gegen die *„histoire historisante"*. Kannte ich doch damals schon, und später noch mehr, die Leistungen der konkurrierenden Schulen in Frankreich und Paris, etwa der *„4e Section"* der *Ecole pratique des Hautes Etudes* und ihrer auch an der Sorbonne und anderen Universitäten erfolgreich lehrenden Mitglieder. Deren Modernität und Vielseitigkeit habe ich 1962 in einem 150 Seiten starken Sammelbericht im Beiheft 1 der Historischen Zeitschrift erneut unterstrichen, und bemerkt: *„Der Stil der ‚Annales' ist gekennzeichnet durch knappe Aperçus, registrierende Kurznachrichten, scharfe Polemik, nicht durch die sich gemächlich ausbreitende Spezialabhandlung. Die Zeitschrift liest sich wie das Organ einer ‚Bewegung', die ihre Triumphe feiert und ihre Helden verehrt"*, und weiter: *„Die so erfolgreiche sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Schule* (sollte) *von einer humorlosen, oft geradezu feindseligen Exklusivität lassen, mit der sie auf jeden Versuch reagiert, die historischen Realitäten und Forschungsbefunde einmal von einer anderen Seite als der von ihr geheiligten zu betrachten. Man hätte das Sektierertum nicht mehr nötig ..."* Außer an die Bevorzugung von Spätmittelalter und vor allem Früher Neuzeit bei fast völliger Vernachlässigung der neuesten und Zeitgeschichte erinnerte ich an das Desiderat einer *„kritisch tragfähigeren Untersuchung und Darstellung der französischen politischen und Verfassungsgeschichte im frühen und hohen Mittelalter: Die Kombination überholter Vorarbeiten auf territorialgeschichtlichen Gebiet mit neuesten sozialgeschichtlichen Studien zu einem ‚Gesamtbild' ist unhaltbar."*

Dazu kann ich heute sagen, daß seither eine deutliche Besserung eingetreten ist. Vorzügliche regionalgeschichtliche „Synthesen" werden heute von Angehörigen der *„Nouvelle histoire"* geschrieben, die die politische und Verfassungsgeschichte wiederentdeckt haben, und von „Nicht-Annalisten", die längst Anregungen der neueren Sozialgeschichte voll aufgenommen haben. In der französischen „Landesgeschichte", wie wir das nennen, bleibt noch viel zu tun, namentlich für die älteren Perioden, aber mit dem desolaten Zustand, in dem ich sie zu Beginn der 50er Jahre antraf, hat sie nichts mehr gemein, und in vielem ist sie heute ein Vorbild für andere.

Veröffentlichungen der letzten Zeit geben zu Beginn, Verlauf und Ende dieser Erfolgsgeschichte noch einige aufschlußreiche Hinweise. André Bruguière hat im Februar 1989 in *„L'histoire"* daran erinnert, wie schwach zunächst das Echo auf die ersten Bände der *„Annales"* in der Fachhistorie war, die in ihnen ja direkt angegriffen wurde. Und es war ja in der Tat *auch* ein Angriff aus der Provinz gegen die Etablierten im Besitz der wenigen Sorbonne-Lehrstühle. Marc Bloch ersehnte da-

mals eine der ganz der Forschung sowie Seminar- und Vortrags-Lehre vorbehaltenen Professuren am Collège de France, ohne Belastung durch die zahllosen Examina im Universitätsbetrieb. Seine Ermordung durch die Gestapo hat die Erfüllung dieses Wunsches, die ihm nach dem Kriege sicher gewesen wäre, zunichte gemacht.

Lutz Raphael ist 1989 in unserer Institutszeitschrift „Francia" der *„Geschichte der* ‚Nouvelle histoire" unter dem vielsagenden Obertitel *„Von der wissenschaftlichen Innovation zur kulturellen Hegemonie?"* nachgegangen und konnte zeigen, daß nach dem 2. Weltkrieg amerikanische Finanzhilfe (Rockefeller- und Ford-Foundation) das entscheidende Fußfassen in Paris mit der zentral gelegenen *„Maison des Sciences de l'Homme"* und die zahlreichen kostspieligen Editions- und Buchreihen der nun von den *Annales*-Anhängern dominierten *VIe Section de l'Ecole des Hautes Etudes (Sciences sociales)* möglich gemacht hat. Es ist beruhigend zu sehen, daß eine sich so exklusiv französisch gebende Richtung schon früh viel internationaler war, als sie es wissen ließ, und daß marxistische, zwar nicht beherrschende, aber doch hilfreiche methodische Ansätze segensreiche Wirkungen des Kapitalismus nicht ausschließen müssen.

Die einstige *VIe Section*, die durch ein Arrangement der Pariser Historikerzunft mit den Neuerern zur deren Unterrichtsheimstatt geworden war, ist inzwischen zu einer selbständigen *„Grande Ecole"* mit eigenem Promotionsrecht geworden (*Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales*, EHESS). Die Etappen eines unaufhaltsamen Aufstiegs werden von Lutz Raphael nachgezeichnet, u.a. Übernahme der Herausgabe der *„Revue historique"*, lange Zeit konservatives Gegenstück der *„Annales"* als universalhistorische Zeitschrift, durch Fernand Braudel, Einfluß auf die Lehrstuhlbesetzungen, vor allem aber auch auf die in Frankreich in Zahl und Ansehen viel stärker als in Deutschland tätige außeruniversitäre Forschung im *„Centre national de la Recherche scientifique"* (CNRS) mit seinen über 100 Sektionen. *Directeurs d'Etudes*-Positionen dort werden einer Universitätsprofessur nicht selten vorgezogen.

Als ich Fernand Braudel im Oktober 1985 in Châteauvallon bei Toulon auf einem Kolloquium zu seinen Ehren nicht lange vor seinem Tode wiedersah, gab es eine freundschaftliche Umarmung durch den *maître* und ein von Lächeln begleitetes Drohen mit dem Finger für den Filou, der sich mit dem von ihm geleiteten Deutschen Historischen Institut allen anderen Umarmungen stets entzogen hatte: Zusammenarbeit im Einzelfall ja, wie mit allen konkurrierenden französischen Einrichtungen, aber keine bindende Integration in einer der vielfältigen Unternehmungen der *„Nouvelle Histoire"*, von deren Umarmungstaktik nicht erst heute offen gesprochen wird. Burguière leugnet dies so wenig wie den zuweilen etwas sektiererischen Ton der ganzen Richtung, und schlägt schon vor, weniger von einer *„Ecole des Annales"* zu sprechen, als von einem *„réseau"*, einem Netz mit Schlüsselpunkten, die von eigenen Anhängern besetzt wurden. Er deutet aber auch an, daß der Höhepunkt der Faszination wohl überschritten ist, was sich auch darin zeigt, daß man die Leitung der EHESS und der *„Maison des Sciences de l'Homme"* nach Jacques Le Goff und François Furet, zwei der großen Namen nach Bloch, Fèbvre und

Braudel, zum ersten Mal einem Nichthistoriker übertrug. Emanzipieren sich jetzt die Sozialwissenschaften von der Geschichte?

Was diese angeht, wird man fragen dürfen: Wie lange kann eine *„Nouvelle histoire"* neu bleiben? Wie schon früher, wird jetzt noch mehr in das System eingebunden, was bei anderen entwickelt worden war, ja es wird aufgenommen, was lange verachtet, oder zumindest vernachlässigt worden war, so die politische und Verfassungsgeschichte, natürlich im Glauben, sie jetzt erst auf eine neue und richtige Weise zu behandeln. Der überzogene Anspruch, allein den richtigen Weg zur wahren Forschung und Lehre zu kennen und zu weisen, hat in einem von Le Goff herausgegebenen Sammelwerk *„La nouvelle histoire"*, seinen Ausdruck gefunden. Neben wertvollen Beiträgen enthält es viel, z. T. schwer erträgliche Gruppen- wie National-Selbstbeweihräucherung, wird aber ein authentisches Dokument der Legende und des „Selbstverständnisses" einer historiographischen Bewegung bleiben.

Es ist an der Zeit, nach einigen kritischen Bemerkungen die immense positive Bilanz zu ziehen. Zunächst sei bemerkt, daß die Information über die amerikanische Kapitalhilfe, wenn auch spät, so doch aus einer *Thèse de 3e Cycle* der EHESS selbst hervorgegangen ist, die Brigitte Mazon 1985 vorlegte. Auf die luziden und selbstkritischen Urteile eines André Bruguière wurde bereits hingewiesen. Fernand Braudel ist stets das genaue Gegenteil eines engstirnig von nationalem Prestige beherrschten Historikers gewesen, ein Gesichtspunkt, den ich in Châteauvallon unter dem Beifall der Anwesenden so formulieren durfte: *„Fernand Braudel ist der französische Historiker, der seinen Landsleuten am meisten von anderen Ländern gesprochen hat."* Als erster Franzose habe er Welt- oder besser Menschengeschichte auf eine neuartige und intelligente Weise geschrieben (zuletzt im dreibändigen Monumentalwerk *„Civilisation matérielle, Économie et Capitalisme, XVe-XVIIIe siècle"*), ohne dabei die Franzosen in den Mittelpunkt zu stellen, habe längst von London und Wien (das er besonders liebte), Stockholm und Venedig, Amsterdam und Sevilla als europäischen Zentren gesprochen, ehe er sich gegen Ende seines Lebens daran machte, eine Geschichte Frankreichs zu schreiben (die er dann nicht mehr vollenden konnte). Braudel antwortete bescheiden: Seine wahren Meister seien Lucien Fèbvre und Marc Bloch gewesen. Dieser habe gesagt: *„Es gibt keine Geschichte Frankreichs, es gibt nur eine Geschichte Europas"* und dann hinzugefügt, daß es eigentlich nur eine Universalgeschichte gebe.

Tatsächlich ist Marc Bloch einer der ersten wirklich europäischen Historiker gewesen und war darin für mich, mehr als Pirenne, stets Vorbild. Zur vorübergehenden Verdeckung seiner europäischen – und nicht nur französischen – Forschungsbasis habe ich auf dem erwähnten Kolloquium zu seinen Ehren mir folgenden kleinen Scherz erlaubt. Im Vortrag über „Marc Bloch und die deutsche Geschichtswissenschaft" wies ich auf die stets aufschlußreichen Bibliographien in Blochs Werken hin, und begann mit der zu *„Seigneurie française et manoir anglais"*: 285 Titel, kein einziger deutscher darunter. *„Ah,* sagte ich, *ich sehe, daß diese Bibliographie gar nicht von Bloch stammt, sondern 1960, lange nach seinem Tode für die ‚*Cahiers des Annales*' hergestellt wurde. Befragen wir also eine authentische Quelle, etwa das Hauptwerk ‚La Société féodale': von 166 Titeln zur Lehnsverfassung 80 deutsche; zum Adel, 23 deutsche von 37; zum Königtum 14 deutsche*

gegenüber 4 französischen, von denen 2 von Bloch selbst verfaßt waren." Kurz, Marc Bloch kannte wie wenige Franzosen die deutsche Forschung und hat sie, im Unterschied zu andern, auch stets zitiert. „*Französische Leser dieses Klassikers ihrer Geschichtsschreibung sollten sich bewußt sein*, so führte ich aus, *daß sie hier die Schätze der internationalen Forschung in ihrer Sprache ausgebreitet finden, der deutschen ebenso wie der britischen, italienischen und japanischen, dank der Synthese durch das Genie Marc Blochs*". Für nicht wenige der anwesenden Kollegen war der deutsche Einfluß auf Marc Bloch eine Entdeckung, die im Schlußwort von Jacques Le Goff hervorgehoben wurde. Zu meiner Freude brachte bald darauf, ohne von meiner Intervention zu wissen, Pierre Toubert (Sorbonne) eine Studie heraus, in der viel genauer, als ich es vermochte, dargelegt war, was die *Ecole des Annales* der deutschen Forschung verdankt.

Sie bemerken, daß sich in den Wissenschaftsbeziehungen der europäischen Länder wirklich etwas verändert hat. Wir sind auf dem Weg nach Europa und im Begriff, hinter unseren Nationalgeschichten die europäische Geschichte zu erkennen, der sie angehören, der aber auch die großen Felder der Wissenschafts- und Technikgeschichte, der Kultur- und Religions-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, und anderer mehr, viel unmittelbarer zugehören als dem nationalen Rahmen, in dem sie meist dargestellt werden. Für die großen Länder, wie man das nennt, ist dieser Weg beschwerlicher als für die sogenannten kleinen, denn deren Historiker beherrschen neben den alten Sprachen und ihrer eigenen durchweg die englische, französische, häufig auch die deutsche oder italienische, ob man nun an die Belgier oder die Schweizer, an die Skandinavier oder die Völker Zentraleuropas denkt. Als einer meiner Lehrer an der *Ecole des Hautes Etudes*, Robert Boutruche, nach erfolgreicher Grande Thèse und Promotion zum Docteur ès lettres den Belgier Ganshof fragte, was er nun tun solle, antwortete ihm dieser, wie er mir erzählte: „*Lernen Sie deutsch*", ein Rat, der leider nicht befolgt wurde.

Neben der Wahrnehmung der Kultur der anderen in ihrer Sprache (hier ist das deutsche Defizit gegenüber den Slaven besonders groß) bedarf eine wahrhaft europäische Forschung der Zusammenarbeit schon in der Grundlagenforschung selbst – mit einem nachträglichenm Vergleichen und Zusammenleimen des getrennt in der jeweils eigenen Forschungstradition Erforschten ist es nicht getan.

Dieser endlich internationalen Forschung in mittlerer und neuerer Geschichte, die erst dann den Vergleich mit der längst internationalen Forschung zur alten Geschichte aushalten können wird, ist die Nationalgeschichte ein hochinteressanter Gegenstand, aber nicht mehr Kern und Hauptantrieb der eigenen Arbeit. Dann werden auch die wertvollen Erungenschaften des Historischen Seminars wie der *Annales*-Schule ganz selbstverständlich von allen genutzt, ihre Irrwege und Übertreibungen aufgegeben werden, ob es sich um einseitigen soziologischen Determinismus, um einseitige Bevorzugung der Beschäftigung mit den Oberschichten, wie lange in Deutschland, oder mit den Unterschichten, wie lange in Frankreich, handelt. Die Frage wird nicht Individual- oder Kollektivgeschichte sein, da das eine zu tun und das andere nicht zu lassen ist, und da die Verbindung beider durch die Prosopographie mit ihrer kollektiven Sammlung individueller Biographien und der elektronischen Bewältigung beider eine Synthese anbietet. Schon jetzt sehen wir

nicht das geringste Problem darin, die Leistungen der deutschen wie der französischen Geschichtsforschung, die so viel voneinander gelernt haben, als komplementäre Erscheinungen von grundlegender Bedeutung für eine künftige, bereits im Werden begriffene europäische Forschung zu verstehen, ohne darüber die Leistungen der Briten, Italiener, Amerikaner, Belgier, Polen und vieler anderer zu vergessen. Den paradigmatischen Wert der beiden heute verglichenen Schulen hat man aber auch in diesen Ländern nicht bestritten und selbst vielfach herausgestellt.

Dankbar, bescheiden und stolz zugleich darf das Heidelberger Historische Seminar, von dem wir ausgingen und mit dem ich schließe, auf sein erstes Jahrhundert zurückblicken und sich für das nächste als wertvolles Glied einer europäischen Geschichtswissenschaft verstehen.

Die Mediävistik bis zum Ende der Weimarer Republik

Hermann Jakobs

Wie an den alten Universitäten im allgemeinen, ist auch in Heidelberg die Geschichte des Historischen Seminars erheblich jünger als die der geschichtlichen Studien am Ort. Ich darf dennoch mein engeres Thema – „Mediävistik in Heidelberg" – in großer Nähe zu unserer Seminargründung von 1889 aufnehmen.[1] Von der kurpfälzischen Zeit können wir ganz absehen[2], aber auch die großen Namen des bürgerlich-liberalen Zeitalters[3] repräsentieren die aufstrebende Mittelalterfor-

[1] Herrn Harald Drös (M.A.) verdanke ich eine gründliche Durchsicht der Anmerkungen. – Die Seminargeschichte ist hier nicht darzustellen; vgl. Werner Conze – Dorothee Mußgnug, Das Historische Seminar, in: Heidelberger Jahrbücher 23 (1979) S. 133–152. – Die Etatisierung unseres Seminars zum Wintersemester 1889/90 liegt sowohl im nationalen Vergleich des damaligen Deutschen Reiches mit anderen Universitäten als auch im lokalen mit anderen Fächern sehr spät, sofern die in der Literatur kursierenden Gründungsdaten älterer Historischer Seminare nach denselben strengen Kriterien angesetzt sind wie unser Jubiläum: Königsberg 1832, Breslau 1843, Jena 1851/59, München 1857, Würzburg 1859, Bonn 1861, Greifswald 1862, Marburg 1865, Rostock 1866, Freiburg i. Br. 1870, Erlangen, Halle a. d. Saale, Kiel und Straßburg 1872, Tübingen 1875, Gießen und Göttingen 1876, Leipzig 1877, Berlin 1882. Heidelberg hat auch keine Tradition des „freien Vereins" aufzuweisen, wie Rankes berühmtes Berliner Seminar, in dessen Tradition sich anfangs auch Heinrich von Sybels Gründungen in München und Bonn noch bewegten; vgl. Paul Egon Hübinger, Das Historische Seminar der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn (Bonn 1963) S. 60. In Heidelberg kamen die Anstöße und mit ihnen die staatlichen Subventionen zumindest in gleichem Maße wie aus der in Niebuhrs und Rankes Schulen gefestigten „historischen Methode" aus der Gemengelage von Geschichte und Politik, eben aus der von Staats wegen übernommenen Verantwortung für die Lehrerbildung. Die Badische Regierung hatte im Zusammenhang mit einer Reform der Gymnasiallehrerausbildung zuerst (1865) das schon 1807 von Creuzer eingerichtete Philologische Seminar reorganisiert. Die folgenden Seminargründungen spiegelten dann sowohl die fortschreitende Differenzierung der Fächer als auch eine neue Wachstumsphase der Heidelberger Universität. Vgl. Eike Wolgast, Die Universität Heidelberg 1386–1986 (Berlin, Heidelberg u.a. 1986) S. 93 ff. inbes. 108, 111 ff.; eb. S. 113 f. zur räumlichen Unterbringung der geisteswissenschaftlichen Institute.

[2] Jan Gruterus wurde 1593 zum *ordinarius professor historiarum* ernannt, blieb aber ein Außenseiter in der Fakultät und für unsere Begriffe ein Klassischer Philologe und Althistoriker; Wolgast, Die Universität S. 50.

[3] Vgl. Werner Giesselmann, unten S. 69 ff.; E. Wolgast, Politische Geschichtsschreibung in Heidelberg. Schlosser, Gervinus, Häusser, Treitschke, in: Semper apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986, Bd. II (Berlin Heidelberg u.a. 1985) S. 158–196; ders., Karl Hagen in der Revolution von 1848/49. Ein Heidelberger Historiker als radikaler Demokrat und politischer Erzieher, in: Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins (ZGO) 133 (1985) S. 279–299.– Generell verweise ich für alle einschlägigen Namen auf die Daten und Literaturangaben bei Dagmar Drüll, Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932 (Berlin, Heidelberg u.a. 1986).

schung ihrer Zeit in keiner Weise. *Friedrich Christoph Schlosser* hatte zwar die Denkschrift verfaßt, mit der die 1819 unter Führung des Freiherrn vom Stein gegründete „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" bei der Frankfurter Bundesversammlung um Schutz für ihr Unternehmen bat. Jedoch versagte sich Schlosser einer direkten Mitarbeit an den Editionsvorhaben des Unternehmens: der Monumenta Germaniae Historica.[4] Merkwürdigerweise reichen auch Schlossers Vorlesungen über „Allgemeine" oder „Deutsche" oder „Cultur- und Literaturgeschichte des Mittelalters" nicht über die 1830er Jahre hinaus.[5] Ausgesprochen dürftig ist ebenfalls *Ludwig Häussers* Lehrangebot zum Mittelalter gewesen. Seine „Geschichte der rheinischen Pfalz", die im Jahre seiner Berufung zum a.o. Professor (1845) erschien, wird jedoch in einem späteren Beitrag hier zu würdigen sein.[6] Schließlich *Georg Gottfried Gervinus*, der seit 1853 ohnehin zum Privatgelehrten verurteilt war: das Mittelalterbild des politischen Professors ist nicht uninteressant, es korrespondiert mit seinen föderalistischen Überzeugungen, und es äußerte sich seit etwa 1860 antipreußisch. Sein Stellenwert in der Wissenschaftsgeschichte ist aber nicht spezifisch, eher beiläufig.[7]

Nein – die Berufung Wattenbachs nach Schlossers Tod im Jahre 1861 erfolgte ganz offenkundig aus der Einsicht, daß Häusser das Mittelalter aussparte[8] und die Mediävistik als Wissenschaft, wie sie sonst in ihrer Zeit hohe Achtung genoß, in Heidelberg noch nicht Fuß gefaßt hatte. Man kann bestimmt nicht dagegensetzen, daß ganz am Anfang des Jahrhunderts Franz Joseph Mone schon einmal auf dem Weg zu neuen Ufern gewesen sei. Wenn auf seinem Lehrprogramm auch „Diplomatik in Verbindung mit paläographischen Übungen" erscheint und einmal sogar „Heraldik und Wappenkunde"[9], stehen diese Angebote durchaus in Traditionen des 18. Jh. Dennoch hebe ich den Befund als solchen hervor, weil ich sicher bin, daß in Heidelberg Wappenkunde vor der Berufung Ahasvers von Brandt in den 1960er Jahren jedenfalls im Fach Geschichte nie wieder angeboten worden ist und Entsprechendes auch für andere hilfswissenschaftliche Disziplinen wie Münz-, Siegel- und Inschriftenkunde gilt. Schriftkunde und Urkundenlehre sind also gemeint, wenn von starker Betonung der Hilfswissenschaften durch die Gründerväter unseres Seminars[10] und später durch Karl Hampe die Rede ist.

---

[4] Die Denkschrift ist abgedruckt im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 1 (1819/20) S. 73–79; sonst vgl. Harry Bresslau, Geschichte der Monumenta Germaniae historica (= Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 42, Hannover 1921) S. 70.

[5] Generell beruhen meine Angaben über die Lehrveranstaltungen auf den seit 1768 aus Heidelberg vorliegenden Vorlesungsverzeichnissen.

[6] Vgl. Meinrad Schaab, unten S. 175 ff.

[7] Alexander Deisenroth, Deutsches Mittelalter und deutsche Geschichtswissenschaft im 19. Jh. (Rheinfelden 1983) S. 104 f.; Wolgast, in: Semper apertus II (wie Anm. 3) S. 172 f.

[8] Wolgast, in: Semper apertus, Bd. II (wie Anm. 3) S. 175.

[9] Albert Krieger, Fünfundsiebzig Jahre „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", in: ZGO 79 (1927) S. 4–33, hier: 6 f. Anm. 5. Mone hat sich in seinen neun Heidelberger Jahren (1818–1827) in sieben Vorlesungen des Mittelalters angenommen, darunter auch mit einem Kolleg über die Geschichte der Reichsstädte bis zum Ende des 14. Jh.

[10] Vgl. Conze – Mußgnug (wie Anm. 1) S. 135.

*

Ob es 1861 eine Liste gegeben hat, weiß ich nicht.[11] Der damals 42jährige *Wilhelm Wattenbach* wurde aus seinem Amt eines königlichen Provinzialarchivars von Breslau nach Heidelberg berufen. Gebürtiger Holsteiner und in Lübeck aufgewachsen[12], in Bonn, Göttingen und Berlin dann rundum in Klassischer Philologie, den Altertumswissenschaften und Geschichte ausgebildet, begann Wattenbach 1842 als junger Doktor und Oberlehrer neben Wilhelm Giesebrecht am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Diesen Wattenbach nahm Pertz 1843 bei 450 Taler Jahresgehalt als Mitarbeiter in die Monumenta[13] auf und übertrug ihm die Edition der Chronik von Monte Cassino[14], dann einer Gruppe österreichischer und salzburgischer Überlieferungen. Auf einem Iter Austriacum 1847/49 hatte ihn in gleichem Maße das Mönchsleben seiner Gastklöster Admont und Kremsmünster wie in Wien 1848 die Politik gefangengenommen.[15] 1851 habilitierte er sich in Berlin, seinem ersten Zuhörer – Ernst Dümmler – wird er einige Jahre später sein Hauptwerk widmen.[16]

Geschrieben hat Wattenbach es als Breslauer Archivar, und veranlaßt war es durch eine von der Wedekind-Stiftung in Göttingen, federführend von Georg Waitz gestellte Preisaufgabe.[17] „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter", 1858 im Druck erschienen, sollte den Autor über sechs selber betreute Auflagen berühmt machen und in unserem Fach ein Hauptwerk werden. Es ist eines der wenigen, dem

---

[11] Die Akten fehlen im Universitätsarchiv.

[12] Über Herkunft und Jugend bringt am meisten der Nachruf von Karl Zeumer, Historische Zeitschrift 80 (1898) S. 75–85: Freundschaft mit Ernst und Georg Curtius und dem etwas älteren Emanuel Geibel, „der später so manches Gedicht an ihn, den Vertrauten seiner stillen Liebe zu Wilhelm's jüngster Schwester Cäcilie, richtete." Wattenbach wurde Schwager des Professors Johann Classen, unter dessen Einfluß er als Schüler geriet.

[13] Später 500 Taler; Bresslau (wie Anm. 4) S. 264 Anm. 2.

[14] Mon. Germ. Scriptores VII (Hannover 1846) S. 551–844. – Die Edition wurde 1980 von Hartmut Hoffmann ersetzt (Scriptores XXXIV).

[15] Einzelheiten zu den österreichischen Betreffen vor allem im Nachruf des Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 48 (1898) S.295–298 von Alfons Huber; vgl. auch Scriptores IX (Hannover 1851). Der Autor im Almanach will auch wissen, daß eine Berufung nach Österreich gescheitert sei: „Graf Thun (der österreichische Minister für Kultus und Unterricht) mochte ... Bedenken tragen, dieses Fach in die Hände eines Protestanten zu legen. Doch hat ihn unsere Akademie 1855 zu ihrem correspondirenden Mitgliede gewählt" (S.296). Der Wiener Vorschlag ist wohl erst auf 1872 zu datieren; vgl. Almanach S.297 f. und das Vorwort von Leo Santifaller zur Edition der Briefe von W. Wattenbach an Theodor von Sickel aus den Jahren 1858 bis 1894, in: MIÖG 55 (1944) S.371–431.

[16] Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (Berlin 1858). Daß sich Ernst Dümmler 1851 als erster Zuhörer bei dem Privatdozenten Wattenbach gemeldet habe, weiß K. Zeumer (wie Anm. 12) S. 78. Die Erstauflage ist außer E. Dümmler auch dem Göttinger Dozenten für Rechtsgeschichte E. Rößler gewidmet.

[17] Einzelheiten darüber und über Waitz' Unzufriedenheit mit dem „Handbuch", weil es ihm zu populär gehalten war, vor allem in der Würdigung Wattenbachs anläßlich seines 70. Geburtstags von Samuel Löwenfeld, in: Preußische Jahrbücher 64 (1889) S. 408–429.

mehrere und inzwischen sehr einschneidende Um- und Neubearbeitungen[18] den Namen des Begründers nicht haben nehmen mögen. Es ist eben „der Wattenbach", dem in internationalem Vergleich erst in unseren Tagen ähnlich Konzipiertes und Qualifiziertes – „Historical Writing in England", von Antonia Gransden[19] – an die Seite gestellt wurde. Ich belege die Zielsetzung, nämlich das einzelne historiographische Werk in das Denken seiner Zeit zu stellen, mit einem Satz aus dem Vorwort der zweiten Fassung (1866): „... kein gelehrtes Repertorium zum Nachschlagen ..., sondern durch zusammenhängende Darstellung zum eigenen Studium der Quellen anleiten, diesen in Beziehung zu den geschichtlichen Vorgängen der einzelnen Abschnitte ihren Platz anweisen."

Die Lehrangebote der ersten Mediävisten in Heidelberg können nur noch von den Titeln her beurteilt werden. An Vorlesungen bietet Wattenbach ausschließlich „Allgemeine" Geschichte des Mittelalters, einmal auch „Deutsche Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf Maximilian" an. Seinen Vorgängern bleibt er darin verpflichtet, daß er in regelmäßigem Wechsel weiterhin Griechische und Römische Geschichte liest und sogar ein Buch über „Ninive und Babylon" (als gemeinverständliche Darstellung der Entdeckung und Entzifferung der Keilinschriften) 1868 in Heidelberg erscheinen läßt (eine eigene Professur für Alte Geschichte war damals noch nicht eingerichtet). Zu einer Diplomatischen Übung findet er einmal[20], die Seminare in der Folge Bonifatius-Viten, Otto von Freising, Widukind oder Einhard liegen nach der Neuauflage der „Geschichtsquellen" von 1866, sonst belegen die Publikationen und das Lehrangebot eindeutig, daß Wattenbach sich in seinem Heidelberger Jahrzehnt ganz primär der Paläographie und dem „Schriftwesen im Mittelalter" verschrieben hat.[21]

---

[18] Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Vorzeit und Karolinger. Heft I: Bearb. von Wilhelm Levison †. Heft II. Bearb. von W. Levison † und Heinz Löwe. Heft III bis VI. Bearb. von H. Löwe. Beiheft: Die Rechtsquellen. Bearb. v. Rudolf Buchner (Weimar 1952–1990). – Deutsche Kaiserzeit. Hrsg. von Robert Holtzmann. Bd. I (in 2 Teilen mit 4 Heften mit den Mitarbeitern R. Holtzmann, H. Sproemberg, P. Kirn, G. Tangl, O. Meyer, W. Holtzmann, C. Erdmann, B. Schmeidler), (Tübingen 1938–1943; mehrere unveränderte Neuauflagen). Teil III: Besorgt von Franz-Josef Schmale (Bearb. von Walter Holtzmann und Günter Spitzbart. Nachträge zu Teil I.II von vielen Mitarbeitern, Darmstadt 1971). – Vom Tode Kaiser Heinrichs V. bis zum Ende des Interregnum. Bd. I von F.-J. Schmale unter der Mitarbeit von Irene Schmale-Ott u. Dieter Berg (Darmstadt 1976).

[19] Bd. I (London 1974). Bd. II (London Henleyon Thames 1982).

[20] Im Winterhalbjahr 1863/64: „Mit Benutzung von Jaffé: Diplomata quadraginta" (einer 1863 von Jaffé zusammengestellten Sammlung von Übungstexten des 10. bis frühen 13. Jh.).

[21] Speziell Heidelberger Geschichte hat er auf den Spuren des Humanismus an der Heidelberger Universität verfolgt; vgl. Peter Luder, der erste humanistische Lehrer in Heidelberg, in: ZGO 22 (1870) S. 33–127, Peter Luder's Lobrede auf Pfalzgraf Friedrich den Siegreichen, in: ZGO 23 (1871) S. 21–38, Sigismund Gossembrot als Vorkämpfer der Humanisten und seine Gegner, in: ZGO 25 (1873) S. 36–69, Nachträgliches über Peter Luder, in: ZGO 27 (1875) S. 95–99, Samuel Karoch von Lichtenberg, ein Heidelberger Humanist, in: ZGO 28 (1876) S. 38–50. An Sickel schrieb Wattenbach unter dem 2. Januar 1869 (Brief Nr. 13), er habe die Philologenversammlung in Würzburg über die Anfänge des Humanismus in Deutschland belehrt, „wovon bis jetzt niemand etwas wußte, obgleich das Material in großer Fülle vorhanden ist. Den Grundstock verdanke ich Ihrer gütigen Vermittlung, habe aber in München noch viel dazu gefunden ...." Neuausgabe des Lobs auf Heidelberg von Peter Luder, eines Teils der Laudatio auf Friedrich I., durch Rudolf Kettemann, Heidelberg im Spiegel seiner ältesten Beschreibung (Heidelberg 1986).

Die „Anleitungen" – wie er sie nennt – zur lateinischen bzw. griechischen Paläographie sind als Lehrbücher angelegt.[22] Das Besondere an der „Lateinischen Paläographie" ist, daß die Entwicklung der einzelnen Buchstaben aus den Bedingungen des Schreibens verständlich gemacht wird. Dazu hatte Wattenbach selber handschriftliche Proben in einem erklärenden Text angefertigt. Er war ziemlich betroffen, daß der ihm befreundete Theodor von Sickel, der an der Pariser Spezialschule für Urkundenlehre und Archivwesen, der École des Chartes, gelernt hatte und seit 1854 das berühmte Wiener Institut aufbaute, diesem Verfahren nichts abgewinnen konnte, und er erwiderte brieflich[23], Sickel könne doch unmöglich eine Geschichte der Buchstaben für schädlich halten. Zwei Monate später (6. Dezember 1866) vertiefte er seine Rechtfertigung, die nun auch Einblick in die Bedingungen seines Arbeitens gewährt: „Sie (Sickel) sind in einer ganz exceptionellen Stellung mit reichen Apparaten und 44 Zuhörern ... Hier kann (Paläographie) nur als Nebengegenstand behandelt werden, im Sommer wo ich das Local der Bibliothek benutzen kann, in 2 oder 3 Stunden für Griechisch und Lateinisch. Ich muß auf alle speciellere diplomatische Anleitung verzichten – würde einzelne Liebhaber privatim anleiten, wenn sich dergleichen fänden, was aber nicht der Fall ist. So muß ich mich darauf beschränken, einen allgemeinen Begriff von der Sache beizubringen ... Ich beginne mit einer Darstellung des mittelalterlichen Schreib- und Bücherwesens, nebst Erklärung der technischen Ausdrücke (!). Darauf folgt die allgemeine Geschichte der Schrift und Vorzeigung von Proben ..." Wattenbach erklärt dann die Lithographierung seiner Schriftproben aus dem Wunsch der Zuhörer und schließt mit der Hoffnung, Sickel nun die Absicht seiner „Blätter" klargemacht zu haben.

„Heidelberg, den 20. December 1870" ist das Vorwort zu dem Hauptwerk dieser Jahre datiert: „Das Schriftwesen im Mittelalter"[24] – ein Opus, das in der von Wattenbach 1896 selber noch (ein Jahr vor seinem Tode) besorgten 3. Auflage um 200 Seiten umfangreicher ist als die Erstauflage. Das Buch behandelt zuerst die Geschichte der Paläographie als Wissenschaft, dann die Schreib- und Beschreibstoffe und ihre Herstellung, Formen der Bücher und Urkunden, die Schreibgeräte, den Umgang mit der fertigen Handschrift, den mittelalterlichen Schreiber, den Buchhandel, Bibliotheken und Archive als Lagerorte, und besonders beachtlich ist das lange Register historischer Belege für die technischen Ausdrücke aus dem weiten Feld des Schriftwesens. Das Buch hat bis heute nichts von seinem Wert eingebüßt, natürlich auch den Grund für vielfältige neue Forschung gelegt. Ein Faksimilewerk mit „Exempla" lateinischer Majuskelschriften wurde dann 1876 (mit Supplement von 1879) von dem Heidelberger Oberbibliothekar und Honorar-

---

[22] Zuerst erschienen Leipzig 1866 bzw. 1867. Nachdrucke jüngerer Auflagen: Hildesheim 1971.

[23] Die im folgenden zitierten Briefe (vom 16. Oktober und 6. Dezember 1866 unter den Nrn. 5 u. 6 in der Edition Santifallers, wie Anm. 15). – Wattenbachs Klage über die geringe Teilnahme der Heidelberger Studenten an seiner Arbeit ist auch S. Löwenfeld (wie Anm. 17) bekannt gewesen, der den Befund dahingehend kommentiert hat, daß Heidelberg von jeher zu den Universitäten gehörte, in welchen das gesungene Wort mehr als das gesprochene gelte. In Berlin habe Wattenbach selbst im Kolleg über Paläographie großen Zulauf gehabt.

[24] Erschienen in Leipzig 1871.

professor für Klassische Philologie Zangemeister gemeinsam mit Wattenbach herausgegeben, aber damals (seit 1873) stand Wattenbach schon in den neuen Wirkungsfeldern sowohl seines Ordinariats als auch der „Monumenta Germaniae" in Berlin.

Der Umzug vom Neckar in die neue Reichshauptstadt war für Wattenbach nicht nur ein Ortswechsel, sondern auch eine wissenschaftliche und eine patriotische Option. Wir können sie uns ziemlich sicher so erklären, daß sein Gestaltungswille sich der Einsicht in die Macht des Faktischen, d.h. des großen preußischen Erfolgs nicht entziehen konnte, wollte er selber mitbestimmen. Die Chance dazu bot sich 1873 überdies erst, nachdem Sickel und Dümmler den Ruf auf das neue Berliner Ordinariat für Hilfswissenschaften, das neben dem nun von Karl Wilhelm Nitzsch besetzten Ranke-Lehrstuhl eingerichtet worden war, abgelehnt hatten.[25] Politisch laut aufgetreten ist der (von Zeumer im Nachruf)[26] als „gemäßigt liberal" eingestufte Wattenbach im Unterschied zu seinem Heidelberger Kollegen Heinrich von Treitschke gewiß nie; immerhin ist seine „Geschichte des Römischen Papstthums" (Berlin 1876) das Produkt einer engagierten Vortragsreihe[27] zur Legitimierung des Kulturkampfes. In Heidelberg aber zeigte der Holsteiner und badische Professor, wenngleich er schon einmal als Lehrer und Archivar in preußischen Diensten gestanden hatte, noch offene Abneigung gegen die preußische Vormachtpolitik, nicht zuletzt wegen der Schleswig-Holsteinischen Frage. Briefe an Sickel vom Juli und September 1866[28] klagen über die „Schlächterei" des Krieges und über das Gebaren der „Großpreußen" bis hin nach Heidelberg, und dann kommt Wattenbach auf Treitschke zu sprechen, der überall in der Luft, aber nirgends auf festem Boden sei. Er hoffe, daß die Kieler von ihm verschont blieben. Treitschke wurde aber noch 1866 nach Kiel und ein Jahr später dann als Nachfolger Häussers nach Heidelberg berufen. Im April 1867[29] wurde Sickel über das sich Ankündigende so informiert: „Nach verbreiteter Ansicht ist uns Treitschke unvermeidlich, gegen den sich viel einwenden läßt, dem aber doch an Virtuosität des Vortrags niemand gleichzukommen scheint, und da wir weniger einen ernstlichen Lehrer der Geschichte brauchen, als einen Redner, der die Masse der Juristen in sein Auditorium zu ziehen weiß und ihnen doch einige Ideen beibringt, so mag er für uns wohl

---

[25] Bresslau (wie Anm. 4) S. 503 f.

[26] Wie Anm. 12 (S. 82).

[27] Möglicherweise reichen die Anfänge nach Heidelberg zurück. S. Löwenfeld (wie Anm. 17) weiß von der Mitgliedschaft Wattenbachs (neben Bartsch, Bluntschli, Hausrath, Helmholtz, Goldschmidt, Nippold, Oncken, von Treitschke, Wundt, Zeller) im Historisch-Philosophischen Verein, der sich alle Montage im Gartensaal des Museums versammelte und vor dem Wattenbach 26mal gesprochen haben soll. Auch habe ihn die Gabe des populären Vortrags zu einem der beliebtesten Redner im Arbeiterbildungsverein gemacht (S. 425). Vor ihm hat er im März 1867 auch eine Gedenkrede auf Häusser gehalten.

[28] Ed. Santifaller (wie Anm. 15) Nrn. 3 u. 4. In Nr. 4 findet sich auch ein Beleg für die kritische Distanz Wattenbachs zu den „Karlsruher Mandarinen".

[29] Brief Nr. 9, aus dem Ferienaufenthalt in Lausanne. – Wattenbach ist in seiner Heidelberger Zeit übrigens viel gereist. Löwenfeld (wie Anm. 17) weiß von Ferienwanderungen mit dem Bruder August – er habe alle Länder Europas mit Ausnahme Rußlands kennengelernt. Er hat darüber in Schilderungen aus Algier, Spanien, Portugal, Schweden, Siebenbürgen u.a. schriftlich Rechenschaft abgelegt (S. 426).

zweckmäßig sein. In Karlsruhe wird man ohnehin von keinem anderen wissen wollen ..." Wattenbach spricht also nicht sonderlich respektierlich über die damals und noch lange sozial führenden Juristen im Professorenstand, und er konnte sich Treitschke auch rasch nähern; das wissen wir nicht nur aus der Korrespondenz mit Sickel, in der es aber einmal so dasteht[30]: „Als College ist er (Treitschke) sehr angenehm, und zu meiner großen Beruhigung examiniert er auch mit Hilfe von Hörrohr und Aufschreiben."

Belangvoller als diese Kollegenspiegelungen ist für unsere Beurteilung ein Kapitel aus der Geschichte der Monumenta.[31] Wattenbach ist wohl der erste gewesen, der dem Unternehmen eine neue Rechtsgrundlage zu geben versucht hat. Die Hintergründe sind auch über das engere Fach hinaus von Interesse; denn es ging um die Existenz des vom Freiherrn vom Stein gegründeten, auf die Nationalgeschichte orientierten, von den Bundesstaaten finanziell geförderten Vereins, um die Koordination seiner wissenschaftlichen Aufgaben mit der staatlichen Entwicklung in Deutschland – ein Problem, das auch unter dem Präsidium eines anderen als dem des ersten und sehr eigenwilligen Georg Heinrich Pertz nicht leicht hätte gelöst werden können. Pertz gedachte nach dem Aussterben der ihm noch vom Freiherrn vom Stein beigegebenen alten Zentraldirektion den Monumenten die Verfassung einer absoluten Monarchie – womöglich mit Sohnesfolge – aufzuerlegen. Wattenbach vermochte nun über den badischen Gesandten am Bundestag, Robert von Mohl, die Angelegenheit in die Frankfurter Versammlung zu tragen. Das Gerangel zog sich über Jahre hin; von Mohl hat im Mai 1864 darüber mit Häusser und Wattenbach auch in Heidelberg konferiert. Sie rechneten aber nicht damit, daß das preußische Interesse so weit gehen würde, der eigenen Regierung und der Berliner Akademie allen Einfluß auf das patriotische Unternehmen zu sichern. Als 1872 die neue Reichsregierung versuchte, die Oberleitung der MGH der Berliner Akademie zu übertragen und diesen Vorschlag im Bundestag einbrachte, engagierte sich noch einmal nur Baden, das den Heidelberger Senat um eine Stellungnahme anging. Wattenbachs antipreußisches Gutachten, am 3. Juli von der Fakultät angenommen,

---

[30] Brief Nr. 12 vom 11. Dezember 1867.

[31] Zum folgenden Bresslau (wie Anm. 4), insbes. S. 403–410, 489, 502–504, 511, 619 ff. – Häusser und Wattenbach haben 1864 der Bundesversammlung die Bildung einer Aufsichtskommission vorgeschlagen, vor allem aber die Bestellung von Direktoren für die Abteilungen der MGH, die als ein neues leitendes Gremium unter einem Präsidenten Pertz amtieren sollten. Da der Verein seit der Berufung Pertz' (1842 auf Betreiben Rankes) in die Leitung der Kgl. Bibliothek die Hauptarbeit schon in Berlin abwickelte, schienen für die preußischen Interessen Fortschritte möglich zu sein. In dem schon ausgewerteten Brief vom 18. September 1866 an Sickel (wie Anm. 28), in dem sich Wattenbach über die Heidelberger „Großpreußen" beklagt, werden die Monumenta mit der Bemerkung erwähnt, daß in sie nun auch „der plumpe preußische Säbel hineingefahren" sei. Das scheint sich auf die allgemeine preußische Aufkündigung des Bundesvertrags bei Kriegsausbruch zu beziehen, die für die Monumenta eigentlich aber nur zur Folge hatte, daß Pertz nun bis 1873 mit seiner inzwischen von ihm nolens volens kooptierten Zentraldirektion ungehindert weiterherrschen konnte. – Zum Wintersemester 1873 nach Berlin umgesiedelt, versuchte Wattenbach immerhin noch eine paritätische Besetzung der Zentraldirektion mit je zwei Akademievertretern Preußens, Österreichs und Bayerns in die Diskussion zu bringen, es blieb zunächst aber bei 3:2:1 für Berlin, Wien, München, abgesehen von dem Zuwahlrecht durch die Zentraldirektion.

blieb indessen Papier. In der Geschichte der MGH, von Harry Bresslau 1921 geschrieben, findet sich Wattenbach schließlich in diese Perspektive gerückt: „Sein Widerspruch gegen den Berliner Plan begann sich doch zu mildern, seit er selbst mit den Berliner Verhältnissen näher bekannt geworden war" (S. 503). 1875 selber in die neue Zentraldirektion gewählt, übernahm Wattenbach die Leitung der Abteilung Epistolae sowie die mühsame Redaktion des Publikationsorgans der Monumenta: Neues Archiv. Als 1886 aber die Neubesetzung des Präsidiums anstand, wurde – zu Gunsten Dümmlers – Wattenbach übergangen. Gekränkt zog er sich zurück und behielt nur die Leitung der Übersetzungen in den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit". Er ist 1897 auf einer Reise in Frankfurt gestorben und in Heidelberg auf dem Bergfriedhof beigesetzt worden.[32]

*

Unser „Heidelberger Gelehrtenlexikon" führt zu Recht zwei Professoren als Nachfolger Wattenbachs an: den im August 1873 zum planmäßigen a.o. Professor ernannten Baseler Gymnasiallehrer (aber geborenen Berliner) *Heinrich Gelzer* und den im September berufenen Berner Ordinarius *Eduard Winkelmann*, der gleichzeitig einen Ruf nach Marburg ablehnte. Gelzer war Althistoriker und später in der Hauptsache Byzantinist, er bereitete in Heidelberg gewissermaßen das vor, was dann von Alfred von Domaszewski fortgeführt und bald als Abteilung im Archäologischen Institut eingerichtet wurde.[33] – Der eigentliche Nachfolger Wattenbachs, d.h. der mit Prüfungsrecht (auch in Alter Geschichte), war Winkelmann (geborener Danziger, in Berlin promoviert, seit 1860 Oberlehrer an der Ritter- und Domschule in Reval und 1865 in Dorpat habilitiert, 1869 nach Bern und 1873 nach Heidelberg berufen). Winkelmann, jetzt 35jährig, hatte seinen Ruhm mit einer „Geschichte Kaiser Friedrichs des Zweiten und seiner Reiche"[34] in der Revaler Zeit begründet, galt als Vermittler strenger Quellenkritik und Rankescher Geschichtsbetrachtung an das Zentrum des baltischen Deutschtums in Dorpat und konnte im Jahr seiner Berufung nach Heidelberg den ersten Band der Jahrbücher unter Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig[35] vorlegen. Sie wurden als Vorspann für einen größeren an ihn ergangenen Auftrag bewertet, nämlich die Jahrbücher der Deutschen Geschichte unter Friedrich II. zu erstellen. Winkelmann hat wie Wattenbach nach seiner Promotion zwar auch in Berlin bei den Monumenta gedient, ist aber – anders als Wattenbach, der als Philologe direkter in der Niebuhrschen Tradition historischphilologischer Quellenkritik stand – in der Mitarbeit an den von Ranke begründeten und der Bayerischen Historischen Kommission anvertrauten „Jahrbüchern" geprägt worden. Sie galten als *das* Muster „objektiver" Geschichtsschreibung.[36] Die Heidelberger repräsentierten also gewissermaßen nur gemeinsam und

---

[32] Das Grab ist – neben dem seiner beiden Schwestern – lokalisiert, aber aufgehoben. Wattenbach hatte in Heidelberg mit seinen Schwestern Sophie und Cäcilie gelebt, von denen die ältere schon in der Heidelberger Zeit gestorben war, Cäcilie aber erst 1882 (in Berlin). Der 65jährige hatte dann 1884 seine viel jüngere Cousine Marie von Hennings geheiratet.

[33] Conze-Mußgnug (wie Anm. 1) S. 137.

[34] 2 Bde. (Berlin 1863. Reval 1865).

[35] 2 Bde. (Leipzig 1873, 1878. Nachdruck Darmstadt 1963).

[36] Vgl. die – nicht sine ira et studio geschriebene, aber doch gescheite – Beurteilung des Jahrbücher-Unternehmens bei Deisenroth (wie Anm. 7) S. 88–98.

nacheinander die beiden Seiten der „historischen Methode", deren Vermittlung allgemein aber als eine Aufgabe primär der Mediävistik betrachtet wurde. Als Nachfolger Treitschkes trat bald Bernhard Erdmannsdörffer an Winkelmanns Seite; und beide gingen einig in dem Ziel, den Lehrbetrieb der historischen Vorlesungen, die sich ja noch keineswegs ausschließlich an Historiker wandten, durch regelmäßige Seminarübungen zu ergänzen. Sie sollten methodische Fähigkeit in einer nun als gefestigt und geschlossen geltenden Wissenschaft vermitteln. Was den Unterricht betrifft – so haben es schon Werner Conze und Dorothee Mußgnug in unserer Institutsgeschichte formuliert[37] – ist die historische Pflanzstätte in Heidelberg also nicht erst im Wintersemester 1889/90, vielmehr spätestens 1874 entstanden, und in diesem „spätestens" ist meinerseits jedenfalls das volle Jahrzehnt der Vorläuferschaft Wattenbachs von 1862–1873 mitbedacht. Das Jahr 1889 stellt Heidelberg aber tatsächlich auf Platz 20 und an den Schluß der Gründungsliste Historischer Seminare im Raum des Deutschen Reiches, den Spitzenplatz hält Königsberg (1832)[38].

Dem Bienenfleiß Winkelmanns verdankt die estländische, livländische und kurländische historische Landeskunde eine schon in den Dorpater Jahren angelegte, in Heidelberg erweiterte Bibliographie der Quellen und Hilfsmittel.[39] Von bleibender Bedeutung ist das Geschenk zur 500-Jahr-Feier an die eigene Universität: unser zweibändiges „Urkundenbuch der Universität Heidelberg".[40] Winkelmann hatte 1880 die Ruperto-Carola als Prorektor geleitet und in diesem Jahr die Rede zum Geburtsfest des Großherzogs und Rektors Karl Friedrich „Über die ersten Staats-Universitäten"[41] gehalten – es war vorweg die ihm wissenschaftlich vertraute Sizilische Universität Neapel. Man darf das Urkundenbuch auch noch als Dank der Badischen Historischen Kommission an den Großherzog bewerten, der die Kommission 1883 begründet und Winkelmann zum Vorstand berufen hatte, den er bis zu seinem Tode 1896 behielt.[42]

Winkelmanns Rang in der Mediävistik[43] ist hoch zu bewerten als der eines Grundlagenforschers zur späten Stauferzeit. Er gibt zudem ein Beispiel (allerdings unter nicht wenigen) für den Einsatz in den drei nationalen Zentren des deutschen Wissenschaftsbetriebs. Gemeinsam mit Julius Ficker hat er im Auftrag der *österreichischen Akademie* die Böhmerschen Stauferregesten neu bearbeitet[44], im Auftrag der *Monumenta* Dokumente der Reichsgeschichte des 13./14. Jh. aus einer

---

[37] Wie Anm. 1 (S. 136).

[38] Vgl. Anm. 1.

[39] Bibliotheca Livoniae historica (Berlin 1869; St. Petersburg 1870; 2. Aufl. 1878). Die 2. Auflage verzeichnet 11756 Titel (gegenüber 9060 der 1. Auflage).

[40] Heidelberg 1886. – Sein pünktliches Erscheinen verdankt das Werk in der Hauptsache dem Mitarbeiter Adolf Koch; Daten über ihn ebenfalls bei Drüll (wie Anm. 3).

[41] Heidelberg 1880.

[42] Vgl. M. Schaab, unten S. 182 ff.

[43] Nicht mehr der Erwähnung wert halten neuere Darstellungen – auch deutschsprachige – die 1883 erschienene „Geschichte der Angelsachsen bis zum Tode König Aelfreds". Sie ist ganz aus den Quellen gearbeitet, aber doch nur aus den wenigen, die damals allgemein zur Verfügung standen.

[44] Regesta Imperii V. 5 Abt. in 3 Bdn. (Innsbruck 1881–1901).

vor allem von Ficker erstellten Sammlung herausgegeben[45] und im Auftrag der Historischen Kommission bei der *Bayerischen* Akademie die schon erwähnten Jahrbücher Philipps von Schwaben, Ottos IV. und Friedrichs II. – diese bis 1233 – verfaßt.[46] Im Vorgriff auf spätere Friedrichbilder sollten wir festhalten, daß Winkelmanns Wertung Friedrichs II. ganz auf der Linie liegt, die Ficker in seiner Einleitung zu den Regesten mit großer Quellenkenntnis entworfen hatte – sie steht der Glorifizierung des stände- und menschenverachtenden Kaisers noch völlig fern. In der Darstellung deutet sich hingegen ein in anderen Schulen auch schon offen formulierter Bewußtseinswandel darin an, daß das strenge Annalenschema mit einer primär sachlichen Gliederung verbunden wird; und das letzte Winkelmann vergönnte Kapitel über „Die 'Andacht' in Italien und ihre Folgen, 1233" (es geht um eine von den Bettelorden getragene Massenbewegung) ist so eingeleitet: „Die Darstellung der älteren Jahrhunderte des Mittelalters befaßt sich überwiegend mit der Thätigkeit der Herrscher und der oberen Klassen, nicht aus einseitiger Vorliebe für sogenannte Staatsaktionen, sondern in Folge ihrer Abhängigkeit von der Überlieferung, die ihrerseits nur selten in die breiten Schichten der Bevölkerung herabsteigt und noch seltener einen Einblick in die Kräfte und Gedanken gewährt, von denen diese Kreise bewegt wurden." Dann zählt er die „Symptome des Gärungsprozesses" in Stadt, Heerwesen, Ostsiedlung, Handel und Sprache auf, „der sich in den Volksmassen vollzieht, zu den mannigfaltigsten Ergebnissen führt, aber in allen Formen auf einen Keim zurückgeht, nämlich auf das Verlangen nach mehr Raum und Freiheit für die individuelle Bethätigung."

Winkelmann soll unter seiner strebsamen Schülerschaft als Lehrer sehr beliebt gewesen sein.[47] Festzuhalten ist auch, daß unter seiner Obhut in Heidelberg die erste Historikerin promoviert worden ist: Anna Gebser (1897) mit einer Dissertation über ein sehr frauliches Thema: „Die Bedeutung der Kaiserin Kunigunde für die Regierung Heinrichs II." Hatte Wattenbach in den Hilfswissenschaften vor allem Paläographie angeboten, so betrieb Winkelmann stärker die Urkundenlehre – sehr oft als praktische Übungen an Urkunden der Universitätsbibliothek.[48] An der Vermehrung dieser bibliothekseigenen Urkundensammlungen hat Winkelmann dann sogar mitgewirkt.[49] Solche Transaktionen, die hohem Archivarenethos eher unlieb-

---

[45] Acta Imperii inedita seculi XIII et XIV. Urkunden und Briefe zur Geschichte des Kaiserreichs und des Königreichs Sicilien. 2 Bde. (Innsbruck 1880–1885).

[46] Betr. Philipp von Schwaben und Otto IV. vgl. Anm. 35; Jahrbücher der Deutschen Geschichte. Kaiser Friedrich II. 2 Bde. (Leipzig 1889–1897; Nachdruck Darmstadt 1967).

[47] Dies erwähnt Weech in seinem Nachruf in: ZGO 50 (1896) S. 331–336. – Die Dissertationen seiner Doktoranden lassen bis auf wenige Ausnahmen ebensowenig Orientierung an den Arbeitsthemen des Lehrers erkennen wie zu Häussers und Wattenbachs Zeiten.

[48] So erstmals in seinem dritten Semester, Winter 1874/75.

[49] Die älteren Erwerbungen der 1830er Jahre wurden 1871/72 von Wattenbach und Perlbach in der ZGO verzeichnet. Ein weiterer Nachlaß mit Urkunden, darunter Stücken aus dem Universitätsarchiv – die allgemeiner bekannte „Sammlung Lehmann" –, ist erst gegen Ende der 70er Jahre der Heidelberger Bibliothek vermacht worden. 1886 wurden dann vom Generallandesarchiv in Karlsruhe 100 Brondolo-Urkunden Winkelmann zu Unterrichtszwecken überlassen, sie befinden sich seit 1903 in der Universitätsbibliothek. Das GLA hatte unter seinem Direktor Mone um 1860 insgesamt 411 Urkunden aus dem Brondolo entfremdeten Fonds gekauft, 311 davon wurden 1886/88 dem Staatsarchiv Venedig

sam sind, erklären sich vielleicht aus Ambitionen zum Aufbau eines „Diplomatischen Apparats" in Heidelberg ähnlich dem berühmten Göttinger. Was die Vorlesungen betrifft, behandelt Winkelmann noch einmal wie Wattenbach das Mittelalter nur in Überblicken, abgesehen von einem Spezialkolleg über „Geschichte der historischen Literatur (bzw. der Geschichtsschreibung) des Mittelalters", das wohl eine Huldigung an seinen Vorgänger gewesen ist, und ganz am Ende (1896) auch einmal „Geschichte des 13., 14., 15. Jahrhunderts". Mindestens so kennzeichnend wie diese Vertretung seines eigentlichen Faches sind die „Encyclopädie und Methodologie der historischen Wissenschaft" und eine „Deutsche Staats- und Verfassungsgeschichte", die der Mediävist ebenso regelmäßig anbietet wie neuzeitliche und zeitgeschichtliche Vorlesungen, in denen er sich thematisch aber fast nie wiederholt – er bietet sie sowohl in großen Bezügen (z.B. als „Geschichte des europäischen Staatensystems") als auch in für damaligen Brauch schon sehr kleinen Rationen an (z.B. „Geschichte der Jahre 1830–1848"); deutlich sind Frankreich und England berücksichtigt.

*

In weit stärkerem Maße noch als Winkelmann vertrat – seit 1896 – sein Nachfolger *Dietrich Schäfer* die Einheit des Fachs. In seinen Berufungsverhandlungen hatte er sich Lehrbefugnis in Mittelalter und Neuzeit ausbedungen, und er widersetzte sich erfolgreich dem Plan des 1901 neu berufenen Kollegen Erich Marcks, das Historische Seminar in zwei Abteilungen zu gliedern. Schäfer und Marcks begründeten 1902 aber gemeinsam die „Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte".[50]

Verallgemeinert ist das Schäfer treibende Motiv sicherlich aktuell wie eh und je: Geschichtsschreibung, welche nicht stark in die Gegenwart dringe, werde in Sammlerfleiß ersterben.[51] Unsere Frage bleibt dennoch, ob die nationalpolitische Energie, aus der Schäfer getrieben wurde, nicht sein Urteil getrübt hat. In seinem historischpublizistischen Einsatz für die imperialistische Politik des Kaiserreiches kann man Schäfer einen Nachfolger Treitschkes nennen, zu dessen Füßen er in Heidelberg am Ende der 60er Jahre gesessen hatte. Alle vaterländischen Verbände wurden von ihm in ihrer „Erziehungsarbeit" am deutschen Volk unterstützt: die Kolonialgesellschaft, der Ostmarkenverein, der Alldeutsche Verband, der Flottenverein, der Nationalliberale Verein. Als Vertreter der Ruperto-Carola wirkte er in der badischen Kammer.[52] Seine sieben Heidelberger Jahre von 1896–1903 waren

---

übergeben; vgl. Michael Klein, Die Handschriften 65/1–1200 im Generallandesarchiv Karlsruhe (Wiesbaden 1987) S. 59. Aus dem Fonds Brondolo, der offenbar auf den freien Markt gebracht werden sollte, sind Urkunden u.a. auch ins Hauptstaatsarchiv München und ins Germanische Nationalmuseum Nürnberg gelangt. Die 100 Heidelberger Stücke mußten von der Editorin des seit 1981 erscheinenden Urkundenbuches von Brondolo, Bianca Lanfranchi Strina, denn auch in Heidelberg benutzt werden (Fonti per la storia di Venezia, Sez. II: SS. Trinità e S. Michele Arcangelo di Brondolo. Vol. 2.3, Venezia 1981, 1987).

[50] Conze-Mußgnug (wie Anm. 1) S. 137 f.

[51] Adolf Hofmeister, in: Dietrich Schäfer und sein Werk. Hrsg. von Kurt Jagow (Berlin 1925) S. 44.

[52] Georg Lokys, in: Dietrich Schäfer (wie Anm. 51) S. 27.

durchaus keine Episode, eher grundlegend in diesen Aktivitäten. In seinen Lebenserinnerungen begründet er den Wechsel nach Berlin sogar mit dem Wunsch, aus den politischen Pflichten wieder herauszukommen.[53]

1845 in Bremen als Sohn eines Hafenarbeiters geboren, war der 15jährige als Volksschullehrer ausgebildet worden und nahm erst als 23jähriger das Studium der Philologie und Geschichte (zuerst in Jena) auf. In Göttingen wurde er 1871 bei Waitz mit einer Dissertation über die dänischen Annalen und Chroniken des 13.–15. Jh. promoviert, wurde dann Gymnasiallehrer in Bremen und widmete sich wissenschaftlich ganz der Hanse-Geschichte – auch mit Archivreisen über das Jahr 1876/77 im Auftrag des Hansischen Geschichtsvereins, dessen Gründung eben nach dem Kriege ja kein unpolitisches Unternehmen war und auch von den „Freunden aus den Ostseeprovinzen" begrüßt wurde.[54] Nach Heidelberg kam Schäfer erst über die Stationen Jena, Breslau und Tübingen; in der Tübinger Zeit sind nachhaltige Impulse auf die landesgeschichtliche Forschung ausgegangen.[55] Schäfers Überblick über die Geschichte der Hanse, der erstmals 1903 – also in seiner Heidelberger Zeit – erschienen ist[56], war mit vielen Studien[57], auch einer Geschichte Dänemarks[58], vor allem aber editorischer Mitarbeit an den Hanse-Rezessen[59] vorbereitet. In seinem Heidelberger Lehrangebot findet sich ziemlich regelmäßig eine „Geschichte des Kolonialwesens und der Kolonialpolitik der europäischen Völker", in die bestimmt auch Hanse-Geschichte integriert war, um – wie er es sieht – „Aufgaben" der Gegenwart historisch zu begründen. Sonst setzte sein Vorlesungsangebot nicht minder symptomatische Akzente: „Geschichte der germanischen Völker bis zu den Karolingern", „Entstehung und Bestand der Nationalitäten Europas", „Historische Geographie des Mittelalters und der Neuzeit". Ein Schülerbericht hat festgehalten, daß alle Examenskandidaten imstande gewesen seien, die Slawengrenze oder die deutsch-französische Sprachgrenze zu demonstrieren, es einem Kandidaten, der nur Tschechen in Böhmen habe wohnen lassen, aber schlecht ergangen sei.[60]

Unter den rund 140 Dissertationen, die Schäfer in der akademischen Lehrtätigkeit eines halben Jahrhunderts angenommen hat[61], befinden sich aus der Heidelberger Zeit dreizehn, davon mindestens fünf, die sich qualitativ über den Promo-

---

[53] D. Schäfer, Mein Leben. (Berlin Leipzig 1926) S. 140. – Der lange Abschnitt über die Heidelberger Zeit beginnt S. 128. Schäfer bedauert gleich zu Anfang, daß er als Nachfolger Winkelmanns auch das Mittelalter habe vertreten müssen.

[54] Deisenroth (wie Anm. 7) S. 261.

[55] Er begründete die Editionsreihe der „Württembergischen Geschichtsquellen" (Bd. 1 erschien 1894). – Als „Regenwürmer" habe er die emsigen heimatkundlichen Forscher gewürdigt: Hofmeister (wie Anm. 51) S. 63.

[56] Die deutsche Hanse (Bielefeld, Leipzig 1903. ^{2}1914. ^{4}1944).

[57] U.a.: Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark. Hansische Geschichte bis 1376 (Jena 1879).

[58] Geschichte von Dänemark (Geschichte der europäischen Staaten, hrsg. v. A. Heeren u.a., 13. Werk). Bd. 4 u. 5 (Gotha 1893. 1902).

[59] Hanserecesse. 3. Abth.: 1477–1530. 9 Bde. (Leipzig 1881–1913).

[60] Rudolf Häpke, in: Dietrich Schäfer (wie Anm. 51) S. 36 f.

[61] Verzeichnis in: D. Schäfer (wie Anm. 51) S. 149–152.

tionsbetrieb der Zeit erheben[62]; und vermutlich unter Schäfers Obhut hat sich 1899 in Heidelberg Alexander Cartellieri habilitiert, der aber – 1902 noch zum a.o. Professor ernannt – dann nach Jena ging, um sich später mit seiner Konzeption von „Weltgeschichte als Machtgeschichte"[63] einen umstrittenen Namen zu machen. Das bis heute maßgeblich gebliebene vierbändige Werk Alexander Cartellieris über Philipp II. August von Frankreich, das seit 1899 erschien[64], war schon in seiner Leipziger Dissertation von 1891 grundgelegt.

Dietrich Schäfer wüßte ich am ehesten mit der Feststellung zu würdigen, daß viele seiner Arbeiten Quellenwert als Variante imperialistischen Geschichtsdenkens gewonnen haben.[65] Von diesem Denken war auch schon der Disput geprägt, den er in den 1880er Jahren mit dem damals in Karlsruhe lehrenden Liberalen Eberhard Gothein über die „Sehweise und die Aufgaben der Kulturgeschichte" ausgetragen hat.[66] Man kann diese Kontroverse als Vorgefecht zum Lamprecht-Streit bewerten, d.h. es ging auch jetzt schon um den – in seiner Intention einfach anmaßenden – Zugang zur Totalität geschichtlichen Lebens und die dafür geeignete Methode. Schäfer verteidigte als eigentliche Aufgabe des Historikers, die Bedingungen und die Übung politischer Macht darzulegen. So erfülle er in der Erforschung des Wechselverhältnisses von Staat und geistigem Leben auch die Aufgabe der Kulturgeschichte, die Gothein hingegen als Synthese aller historischen Arbeit – auch der am Staat als einer Form der Gesellschaft – verstand. – Abgesehen von den Hanse-Rezessen benutzen Mediävisten die Schäferschen Arbeiten heute wohl kaum noch; der Aufsatz „Zur Beurteilung des Wormser Konkordats" von 1905[67] hat einen wissenschaftsgeschichtlichen Stellenwert in seinen Überlegungen über die Geltungsdauer der päpstlichen Zusagen; und persönlich verbindet mich mit Schäfer, daß er eine wichtige Urkunde Heinrichs IV., das sogenannte Hirsauer Formular, erstmals als Nachzeichnung erkannte.[68] Auch dem Mediävisten Schäfer könnte man nicht unter Verwischung der nationalpolitischen Konturen gerecht werden, die er selber seinem Werk gegeben hat. Selbst so offen als „historisch-poli-

---

[62] Oliver Richardson, The national movement in the reign of Henry III. and its culmination in the Baron's War (New York 1897); Otto Frommel, Die päpstliche Legatengewalt im deutschen Reiche während des 10., 11. und 12. Jahrhunderts (Heidelberg 1898); Wilhelm Felten, Forschungen zur Geschichte Ludwigs des Bayern (Neuss 1900); Fritz Vigener, Bezeichnungen für Volk und Land der Deutschen vom 10. bis zum 13. Jh. (Heidelberg 1901); Heinrich Lilienfein, Die Anschauungen von Staat und Kirche im Reich der Karolinger. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Weltanschauung (= Bd. 1 der Heidelberger Abhandlungen von 1902).

[63] 4 Bde. (München, Berlin 1927–1941). Ein 5. Band posthum (Aalen 1972).

[64] Philipp II. August, König von Frankreich. 4 Bde. (Leipzig 1899–1922).

[65] Das Extreme seiner Position wird auch von A. Deisenroth (wie Anm. 7) betont, wenn er D. Schäfer zu den Ausnahmeerscheinungen im Fach rechnet (S. 319).

[66] Peter Alter, Eberhard Gothein, in: Deutsche Historiker VIII, hrsg. v. H.-U. Wehler (Göttingen 1982) S. 40–55, hier: 47–50.

[67] Abh. der Kgl. Preuß. Akad. der Wissenschaften (Berlin 1905). – Zur Problematik zuletzt: Fritz Trautz, Zur Geltungsdauer des Wormser Konkordats in der Geschichtsschreibung seit dem 16. Jh., in: Geschichtsschreibung und geistiges Leben im Mittelalter. Festschrift für H. Löwe (Köln, Wien 1978) S. 600–625.

[68] In: Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte NF 2 (1893) S. 253–255. – H. Jakobs, Das Hirsauer Formular und seine Papsturkunde, in: Festschrift Hirsau (1991).

tische Betrachtungen" verlegte Schriften wie die 1897 erschienene über „Deutschland zur See"[69] sind mit einem soliden historischen Teil ausgestattet, im genannten Fall über Ostkolonisation, über die Hanse speziell in den Stadtgeschichten von Lübeck, Visby, Riga und vor allem über die Problematik des Verfalls der mittelalterlichen Wirtschaftsräume im 16. Jh., um dann freilich in 24 gleichsam aktuelle Seiten unter dem Motto „Wer nicht steigt, der sinkt" zu münden, die auch kriegerische Lösungen offenhalten.

Als Schäfer Heidelberg verließ, war seine Reputation glänzend. Seinetwegen zerstritt sich 1903 die Philosophische Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität, die den Lehrstuhl eines damals sehr prominenten Meisters der Quellenkritik und -edition – Paul Scheffer-Boichorsts – neu zu besetzen hatte.[70] Gustav Schmoller monierte Schäfers „fast leidenschaftliches Interesse für die politischen Tagesfragen" und brachte die Kommission der Fakultät für den Kandidaten Gerhard Seeliger hinter sich, Dilthey aber kämpfte für Schäfer, den das Ministerium ebenfalls wünschte und dafür im Kompromiß bereit war, ein zusätzliches Ordinariat für Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte einzurichten. Es wurde mit Otto Hintze besetzt. Reinhold Koser legte sein Akademiemandat in der Zentraldirektion der MGH zugunsten Schäfers nieder[71]; dabei hat Schäfer weder vorher noch nachher Editionsarbeit für die Monumenta geleistet.

*

Ging Schäfer nach Berlin als Nachfolger Scheffer-Boichorsts, so kam ein Schüler Boichorsts nach Heidelberg: *Karl Hampe*. Die Neubesetzung des Lehrstuhls war nicht im ersten Anlauf gelungen[72], und hätte der (soeben mit der Berliner Liste für die Nachfolge Scheffer-Boichorsts schon erwähnte) Gerhard Seeliger[73], seit 1895 Ordinarius in Leipzig und seit 1898 Herausgeber der „Historischen Vierteljahrschrift", den an ihn ergangenen Ruf angenommen, wäre der Kontinuitätsstrom politischer Geschichtsschreibung im Heidelberger Seminar wenn nicht verdünnt so doch um gediegene wirtschafts- und verfassungsgeschichtliche Komponenten sowohl ländlich-territorialer als auch städtischer Räume bereichert worden. Seeliger hat bald auch besonders nachhaltig in die Diskussion über die „öffentlich-rechtlichen" Funktionen der Grundherrschaft eingegriffen[74], die sich

---

[69] Eine historisch-politische Betrachtung (Jena 1897).

[70] Vgl. Konrad Canis, Dietrich Schäfer (1845 bis 1929), in: Berliner Historiker. Die neuere deutsche Geschichte in Forschung und Lehre an der Berliner Universität (Beiträge zur Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin, Bd. 13. Berlin 1985) S. 7–22, hier: 10 ff.

[71] Bresslau (wie Anm. 4) S. 717.

[72] Die Fakultätsakten betr. Nachfolge Schäfer mit den Laudationes auf Seeliger, Hampe und (für den 3. Listenplatz) Johannes Haller sind im Universitätsarchiv erhalten (Sign.: H-IV-102/134). Die Fakultät hob Seeligers Arbeiten zur Diplomatik, Verwaltungs- und Agrargeschichte hervor. Ohne daß es aus den Akten hervorginge, scheint mir Max Weber hinter der Plazierung Seeligers gestanden zu haben.

[73] Vgl. über ihn Fritz Rörig in: Deutsches biographisches Jahrbuch, Bd. 3 (1921. Berlin, Leipzig 1927) S. 242–244, 317. Rudolf Kötzschke, in: Historische Vierteljahrschrift 28 (1920/21. Dresden 1922) S. 482–496.

[74] Die soziale und politische Bedeutung der Grundherrschaft im früheren Mittelalter. Untersuchungen über Hofrecht, Immunität und Landleihen (Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 22/1. Leipzig 1903); Staat und

letztlich um das Verständnis vom mittelalterlichen Staat drehte: und erstmals bewertete er die grundherrliche Herrschaftsübung weder als usurpiert noch als „vom Staat" verliehen, sondern als Attribute des Grundeigentums selber. Gegenüber solcher Relativierung von Staatlichkeit kam die Entscheidung, die mit Hampes Berufung fiel, einer Garantie auf Kontinuitätswahrung am Historischen Seminar gleich. Man könne „Hohes von ihm erwarten", schrieb die Fakultät in ihr Gutachten; und sie meinte seine Berliner Dissertation[75], wenn sie die Fähigkeit zur „darstellenden Gestaltung im höheren historischen Stile" pries. Auch bezog sie sich auf hohe Hörerzahlen des damaligen a.o. Professors in Bonn. Die Bonner Fakultät hatte 1898 den Kumulus seiner Publikationen als Habilitationsschrift anerkannt.[76]

In Heinrich von Srbiks Buch „Geist und Geschichte" finden wir die Heidelberger Historiker des „Zweiten Deutschen Reiches" unter der Überschrift subsumiert: „Der Wiedergewinn wissenschaftlichen Ebenmaßes und die Rankerenaissance ..."[77] Der Wiedergewinn des Ebenmaßes ist am Abklingen „nationalhistorischer Tendenz" bemessen. Ich würde heute Dietrich Schäfer, den Vorgänger Hampes, aus diesem Urteil herausnehmen. Die sonst Gemeinten sind die Neuhistoriker neben Hampe: Erich Marcks (bis 1907), Hermann Oncken (von 1907 bis 1923) und seitdem Willy Andreas. Es gab auch eine gewisse, schon auf Bonner Jahre zurückgehende persönliche Beziehung Hampes zu Eberhard Gothein[78], der bald in die Nachfolge Max Webers berufen wurde und bis 1923 eine ungemein rührige Lehre in Heidelberg betrieb.

Was nun Hampe mit Leben und Werk in das Bild von der deutschen Historiographie eingebracht hat, ist von ihm selber in seiner „Selbstdarstellung" reflektiert. Sie wurde – damals schon zur Publikation bestimmt – in seinem Rektoratsjahr im Frühjahr 1925 niedergeschrieben; Hermann Diener hat sie erst zu Hampes 100. Geburtstag 1969 mit einem „Schriftenverzeichnis" und einem gewichtigen „Nachwort", das auch manches aus unpublizierten Tagebüchern mitteilt, herausgeben können. Die Varianten und Übersetzungen, die vielen Artikel in Zeitungen und Kulturzeitschriften und auch die Nachdrucke mitgerechnet, zählt das bis 1963 geführte „Schriftenverzeichnis" 223 Titel.[79]

Gebürtiger Bremer, wie Dietrich Schäfer, kam Hampe jedoch aus dem gehobenen bürgerlichen und im Falle seiner Familie ausgesprochen literatur- und musikkundigen Milieu. Enttäuschung an der Germanistik schon in Bonn ließ ihn in Berlin im 3. Semester zum Zweitfach Nationalökonomie überwechseln. Daß er Karl

---

Grundherrschaft in der älteren deutschen Geschichte (Leipzig 1909); vgl. auch Hans K. Schulze, Grundherrschaft, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte I (Berlin 1971) Sp. 1824–1842.

[75] Geschichte Konradins von Hohenstaufen (Innsbruck 1894).

[76] Karl Hampe 1869–1936. Selbstdarstellung. Mit einem Nachwort hrsg. von Hermann Diener (Heidelberg 1969) S. 23.

[77] Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart. Bd. II (München, Salzburg 1951) S. 1–31.

[78] Selbstdarstellung (wie Anm. 76) S. 25 f.

[79] Die folgende Darstellung beruht durchweg auf der „Selbstdarstellung" und auf Dieners „Nachwort". Einzelbelege gebe ich deshalb nur in besonderen Fällen und dann zumeist aus anderen Quellen. Es erübrigt sich auch die erneute Wiedergabe der bibliographischen Daten, ich verweise einfach auf die Nr. des Schriftenverzeichnisses.

Lamprecht in Bonn, in Berlin Gustav Schmoller gehört hat, vollends daß Paul Scheffer-Boichorst als Doktorvater verantwortlich zeichnete, sieht man der 1894 als Buch von 394 Seiten erschienenen Dissertation, der „Geschichte Konradins von Hohenstaufen"[80], nicht an. Hampe gab auch unumwunden zu, daß „außerwissenschaftliche Motive", wie Jugendlektüre und Besuch der Grabeskirche Konradins in Neapel, ihn in der Wahl des auf Bühnen und in der Belletristik der Zeit beliebten Themas bestimmt hatten. Der „Konradin" ist vor allem in der Behandlung der Quellen natürlich nicht am Studium bei Scheffer-Boichorst vorbeigeschrieben, jedoch findet sich alle gelehrte Beweisführung in die (allerdings sehr reichen) Anmerkungen verlagert.

Nichtsdestoweniger unterwarf sich der junge Doktor zuerst der Poenitenz der Monumentisten. Hampe hat die Monumenta damals und – trotz ihr gegenüber dauernd und bewußt gewahrter Eigenständigkeit – auch später als die beste Schule für einen Mediävisten bejaht. Sein Urteil ist freilich nicht nur an Methode und Technik der Editionsarbeit bemessen, in ihm haben auch die Kommunikation der Gelehrten und nicht zuletzt die „unitarische Richtung" gegen die „Dezentralisation des Geschichtsbetriebes in Deutschland" ihr Gewicht. Fürs erste aber bewies Hampe, daß eine ungewöhnliche Begabung keineswegs ein Ungenügen an Kärrnerarbeit findet. Der „Hilfsarbeiter" erschloß sich über die Erstellung von Indices wichtige Bestände zuerst des 13. Jh. und dann der Karolingerzeit und wurde Mitherausgeber eines Bandes der *Epistolae Karolini aevi*.[81] Abgesehen von den Zeiträumen sollte auch der Quellentyp „Brief" dauernde Bedeutung in Hampes Arbeit (nicht zum wenigsten auch in seinen Seminaren) behalten. In den Jahren 1897/98 beeindruckte er die gelehrte Welt nach höchst anstrengender Handschriftenforschung mit aufsehenerregenden Funden[82]: in der Kathedralbibliothek zu Durham die Vorlage der karolingerzeitlichen Metzer Annalen; im Corpus Christi College in Cambridge den Yorker Anonymus, nun berühmt geworden wegen seiner Verteidigung des Königtums in der Spätzeit des Investiturstreites; in der Nationalbibliothek Paris die Capuaner Briefsammlung aus der Frühzeit Friedrichs II. In Erwartung eines Rufes nach Heidelberg konnte der gerade 34jährige ein Angebot des allmächtigen Wissenschaftsdezernenten Friedrich Althoff nach Königsberg ausschlagen.

Für ein breiteres Publikum war Hampe seit 1909 der Autor des Buches „Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer"[83], und im Fach war er der angesehene Kollege, dem man Akademie-Mitgliedschaften und – in einer erneut kritischen Phase ihrer Geschichte – einen Sitz in der Zentraldirektion der MGH antrug.[84] Nachdem der aus Straßburg vertriebene Harry Bresslau Heidelberg

---

[80] Wie Anm. 75; Schriftenverzeichnis Nr. 3.

[81] Schriftenverzeichnis Nrn. 4, 6, 19.

[82] Mitgeteilt im Neuen Archiv 22 u. 23; Schriftenverzeichnis Nrn. 10, 15.

[83] Schriftenverzeichnis Nr. 62.

[84] Korrespondierendes Mitglied der Heidelberger Akademie war Hampe seit 1909, ordentliches Mitglied aber erst seit 1916, daraufhin erfolgte 1917 die Berufung in die Zentraldirektion der MGH. Die Preußische Akademie ernannte ihn 1925 und die Bayerische Akademie 1933 zum korrespondierenden Mitglied; vgl. Drüll (wie Anm. 3) S. 100 und „Selbstdarstellung" (wie Anm. 76) S. 37, Anm. 135. – Seit 1903 war Hampe auch Mitglied der Badischen Historischen Kommission; vgl. auch H. Jakobs in: Badische Biogra-

als Alterssitz gewählt hatte (1919 bis zu seinem Tode 1926), war hier eine Art Arbeitsgruppe der MGH etabliert, in der Hans Wibel und zwei Schüler Hampes, Friedrich Baethgen und Percy Ernst Schramm, sich ihre ersten Sporen verdienten. Hampe gab 1926 die Akten des Friedens von San Germano (1230 zwischen Papst und Kaiser abgeschlossen) in Druck.[85] Ein Stück Wissenschaftsgeschichte spiegelt sich aber auch in der Entscheidung, den Auftrag zur Fortsetzung der Jahrbücher Friedrichs II. zurückzugeben, einen Auftrag, den Hampe nach dem Tod Winkelmanns (1896) übernommen hatte. Hampe fand nach 20 Jahren (1919) vor der Münchener Historischen Kommission Verständnis für seine gleichermaßen wissenschaftlichen und persönlichen Motive: daß vorweg die Briefe des Petrus de Vinea ediert werden müßten (die Vorarbeiten laufen heute noch) und er – Hampe – dem Kaiser nicht nach der Art der Jahrbücher „ohne Wertung" gerecht werden könne! Ob er allen Ernstes selber noch glauben konnte, Winkelmann, Dümmler, Bresslau, Meyer von Knonau – um einige herausragende Jahrbücherautoren zu nennen – hätten nicht „gewertet", lasse ich dahingestellt.

Publiziert hat Hampe zu allen Zeiten seines Lebens unermüdlich; und für seine Studenten war er ein Lehrer, der immer um sie war. Sein Lehrangebot war breit, und nie war er um ein Dissertationsthema verlegen. Sehr viele bewegen sich auf seinen eigenen Arbeitsgebieten. Diener verzeichnete 66 Dissertationen und 5 Habilitationsschriften – die im Fach (und in einem nicht sehr rühmlichen Fall auch in der Politik) besonders prominent gewordenen Namen sind: Friedrich Baethgen, Walter Holtzmann, Percy Ernst Schramm, Paul Schmitthenner, Volkert Pfaff, Gerd Tellenbach. Daß Joseph Goebbels als Germanist im Nebenfach Geschichte geprüft worden ist und Hampe geneigt war, ihn durchfallen zu lassen, ist nach dem Kriege in „Oral history" von Frau Hampe an Wolfgang Jäger vermittelt worden.[86]

Hampes Lehrbetrieb ist von den das ganze Mittelalter umspannenden Epochen-Kollegs bestimmt[87], in deren Überschriften er für das 13. Jh. auch die Bestimmung

---

phien NF Bd. III (Stuttgart 1990) S. 115 ff. – Im Briefnachlaß Hampes (jetzt Univ.-Bibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 4067) finden sich unter der von 1904–1932 reichenden Korrespondenz mit dem Vorsitzenden der Zentraldirektion P. F. Kehr (die ihr Gegenstück übrigens im Briefnachlaß Kehrs im Staatsarchiv Merseburg hat) zwei Briefe vom 30. Okt. und 20. Nov. 1919, mit denen Kehr auf Vorstellungen Hampes über die Zukunft der MGH kritisch eingeht.

[85] Schriftenverzeichnis Nr. 157.

[86] Der Emeritus für Augenheilkunde hat darüber am 3.6.1986 im Rotary-Club Heidelberg (Typoskript) einen Vortrag gehalten: „Legendenbildung um die Doktorarbeit von Joseph Goebbels". Doktorvater war nicht Friedrich Gundolf, sondern Max Freiherr von Waldberg, dem 1935 die Lehrbefugnis entzogen wurde. Das Dissertationsthema lautete: „Wilhelm von Schütz als Dramatiker. Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas der Romantischen Schule". Hampe, dessen Bariton gerühmt wird und der auch öffentlich vortrug, wollte Goebbels durchfallen lassen, weil er die Schubertschen Vertonungen zweier Schütz-Gedichte nicht kannte.

[87] Die Vorlesungsmanuskripte mit ihren vielfachen Überarbeitungen sind erhalten; vgl. Anm. 84 u. Diener (wie Anm. 76) S. 28 f., Anm. 93. – Im Nachlaß erhalten sind auch Vorlesungsmitschriften des Professors Hampe über Kollegs „Musikgeschichte des Mittelalters" von Theodor Kroyer (1922/23!) und über „Geschichte der Philosophie in der Zeit der Hochscholastik, Renaissance und Reformation" von Ernst Hoffmann (wenig jünger). Vgl. Diener, S. 77 f.

„Staats- und Kulturgeschichte" oder „Das Jahrhundert päpstlicher Weltmacht" bringt. Er kann aber auch eine „Deutsche Verfassungsgeschichte im Mittelalter" und eine „Geschichte des deutschen Handels bis zum 19. Jh." anbieten, ungeachtet der regelmäßigen Einführungen in Urkundenlehre und Schriftkunde. Das Kolleg über „Belgien inmitten der Großmächte im 19. Jh." ist so zeitbedingt, wie die 1918 angebotenen „Grundzüge" oder „Einführungen" in „konversatorischer Form", die Hampe im Tagebuch[88] aber als Zeugnis seiner „Entwicklung ... auf die größeren, weltgeschichtlichen Zusammenhänge" bewertet hat.[89] Im Sommersemester 1920 ist daraus denn auch eine „Weltgeschichte von der Völkerwanderung bis zur Reformation" geworden, die aber den Überblickscharakter der „Grundzüge" von 1918 behalten hat und nur dies eine Mal vorgetragen worden ist. Neuen Wind brachten vielmehr seine Privatdozenten seit 1920 in den Lehrbetrieb: Baethgen mit Angeboten wie: „Politische Theorien des Mittelalters" und „Die Kolonisation des deutschen Ostens im Mittelalter", Schramm seit 1924 mit „Geschichte des katholischen Osteuropas", „Das mittelalterliche Kaisertum in Theorie und Symbolik", „Die Kulturbewegungen des Mittelalters", und Schramm bot später auch byzantinische, spanische und englische Geschichte an. Der 1929 nach Göttingen berufene junge Professor brachte jedenfalls das fertige Buch über „Kaiser, Rom und Renovatio"[90] mit, und auch die Ideen seines Lebenswerkes über die Herrschaftszeichen hatten schon in Heidelberg Wurzeln geschlagen. Genauso wird einige Jahre später dem Heidelberger Privatdozenten Gerd Tellenbach sein Buch „Libertas"[91] als ein großer Wurf über die spirituellen Grundlagen der Kirchenreform des 11. Jh. die Tore zur Karriere öffnen.

Hampe aus den Bedingungen seiner eigenen Zeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist noch niemandem schwer gefallen.[92] Er sah seine ihm eigentlich gestellte Aufgabe eingelöst in den drei Büchern: der „Kaisergeschichte" von 1909[93], die er nach dem Ersten Weltkrieg überarbeitete (unbekümmert um „philosophische Durchbildung", wie er selber sagt – nur der „unzünftige Nietzsche" habe gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht). Damals präparierte er schon die „Herrschergestalten", die 1927 erstmals erschienen[94], und es gab auch schon die Konzeption einer

---

[88] Mitteilungen aus den Tagebüchern (2. August 1914 bis Ende 1919 und 1. Januar 1933 bis 5. Februar 1936) bislang nur bei Diener; vgl. seine Angaben S. 63. Die Tagebücher stehen einstweilen in Photokopien im Nachlaß (wie Anm. 84) zur Verfügung.

[89] Vgl. Diener, S. 74.

[90] 1929 als Bd. XVII der Studien der Bibliothek Warburg in 2 Teilen erschienen (Leipzig Berlin). Das Vorwort datiert vom 11. Januar 1929, Heidelberg. Die Habil.–Schrift von 1924 trug den Titel „Kaisertum, Rom und Antike vom Ende des 9. bis zum 12. Jahrhundert".

[91] Libertas. Kirche und Weltordnung im Zeitalter des Investiturstreites (Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte 7. Stuttgart 1936). Entstanden ist das Buch aber in Tellenbachs römischen Jahren 1927–1932.

[92] Der Nachruf von Gerd Tellenbach ist grundlegend geblieben: Beiträge zur Geschichte der Universität Heidelberg. Der Ruperto-Carola zur Feier ihres 550-jährigen Bestehens gewidmet von der Badischen Historischen Kommission (ZGO 89 [1937], Heft 1. Karlsruhe 1936) S. 225–232.

[93] Vgl. Anm. 83.

[94] Schriftenverzeichnis Nr. 162.

Gesamtdarstellung des „Hochmittelalters", die er schließlich 1932 vorlegen konnte.[95] Ohne Frage ist die narrative Struktur im Werke Hampes von hoher Warte entworfen und zeigt vor allem in den Persönlichkeitsschilderungen der Kaiser wie ihrer päpstlichen Gegenspieler die Erklärungsmöglichkeiten der Gattung auf hohem schriftstellerischen Niveau. Verstehen und Erklären werden in sehr persönlichen Leistungen in Erzählvorgänge überführt, über deren Ambition, Kunst zu sein, ich aber später noch etwas sagen werde. Sachlich ist zunächst belangvoll, daß „der ruhige, gleichmäßige Fluß der Erzählung, die keine störenden Erörterungen duldet", wenn nicht „alle Problematik ausspart" (so Josef Fleckenstein[96]), so doch vereinfacht. Daß Fachkollegen heute häufiger als zu den Gesamtdarstellungen noch zu den grundlegenden Aufsätzen des Forschers Hampe greifen, spricht natürlich nicht gegen ihn. Seine Geschichtsschreibung war auf solide Forschung gegründet.

1903 in eine Stadt und Universität gekommen, die aufs Ganze gesehen wohl soeben den Zenit einer ihrer Phasen weltweiter Wirksamkeit überschritt, ist der Zusammenhang von Universitäts- und Nationalgeschichte in Heidelberg vielleicht nicht enger gewesen als andernorts, das Besondere wurde hier allerdings die Reflexion des Standortes im Werke Max Webers. Wie weit Hampe davon Kenntnis genommen hat, steht aber dahin; Wirkungen zeitigte es nicht, auch wenn der Historiker in der Spätzeit des Marianne-Weber-Zirkels dabei ist.[97] Max Weber hatte sich um die Zeit, als Hampe in Heidelberg anfing, dauernd beurlauben lassen, behielt aber hier seinen Wohnsitz und unterhielt (auch nach Ausweis der Kriegstagebücher Hampes) dauernd Kontakt zu Fakultätskollegen. Die politischen Ideale Hampes sind aus dem Werk nur im allgemeinen erkennbar. Deutlicher werden die Kriegstagebücher, etwa im Ausdruck des Bedauerns über seine Wehruntauglichkeit, die er mit hohem Einsatz nachts in Lazarett- und tagsüber in Gymnasialdienst kompensierte. Im Verhältnis zu Max Weber fällt auf, daß er ihm eine besonders kritische Haltung in den ersten Kriegsjahren zuschrieb und sie für zersetzenden Defaitismus hielt. 1924 aber bedauerte Hampe, die Annexion Belgiens nicht wie Weber schon 1915 als falsche Ambition erkannt zu haben. Hampe nannte nun seine auf Einla-

---

[95] Schriftenverzeichnis Nr. 181.

[96] Gerd Tellenbach als National- und Universalhistoriker, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 53 (1973) S. 1–15, hier: 11; Nachdruck in: Flekkenstein, Ordnungen und formende Kräfte des Mittelalters. Ausgewählte Beiträge (Göttingen 1989) S. 561–573, hier: 570.

[97] In einer Aufzeichnung Eugen Täublers über ein „Heidelberger Gespräch (25. März 1933)" im Hause Marianne Webers ist Hampe als der „verhaltene Mann" und „Historiker", „der schwebenden Empfindungen hingegebene Historiker" apostrophiert, der in der Spannung des politischen Umbruchs, um den sich die Diskussion dreht, empfiehlt, dem Cassiodor zu folgen und sich nach Monte Cassino zurückzuziehen. Mit dieser Äußerung erregt er den Zorn Alfred Webers, der das altgermanische Heldentum Theoderichs dagegenhält: E. Täubler, Ausgewählte Schriften zur Alten Geschichte (Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien 3. Stuttgart 1987); darin die Anhänge: Einleitung zum Heidelberger Gespräch vom 25. März 1933 von Johannes Hahn (S. 305–311); Heidelberger Gespräch (S. 312–325); vgl. näherhin S. 314 f. Hampe hat damals auch schon die aufziehende Diskussion über Karl den Großen und die Sachsen angesprochen (S. 319). – Der letzte Brief Täublers an Hampe (vgl. Anm. 84) datiert aus London, 8. 4. 35, und ist eine Bitte, Hampe möge ihm Vermittler beim Ausscheiden aus der Heidelberger Akademie sein.

dung des Deutschen Generalgouvernements mit Archivstudien in Brüssel unterbauten Arbeiten (und Massenartikel) zur belgischen Frage eine „das Publizistische streifende Historiographie".[98] Das ist etwa um die Zeit geschrieben, als er sich mit der prominenten Minderheit seiner Philosophischen Fakultät, mit Karl Jaspers, Alfred Weber, Eberhard Gothein und Hermann Oncken, zur Weimarer Republik bekannte, der er am Ende, 1932, in der Weise anhing, daß er den Wahlaufruf der führenden deutschen Historiker zur Sammlung Deutschlands um seine (Hindenburgs) vertraute und mächtige Gestalt unterschrieb.[99] Um 1930 muß er aber auch den Kaiser in seinem Exil in Doorn besucht haben.[100] Der Sinneswandel 1918 war von Furcht vor dem Verlust aller Ideale begleitet. Im Oktober 1918 hatte er die Einleitung zu seiner Vorlesung „Das Jahrhundert päpstlicher Weltmacht" neu konzipiert und eine neue „Studienrichtung", das „Bestreben, die Gegenwartszustände ... historisch zu begreifen", als „dringend nötige Politisierung unsres darin etwa hinter dem englischen zurückstehenden Volkes" bezeichnet.[101]

Überrascht und auch überholt wurde Hampe in diesem Bestreben von *Ernst Kantorowicz*.[102] Nicht Hampe-Schüler sondern ein Eleve Gotheins, auch des Althistorikers Alfred von Domaszewski und natürlich vor allem Stefan Georges, hat Kantorowicz in den Jahren 1924/26 im Hause Schloßpark am Schloß-Wolfsbrunnenweg 12 sein Buch über den Staufer Friedrich II. geschrieben. Hampe, dem es – nach eigener Aussage – „die Gestalt des großen Kaisers" seit einem „ersten zusammenfassenden Versuch" (das war die Bonner Antrittsvorlesung von 1898) sehr „angetan" hatte[103], war von der Leistung des gleich einem Kometen aufgestiegenen Kollegen fasziniert, sah sich aber zugleich in einer selbstgestellten Lebensaufgabe eingeholt, ja überholt. Soeben – in seiner Rektoratsrede von 1924 – hatte er die historischen Bedingungen im Urteil „der Zeiten und Völker" über den Kaiser durchleuchtet und seinem akademischen Publikum versichert, daß durch Nietzsche die neue Richtung der Interpretation schon gewiesen sei.[104]

---

98 Selbstdarstellung (wie Anm. 76) S. 34; Diener hat ebd., S. 33, Anm. 117, 18 einschlägige Titel Hampes verzeichnet. Vgl. auch Deisenroth (wie Anm. 7) S. 327 ff., insbes. 329 f.

99 E. Wolgast, Das Zwanzigste Jahrhundert, in: Semper apertus (wie Anm. 3). Bd. III (1985) S. 1–54, hier: 4.

100 Eckhart Grünewald, Ernst Kantorowicz und Stefan George. Beiträge zur Biographie des Historikers bis zum Jahre 1938 und zu seinem Jugendwerk „Kaiser Friedrich der Zweite" (Wiesbaden 1982) S. 84, Anm. 117.

101 Im November 1918 hat Hampe seinem Tagebuch anvertraut: „Am Ende bestimmen doch die Gegenwartsziele die Geschichtsauffassung, und vorderhand sind einem die Ideale zerschlagen"; vgl. Diener (wie Anm. 76) S. 74; S. 75 das Zitat betr. die „Studienrichtung".

102 Kantorowicz hat in Heidelberg nie gelehrt und ist deshalb auch nicht in unserem Gelehrtenlexikon berücksichtigt. Von den würdigenden Nachrufen und Reden auf ihn nenne ich nur: Edgar Salin in: Historische Zeitschrift 199 (1964) S. 551–557; Friedrich Baethgen in: Deutsches Archiv 21 (1965) S. 1–17; Josef Fleckenstein in: Frankfurter Universitätsreden 34 (Frankfurt a.M.1964) S. 11–27; Nachdruck in: Fleckenstein (wie Anm. 96) S. 508–521. Weiterführend aber vor allem: Grünewald (wie Anm. 100).

103 Selbstdarstellung (wie Anm. 76) S. 23 f.

104 Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt (Stuttgart, Berlin, Leipzig 1925) = Schriftenverzeichnis Nr. 153. – Ebd. S. 57 f. hat Hampe auch die 1922/23 aus dem George-Kreis kommende Übersetzung und Interpretation der Staatsschriften Friedrichs II.

Ernst Kantorowicz, polnisch-jüdischer Herkunft, mehrfach verwundeter Kriegsteilnehmer, 1919 Mitkämpfer gegen revolutionäre Arbeiterräte sowohl in Posen als auch in München, war zum Wintersemester 1919/20 nach Heidelberg gekommen und sollte hier eine besonders enge Beziehung zu Stefan George gewinnen. Hampes Kolleg über „Europa im 13. Jh." im Sommerhalbjahr 1922 könnte er ebenso gehört haben wie die Rektoratsrede 1924. Über Kantorowicz' Studium in Heidelberg ist sonst bekannt, daß er bei von Domaszewski ein glänzendes Referat über „Die göttlichen Ehren Alexanders" gehalten und bei Gothein eine Dissertation über „Das Wesen der muslimischen Handwerkerverbände" geschrieben hat.[105] Die Interessen an Ost und West überspannenden Themen sind offenkundig, wie schließlich das Friedrich-Buch seinen Helden nach antikem Kaiserbild gestalten wird.[106]

Vielleicht hat Gundolfs Caesar-Buch, das 1924 erschien[107], erst den letzten Anstoß zu dem Wagnis gegeben, ein Buch über den Stauferkaiser zu schreiben. Wir wissen heute aber auch, daß Friedrich Wolters um Ostern 1924 gemeinsam mit Freunden, unter ihnen mit hoher Wahrscheinlichkeit Kantorowicz, am Grabe Friedrichs in Palermo einen Kranz niedergelegt hatte, den Kantorowicz dann im Vorwort seines Buches in Georgeschen Formeln erwähnt: „ ... lag an des Kaisers Sarkophag ... ein Kranz mit der Inschrift: Seinen Kaisern und Helden / Das geheime Deutschland". In einem Brief vom April 1924 aus Neapel, wo im Mai die 700-Jahr-Feier der von Friedrich begründeten Universität begangen wurde, teilte Kantorowicz dem Meister mit: „ ... alle Zeitungen sind schon jetzt voll von Hymnen auf den großen Kaiser, der – wie Mussolini – eine Italia imperiale habe errichten wollen – kurz Friedrich II. wird zum Träger des Faschistentraumes und man schwelgt 'nell'ombre del Svevo gloriosissimo'".[108]

---

durch Wolfram von den Steinen insoweit positiv aufgenommen, als „sie neben manchen anderen Anzeichen in einem Teil unserer Jugend wieder ein unmittelbar lebendiges Verhältnis zu Friedrich, mehr im Sinne Nietzsches, verraten und sich bemühen, es auch anderen mitzuteilen. Ein dämonisches Schicksal, so heißt es da etwa, bedeute mehr als hunderttausend sinnlose Opfer".

[105] Diss. Ms. 1922; Exemplar in der Universitätsbibliothek; Grünewald, S. 48, 54–56.

[106] Das zentrale Kapitel über Friedrichs Kreuzzug beginnt: „Die letzte Stufe der Weltherrschaft beschritt in allen Zeiträumen abendländischer Geschichte nur, wer auch den Orient ..., die andere Welt in sein Reich einbezog" (I. S. 154) – er nennt das: die Monarchie verjüngt nach dem Westen zurückführen – oder: den Nimbus des Gottes einholen. Auch wußte Kantorowicz die Ideale islamischer Männerbünde mit denen des Rittertums zusammenzubringen, wenn er von „ritterordensähnliche(r) Futuwwa-Gesellschaft" spricht (II. S. 68) und Kaiser und Sultan „ritterliche Gemeinschaft" pflegen – „Feirefiß, des Parzival gefleckter Bruder" (I. S. 174). Edgar Salin will seinerseits nach dem Alexander-Referat des Studenten gegenüber von Domaszewski die Bemerkung gemacht haben, daß er – Domaszewski – nun wohl seinen Nachfolger kenne, jedoch soll dieser abgewinkt und Kantorowicz auf die Geschichte Byzanz' und der Juden verwiesen haben, in der man Heils- und Weltgeschichte vereinen könne (Grünewald, S. 47 f.).

[107] Friedrich Gundolf, Caesar. Geschichte seines Ruhms (Berlin 1924).

[108] Grünewald, S. 65–67.

Das Buch erschien Ende März 1927 und schied sehr bald Bewunderer und Kritiker.[109] In Hampes Nachlaß findet sich ein Fahnenabzug des Friedrich-Buches, den Kantorowicz offensichtlich schon vor Erscheinen des Buches zur Verfügung gestellt hatte und der mit Hampes Randnotizen Grundlage für die vornehme, wenngleich in vielen Einzelpunkten sehr kritische Rezension geworden ist, die aber bis zum Erscheinen des 2. Bandes, des Belegbandes (1931), zurückgehalten wurde.[110] Hampe bot schon im Oktober 1927 im Vorwort zu seinen „Herrschergestalten" das „kürzlich erschienene Buch von E. Kantorowicz" gleichsam als Ersatz für das Fehlen des Kaisers in seiner Sammlung an[111], und überdies wissen wir seit einigen Jahren, daß er Kantorowicz als Lehrer am Historischen Seminar zu gewinnen hoffte.[112] Der junge Dandy (das ist ein Freundesurteil über ihn)[113] lehnte aber ab.

---

[109] Interessante Einzelheiten bei Grünewald, S. 86. Bis 1936 erlebte das Werk vier Auflagen! – Ersten Streit gab es in Heidelberg mit einem nicht bekannten Institutsdirektor, dem Kantorowicz das Buch als Dank dafür übersandt hatte, daß er sein Institut jahrelang habe benutzen dürfen. Statt Dank erntete der Autor Hohn auf die Georgianer insgesamt, P.E. Schramm scheint vergeblich Vermittlung angeboten zu haben. Vgl. Grünewald, S. 81 f. Wenn der Direktor ein Historiker gewesen sein sollte, war es m.E. nicht Hampe. – Nachtrag: Im Nachlaß Hampes (vgl. Anm. 84) befinden sich auch 10 Briefe und 2 Postkarten von E. Kantorowicz (12. I. 27 – 7. VI. 35). Der älteste Brief ist Begleitschreiben zur Übersendung der (ersten vier) Bögen des Umbruchs von „Friedrich II.". Hampe hatte darum gebeten, um das Buch noch für seine „Herrschergestalten" auswerten zu können. – Die weitere Korrespondenz ist von seiten Kantorowicz' sehr respektvoll geführt worden, geht im Januar 1930 auch kurz auf die „Kontroverse mit Brackmann" ein. Die bedrückende Frankfurter Situation spiegelt sich vor allem in einem Brief vom 16. August 1933; vom 4. Juni 1934 stammt ein Bericht aus Oxford, und im August 1934 bedankte sich Kantorowicz, daß Hampe sich für ihn „in B." (Berlin?) verwendet habe und die Verbindung seines Namens mit „diesem Lehrstuhl" sehr ehrenvoll sei. Das letzte Brief bezeugt noch einmal Kantorowicz' gutes Verhältnis zu Kehr (vgl. Anm. 113).

[110] Das neueste Lebensbild Kaiser Friedrichs II., in: Historische Zeitschrift 146 (1932) S. 441–475; Nachdruck in Stupor Mundi (wie Anm. 115) S. 62–102.

[111] Schriftenverzeichnis Nr. 162. Hampe hat den Hinweis auf Kantorowicz' Buch merkwürdigerweise im Vorwort zur 2. Auflage (September 1933) fallen lassen, so daß nun nur die Rechtfertigung für die Übergehung Friedrichs stehen blieb: daß er nämlich „in seiner sizilisch-orientalischen Umwelt gar zu sehr aus dem deutschen Rahmen herausgetreten wäre".

[112] Grünewald, S. 83 f. mit einem Brief an George, der, wie manch anderes Zeugnis, weniger vom heroischen Pathos als vom Dandytum des George-Kreises geprägt ist: „Den Heidelbergern hatte ich abgesagt und zwar mit der Begründung, daß wenn ich schon meine Freiheit verkaufte, ich dafür nicht noch zahlen könnte, und überhaupt daß ich mir über meine Stellung keine Vorschriften machen lassen könnte. ἄμφ war sichtlich getroffen, bat, es möge nicht das letzte Wort sein, da die 'Schwierigkeiten' behebbar wären, und stellte mir frei, jederzeit in seine Arme zurückkehren zu können." Aus Seminarsicht wäre denkbar, daß Hampe die Assistentenstelle angeboten hätte, die bis zum 1. Mai 1928 Hajo Holborn bekleidete und dann Hans Haimar Jacobs erhielt.

[113] Nämlich Gerhard Ladners; vgl. Grünewald, S. 88. Aus der einschlägigen Stelle in Ladners Erinnerungen ergibt sich auch, daß Kantorowicz ein sehr positives Verhältnis zu Paul Kehr gefunden haben muß. Der Vorsitzende der Zentraldirektion, von dem man sagt, er habe jeden über Quellenkritik hinausgehenden Darsteller der mittelalterlichen Geschichte voller Verachtung einen Dichter genannt, hat sich von Kantorowicz über sein Buch, über George und über den Methodenstreit informieren lassen. Dies hat Gerhard Ladner um 1930 beobachtet, als Kantorowicz in der Monumenta-Bibliothek in Berlin an

Er zog 1929 nach Berlin und erarbeitete den „Ergänzungsband". Um es mit den Worten eines Zeitzeugen zu formulieren, der eine „communis opinio" wiedergibt: „Da hat man die Kompetenz des Forschers, der diesen Stauferkaiser mit antiken Zügen im Sinne Stefan Georges ausgestattet hatte, angezweifelt. Man hat die Belege aus der Überlieferung vermißt, und da hat der Verfasser einen zweiten Band – man kann nur sagen: nachgeschmettert – , an dem sich zeigte, wie solide und substantiell die Basis für seine Aussagen gewesen war." So weit mag man Hans-Georg Gadamer[114] noch beipflichten, der aber nun unmittelbar folgert: „Vielleicht kann man sogar sagen, daß die ungewöhnliche Figur des Staufers dem geheimen Vorbild des Historikers in diesem Falle wirklich besonders ähnlich war. Im Falle Platos etwa konnte mir die Stilisierung auf den fast priesterlichen Meister und Kultstifter weniger einleuchten."

Nein – sowenig das Platon-Bild aus dem George-Kreis den Philosophen Gadamer befriedigt, so sicher wissen Historiker, daß die Deutung Friedrichs II. als Epiphanie des Weltherrschertyps „zu einer Dämonisierung seines Bildes geführt (hat), die durch die Quellen nicht gestützt wird: sie ist georgisch, nicht mittelalterlich" (J. Fleckenstein)[115]. Sie ist historiographische Sublimierung einer elitären und auch arroganten Herrschaftsvergottung, die demnach Teil der Weimarer politischen Kultur gewesen ist.

Die Diskussion über das Buch, wie sie in den Jahren 1929–1933 geführt worden ist[116], hat das Kernproblem der Konzeption und ihres symptomatischen Stellenwertes in der Situation des Faches Geschichte völlig offengelegt, auch wenn die bedeutendsten Rezensenten (Baethgen, Hampe, Herbert Grundmann) Verständigung gesucht haben zwischen „der in diesem Kunstwerk gestalteten Grundauffassung" und der „Aufgabe ... , nüchtern und ohne Mythos die 'wirkliche Geschichte' und auch die Bedeutung Friedrichs II. in ihr zu begreifen" (Grundmann).[117] Kantorowicz seinerseits hat sachliche Kritik so gut wie gar nicht angenommen und – vor allem 1930 auf dem Haller Historikertag – seine Rechtfertigung immer in Diskussionen über das Wesen der Geschichtsschreibung gesucht.[118]

---

seinem „Ergänzungsband" arbeitete. „Er (K.) schien ein Dandy in Kleidung und Auftreten ... Seine ganze Erscheinung war in faszinierender Weise exotisch ... Sehr oft öffnete sich ... die Tür von Kehrs Zimmer, in dem Eka wohl für eine gute Stunde verschwand ... Kehr sagte auch (...), wie lächerlich es sei, daß gewisse Herren Eka kritisierten, obwohl sie ja selbst gar nicht Geschichte schreiben konnten. Er könne das auch nicht und wolle es auch nicht. Historische Forschung sei eben ein Ding und historische Darstellung ein anderes."

114 Stefan George (1868–1933), in: Die Wirkung Stefan Georges auf die Wissenschaft. Ein Symposium, hrsg. v. Hans-Joachim Zimmermann (Heidelberg 1985) S. 39–49, hier: 47.

115 Wie Anm. 102 (S. 15 f. bzw. S. 512).

116 Grünewald, S. 86 ff. – Die wichtigsten Beiträge in der 1. Auflage von: Stupor Mundi. Zur Geschichte Friedrichs II. von Hohenstaufen. Hrsg. von Gunther Wolf (Wege der Forschung 101. Darmstadt 1966).

117 Kaiser Friedrich der Zweite, in: Stupor Mundi, S. 103–108, hier: 108.

118 Grünewald, S. 90–101. – Kantorowicz operierte auf zwei Ebenen: einmal in der Konfrontierung von Geschichtsschreibung als schöpferischer Kunst mit Geschichtsforschung als voraussetzungslosem Positivismus; letztere hielt er für nichts Besseres als gewissenlose Belletristik. Zweitens suchte er Klarheit darüber, ob die Geschichte einer welthistorischen Gestalt von ihrem Mythos trennbar sei oder überhaupt getrennt werden soll.

Nehmen wir Hampes Stellungnahme, so mußte er seiner ganzen Art nach der gewollt künstlerischen Geschichtsschreibung Kantorowicz' prinzipiell nahestehen. Er tat sich auch selber viel zugute auf seine „künstlerische Darstellung" und hat in der Rektoratsrede von 1924 expressis verbis die Theorie vertreten, daß die „künstlerische Auffassungsgabe" die Distanz zwischen Geschichte und Gegenwart zu überbrücken vermöge.[119] Darüber ist ja nun in Heidelberg noch oft und tiefer nachgedacht worden, aber ich bin sicher, daß das, was Hampe von seiner „künstlerischen Auffassungsgabe" erwartete, dem nicht fernsteht, was Gadamer „historischem Sinn" zutraut. Gadamer hat unlängst noch einmal speziell in dem zitierten Beitrag zu einem Symposion über „Die Wirkung Stefan Georges" darauf hingewiesen, daß er „für diese Wirksamkeit des historischen Sinnes in der Aneignung der Überlieferung den Begriff der 'Horizontverschmelzung' eingeführt" habe.[120] Ich weiß nicht, ob die Begriffsprägung nicht letzten Endes eine Lehnsübersetzung von „synthèse d'horizons" bei Merlau-Ponty ist[121], wüßte aber jedenfalls die philosophische Hermeneutik wie die kunstorientierte Theorie Hampes auch in die Nähe der letztlich Proustschen Überzeugung zu rücken: daß Wirklichkeit sich nur in der Erinnerung gestalte (La réalité ne se forme que dans la mémoire). Der Befund fügt sich auch in die Kritik der Georgianer an dem „abgeblaßten und sekundären Begriff der Objektivität" – so Gadamer, dessen weitere Ausführungen[122] über den „historischen Sinn" und dann noch über die Bedeutung des Vorbildersuchens in der Historiographie der Georgianer auch ergeben, daß Kantorowicz als Georgianer zwar eine negative, aber deshalb viel konsequentere Haltung gegenüber dem Postulat der Objektivität in der Geschichtsschreibung einnehmen konnte als Hampe, der es ja niemals aufgegeben hätte, ohne doch in der „künstlerischen Auffassungsgabe" mehr als einen hermeneutischen Schlüssel zur „Horizontverschmelzung" zu besitzen.

Eigentlicher Stein des Anstoßes in der Fachkritik war die Vorstellung Friedrichs II. als Vorbild – aber gerade diese Intention nahm die Kritik der Heidelberger Schule – wenn ich so sagen darf – hin. Ich zitiere aus der von Hampe ausdrücklich bejahten Rezension Friedrich Baethgens: „Denn indem der Verfasser die Gestalt Friedrichs II. als Erscheinungsform des Weltherrschertypus faßt und dementsprechend schildert, stellt er den großen Menschen als bewegende Kraft in den Mittelpunkt des historischen Geschehens und läßt zugleich, obschon das nirgends mit deutlichen Worten ausgesprochen wird, ein im eigenen Innern empfundenes Bedürfnis der Gegenwartslage als bestimmendes Element der historischen Gestaltung

---

119 Wie Anm. 104 (S. 48).

120 Wie Anm. 114 (S. 46 f.).

121 Maurice Merlau-Ponty, Phénoménologie de la perception (Paris 1945) S. 381 f.: „La synthèse d'horizons est essentiellement temporelle, ... elle se confond avec le mouvement même par lequel le temps passe. Par mon champ perceptif avec ses horizons spatiaux, je suis présent à mon entourage ...; par mon champ perceptif avec ses horizons temporels, je suis présent à mon présent .... Et, en même temps, cette ubiquité n'est pas effective, elle n'est manifestement qu'intentionelle."

122 Wie Anm. 114 (S. 46–49).

vernehmbar mitanklingen".[123] Nicht nur werden Weltherrscherdarstellung und Bedürfnis der Gegenwartslage aufeinander bezogen, die Gleichsetzung des Kaisers mit dem Typ des Weltenherrschers wird hingenommen und damit sein Leben als Zeugnis für einen ewigen metaphysischen Sinn von Herrschaft.[124] Kantorowicz konnte es nun auch in der Theorie konsequenter sagen, was genauso Hampe bewegte: Geschichtsschreibung sei ihrem Wesen nach, d.h. als Kunst, Nationalliteratur. Und als das Problem seiner Zeit konstatierte Kantorowicz das „Auseinanderfallen von Nationalgefühl und Wahrheitsgefühl". Er lobt die nationale Geschichtsschreibung des 19. Jh., in der es nicht den quälenden Gegensatz zwischen Dienst an der Wahrheit und Dienst an der Nation gegeben habe. Diese Kluft ist für ihn wie für den George-Kreis eine Kluft zwischen Wahrheit und Leben.[125] Eine Anthropologie zur Verbindung von Leben und Geschichte ist virulent. Es ist dieselbe Argumentation, die Erich von Kahler („Der Beruf der Wissenschaft") gegen Max Webers Wissenschaftsauffassung („Wissenschaft als Beruf") vorgebracht hat. Wissenschaft trage – entgegen Webers Anspruch – ihr Existenzrecht nicht in sich selbst, sie habe vielmehr dem Leben zu dienen, sie solle durch „Schau" das „Leben" meistern helfen.[126]

---

[123] Dt. Literaturzeitung 51 (1930) Sp. 75–85, danach in F. Baethgen, Mediaevalia. Aufsätze, Nachrufe, Besprechungen. Bd. II (Stuttgart 1960) S. 542–548 und Stupor Mundi (wie Anm. 105) S. 49–61. Zitat S. 543 (Mediaevalia) bzw. 52 (Stupor Mundi).

[124] Ähnlich findet bei Grundmann (wie Anm. 117, S. 104 f.) die Dialektik Anerkennung, mit der Kantorowicz die Verhinderung des „deutschen Staates" durch den Staufer als Formung des „überstammhaften Deutschen" hinstellte: „Heutige Reichshoffnungen klingen wohl in der Schilderung mit." – Auch wenn Hampe bemängelt (wie Anm. 110), daß die „Zurückhaltung bedächtigen Sinnsuchens" mit „geistvoller, oft sehr subjektiver Sinngebung" vertauscht sei (S. 445 bzw. 66), am Schluß stellt er seine „abweichenden Meinungen über die Stärke der Ausdrücke" als „Unterschiede des Temperaments" hin (S. 475 bzw. 102). In diesem Ton kann nur unter mehr oder minder Gleichgesinnten geredet werden – deren Übereinstimmung jedoch gerade nicht in einem formalen oder im künstlerischen oder historischen Sinn als Anschauungsform liegt, sondern in der Bejahung gleicher Werte bis hin zur Freistellung des Prometheischen vom moralischen Urteil überhaupt. Vielleicht darf man aber sagen, daß der junge Georgianer ein Leiden an seiner Zeit mitgestaltet, und dann ließen sich die „Unterschiede des Temperaments", von denen Hampe spricht, wohl auch an der Gegenüberstellung des „Naiven und des Sentimentalischen" verdeutlichen. Vgl. auch die folgende Anmerkung.

[125] Grünewald, S. 95 f. – Fiat veritas, pereat vita – das sei die Devise des Positivismus. Fiat veritas in vita, das sei der Glaube (wie er mit Schiller sagt) an den Tag der Deutschen, den Genius der Nation, das „Dogma von der würdigen Zukunft der Nation".

[126] M. Weber, Wissenschaft als Beruf (München, Leipzig 1919); E. v. Kahler , Der Beruf der Wissenschaft (Berlin 1920). – Auf derselben Linie liegt es, wenn Gundolf den Beruf des Historikers darin sieht, daß er die Luft schaffe, „worin einsichtige Taten gedeihen, und Geister (wirbt) für kommende Helden. In diesem Sinne ruft er die Geschichtskräfte und ihre Leiber, die Völker und die Führer" [Caesar (wie Anm. 107) S. 7]. Noch nach dem 2. Weltkrieg meinte Ernst Bertram genau dasselbe, was auch Kantorowicz im Methodenstreit vertrat und was sein Buch lehren will: Geschichte der großen Gestalt überdauere einzig als „Mythos", „nicht als Kenntnis und Erkenntnis eines Gewesenen" [Nietzsche. Versuch einer Mythologie (1918. 8. Aufl. Bonn 1965), S. 10].

Gegen Brackmanns Vorwurf[127], „mythische Schau" habe „die kritische Methode" ersetzt, hat Kantorowicz aber allen Ernstes erwidert, daß er es als Bilderstürmerei der Positivisten betrachte, wenn sie ein von Übermalung befreites, sogenanntes wahres Bild vom Kaiser rekonstruieren wollten, vielmehr die Geschichte der großen Gestalt einzig als Mythos überdauere.[128] Mir liegt es fern, Brackmanns ins Mark treffende Kritik an dieser Vermengung von „Historie und Mythos", an der Ineinssetzung von historischem Faktum und seiner Bedeutung, ja überhaupt an der „phänomenologischen Betrachtungsweise" als falsch oder auch nur als überzogen zu bewerten, aber dabei stehenzubleiben, befriedigt auch nicht. Insoweit hatte Grundmann durchaus Recht, wenn er gegen den harschen Ton Brackmanns geltend machte, daß die „Bahnen der 'kritischen Methode' ... gar nicht bis in jene geistigen Bezirke (führen), wo sich Grundfragen der Geschichtsauffassung entscheiden".[129] Auch wenn sich das Friedrich-Bild dann durchaus methodischer Kritik unterziehen läßt[130], wird man Kantorowicz doch einräumen müssen, eine Schwäche der strengen „historischen Schule" offengelegt zu haben, nämlich die Ideologie und den Messianismus der Pamphlete der Zeit Friedrichs II. selber mehr oder weniger als bloße Rhetorik oder Propaganda, als unwichtig für die Erkenntnis der „wahren Absichten" des Kaisers abgetan zu haben. Kantorowicz' Intention, den Kaiser in seiner Totalität darzustellen, auch, wie er von anderen gesehen werden wollte, muß allerdings nicht notwendig in die „Verwandlung von Realitäten in Symbole und von Symbolen in Realitäten" führen[131] – sofern dieser Schritt „methodisch" vollzogen werden kann, führt er eigentlich in das, was wir heute Mentalitäts- oder Vorstellungsgeschichte nennen. Nur: man schreibt nicht Mentalitätsgeschichte eines Vorbildes, eines „Mythenträgers"; sie ist im Gegenteil wesensmäßig ideologiekritisch – Kantorowicz hätte die Mythen, Sagen, Prophetien, den Erlöserglauben und die apokalyptischen Drohungen, die er in sein Kaiserbild fügt, eindeutiger als Bild vom kulturellen und spirituellen Klima des Kaiserhofes oder der mittelalterlichen Welt gestalten und vom eigenen Pathos abheben sollen, dann sähe das Buch anders aus.

Die Diskussion über das Friedrich-Buch und über seine Methode mündete in einen „Aufbruch", den unter den Debattanten niemand meinte. Hampe ließ sich –

---

[127] Brackmann hatte 1929 in sehr harschem Ton mit einem Vortrag in der Preußischen Akademie die Diskussion eröffnet: „Kaiser Friedrich II. in 'mythischer Schau'"; Erstdruck in: Historische Zeitschrift 140 (1929) S. 534–549; Neudruck in: Brackmann, Gesammelte Aufsätze (Weimar 1941) S. 367–380 und in: Stupor Mundi (wie Anm. 116) S. 5–22.

[128] „Mythenschau". Eine Erwiderung, in: Historische Zeitschrift 141 (1930) S. 457–471; Neudruck in: Stupor Mundi (wie Anm. 116) S. 23–40; die gemeinten Stellen S. 471 bzw. 39 f.

[129] Wie Anm. 117 (S. 107).

[130] Karl J. Leyser, in: Leyser, Medieval Germany and its neighbours 900–1250 (London 1982), S. 269–276 (zuerst erschienen 1973).

[131] A. Brackmann, Nachwort. Anmerkungen zu Kantorowicz' Erwiderung, in: Historische Zeitschrift 141 (1930) S. 472–478; Nachdruck in: Stupor Mundi (wie Anm. 116) S. 41–48; Zitat S. 475 bzw 45: „Von Karl Hampe hätte Kantorowicz für seinen Helden lernen können, wie man das historische Faktum und seine symbolische Deutung reinlich zu scheiden hat. ... Viele von denjenigen, die Kantorowicz mit Begeisterung gelesen haben, werden die sich steigernde Verwandlung von Realitäten in Symbole und von Symbolen in Realitäten kaum bemerkt haben."

auch im Unmut über aufziehendes Rabaukentum, dem seine Gesundheit nicht mehr gewachsen war – zum Sommersemester 1934 vorzeitig emeritieren.[132] Er griff noch in die Diskussion über das „Verdener Blutbad" ein und redigierte 1935 die „Acht Antworten deutscher Geschichtsforscher" gegen nationalsozialistische Umwertungen unter dem berühmt gewordenen Titel „Karl der Große oder Charlemagne?"[133] Und er brachte 1935 auch noch in Colemans „Kleinen Biographien" eine 45seitige über Friedrich II. in den Druck, die 1943 als Feldpostausgabe weite Verbreitung finden sollte.[134] Seine letzten Publikationen drehten sich um Wilhelms I. Ambitionen, den Kölner Dom als Stätte für seine Kaiserkrönung zu gewinnen.[135] Karl Hampe starb 1936. Sein Grab befindet sich auf dem alten Neuenheimer Friedhof.[136]

*

Es überstiege meine Kompetenz, den Methodenstreit um 1930, der uns aus der Weimarer Republik entläßt, nun noch aus der Physiognomie der „Goldenen Zwanziger Jahre", ihrem „Dissens als Grundfigur von Politik in Weimar-Deutschland" (Eberhard Kolb)[137] verdeutlichen zu wollen. Wohl aber ist ein kurzes Schlußwort als Hinweis darauf geboten, daß sich in der Heidelberger Mediävistik der 60–70 Jahre vom Eintritt ins Kaiserreich bis zum Untergang der Republik nicht nur der politische Epochencharakter, sondern auch der einer Epoche deutscher Universitätsgeschichte widerspiegelt. Die Berufung Wattenbachs und Winkelmanns und nicht zuletzt die Seminargründung selber stehen in einem Prozeß der Differenzierung und Spezialisierung, in dem der Gelehrte der alten Universität durch den Forscher ersetzt wird, der aber methodisches Forschen nicht nur lehrt, sondern auch mit den Studenten gemeinsam betreibt. Erreicht ist diese Gipfellinie vielleicht erst unter Hampe, aber durchaus schon vor dem Ersten Weltkrieg, in den 20er Jahren wird sie nach dem Kriegseinbruch erneut gewonnen. Auf seiner höchsten Gipfellinie hält sich – womöglich nach Schäfer noch ein wenig ansteigend – auch das gesellschaftliche Ansehen des Professors, das er aber nicht nur dem Lehrstuhl als einem staatlich getragenen Organisationsprinzip, sondern auch einem ungeheuer scharfen Wettbewerb nach Leistungsprinzip verdankt. An ihm nehmen sogar die Staaten des Reiches selber teil (so wenn Baden den jungen Hampe Preußen gleichsam wegschnappt), vor allem aber ist der Wettbewerb fachbezogen und – auch dies ergibt sich aus der Heidelberger Perspektive – erstaunlich weiträumig: von Dorpat

---

132 Diener (wie Anm. 76) S. 61 f.

133 Schriftenverzeichnis Nr. 196 und 199.

134 Schriftenverzeichnis Nr. 203. – Im Literaturanhang ist auch 1943 noch stehengeblieben: „Die neueste und hervorragendste Gesamtdarstellung ... gab E. Kantorowicz."

135 Wilhelm I., Kaiserfrage und Kölner Dom. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der deutschen Reichsgründung (Stuttgart 1936) = Schriftenverzeichnis Nr. 212.

136 Nicht auf dem Bergfriedhof, wie es Otto Wenig, Verzeichnis der Professoren und Dozenten der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 1818 – 1968 (Bonn 1968) S. 104 angibt. – Der Wandel der Zeiten spiegelt sich auch darin, daß das seit 1937 unter neuer Leitung und neuem Namen erscheinende Deutsche Archiv dem Mitglied der Zentraldirektion keinen Nachruf gewidmet hat. Teilgenommen an den Sitzungen hatte Hampe wohl seit 1930 nicht mehr.

137 E. Kolb, Die Weimarer Republik (Oldenbourg Grundriß der Geschichte Bd. 16. München ^{2}1988) S. 106.

bis Bern! Wenn Hampe ein großer Forscher und bis zum Aufsteigen des Kometen Kantorowicz zugleich der herausragende Geschichtsschreiber der deutschen Mittelalterforschung war, läßt sich für Heidelberg gewiß darin eine Besonderheit im Fach ausmachen, daß die Qualitätssteigerung in der Forschung weniger kraß als andernorts in Relation zum Verlust an allgemeiner Gelehrsamkeit steht. Freilich hat auch dieses Positivum eine Kehrseite: Die Art und Weise, in der Hampe von neueren Strömungen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und auch der landeskundlichen Forschung Kenntnis nimmt und auch bemüht ist, sie in sein Werk zu integrieren, ist kaum anders, denn als jovial zu bezeichnen. Ordinarienjovialität und Wettbewerbssituation bringen dann notwendig wenn nicht soziale Härten so doch Karriereprobleme mit sich. Otto Cartellieri, der Bruder des schon genannten Alexander, wäre gewiß ein seminargeschichtliches Beispiel, er hat aber vermutlich zuerst über Vermögen verfügt. Er wurde als Privatdozent offiziell seit 1908 als „Lehrer am Historischen Seminar" mit 200 Mark Semestersold geführt, 1924 dann als Archivar in Karlsruhe versorgt. Auch die Einrichtung von Assistentenstellen und deren Remuneration wäre zu beachten[138]. Aber der große Lehrer vermag dennoch die großen und die größeren Schüler an sich zu ziehen: Baethgen, Schramm, Tellenbach. Alle gehen sie vor oder gerade mit dem Einbruch von 1933/36 von Heidelberg fort. Bestimmt ist das Ende der Weimarer Republik auch für die Mediävistik in Heidelberg ein epochales Ende gewesen. Einen neuen Heidelberger Maßstab hat im Fach erst Peter Classen gesetzt.

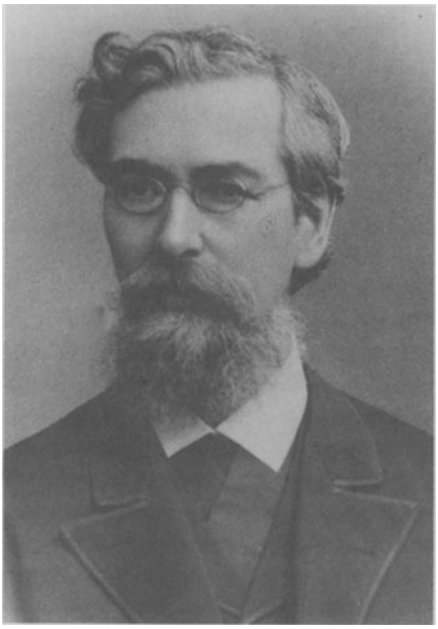
[138] Conze-Mußgnug (wie Anm. 1) S. 139 f.

Friedrich Christoph Schlosser
(1776–1861)

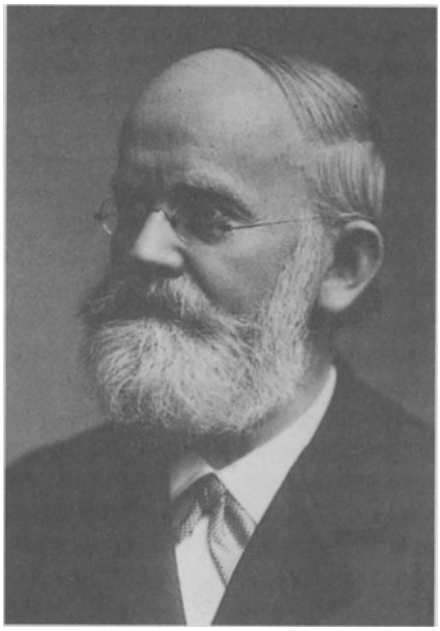
Ludwig Häusser
(1818–1867)

Wilhelm Wattenbach
(1819–1897)

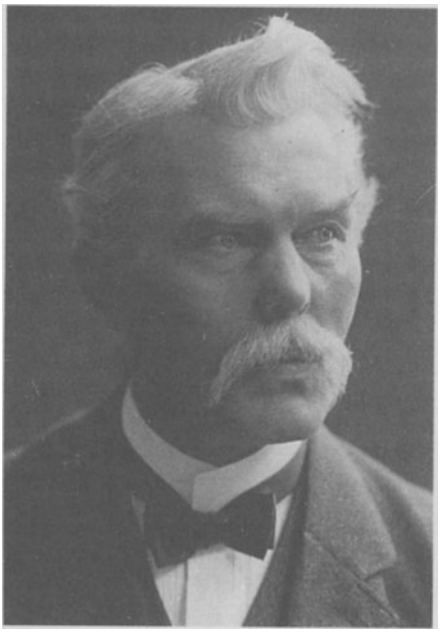
Heinrich von Treitschke
(1834–1896)



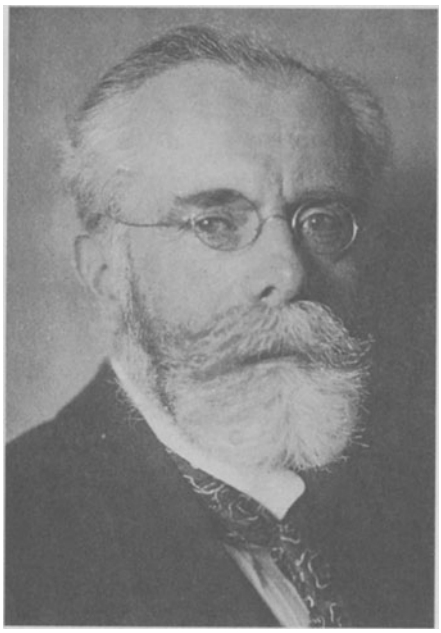
Eduard Winkelmann
(1838–1896)



Bernhard Erdmannsdörffer
(1833–1901)



Dietrich Schäfer
(1845–1929)



Erich Marcks
(1861–1938)

Die neuzeitliche Geschichte im 19. Jahrhundert

Werner Giesselmann

Ein Bericht über die neuzeitliche Geschichte im 19. Jahrhundert in Heidelberg wirft ein doppeltes Abgrenzungsproblem bezüglich des zu untersuchenden Personenkreises auf. Einmal wird das Fach Geschichte nicht nur von den Ordinarien gelehrt, und bei einer Beschränkung auf sie müßten einige solide Reputationen und sogar Zelebritäten unberücksichtigt bleiben. Zum anderen lassen sich die Neuzeit-Historiker im 19. Jahrhundert noch nicht mit Sicherheit von ihren übrigen Kollegen unterscheiden. Zwar zeichnen sich seit den 1860er Jahren erste Ansätze einer institutionellen Differenzierung zwischen neuzeitlicher und mittelalterlicher Geschichte ab und verselbständigt sich gegen Ende der 80er Jahre die alte Geschichte. Aber in ihrem Selbstverständnis und ihren Neigungen zeigen sich die Heidelberger Historiker auch noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Polyhistoriker und begrenzen ihre Forschungs- und Lehrtätigkeit nicht auf einen Teilbereich. Dieses doppelte Abgrenzungsproblem läßt folgende Vorgehensweise geraten erscheinen: An den Anfang gestellt wird eine prosopographisch-sozialbiographische Analyse aller Heidelberger Geschichtsprofessoren, also Ordinarien, Extraordinarien und Honorarprofessoren, die im ersten Jahrhundert nach den Reformen Karl Friedrichs, genauer gesagt im Zeitraum von 1805–1907, das Fach Geschichte gelehrt haben. Die sich anschließenden Untersuchungen wenden sich dann der geistig-politischen Biographie, dem Denken und Handeln, zu und sollen das Wesen dessen bestimmen, was man als die „politische Heidelberger Geschichtsschreibung" oder die „Heidelberger Schule" bezeichnet hat. Diese im engeren Sinne historiographie-geschichtlichen Betrachtungen konzentrieren oder beschränken sich auf einige prominente Neuzeithistoriker und gliedern sich in zwei Abschnitte, von denen der erste sich auf die Jahre zwischen Restauration und Reichsgründung, die klassische Zeit der politischen Historiographie, erstreckt, und der zweite die sich anschließenden gut drei Jahrzehnte unter dem Gesichtspunkt möglicher Kontinuitäten und Revisionen des Geschichtsverständnisses und Geschichtsbildes behandelt. Es wird also auf eine chronologische Aneinanderreihung von Individualbiographien verzichtet und statt dessen versucht, anhand eines bestimmten Fragenrasters einen systematischen Längsschnitt zu ziehen.

I

Das Fach Geschichte ist im Zeitraum von 1805–1907 von insgesamt 29 Professoren vertreten worden: 12 Ordinarien, 15 Extraordinarien und 2 Honorarprofesso-

ren[1]. Wie das beigefügte Tableau verdeutlicht, hat sich der Personalbestand im Laufe der Zeit deutlich erhöht. Waren in den ersten drei Jahrzehnten nie mehr als drei Professoren gleichzeitig eingestellt, so steigt dieser Wert in den 40er Jahren auf vier und in den 80er Jahren auf sechs bzw. sieben an – durchaus ein Indiz für die Prosperität und Expansion unseres Faches. Wie wird man im 19. Jahrhundert Geschichtsprofessor in Heidelberg? Dem mit der Reorganisation geprägten Selbstverständnis der Ruperto Carola als protestantische, für ganz Deutschland gedachte Universität entspricht, daß wir unter unseren 29 Persönlichkeiten nur fünf Badener und ebenfalls fünf Nichtprotestanten finden, unter den letztgenannten mit Koch den einzigen Angehörigen mosaischen Glaubens, ein, wie sich zeigen wird, bezeichnendes Beispiel für die vielfältigen Aufstiegsbarrieren, die sich jüdischen Gelehrten an der deutschen Universität entgegenstellen. Von Graf Dumoulin Eckardt und Heinrich von Treitschke, Sohn eines geadelten Offiziers, abgesehen, entstammen unsere Professoren dem Bürgertum. Allerdings kann von einer Selbstrekrutierung der bürgerlichen Bildungselite bei dem hier untersuchten Personenkreis nur sehr begrenzt die Rede sein. Lediglich die Hälfte der Väter wirkt in typischen Bildungsberufen, unter ihnen mit dem Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy eine der Berühmtheiten der ersten Jahrhunderthälfte. In zwei Fällen – Gelzer und Wagemann – amtieren die Väter selbst als Universitätsprofessoren, wobei ersterer ebenfalls als Historiker in Berlin lehrt. Das protestantische Pfarrhaus, einst typische Pflanzschule der Aufklärungselite, stellt mit Häusser, Kortüm und Hagen nur noch drei Vertreter. Statt dessen verlagern sich die Herkunftsmilieus im Laufe des Jahrhunderts zunehmend zu den Wirtschaftsberufen von Handel, Finanz, Gewerbe und Landwirtschaft. Auch wenn Cartellieri, Gaedeke und Scherrer das Großbürgertum repräsentieren und Wilken, Schlosser und vor allem Schäfer, drittes Kind eines Bremer Hafenarbeiters, in großer Armut aufwachsen, scheint das Gros doch den mittleren Einkommens- und Vermögensschichten zu entstammen.

Blickt man auf den Ausbildungsgang bis zur Habilitation, dann ist es zunächst keinesfalls selbstverständlich, daß unsere Historiker das Fach Geschichte studiert haben, sondern es kann sich auch um Philologie, Altertumswissenschaft oder Theologie handeln. Erstere behauptet sich auch später als das wichtigste Beifach beim Geschichtsstudium, alles Hinweise auf den geistesgeschichtlichen Kontext, in dem sich die Herausdifferenzierung unseres Faches vollzieht. Drei Viertel der Professoren haben nicht nur an einer einzigen, sondern an zwei, drei oder gar vier Universitäten studiert, eine im Vergleich zur erzwungenen Seßhaftigkeit heutiger Studenten hohe regionale Mobilität, wobei die Studienortpräferenzen zunächst bei Göttingen, dann bei Berlin liegen, den Modelluniversitäten des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts.

---

[1] Vgl. Wolgast, E.: Die Universität Heidelberg 1386–1986. Berlin/Heidelberg 1986 – Ders.: Politische Geschichtsschreibung in Heidelberg. Schlosser, Gervinus, Häusser, Treitschke. In: Semper apertus. 600 Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986. Hg. v. W. Doerr. 6 Bde. Berlin/Heidelberg 1985. Bd. II, S. 158 ff. – Conze, W./Mußgnug, D.: Das Historische Seminar. In: Heidelberger Jahrbücher. Bd. 23 (1979) S. 133 ff. – Drüll, D.: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932. Berlin/Heidelberg 1986.

Die Habilitation ist normalerweise die Voraussetzung für den Einzug in das Hohe Lehramt, aber immerhin vier unserer Professoren verfügen nicht über diese Qualifikation. Bei den übrigen erfolgt die Habilitation in einem Durchschnittsalter von 28½ Jahren, doch verdeckt dieser Durchschnittswert erhebliche individuelle Abweichungen. Die Extremwerte bewegen sich zwischen 22 Jahren bei Häusser und Mone und 33 bzw. 38 Jahren bei Dümgé und Scherrer, wobei sich der letztgenannte Wert den heutigen Verhältnissen annähert. Mit der Habilitation sind unsere Privatdozenten natürlich keinesfalls am Ende ihres Strebens. Vielmehr folgt nun ein langer entbehrungsreicher Wartestand, meist eine recht miserable Existenz ohne ein linderndes soziales Netz und mit entsprechend düsteren Einfärbungen des Lebensgefühls. Erdmannsdörffer beschreibt die Stimmungslage in dem von ihm frequentierten Privatdozentenzirkel, bezeichnenderweise „Selbstmörderclub" genannt, mit rückblickender Selbstironie: „Freud und Leid des Privatdozententums, die schlechte Aussicht auf Beförderung, die hochmütige Gleichgültigkeit der Ordinarien, die Knauserigkeit der Regierung usw. waren vielbesprochene Themata; und da so ziemlich jeder der Ansicht war, daß es ihm bei weitem nicht so gut in der Welt ergehe, wie er es verdiene, so machte sich häufig eine desparate Grundstimmung der Verdrossenheit und Verbitterung geltend".[2] Ungeachtet dieser zeitlosen Larmoyanz ist die Not real. Sie wird auch durch die in der Regel 5–6 Jahre nach der Habilitation erfolgende Ernennung zum außerplanmäßigen Professor kaum gelindert, denn es handelt sich dabei um einen bloßen Titel, ohne Anspruch auf ein festes Gehalt. Erst in der zweiten Jahrhunderthälfte kann ein Teil der Extraordinarien mit einem kleinen Salär rechnen. Kein Wunder, daß mehr als die Hälfte unserer jungen Historiker auf einen zusätzlichen Broterwerb als Lehrer oder Bibliotheks- und Archivarbeiter angewiesen ist.

Das heißbegehrte Ordinariat haben 23 der 29 erreicht. Ihr durchschnittliches Berufungsalter liegt bei 35½ Jahren, so daß die leidvolle Wartezeit seit der Habilitation 7 Jahre gedauert hat. Die sprichwörtlichen 7 mageren Jahre. Auch dieser Durchschnittswert verdeckt erhebliche individuelle Abweichungen, wobei Mone mit einem Berufungsalter von 26 Jahren und Kleinschmidt mit drückenden 52 Jahren die Extremwerte markieren. Die erstmalige Berufung zum Ordinarius fällt in sechs Fällen in die Heidelberger Zeit, in ebenfalls sechs Fällen davor und 11 Fällen danach. Von den in Heidelberg amtierenden 12 ordentlichen Professoren hält die Hälfte der Ruperto Carola die Treue, obwohl beispielsweise Schlosser, Häusser, Winkelmann und Hampe sehr ehrenvolle Rufe von auswärts erhalten. Ihre übrigen Kollegen im Heidelberger Ordinariat gehen nach Löwen, Hamburg und in vier Fällen nach Berlin. Das ist eine respektable Konkurrenz und verdeutlicht, daß die Heidelberger Historie im 19. Jahrhundert einen hohen Marktwert besitzt. Dies bezeugen auch die zahlreichen akademischen oder öffentlichen Ehrungen. Wir finden 16 unserer Professoren in den großen deutschen oder ausländischen Akademien der Wissenschaften und drei, nämlich Häusser, Treitschke und Erdmannsdörffer, erhalten den zwar stark politisierten, aber doch renommierten Verdun-Preis für besondere Verdienste um die vaterländische Geschichtsschreibung. Schließlich

---

[2] Zit. n. Lilienfein, H. In: Einleitung zu: Erdmannsdörffer, B.: Kleinere historische Schriften. Berlin o.J., Bd. I, S. VIIIf.

werden Wilken, Häusser, Erdmannsdörffer und Winkelmann zu Prorektoren der Universität gewählt, und die Stadt Heidelberg erhebt ihrerseits Schlosser, Gervinus und Häusser in den Rang von Ehrenbürgern.

Nach dieser Erfolgsbilanz noch ein Wort zu den sechs außerordentlichen Professoren bzw. Honorarprofessoren, die nicht das Ordinariat erreichen. Während der in materieller Sicherheit lebende Scherrer 41 Jahre lang unverdrossen als unbesoldeter Extraordinarius lehrt und dabei immer wieder die vier gleichen Vorlesungen anbietet, wirken seine Kollegen im hohen Bibliotheks- und Archivdienst, übrigens eine sehr typische Positionsverbindung bei unseren Professoren. So kumulieren Wilken, viel gerühmt, weil er nach den Befreiungskriegen die deutschen Codices der Palatina aus der römischen Gefangenschaft erlöst hat[3], sowie Schlosser und Mone von Amts wegen ihr Ordinariat mit der Leitung der Universitätsbibliothek, die gegen Ende des Jahrhunderts auch Wille innehat. Neben ihnen sind noch Dümgé, Eiselein und Koch in leitenden Funktionen der Bibliothek tätig, während Mone nach seinem Ausscheiden aus der Lehre als langjähriger tüchtiger Direktor des Generallandesarchivs wirkt.

II

Verlassen wir damit das nüchterne Feld der Personalstatistik, um uns dem Denken und Wirken unserer Professoren zu nähern. Diese Untersuchungen verfolgen das Ziel, in einer ideologiekritischen Perspektive jene Züge herauszuarbeiten, die die häufig verwendete Etikette „politische Geschichtsschreibung" erklären und das spezifische Wesen der Heidelberger historiographischen Schule des 19. Jahrhunderts ausmachen. Das zur Kennzeichnung verwendete Attribut „politisch" könnte zunächst bedeuten, daß sich das Interessengebiet unserer Historiker auf den staatlich-politischen Sektor der historischen Wirklichkeit beschränkt oder konzentriert – unter Vernachlässigung anderer Bereiche wie Wirtschaft und Gesellschaft. Das trifft zwar zu, ist aber nicht gemeint und wäre auch nicht spezifisch für die Heidelberger, sondern entspräche den allgemeinen Tendenzen des deutschen Historismus. Ebenfalls unspezifisch wäre das bloße Faktum politisch-ideologischer Implikationen, denn das Gegenteil einer davon völlig freien Geschichtsschreibung ist irreal. Nicht, daß sie politische Inhalte und Werturteile verbreitet, konstituiert das Wesen der Heidelberger Schule, sondern die Tatsache, daß sie sich ihres politischen, parteiischen Charakters bewußt ist, sich dazu bekennt, ihn gelegentlich bis zum Exzeß kultiviert und ausdrücklich zur Norm jeder Geschichtsschreibung erhebt. Die Eigentümlichkeit der Heidelberger Schule wird also greifbar in drei Merkmalen: Erstens in ihrem wissenschaftstheoretischen Selbstverständnis, das eine direkte politische Einflußnahme offen intendiert, zweitens in den zu diesem Zweck ebenso offen propagierten politischen Überzeugungen und Idealen, drittens in dem aus diesem Engagement abgeleiteten öffentlichen Wirken der einzelnen Historiker. Diese drei

[3] Vgl. seinen Bericht über diese Mission, in: Ders.: Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelbergischen Büchersammlungen. Heidelberg 1817. Vgl. Stoll, A.: Der Geschichtsschreiber Friedrich Wilken. Kassel 1896.

Punkte gilt es im folgenden zunächst für die Zeit bis zur Reichsgründung herauszuarbeiten, wobei uns die Materialbasis von Schlosser, Gervinus, Häusser, Hagen, Kortüm und Treitschke geliefert wird.[4]

Das als erstes zu behandelnde Wissenschaftsverständnis unserer Historiker läßt sich nur recht mühselig anhand einiger über das ganze Werk verstreuter Sätze erschließen, da sie, von Gervinus' Historik (1837) abgesehen, kaum systematische Versuche zu einer theoretischen Fundierung ihrer Wissenschaft unternommen haben und eher eine skeptische Distanz gegenüber theoretischen, insbesondere geschichtsphilosophischen Reflexionen wahren. Als gemeinsame Prämisse erkennbar ist jedoch, daß sie ihre Forschung und Lehre nicht zweckfrei betreiben wollen: „Es ist eine Beschränktheit, einer Wissenschaft im Flusse des Lebens einen Zweck in sich selbst zu geben", erklärt Gervinus.[5] Es geht ihnen nicht bloß darum, sine ira et studio zu zeigen, wie es tatsächlich gewesen ist, sondern die Rekonstruktion der Vergangenheit muß in praktischer Absicht erfolgen. Schlosser, Begründer dieser utilitaristischen Ausrichtung der Historie, knüpft an das von den Aufklärern, beispielsweise den französischen Enzyklopädisten, verfochtene Postulat an, daß jede Wissenschaft, die nicht beständig das Glück des Menschen im Auge habe, eine unnütze und damit gefährliche Betätigung sei. Auch die Geschichtswissenschaft müsse, wie Kortüm es ausdrückt, ihr „Scherflein für das Gemeinwohl" beitragen.[6] Diesen praktischen humanitären Nutzen kann die Geschichte erzielen, wenn sie sich einer aufklärerischen, erzieherischen Funktion verschreibt. Ihre Aufgabe ist, wie Schlosser es fordert, die Belehrung mit dem Ziel der moralischen Verbesserung des Menschengeschlechtes, sie hat „die lebenden Geschlechter durch die Lehren und Vorbilder aus der Geschichte von verderblichen Zeiteinrichtungen abzubringen".[7] Damit nehmen unsere Historiker für sich einen weitgespannten, heute exzessiv erscheinenden Kompetenzbereich in Anspruch, wurzelnd in der Überzeugung, daß ihre Wissenschaft aufgrund der von ihr akkumulierten Erfahrungspotentiale für alle gegenwärtigen und künftigen gesellschaftlichen Probleme Orientie-

---

[4] Zu Leben und Werk vgl. neben Wolgast (1985) und Drüll zusätzlich: Gölter, G.: Die Geschichtsauffassung Friedrich Christoph Schlossers. Phil.Diss. Heidelberg 1966. – Schilfert, G.: Friedrich Christoph Schlosser. In: Streisand, J. (Hg.): Die deutsche Geschichtswissenschaft vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Reichseinigung von oben. Berlin-O. ²1969. S. 136 ff. – Hübinger, G.: Georg Gottfried Gervinus. Historisches Urteil und politische Kritik. Göttingen 1984. – Kaltenbach, A.: Ludwig Haeusser. Historien et patriote (1818–1867). Paris 1965. – Gall, L.: Ludwig Häusser als Historiker und Politiker des kleindeutschen Liberalismus. In: Ruperto Carola. Bd. 41 (1967) S. 82 ff. – Mühlpfordt, G.: Karl Hagen. Ein progressiver Historiker im Vormärz über die radikale Reformation. In: Jahrbuch für Geschichte. Bd. 21(1980), S. 63 ff. – Wolgast, E.: Karl Hagen in der Revolution von 1848/49. Ein Heidelberger Historiker als radikaler Demokrat und politischer Erzieher. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Bd. 133 (1985), S. 279 ff. – Vischer, E.: Friedrich Kortüm als Zeitgeschichtsschreiber. In: Festgabe Leonhard von Muralt. Zürich 1970. S. 77 ff. – Dorpalen, A.: Heinrich von Treitschke. New Haven 1957. – Iggers, G.: Heinrich von Treitschke. In: Wehler, H.-U. (Hg.): Deutsche Historiker. Göttingen 1973, S. 174 ff.

[5] Gervinus. Über Dahlmanns Politik. In: Ges. kleine hist. Schriften. Karlsruhe 1838, S. 600.

[6] Kortüm. Zit. n. Vischer, S. 79.

[7] Schlosser. Zit. n. Fuchs, W.P.: Zum hundertsten Todestag von Friedrich Christoph Schlosser. In: Ruperto Carola. Bd. 30 (1961) S. 155.

rungswissen und Entscheidungshilfe anbieten kann. Unter der Voraussetzung natürlich, daß sie nicht bloß dürre Fakten vermittelt, sondern sie nach ethisch-politischen Maßstäben beurteilt und damit zu Lektionen aufbereitet. Somit besteht für den Historiker geradezu die Pflicht zum Werturteil, er hat über die Vergangenheit zu Gericht zu sitzen. Als Richtschnur dienen ihm dabei aus der Geschichte abgeleitete individuelle und kollektive Wertpositionen, für Schlosser Sittlichkeit und Humanität, für Gervinus und Hagen die individuelle und kollektive Freiheit, für Häusser die Nation, für Treitschke schließlich der Machtstaat. Gemeinsam geht es unseren Historikern also nicht nur um Wissen und Erkenntnis, sondern auch um Belehrung und Veränderung. Geschichte wird verstanden als praktische, moralisch-politische Pädagogik, historia magistra vitae.

Diese Funktionsbestimmung der Geschichtswissenschaft impliziert eine zweite theoretische Prämisse, den Gegenwartsbezug. Es sei unmöglich, „einer fremden Zeit historisch sich zu nähern, ohne seiner eigenen anzugehören", erklärt Häusser[8] und konstatiert damit die unaufhebbare Gegenwarts- und Standortgebundenheit des Historikers und folglich die Perspektivität seiner Erkenntnis. So wie für ihn die Vergangenheit zwangsläufig im Lichte der Gegenwart gedeutet wird, ist umgekehrt das Begreifen der Gegenwart ohne einen historischen Blickwinkel unmöglich. „Nichts führt so sehr... zum Verständnis der Gegenwart als die Geschichte", meint Hagen[9] und folgert daraus, „die Fragen der Zeit vom historischen Standpunkte zu betrachten".[10] Vor diesem erkenntnistheoretischen Hintergrund erheben unsere Historiker die Forderung, die Geschichtsschreibung unmittelbar für die Beförderung aktueller gesellschaftlicher und politischer Bedürfnisse und Interessen nutzbar zu machen. Es muß vornehmstes Ziel der Wissenschaft sein, unmittelbar ins Leben hineinzuwirken. Man muß „Historiker des Lebens" sein.[11] Dieses Credo Häussers findet seine Entsprechung bei Gervinus, wenn er verlangt: „Der Geschichtsschreibung einen praktischen Bezug auf die Zeitverhältnisse zu geben, die Gegenstände der Behandlung zu wählen nach einem Bedürfnisse des Moments, sie zu bearbeiten aus einem Augenpunkte, der von diesen Bedürfnissen bestimmt ist."[12] Der enge Gegenwarts- und Aktualitätsbezug erscheint unseren Autoren keinesfalls als Gefahr für die Wissenschaftlichkeit der Historie, sondern im Gegenteil findet sie hier ihre eigentliche Legitimation und wird zur nützlichen und damit erst wahren Wissenschaft. Gefordert ist also das gesellschaftspolitische Engagement des Historikers, seine dezidierte Parteilichkeit für die Sache des gesellschaftlichen Fortschritts.

Aus diesem Geschichtsverständnis ergeben sich charakteristische Konsequenzen für Themenwahl und Methode. Bevorzugt werden jene Epochen, Ereignisse und Persönlichkeiten, die mit der Gegenwart in einem leicht vermittelbaren Sinnzusammenhang stehen und daher reiches Anschauungsmaterial zur Belehrung der

---

[8] Häusser. Rezension zur Reformationsgeschichte Rankes. In: Gesammelte Schriften. Berlin 1869. Bd. I, S. 144.

[9] Hagen. Deutsche Geschichte. Bd. I. Frankfurt 1855. S. X.Zit. n. Wolgast (1985), S. 184.

[10] Hagen. Titel seiner Aufsatzsammlung. 2Bde. Stuttgart 1843/45.

[11] Häusser. Zit. n. Wolgast (1985),S. 176.

[12] Gervinus. Friedrich Christoph Schlosser. Ein Nekrolog. Leipzig 1861. S. 58

gegenwärtigen Generation bieten. Diesem Relevanzkriterium entsprechen am ehesten die großen Markierungspunkte bürgerlich-liberaler und protestantischer Entwicklung. Also die Reformation, die englische, amerikanische und französische Revolution, Friedrich der Große, die Befreiungskriege und die preußischen Reformen. Am engsten ist der Gegenwartsbezug zum politischen Geschehen seit 1789 bzw. 1815, so daß die Zeitgeschichte für alle das privilegierte und charakteristische Arbeitsfeld bildet. Schlosser widmet ihr seine „Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. Jahrhunderts bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs" (1836 ff.), Gervinus seine „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen" (1855 ff.), Hagen seine „Geschichte der neuesten Zeit vom Sturze Napoleons bis auf unsere Tage" (1848 ff), Häusser seine „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution" (1851) und seine „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes" (1854 ff.) und Treitschke neben zahlreichen Essays seine „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" (1879 ff.).

In systematischer Hinsicht liegt ihr Interessenschwerpunkt ganz eindeutig auf dem staatlichen Leben, da hier die Entscheidungen fallen, die sie beeinflussen möchten. So verstärkt ihre praktische Zielsetzung noch den für den deutschen Historismus kennzeichnenden Primat der Politik- und Ereignisgeschichte, allenfalls ansatzweise erweitert um die Geistes- und Kulturgeschichte, doch bei fast völliger Ausblendung der Felder Wirtschaft und Gesellschaft und der hier liegenden materiellen und kollektiven Triebkräfte des Geschichtsprozesses. Statt dessen gilt für sie die von Treitschke, einem unerschöpflichen Schlagwortproduzenten, geprägte Maxime „Männer machen die Geschichte".[13] In der rätselhaften Persönlichkeit der großen „Helden", weitgehend herausgelöst aus dem sie prägenden gesellschaftlichen Umfeld, sieht man den eigentlichen Schlüssel zum historischen Verständnis, auf den es sich zu konzentrieren gilt. Dabei dienen die Gestalten Friedrichs des Großen und Napoleons, der eine stark idealisiert, der andere eher dämonisiert mit einer Mischung von Haß und Bewunderung, als bevorzugte Demonstrationsobjekte zur Exemplifizierung dieser Heldentheorie der Geschichte.

Dem ereignisgeschichtlich-personalistischen Geschichtsverständnis entspricht die fast vollständige Beschränkung auf die genetischen, individualisierenden und sinnverstehenden Erkenntnisverfahren. Lediglich bei Gervinus und vielleicht noch Treitschke zeigen sich darüber hinausreichende methodologische Neuansätze. Versucht letzterer unter dem Einfluß der älteren historischen Schule der Nationalökonomie und der Politikwissenschaft Dahlmanns in einem systematisch-typologisierenden Zugriff die fundamentalen Strukturen der historischen Wirklichkeit in ihren Entstehungsbedingungen zu erfassen, so erteilt er gleichwohl in seiner Habilitationsschrift über die „Gesellschaftswissenschaft" (1858) der Soziologie eine entschiedene Absage, gerechtfertigt mit dem Primat von Staat und Politik, denen sich Wirtschaft und Gesellschaft strikt unterordnen. Diese Prioritäten werden zwar auch von Gervinus geteilt, dafür fällt seine Hinwendung zu einer vergleichend-analogisierenden und damit um Generalisierung bemühten Geschichtsbetrachtung konsequenter aus, eine Methode des „forschenden Erklärens", die er dem Aufklä-

[13] Treitschke. Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Leipzig [10]1918. Bd. I, S. 28.

rungsdenken entnimmt und an die modernen Sozialwissenschaften weiterreicht. Aufgabe des Historikers ist danach nicht mehr bloß die Rekonstruktion und Deutung individueller historischer Ereignisse und Persönlichkeiten, sondern er hat „aus der ungeheuren Summe der Erfahrungen, aus dem... Besonderen das Gesetzmäßige und Allgemeine festzuhalten"[14], also die Struktur- und Bewegungsgesetze der Geschichte herauszuarbeiten. Unter dem Eindruck der gescheiterten Revolution von 1848, interpretiert aus dem Versagen der gouvernementalen und oppositionellen Eliten, rückt er darüber hinaus deutlich von seinem ursprünglichen personalistischen Geschichtsverständnis ab. „Kein Kenner von Welt und Geschichte glaubt an die Maschinengötter mehr... Es sind die Völker selbst an die Stelle der Einzelnen getreten, man wirkt und bewegt sich in Massen."[15] Aus dieser Einsicht in die geschichtsprägende Rolle der anonymen, kollektiven Akteure ergibt sich für den Historiker die Konsequenz, „daß die Geschichte nicht bloß Biographien und Fürstengeschichten zu erzählen hat, sondern Völkergeschichte ..."[16], daß „das Wesentliche nicht in den Geheimnissen der Regierungen und der Diplomaten, sondern in den offenkundigen Bewegungen und Bestrebungen der Völker beider Erdhälften nach Freiheit und Selbstherrschaft gelegen ist".[17] Diese innovativen Forderungen verhallen jedoch zunächst ungehört und werden auch von Gervinus selbst nur sehr partiell eingelöst.

Von Gervinus abgesehen, bleiben unsere Heidelberger Historiker, was ihr Erkenntnisobjekt und ihre Erkenntnisverfahren anbetrifft, im Hauptstrom des deutschen Historismus. Allerdings erreichen sie dabei nicht die von Niebuhr und Ranke gesetzten formalen, handwerklichen Standards und lassen vielmehr erhebliche Defizite in der Handhabung der philologisch-kritischen Methode erkennen. Sie verzichten entweder ganz oder teilweise auf eine quellenmäßige Fundierung oder ziehen lediglich literarische Zeugnisse heran, deren Auswahl und Interpretation dann recht willkürlich und unkritisch betrieben wird, stets mit dem Ziel, die vertretene politische These zu verifizieren. Am wenigsten gilt diese Kritik für den über eine solide Archiv- und Editionserfahrung verfügenden Häusser, am meisten dagegen für Treitschke, der die historische Methode weder gründlich erlernt hat, noch sonderliche Skrupel im Umgang mit ihr an den Tag legt. Er erscheint daher eher als Vertreter eines historisch argumentierenden politischen Journalismus oder, weniger zurückhaltend formuliert, einer unwissenschaftlichen Tendenzhistorie.

Durch die angedeuteten formal-methodischen Mängel gibt sich die Heidelberger Schule viele Blößen und ermutigt eine Kritik, die in Wahrheit auf ihr zweckorientiertes Wissenschaftsverständnis und ihre politischen Inhalte abzielt und sie als unseriös abqualifiziert. Diese Kritik kommt insbesondere von der konkurrierenden Berliner Schule und gipfelt in dem Nekrolog Rankes auf Gervinus.[18] Sie geißelt die Methodenwillkür der Heidelberger und mokiert sich über das universale Sitten-

---

[14] Gervinus (s. Anm. 5), S. 595.
[15] Ders. Die Mission der Deutsch-Katholiken. Heidelberg 1845. S. 21/23
[16] Ders. Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1853. S. 167.
[17] Ders. Geschichte des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1855. Bd. I, S. VII.
[18] Ranke, L.v.: Georg Gottfried Gervinus. In: Historische Zeitschrift. Bd. 27 (1872) S. 134 ff.

richtertum Schlossers, der, so Sybel, die Großen der Weltgeschichte an der Elle seiner „hausbackenen Moral" gemessen habe.[19] Anstelle die Individualität des historischen Gegenstandes zu respektieren und aus kühler Distanz getreulich zu zeigen, wie es eigentlich gewesen, hätten die Heidelberger unsachgemäß ihre der eigenen Zeit entliehenen subjektiven Wertmaßstäbe an die Vergangenheit herangetragen und sie zum Zwecke ihrer parteiischen tagespolitischen Absichten instrumentalisiert. Es fehle ihnen die Objektivität, das entscheidende Kriterium der Wissenschaftlichkeit. Auf diese Offensive kontern die Heidelberger, indem sie ihrerseits dem Objektivitätspostulat die Gegenforderung nach dem gesellschaftlichen Engagement des Historikers gegenüberstellen. Den Ton in dieser Methoden- und Theoriedebatte hat schon Schlosser bestimmt, wenn er der Berliner Schule, jenen „Sammlern, Stopplern und Foliantenschreibern" mit der ihm eigenen Grobheit vorwirft, „jeden Wisch, den sie drucken lassen, mit einem solchen Quark von Urkunden zu belasten".[20] Was für ihn zählt, sind nicht die Quellen, sondern die eigene Meinung. Erreichbar erscheint ihm nicht die objektive, sondern nur die subjektive Wahrheit. So verzichtet er bewußt auf die Abstandstheorie der Geschichte, weil sie für ihn nur die Unfähigkeit zur eigenen Urteilsbildung verbirgt. Nur wenig zurückhaltender gibt sich Häusser, wenn er Ranke „objektive Kälte und Gleichgültigkeit", „künstliche Objektivität"[21] und „banausisches Graben in endlosem Schutt"[22] der Quellen vorwirft. Von Treitschke wird die antiquarische Geschichtsschreibung mit den boshaften Attributen „Sammlerfleiß, Gedankenarmut, Urteilslosigkeit und Leisetreterei"[23] versehen. Eine etwas anspruchsvollere und gründlichere Erörterung des Objektivitätsproblems findet sich lediglich bei Gervinus. Unter Zurückweisung überzogener und falscher Alternativen und in doppelter Abgrenzung von der – vermeintlichen – politischen Abstinenz Rankes und den ideologischen Konstruktionen Rotteks und Welckers plädiert er für eine Strategie des Mittelweges, die sowohl den getreuen, um einfühlendes Nachvollziehen bemühten Bericht wie das sich anschließende Werturteil zu ihrem Recht kommen läßt: „Mit geordnetem Geiste, mit Gleichmut und Besonnenheit, in die er alles setzen muß, soll er die menschlichen Geschicke berichten und beurteilen, und doch muß er ein Parteimann des Schicksals, ein natürlicher Verfechter des Fortschritts sein und kann schwer der Verdächtigung entgehen, mit der Sache der Freiheit zu sympathisieren."[24] Er fordert von dem Historiker also gleichzeitig Wissenschaftlichkeit und Engagement, die sich für ihn grundsätzlich keinesfalls gegenseitig ausschließen, sondern wechselseitig befruchten müssen.

In ihrem Geschichtsverständnis offenbaren sich die wichtigsten Wesenszüge der Heidelberger Schule. Weniger spezifisch und in vielem durchaus repräsentativ für den Hauptstrom des deutschen Historismus sind dagegen die von ihr vertretenen und historisch legitimierten politischen Inhalte. Bei ihrer Analyse setzen wir

---

[19] Sybel. 1856. Zit. n. Gölter, S. 97.
[20] Zit. n. Wolgast (1985), S. 162 f.
[21] Häusser (s. Anm. 8), S. 145/178.
[22] Ders. Ebd. S. 6 f. Zit. n. Wolgast (1985), S. 176.
[23] Treitschke. Briefe Hg. v. M. Cornicelius. Leipzig [2]1920. Bd. III. S. 361/431
[24] Gervinus. Grundzüge der Historik. Leipzig 1837. S. 94.

mit ihrer sozialen Ideologie ein. Aufgrund ihrer Herkunft, Erfahrungen und Interessenlage sind unsere Historiker in erster Linie Vertreter des Bürgertums, dessen soziale und politische Dominanz sie durchsetzen möchten. Diese soziale Standortgebundenheit führt sie in eine doppelte Frontstellung, einmal gegenüber dem alten Adel und seinen Vorrechten, zum anderen gegenüber den Unterschichten. Letztere haben sie weitaus intensiver beschäftigt, sind Gegenstand einer sehr komplexen Faszination, in der sich das Mitgefühl für die Leiden der im Elend Lebenden, elitäre Dünkel und Vorurteile und vor allem die Furcht vor einer gegen Besitz und Bildung gerichteten sozialen Revolution mischen. Verräterisch für diese heimliche oder offen eingestandene Revolutionsfurcht ist die verzerrte, oft haßerfüllte Darstellung der Volksbewegungen in der Geschichte, insbesondere in der radikalen Phase der französischen Revolution und im Vormärz. So kann Schlosser in den Ereignissen von 1791 nur die „kannibalische Wut eines rasenden Pöbels" erblicken[25], und Gervinus sieht im Frühsozialismus bloß „antisoziale Grillen", kultiviert von „Irr- und Wunderlehrern".[26] Für alle wirkt die Revolution von 1848 als Schlüsselerlebnis mit allerdings sehr gegensätzlichen Lernerfolgen. Während Häusser durch das für ihn traumatisierende Erlebnis der badischen Volkserhebung, beschrieben in seinen äußerst tendenziösen „Denkwürdigkeiten" von 1851, in seiner sozialkonservativen Abwehrhaltung bestärkt wird, bekehren sich Gervinus und Hagen unter dem Eindruck des Scheiterns der liberalen Kompromiß- und Vereinbarungsstrategie gegenüber den deutschen Obrigkeiten zu einer Allianz von Bürgertum und Massen, mit der Folge entsprechender politischer und sozialpolitischer Konzessionen, die jedoch keinesfalls in sozialistischen Bahnen einmünden. Die Massenbewegungen erscheinen Gervinus nun als die wahren Triebkräfte der Geschichte, und die „Emanzipation aller Gedrückten und Leidenden" ist für ihn nun der „Ruf des Jahrhunderts".[27] Die entgegengesetzte Position vertritt Treitschke. Nach einem sozialreformerischen, kathedersozialistischen Fehlstart schwenkt er angesichts der ökonomischen Krise von 1873 und der ersten Wahlerfolge der Sozialdemokratie 1874 auf die Linie eines militanten und bornierten Antisozialismus ein. Seine noch während der Heidelberger Zeit oder unmittelbar danach verfaßten Pamphlete „Der Sozialismus und seine Gönner" (1874) und „Die gerechte Verteilung der Güter" (1875) markieren diese Wende. Das darin vertretene elitäre Glaubensbekenntnis gipfelt in den erhabenen Worten: „Die Klassenherrschaft... ergibt sich notwendig aus der Natur der Gesellschaft... Die Millionen müssen ackern und schmieden und hobeln, damit einige Tausende forschen, malen und regieren können... Keine Kultur ohne Dienstboten!"[28] Wer wie die Sozialdemokratie, jene „Rotte heimatloser, vom Ausland her gelenkter Verschwörer", diese natur- und gottgewollte Klassenordnung gleichmacherisch ändern wolle, könne nur von „Neid und Gier" beseelt sein und sei auf die „niedrigste Stufe des Denkens" herabgesunken.[29]

---

[25] Schlosser. Geschichte des 18. Jahrhunderts. Heidelberg ^{4}1844. Bd. V, S. 112.
[26] Gervinus. (s. Anm. 17). Bd. VIII, S. 203 ff.
[27] Ders. (s. Anm. 16), S. 173.
[28] Treitschke. Der Sozialismus und seine Gönner. In: Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik. Berlin ^{3}1897. Teil II S. 131, 129, 130.
[29] Ders. Ebd. S. 172, 162, 114.

Fragt man nach den im engeren Sinne politischen Auffassungen der Heidelberger Schule, also nach ihrer Haltung gegenüber Staat und Verfassung, dann wird man bei Schlosser kaum fündig. Er ist gewiß ein Antiabsolutist und Widersacher der reaktionären Restaurationsregime, aber gegenüber den politischen Strömungen des Vormärz wahrt er eine skeptisch-indifferente Distanz. Demgegenüber stehen Gervinus und Häusser eindeutig im Lager des gemäßigten Liberalismus und verfechten das Programm einer durch friedliche Vereinbarungen und Reformen zustande gekommenen konstitutionellen Monarchie. Liberal ist auch Kortüm, doch hat sein langer Aufenthalt in der Schweiz bei ihm die Vorliebe für eine bürgerliche Republik geweckt. An der nur schwer ziehbaren Grenze zwischen Linksliberalismus und Demokratie siedelt sich Hagen an, 1848 Kandidat der Heidelberger Radikalen für die Paulskirche. Auch im Bereich der politischen Ideen bringt die Revolution eine Bewußtseinsschärfung. Gervinus und Hagen vollziehen angesichts der zutage getretenen Intransigenz und Reformunfähigkeit der bestehenden Obrigkeiten einen Linksruck und nehmen nun radikal-demokratische Positionen ein, konkretisierbar in den Prinzipien Volkssouveränität, allgemeines Wahlrecht, Republik und Sozialpolitik. Wie Gervinus in der Einleitung seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts" darlegt, läuft für ihn, wie übrigens auch für den mit ihm in manchen Zügen geistesverwandten Tocqueville, die historische Entwicklung, interpretiert als Emanzipationsgeschichte, mit unentrinnbarer, gesetzmäßiger Zwangsläufigkeit, mit „providentieller Unwiderstehlichkeit" auf die Errichtung der Demokratie hinaus.[30] Zur Erreichung dieses Zieles schließt er, wenngleich ohne Enthusiasmus, auch „eine Revolution und die wenigstens temporäre Republik" nicht aus, verstanden als große Katharsis, um, wie er es ausdrückt, den „Augiasstall unserer alten Verwaltungssysteme auszufegen".[31] Im Gegensatz zu ihm akzentuiert sein Freund Häusser nach 1848 seine antirevolutionären und antidemokratischen Positionen und lehnt sich noch enger an den monarchischen Staat an, ohne ihm allerdings seine liberalen Prinzipien zum Opfer zu bringen. Ganz anders dagegen Treitschke, der vom gemäßigten Liberalismus ausgehend sich unter dem Einfluß Rochauscher Realpolitik im Laufe der 60er Jahre erst außenpolitisch und dann auch innenpolitisch der Bismarckschen Politik anschließt. Diese konservativ-autoritäre Wende dokumentiert sich deutlich in seiner Schrift „Das konstitutionelle Königtum in Deutschland", verfaßt 1869/71 in Heidelberg. Man kann sie verstehen als Selbstkritik des Liberalismus, dessen Prinzipien – beispielsweise die Grundrechtsgarantien, das parlamentarische Budgetrecht und die Ministerverantwortlichkeit – hier wenigstens teilweise für falsch oder unzeitgemäß erklärt werden, zugunsten eines starken, von Parlament und Parteien unabhängigen Königtums, gestützt auf Heer und Bürokratie. Der häufig zitierte Schlüsselsatz für das politische Denken Treitschkes lautet nunmehr: „Das Wesen des Staates (ist) zum ersten Macht, zum zweiten Macht und zum dritten nochmals Macht".[32] Diese Vergötzung der Staatsmacht personalisiert sich im Kult des starken Führers, der an der Spitze zu stehen

---

[30] Gervinus. (s. Anm. 16), S. 13/174.

[31] Ders. Zit. n. Hübinger, S. 186 (Anm.118) u. S. 156.

[32] Treitschke. Bundesstaat und Einheitsstaat (1864). In: Hist. u. polit. Aufsätze. Leipzig [8]1921. Bd. II, S. 146.

und den Staat mit eiserner, fast schon diktatorischer Faust zu führen hat, modellhaft verkörpert in den von ihm hemmungslos verklärten Persönlichkeiten Bismarcks und Wilhelms I.

Lassen sich an der Haltung unserer Historiker die drei unterschiedlichen Entwicklungen des vormärzlichen Liberalismus nach der Revolution von 1848 ablesen, so steht im Mittelpunkt der von ihnen verkündeten politischen Botschaft jedoch unangefochten die Idee des Nationalstaats. Auszunehmen von dieser Feststellung ist allerdings Schlosser. Noch in den späten 50er Jahren beteuert er mit schönem Freimut: „nie Enthusiasmus... in Beziehung auf Deutschheit und deutsches Heldentum" empfunden zu haben.[33] Während um ihn herum alle mit pathetischer Inbrunst nur noch Deutschland, Deutschland rufen können, hält der kantige Friese unbeirrt an seinem von der Aufklärung übernommenen Kosmopolitismus fest. Ein bewunderungswürdiger Unzeitgemäßer. Seine Kollegen stürzen sich jedoch Hals über Kopf auf die Irrwege des deutschen Nationalstaats. Sie lieben ihr Vaterland und sind stolz auf seine kulturellen Leistungen, sie wollen es groß und mächtig sehen, was sie seine staatliche Einheit wünschen läßt. Um so unerträglicher die bestehenden Realitäten. Der für den heutigen Betrachter wegen seiner den machtpolitischen Realitäten in Deutschland und in Europa angepaßten und friedenstiftenden Strukturen keinesfalls so eindeutig mißratene Deutsche Bund erscheint ihnen als lebensunfähige Mißgeburt, und sie vermissen überdies bei den Deutschen die rechte vaterländische Gesinnung. Dieses doppelte Defizit zu beheben, wird deshalb zum obersten Imperativ ihrer Geschichtsschreibung, aber auch Lehre. Auf diesem Felde trägt ihr Wirken wohl am stärksten missionarische Züge, paßt wohl am besten die ihnen gegebene Etikette „Geschichtsprediger". Geleitet von der Religion des Patriotismus stellt beispielsweise Häusser seinen Schülern folgendes Aufsatzthema zur Bearbeitung: „Worin besteht das echte Nationalgefühl und wie hat es sich bei dem deutschen Jüngling auszubilden."[34] Nationale Identitätsstiftung, das ist die offen eingestandene ideologisch-erzieherische Funktion, die unsere Heidelberger der Historie setzen und die am eindringlichsten wohl Gervinus in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" (1835 ff.) verfolgt.

Was nun die Beschaffenheit des angestrebten Nationalstaats anbetrifft, so soll er sich auf Kleindeutschland beschränken und Preußen eine Führungsrolle einräumen. Diese Präferenzen sind diktiert von protestantisch-liberalem parti-pris gegenüber Österreich und der realistischen Einsicht in die Probleme dieses Vielvölkerstaates, zweifellos aber auch von einer starken Faszination gegenüber Preußen, abgeleitet aus der bewunderten Persönlichkeit Friedrichs des Großen, der preußischen Führungsrolle in den Befreiungskriegen und den großen Reformen – alles vielbehandelte Themen ihrer Schriften und Vorlesungen. Dennoch sind sie keinesfalls unkritische Bewunderer und mißbilligen insbesondere die spätabsolutistische Struktur und Praxis des vormärzlichen preußischen Staates. Er muß sich zunächst eine liberale Verfassung geben, bevor er sich an die Spitze der Einheitsbewegung stellen und durch eine Politik lediglich moralischer Eroberungen und freier Vereinbarungen die übrigen Staaten um sich sammeln kann. In der Tat sind Einheit und

---

[33] Schlosser. (s. Anm. 25). Bd. VII, S. IVf.
[34] Häusser. Zit. n. Kaltenbach, S. 101.

Freiheit im Denken unserer vormärzlichen Historiker in wechselseitiger Abhängigkeit untrennbar verbunden, und sie wünschen – Treitschke ausgenommen – als freiheitssichernde Garantie überdies eine ausgeprägt föderalistische Struktur des deutschen Nationalstaats, die der Zentralgewalt die erforderliche Stärke sichern und dem Einzelstaat die historisch gewachsene Individualität belassen muß. Doch gewiß ist dieses Eintreten für den Föderalismus auch Ausdruck einer fortbestehenden starken emotionalen Bindung an die kleinstaatlichen Traditionen Südwestdeutschlands, denen Häusser in seiner noch heute nützlichen „Geschichte der rheinischen Pfalz" (1845) ein Denkmal gesetzt hat. Daß das vormärzliche Nationalgefühl in sich schon den Keim für jene den späteren deutschen Nationalismus kennzeichnende aggressive Übersteigerung in sich trägt, verdeutlichen die heftigen Antipathien Häussers gegenüber dem welschen Erbfeind Frankreich, die Russophobie Hagens, die Träume Gervinus' von einer Weltmachtstellung Deutschlands, das weite Teile Mittel- und Osteuropas kolonisiert und mittels einer eigenen Flotte über Europa hinausgreift, und die gemeinsamen bellizistischen Stellungnahmen zur Schleswig-Holstein-Frage.[35]

Das Scheitern des von der Paulskirche unternommenen und mit großen Hoffnungen begleiteten nationalen Einigungswerkes stürzt sie in tiefe Enttäuschung. „Preußen hat uns verlassen", konstatiert Gervinus[36] und sucht die Lösung der nationalen Frage fortan auf dem Wege der Volksbewegung von unten. Demgegenüber schließt sich Häusser trotz längerer Phasen tiefer Entmutigung der Gothaer Bewegung an und verfolgt weiter den gleichzeitig kleindeutsch-preußischen und liberal-bundesstaatlichen Weg. In einer Kontroverse mit Treitschke über die Schleswig-Holstein-Frage mißbilligt er zwar das gewaltsame, annexionistische Vorgehen Bismarcks und dessen „Blut- und Eisen"-Politik[37], doch erspart ihm sein früher Tod 1867 eine endgültige Stellungnahme zu der von Bismarck durchgesetzten militärischen Teillösung der deutschen Frage. Um so entschiedener äußert Gervinus seine Mißbilligung. Die von Bismarck, „Deutschlands böser Genius", wie er ihn nennt, durch eine „Revolution von oben" realisierte Reichsgründung sei „trächtig an unberechenbaren Gefahren"[38]. Sie würden einen „allzeit angriffsfähigen Kriegsstaat" errichten, „in dem man eine stete Bedrohung für die Ruhe des Weltteils, für die Sicherheit der Nachbarstaaten argwöhnen kann" – Kassandrarufe, die zu Recht im 20. Jahrhundert häufig zitiert worden sind.[39]

Welche Gefahrenpotentiale für die politische Kultur Deutschlands in den Modalitäten der Reichsgründung stecken, illustriert nachdrücklich der Name Heinrich von Treitschkes, propagandistischer Herold des Bismarckschen Kaiserreiches und zweifellos der in seiner Zeit prominenteste unserer Historiker. Die Preußenfaszination vieler kleindeutscher Liberaler steigert sich bei dem gebürtigen Sachsen zur exzessiven Borussomanie, die auch seine nationalpolitischen Strategien bestimmt.

---

[35] Vgl. Hübinger, S. 143 f.
[36] Gervinus. Zit. n. Wolgast (1985), S. 170.
[37] Häusser. Sylvesterbetrachtungen aus Süddeutschland. In: Preußische Jahrbücher. Bd. 15 (1865) S. 84 ff.
[38] Gervinus. Zit. n. Wolgast (1985) S. 173.
[39] Ebd.

Nicht das Aufgehen Preußens in einem freiheitlich-konstitutionellen und föderativen Deutschland wird anvisiert, sondern ein unitarisch strukturiertes Großpreußen, das mit diplomatischem Druck oder militärischer Gewalt nacheinander die von ihm verachteten Kleinstaaten annektiert. Gerechtfertigt wird diese offene Eroberungspolitik mit der von ihm propagierten Preußen-Legende. Danach gründe sich der preußische Beruf zur nationalen Einigung darin, daß es seit dem Großen Kurfürsten als einziger deutscher Staat ständig eine nationale Politik verfolgt und für Deutschlands Befreiung von der Fremdherrschaft gekämpft habe, eine massive Geschichtsfälschung, welche die beharrlich partikularistische Interessenpolitik Preußens ungeniert unterschlägt. Für diese Glorifizierung Preußens als historischen Architekten der deutschen Einheit wird er reich belohnt – mit dem Berliner Lehrstuhl, dem Titel eines Historiographen des Preußischen Staates und mit dem Verdun-Preis.

Die von Gervinus befürchteten Konsequenzen der Reichsgründung werden erkennbar an den außenpolitischen Vorstellungen Treitschkes, eine Übertragung der machtpolitischen Zielsetzungen und militärischen Methoden Preußens auf den Nationalstaat. Er fordert eine expansive Weltpolitik, die Deutschland zur Hegemoniestellung in Europa erhebt und es an der Aufteilung der übrigen Kontinente beteiligt, zu bewerkstelligen durch eine aktive Kolonialpolitik, basierend auf einem forcierten Flottenbau. Die in dieser Politik implizierten Kriegsrisiken, insbesondere die vorausgesehene Konfrontation mit England, werden freudig akzeptiert, denn für Treitschke ist der Krieg nicht eine zu fürchtende Eventualität, sondern eine heiß herbeigesehnte Chance zur sittlichen Erneuerung und Kräftigung des Volkes, insbesondere aber zur Disziplinierung der „arbeitenden Klassen", deren „unheimliche Verwilderung" dringend des „sittlichen Segens kriegerischer Manneszucht" bedarf.[40] In seiner in Heidelberg verfaßten Schrift über das „konstitutionelle Königtum" findet sich folgendes Glaubensbekenntnis: „Die Theorie der blinden Friedensseligkeit (gemeint ist Kant, d. Verf.) gereicht der Denkkraft wie der sittlichen Kraft unseres Jahrhunderts zur Schande ... Man schreit entrüstet über Barbarei und Unsittlichkeit, sobald ein ehrlicher Mann sich unterstellt, die segensreiche Notwendigkeit der Kriege zu behaupten ... Die Hoffnung, den Krieg aus der Welt zu vertilgen, ist nicht nur sinnlos, sondern tief unsittlich, sie müßte, verwirklicht, viele wesentliche und herrliche Kräfte der Menschenseele verkrüppeln lassen ... Es ist gar kein echter politischer Idealismus möglich ohne den Idealismus des Krieges".[41] Natürlich ist diese schreckliche Verherrlichung des Krieges nicht bloß Ausdruck der Frustrationen eines Offiziersohnes, dem es aufgrund seiner starken Taubheit verwehrt war, selbst das geliebte Kriegshandwerk zu erlernen und den hehren Donner der Geschütze zu hören, sondern es artikuliert sich hier ein preußisch bestimmter Zeitgeist, den er allerdings gleichzeitig intensiv gefördert hat.

Das gleiche gilt für einen anderen, heute nicht minder abstoßenden Zug in seinem Denken, seinen ausgeprägten Rassismus. Er manifestiert sich einmal gegenüber dem als kulturell minderwertig angesehenen und deshalb zu Recht von den

---

[40] Treitschke. Das Reichs-Militärgesetz (1874). In: Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Berlin ^{3}1897. Teil 2, S. 104 f.

[41] Ders. Das constitutionelle Königtum in Deutschland (1869/71). In: Hist. u. polit. Aufsätze. Leipzig ^{5}1886 Bd. III, S. 466, 468, 471, 475.

Hohenzollern unterdrückten Slawentum[42], dann gegenüber den von den Menschenrechten ausgeschlossenen afrikanischen Kolonialvölkern, denen man ruhig mal zur Strafe die Dörfer abbrennen dürfe[43], und am verhängnisvollsten gegenüber den Juden. Schon in der gerade zitierten Heidelberger Schrift beklagt er die „gewaltige Machtstellung des Judentums" und konstatiert den „tiefen Gegensatz" zwischen dem „schöpferischen germanischen Wesen" und dem „so unfruchtbaren Semitenthum".[44] Seinen Nachfolger im Lehrstuhl, Erdmannsdörffer, warnt er 1874 brieflich vor einem Heidelberger Kollegen mit den perfiden Worten, er sei ein „Jude in des Wortes östlicher Bedeutung, an Seelenadel der reinste Ganof aus der Posener Wallischei".[45] Wenige Jahre später (1879) läßt er dann alle Hemmungen fallen und rechtfertigt den Antisemitismus als „natürliche Reaktion des germanischen Volksgefühls gegen ein fremdes Element, das in unserem Leben einen allzu breiten Raum eingenommen hat... Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf... ertönt es heute wie aus einem Munde: Die Juden sind unser Unglück!"[46] Ein schreckliches, fatales Wort, das fortan millionenfach wiederholt wird und den Antisemitismus zunächst im Bildungsbürgertum, vor allem in dem dumpfen Milieu der Corpsstudenten, salonfähig macht.

Damit sind wir schon bei der Wirkungsgeschichte dieses Heidelberger Historikers angelangt. Er hat den sich angemaßten politischen Erziehungsauftrag dazu mißbraucht, sich zum Stichwortgeber für die reaktionärsten Kreise des Kaiserreichs zu machen und autoritäre, chauvinistische, militaristische und rassistische Parolen in der politischen Kultur Deutschlands zu verankern. Um so fragwürdiger die gleichzeitigen pathetischen Beschwörungen sittlicher Prinzipien, die postulierte Allianz von Macht und Geist, von seiten eines Mannes, der wie nur wenige zu der verheerenden Relativierung und Umwertung aller Werte beigetragen hat. Der immense Erfolg seiner Reden und Schriften, erleichtert durch eine enorme, allerdings nicht an die Vernunft, sondern das Gefühl appellierende Sprachgewalt, reicht weit über seinen Tod hinaus. Das Dritte Reich bringt eine wahre Treitschke-Konjunktur. Es nimmt seine mit einem Vorwort von Alfred Rosenberg versehene „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" in die Liste der 100 wichtigsten Bücher auf, begeht seinen 100. Geburtstag mit einer Kundgebung der Hitler-Jugend und erhebt ihn zum fernen Vorläufer der nationalsozialistischen Bewegung, was zwar äußerst ungenau, aber nicht völlig falsch ist. All dies konnte jedoch nicht verhindern, daß er nach 1945 zunächst weiterhin als der berühmteste Heidelberger Historiker galt, wie beispielsweise das Wort vom „Treitschke-Lehrstuhl" illustriert, und daß er auch Aufnahme fand in das von Theodor Heuß und anderen im Jahre 1956 herausgegebene biographische Sammelwerk „Die Großen Deutschen", zu denen er nun wirklich nicht gehört.

---

[42] Vgl. Treitschke. Das deutsche Ordensland Preußen. In: Hist u. polit. Aufsätze. Leipzig [8]1921. Bd. II, S. 1.

[43] Vgl. Iggers, S. 183.

[44] Treitschke (s. Anm. 41), S. 492 f.

[45] Ders. 24.1.74. In: Andreas, W. (Hg.): Briefe Heinrich von Treitschkes an Historiker und Politiker am Oberrhein. Berlin 1934. S. 36.

[46] Ders. Unsere Aussichten. In: Deutsche Kämpfe. N.F. Leipzig 1896. S. 26 f.

Dieser Überblick über die politische Heidelberger Geschichtsschreibung bis zur Reichsgründungszeit wäre unvollständig ohne den Hinweis, daß das sichtbar gewordene Engagement sich auch in einem direkten öffentlichen Wirken niedergeschlagen hat.[47] Erst die eigene politische Praxis befähige den Historiker zu einem tieferen Verständnis der Geschichte, glaubt Hagen, „denn sonst spricht er wie der Blinde von der Farbe".[48] Dies ist allerdings nicht die Meinung des ganz in die vita contemplativa zurückgezogenen Schlosser. Demgegenüber ergreift Kortüm zugunsten des als Demagogen verfolgten Arndt Partei, was ihn vorübergehend sein Baseler Lehramt kostet, ihn jedoch nicht daran hindert, sich später erneut im Kampf gegen die Schweizer Jesuiten zu exponieren. Auch Gervinus, bereits durch seine Teilnahme am Protest der Göttinger Sieben zum nationalen Idol avanciert, sowie Häusser und Hagen engagieren sich zunächst publizistisch, die beiden ersteren in der Heidelberger Deutschen Zeitung, Sprachrohr des gemäßigten Liberalismus. Alle drei spielen sie eine markante Rolle in der 48er Bewegung und sitzen im Frankfurter Vorparlament. Während Gervinus für die rechte Mitte, die sogenannte Casino-Partei, und Hagen für die radikale Linke, die Fraktion Donnersberg, in die Paulskirche einziehen, erringt Häusser ein Mandat für die Zweite Badische Kammer. Mit der einsetzenden Reaktion verlieren erst Hagen, Mitglied des demokratischen Zentralmärzvereins und Teilnehmer der außerparlamentarischen Reichsverfassungskampagne, und dann auch Gervinus, wegen einer demokratischen Schrift des Hochverrats angeklagt, ihre Heidelberger Venia legendi und ziehen sich in das Privatleben zurück. Demgegenüber verbleibt Häusser in der aktiven Politik. Er geht als Delegierter in das Erfurter Unionsparlament und führt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung für die Gothaer Bewegung die Feder. Seine große Zeit beginnt jedoch erst mit dem Regierungsantritt seines früheren Schülers Friedrich I. von Baden, der ihn zur Schlüsselfigur des parlamentarischen Lebens und zu einem der Hauptarchitekten der liberalen Erneuerung des Landes macht. Im Deutschen Reichstag der 70er Jahre finden wir Wilhelm Oncken und Treitschke, beide im Lager der Nationalliberalen, das letzterer jedoch nach der Wende von 1878/79 verläßt, um sich zum Motor einer auf Bismarck eingeschworenen konservativen Sammlungsbewegung zu machen. Daneben wirkt er ebenfalls publizistisch als Herausgeber der Preußischen Jahrbücher. Diese Stichworte beweisen, daß unsere Historiker versucht haben, ihr politisches Engagement in konkretes Handeln umzusetzen, indem sie ständig zwischen Studierzimmer, Katheder, Rednertribüne, Redaktionsstube und Parlament hin und her pendeln – ein geschäftiger und aufreibender Alltag im Dienste zweier gleichermaßen besitzergreifender und eifersüchtiger Musen.

---

[47] Schon die beiden zu Beginn des Jahrhunderts amtierenden und nicht in unsere Betrachtung einbezogenen Ordinarien Wilken und Mone haben eine gewisse politische Rolle gespielt. Wilkens diplomatische Missionen in Paris und Rom zur Rettung der Palatina wurden bereits erwähnt. In Berlin nimmt er in seiner Eigenschaft als Rektor Anteil an der Demagogenverfolgung an der dortigen Universität. Sein Kollege Mone, ein militanter ultramontaner Katholik, greift seit den 40er Jahren mehrmals mit anonymen Pamphleten in den Konflikt zwischen Staat und Kirche in Baden ein.

[48] Hagen. Zit. n. Wolgast (1985), S. 184.

III

Mit Treitschke hat die politische Heidelberger Geschichtsschreibung ihren Höhepunkt oder, richtiger, ihren bedenklichen Exzeß erreicht. Stimmt es nun, daß er auch gleichzeitig ihren Endpunkt markiert?[49] Im Rahmen dieses Berichtes kann die Frage nur für seine beiden Nachfolger Erdmannsdörffer und Marcks beantwortet werden.[50] Ersterer erklärt schon in seiner Antrittsrede 1874 die politische Mission der Heidelberger Geschichtsschreibung für beendet und verkündet ein Einschwenken auf die von Ranke vertretenen wissenschaftstheoretischen Positionen[51], ein Bekenntnis, das er in den folgenden Jahren des öfteren wiederholt. Noch 1896 spricht er von der „Strenge und Kühle Rankescher Objektivität, welche ich für meinen Teil allerdings als das Höchste und Reinste verehre, was die deutsche Wissenschaft auf dem Gebiet historischer Leistung zur Anschauung gebracht hat".[52] Ähnliche Bekenntnisse liegen auch von Marcks vor. 1903 konstatiert er, daß in der Heidelberger Historie der „Gegenwartskampf, wie ihn noch Treitschke geführt, seit Erdmannsdörffer und Winkelmann von der gelehrten Forschung still zurückgedrängt" worden sei.[53] Es gehe nicht mehr darum, „Waffen für die Gegenwart aus der Geschichte" zu holen und die „Geschichte ihresteils aus den Schlagworten der Gegenwart zu meistern".[54] Wörtlich fügt er hinzu: „Ich untersuche nicht Recht und Unrecht, ich handele weder von dem, was etwa sein solle, noch von dem, was etwa kommen werde: für beides, Kritik wie Zielsetzung oder Prophezeiung, würde ich unzuständig sein. Ich habe zu schildern, zu begründen, zu verknüpfen."[55] Der Kontrast zum Rollenverständnis eines Schlosser, Gervinus, Häusser oder Treitschke könnte nicht größer sein. Vorbei die Zeit der politisch-pädagogischen Instrumentalisierung der Historie und des engagierten Gegenwartsbezugs des einzelnen Historikers. Fortan sollen die Prinzipien zweckfreier, objektiver Forschung herrschen, gekennzeichnet durch formal-methodische Sorgfalt und nüchterne Sachlichkeit. Die Prämissen sind eindeutig, doch wie weit werden sie eingelöst?

Überblickt man das Werk der beiden Historiker, dann zeigt sich zunächst, daß sie das von ihren Vorgängern tradierte einseitige Themen- und Methodenrepertoire nicht nennenswert erweitern, wohl aber aufgrund einer langjährigen Archiv- und Editionserfahrung die historisch-kritische Methode mit viel größerer Sicherheit

---

[49] Vgl. Conze/Mußgnug, S. 135 – Wolgast (1985), S. 192 f.

[50] Zu Leben und Werk: Schäfer, D.: Bernhard Erdmannsdörffer. In: Historische Zeitschrift. Bd. 87 (1901), S. 56 ff. – Lilienfein (s.Anm.2) – Neue Deutsche Biographie. Bd. IV (1959), S. 574 – Stählin, K.: Erich Marcks zum Gedächtnis. In: Historische Zeitschrift. Bd. 160 (1939), S. 496 f. – Wenger, P.: Grundzüge der Geschichtsschreibung von Erich Marcks. Zürich 1950 – Krill, H.-H.: Die Rankerenaissance. Max Lenz und Erich Marcks. Ein Beitrag zum historisch-politischen Denken in Deutschland 1880–1935. Berlin 1962 – Weisz, Chr.: Geschichtsauffassung und politisches Denken. Münchener Historiker der Weimarer Zeit. Berlin 1970.

[51] Vgl. Lilienfein, S. XIIIf.

[52] Ebd., S. XX.

[53] Marcks. Die Universität Heidelberg im 19. Jahrhundert (1903). In: Männer und Zeiten. Leipzig 1911. Bd. I, S. 335.

[54] Ders. 1848 (1898). In: Ebd., S. 202.

[55] Ders. Die imperialistische Idee in der Gegenwart (1903). Ebd. Bd. 2, S. 267.

handhaben. Von außen kommende Innovationsimpulse – beispielsweise von seiten des Heidelberger Nationalökonomen Gothein, gleichzeitig Inhaber eines Lehrauftrags für Kulturgeschichte, oder, für den herrschenden Neoidealismus noch provozierender, von seiten des im Materialismus- und Marxismusverdacht stehenden Leipzigers Karl Lamprecht, stoßen auf entschiedene Ablehnung, auch bei ihren übrigen Kollegen, allen voran der Mediävist Schäfer.

Tritt man in eine Inhaltsanalyse ihrer Werke ein, dann ergeben sich durchaus einige Anhaltspunkte zugunsten einer Einlösung des selbstgesetzten Anspruches. Das gilt vor allem für ihre vorzüglichen Studien zur außerdeutschen Geschichte, beispielsweise Erdmannsdörffers Mirabeau oder Marcks' meisterliche biographische Essays zum konfessionellen Zeitalter in England, Spanien und Frankreich. Schwieriger und an Versuchungen reicher ist natürlich das Terrain der deutschen Geschichte, insbesondere der Zeitgeschichte. Hier steht bei ihnen eindeutig die preußische Geschichte im Mittelpunkt, die nichts von ihrer Faszination auf unsere Heidelberger Historiker eingebüßt hat. Haben sie sich hier von der Preußen-Legende, Kernstück der politischen Historiographie Treitschkes, gelöst? Die Antwort fällt zwiespältig aus. Erdmannsdörffer rückt beispielsweise in seinem Hauptwerk, der „Deutschen Geschichte" (1892/93) deutlich von der These ab, die Hohenzollern hätten von Anfang an als bewußte Vorkämpfer und Architekten der nationalen Einheit gewirkt. Statt dessen unterstreicht er die nüchterne Interessenpolitik Preußens und läßt auch Österreich eine gerechte Behandlung widerfahren. Aber in seinem Essay über die „Versuchungen der preußischen Geschichte" geht es doch wieder um den „hohen Beruf" Preußens, „auf welchen es der Gang der allgemeinen deutschen und seiner eigenen Geschichte hinwies".[56] Diese historische Zwangsläufigkeit der preußischen Reichsgründung wird um so mehr betont, je mehr die beiden Autoren sich in die Zeitgeschichte begeben. Ihre Beiträge zum 50jährigen Jubiläum der deutschen Revolution von 1848 verfolgen das Ziel, das Scheitern der Paulskirche und vor allem die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. damit zu rechtfertigen, daß die Geschichte eben einen anderen Weg für die Reichsgründung vorgesehen hatte. Noch apologetischer geraten dann ihre Würdigungen von Bismarck und Wilhelm I., den beiden Hauptarchitekten des großen Werkes. Äußert sich die Bewunderung bei Erdmannsdörffer noch in relativ maßvoller Form, so gibt Marcks in seiner Heidelberger Zeit jede nüchterne Distanz auf und verfällt in ein heute unerträgliches heroisierendes Pathos, in die devote Sprache des vor Ehrfurcht erschaudernden Untertanen. In Wilhelm I. sieht er den „Ausdruck deutschen Wesens, deutscher Macht und Größe an sich"[57], und kein Superlativ reicht aus, um die gewaltige, riesige, monumentale, übermenschliche, ja schon göttliche Größe Bismarcks zu beschreiben, dessen Erinnerung er zum Mythos verklärt, Inkarnation der Idee des Machtstaats und der Politik der Stärke. Noch 1924 wird er erklären, daß er „mit seiner persönlichen Empfindung in den Tagen

---

[56] Erdmannsdörffer. Bestandene Versuchungen in der preußischen Geschichte. In: Kleinere hist. Schriften. Bd. II, S. 182.

[57] Marcks. Kaiser Wilhelm I. (1901). In: Männer und Zeiten. Bd. II, S. 111.

Bismarcks, d.h. auf den schimmernden Höhen unserer Vergangenheit, zu leben gewöhnt ist".[58]

Bei beiden Autoren führt die starke Bindung an das Bismarcksche Kaiserreich vor allem in ihren zeitgeschichtlichen Arbeiten also zu einer spürbaren Abschwächung ihres kritischen Bewußtseins und zu parteiischen und sogar glorifizierenden Wertungen. Wie ihre Vorgänger betrachten sie die Vergangenheit von einem dezidiert politischen Standort aus, aber während jene die Geschichte prophetisch auf ein bestimmtes Ziel hin schrieben und aus der Vergangenheit zwangsläufig die kommende Reichsgründung durch Preußen ableiteten, beweisen Erdmannsdörffer und Marcks von dem erreichten Ziel zurückblickend mit einem retrospektiven Determinismus die Richtigkeit und Notwendigkeit der vollzogenen Entwicklung. Beide Male wird aber Geschichte auf den gleichen verabsolutierten Standort von 1871 hin geschrieben, den von einem großen preußischen Staatsmann zu schaffenden oder geschaffenen Nationalstaat. Beide Male handelt es sich um ideologische Geschichtskonstruktionen, die den verschiedenen Epochen und Ereignissen die von Ranke geforderte Individualität nehmen und sie zu Etappen einer alternativlosen, zielgerichteten Entwicklung reduzieren.[59]

Wie bei ihren Vorgängern manifestiert sich der standortgeprägte und damit politische Charakter ihrer Historiographie bei Erdmannsdörffer und Marcks schließlich auch in der Weise, daß sie die Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens verstehen und für die Bewältigung der anstehenden Gegenwartsaufgaben nutzbar machen wollen. Mit erhobenem Zeigefinger erklärt Erdmannsdörffer in seiner Wilhelm-Biographie: „daß Staaten nur mit den Kräften und Mitteln erhalten werden, mit denen sie gegründet worden sind ... In unseren monarchischen Ordnungen und dem festen Gefüge unserer volkstümlichen Heeresverfassung haben wir die starke Gewähr einer Kraft, die allen Gefahren gewachsen ist".[60] Noch nachdrücklicher ist die tagespolitische Instrumentalisierung des Preußen-Mythos bei seinem Kollegen Marcks: „Ein Vierteljahrtausend hindurch hat ein einheitlicher Zusammenhang, ein stetes Steigen, ein mächtiges Leben diese hohenzollersche Monarchie durchwaltet; der Blick auf ihre Vergangenheit ... darf auch den Enkeln, inmitten neuer Größe und neuer Gefahren, den Mut und die Zuversicht heben".[61] In der Rückbesinnung auf die heroische Entstehungsgeschichte des Reiches und auf seine Gründer soll die Nation den Mut und die Rezepte für die Meisterung der Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben schöpfen. Wiederum ist die Beschäftigung mit der Geschichte von einem politisch-pädagogischen Zweck bestimmt, soll sie als Quelle der Belehrung und sittlichen Kräftigung dienen. Als Impetus dieses politischen Willens zur Öffentlichkeitswirkung fungiert nicht mehr die angestrebte Schaffung eines Reiches, sondern seine vermeintliche Existenzgefährdung durch die als schwächlich angesehene Politik der Nachfolger der beiden Reichsgründer.

---

[58] Ders. Tiefpunkte des deutschen Schicksals in der Neuzeit (1924). In: Geschichte und Gegenwart. Berlin/Leipzig 1925, S. 83.

[59] Vgl. Krill, S. 104 ff.

[60] Erdmannsdörffer. Kaiser Wilhelm I. In: Kleinere hist. Schriften, Bd. II, S. 225/223.

[61] Marcks. Das Königtum der großen Hohenzollern (1901). In: Männer und Zeiten. Bd. I, S. 194 f.

Der Vergleich unserer beiden Autoren mit ihren Vorgängern läßt noch eine Reihe weiterer, sekundärer Übereinstimmungen, vor allem zur Geschichtsideologie Treitschkes, erkennen. So impliziert das gemeinsame Bekenntnis zu dem von Bismarck gegründeten preußisch-kleindeutschen Kaiserreich auch die Bejahung einiger fundamentaler politischer Strukturen, Zielsetzungen und Methoden. Dazu gehören einmal ein ausgeprägter Sozialkonservatismus mit antidemokratischer, antisozialistischer und antirevolutionärer Stoßrichtung, der sich teils unverhüllt, häufiger aber indirekt und unbewußt manifestiert, beispielsweise wieder bei der Beurteilung der Volksbewegungen in den Revolutionen von 1789 und 1848, wo schon die wenig distanzierte Wortwahl mit ihren emotionalen Konnotationen Angst- und Haßgefühle verrät. So sieht Erdmannsdörffer die Volkserhebungen des Jahres 1789 getragen von der „heißblütigen rohen Masse des Pariser Straßenpöbels ... von der blutigen Mordlust des Pariser Straßenbanditentums, von Haufen betrunkener Weiber, Freudenmädchen und Zuhälter", und er lobt die blutige Liquidierung der badischen Revolution durch den „sinnlos gehaßten" Prinzen von Preußen als „gute Soldatenarbeit".[62] Offener präsentiert sich die obrigkeitlich-autoritäre Gesinnung der beiden Persönlichkeiten, ihr ausgeprägter Kult der Machtstaatsidee und des starken politischen Führers. In der Außenpolitik akzentuieren sich die chauvinistisch-expansionistischen Züge und entsprechen zunehmend dem imperialistischen Muster, wie es Marcks 1903 in einem nicht bloß deskriptiv, sondern affirmativ gemeinten Essay „Die imperialistische Idee in der Gegenwart" skizziert.[63] Deutschlands Führungsstellung und Teilhabe an der Aufteilung der Welt, verwirklicht durch eine aktive Kolonial- und Flottenpolitik, sind auch für ihn oberste Prioritäten, in denen sich die Überlegenheit deutscher Kultur versinnbildlichen muß. Ein anderes Element des Treitschke-Syndroms, der Militarismus, lebt sich bei Erdmannsdörffer, längere Zeit Dozent an der Kriegsakademie in Berlin, hauptsächlich in rauschhaften Schlachtenschilderungen aus, beispielsweise in seinem Essay über die Schlacht bei Fehrbellin[64], während Marcks sich zu offener Kriegsverherrlichung hinreißen läßt: „Es gibt nichts menschlich Größeres, bei allem Grauen, als den Krieg, nichts Mannhafteres, aber auch nichts innerlicher Beseeltes... Es ist eine Lästerung, ihn die Verneinung des innerlichen Völkerlebens zu schelten. Die besten Güter eines Volkes erringen sich nur in ihm, sie führen ihn, sie durchseelen ihn, sie heiligen ihn selbst."[65] Wie man sieht, bewahrt der bis zum Exzeß kultivierte bürgerliche Bildungsästhetizismus diesen feinsinnigen, idealistischen deutschen Gelehrten nicht vor inhumanen Deformationen, im Gegenteil, er stilisiert sie noch. Erweist sich Marcks auf diesem Felde Treitschke voll ebenbürtig, so fällt sein Rassismus weit dezenter aus und artikuliert sich hauptsächlich im Kontext seiner Behandlung des deutschen Ostens, wo sich ein großer historischer Rassenkampf zwischen Germanen, Slawen und Juden vollziehen soll.[66]

---

[62] Erdmannsdörffer. Mirabeau (1900). ND Leipzig 1941, S. 166/170 – Ders. (s.Anm.60), S. 233/235.
[63] S. Anm.55, S. 265 ff.
[64] In: Kleinere hist. Schriften. Bd. II, S. 185 ff.
[65] Marcks. Wo stehen wir? (1914). In: Männer und Zeiten. Stuttgart [7]1942. Bd. II, S. 378.
[66] Ders. Ostdeutschland in der deutschen Geschichte (1920). In: Ebd., S. 79.

Wie bei ihren Vorgängern drängt auch bei Erdmannsdörffer und Marcks das in ihren Schriften spürbar werdende politische Engagement zu praktischem öffentlichen Wirken. Allerdings bleibt es in bescheideneren Dimensionen. Beide geben ihm eine Form, die zunehmend charakteristisch wird für den politisierenden Historiker und die für manche überhaupt erst den eigentlichen sozialen Nutzen dieses Berufsstandes ausmacht – nämlich der Einsatz als Festredner anläßlich historischer Jubiläen, nationaler Gedenktage, Einweihungen von Denkmälern und auf Verbandstagungen. Hinzu kommt eine intensive publizistische Tätigkeit, bei Erdmannsdörffer beispielsweise in Treitschkes Preußischen Jahrbüchern. Im Alldeutschen Verband, Sammlungsbewegung völkisch-nationalistisch-imperialistischer Kreise finden wir um die Jahrhundertwende den Mediävisten Schäfer als Mitbegründer und die außerordentlichen Professoren Dumoulin-Eckardt und Heyck als weitere Mitglieder des Reichsvorstandes. Ihr Kollege Erdmannsdörffer leitet die Heidelberger Ortsgruppe des im Sinne der Germanisierungspolitik wirkenden Ostmarken-Vereins.

Das Heidelberger Historische Seminar ist also zu diesem Zeitpunkt, das kann man ohne Übertreibung feststellen, eine Hochburg der nationalistischen Rechten. Vor diesem Hintergrund muß möglicherweise auch das Schicksal des einzigen jüdischen Historikers, Adolf Koch, gesehen werden.[67] Möglicherweise deshalb, weil eine undurchsichtige Quellenlage kein sicheres Urteil zuläßt. Fest steht lediglich, daß Koch seit den 90er Jahren von seinen Kollegen mehrmals im Stich gelassen wird, wenn es darum geht, eine Honorierung seiner ungemein erfolgreichen Vorlesungen zur Geschichte der Presse und des Journalismus zu erreichen. Auch als er 1910 in einen persönlichen Streit mit dem ebenso einflußreichen wie reizbaren Max Weber gerät und ihn dieser gnadenlos durch die verschiedenen gerichtlichen und universitären Instanzen verfolgt, helfen ihm die Kollegen nicht und lassen es zu, daß er wegen dieser harmlosen Majestätsbeleidigung 1913 seine Venia legendi verliert, obwohl niemand seine hohe wissenschaftliche Qualifikation zu bestreiten wagt.

Sicher wäre es unzulässig, in dem Fall Koch einen Prolog zur Vertreibung jüdischer Gelehrter in den 30er Jahren zu sehen. Trotzdem ist der Brückenschlag zum NS-Regime keinesfalls völlig willkürlich, denn unsere Professoren repräsentieren und prägen eine politische Kultur, die den Nationalsozialismus nicht etwa direkt hervorgerufen, aber doch in seinen Entfaltungsmöglichkeiten indirekt gefördert hat. Daß wir ihnen mit dieser Feststellung kein Unrecht antun, belegt zumindest der weitere politische Lebensweg von Marcks. Als entschiedener Gegner der parlamentarisch-demokratischen Weimarer Republik befürwortet er 1932/33 den Eintritt der NSDAP in die Regierung und schließt sich später Hitler an. Das nationalsozialistische Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands zeichnet ihn durch die Aufnahme in seinen Ehrenrat aus, und 1936 erhält er den Adlerschild des Deutschen Reiches. Auch im Falle von Marcks bleibt nach 1945 eine entschiedene Distanzierung der Fachkollegen aus, statt dessen erntet er schmeichelhafte Elogen

---

[67] Vgl. Riese, R.: Die Hochschule auf dem Weg zum wissenschaftlichen Großbetrieb. Die Universität Heidelberg und das badische Hochschulwesen 1860–1911. Stuttgart 1977, S. 375 ff.

von Srbik und seinem Heidelberger Schüler, Nachfolger und Gesinnungsgenossen Willy Andreas.[68]

Im Ergebnis läßt sich eine Abkehr von den Traditionen der politischen Heidelberger Historiographie nach 1874 nicht erkennen. Wie seit Schlosser üblich, setzt man der Geschichtsschreibung weiterhin eine politisch-pädagogische Aufgabe, interpretiert die Geschichte aus dem Blickwinkel der Gegenwart und sucht in der Vergangenheit nach Lösungen für aktuelle Probleme. Die von dieser engagierten Geschichtsschreibung transportierten politischen Inhalte liegen auf der Linie Treitschkes, den Erdmannsdörffer, sein von ihm selbst empfohlener Nachfolger auf dem Heidelberger Lehrstuhl, und Marcks ebenso verehren wie sein eigentlicher Schüler und Erbe Schäfer. Direkte Zeugnisse dieser Bewunderung und Geistesverwandtschaft liefern die publizistische Parteinahme Erdmannsdörffers im „Grenzboten" zugunsten Treitschkes in dessen Streit mit Baumgarten um die Preußen-Legende und der stark idealisierte Nachruf von Marcks.[69] Allerdings vertreten die beiden Nachfolger die Positionen Treitschkes, insbesondere seine Borussomanie, nicht so vehement, und sie bekunden ihr politisches Engagement weniger in ihren großen Werken als in ihren kleinen Aufsätzen und Reden. Und nicht immer wird ihnen ihr Engagement selbst voll bewußt. Ein schönes Beispiel dafür liefert die folgende Passage von Marcks: „Meine Aufgabe ist es nicht, Tagespolitik oder -polemik zu treiben ... Aber daß unsere Weltpolitik als ganzes unvermeidlich ist, ... darüber scheint mir – und doch wohl uns allen – auch heute jeder Streit unter Unbefangenen unmöglich."[70] Man weiß sich im Konsensbereich, urteilt von der vermeintlich sicheren Warte der zu Normen verabsolutierten Faktizitäten des Kaiserreichs und glaubt damit eine unparteiische, objektive Sicht zu vertreten. Aber natürlich ist diese angeblich unpolitische Haltung wegen der implizierten stillschweigenden Affirmation und Legitimation des Status quo in Wahrheit eminent politischer Natur. Der Ideologiecharakter der Heidelberger Geschichtsschreibung äußert sich also nicht nur in intendierten politischen Zielsetzungen, sondern ebenso im Sachverhalt eines falschen Bewußtseins. Gewiß ist nach der Vollendung des Nationalstaats durch Bismarck die Hauptmission der Heidelberger Schule erfüllt, erübrigt sich die Militanz und wird es möglich, die deutsche Geschichte etwas gelassener zu betrachten. Aber trotz der aus den veränderten Rahmenbedingungen erklärbaren Abschwächungen bleibt die von Erdmannsdörffer und Marcks angekündigte geschichtswissenschaftliche Revision aus, kommt es in Heidelberg nicht zur Ranke-Renaissance, sondern eher zu einer Treitschke-Kontinuität.

---

[68] Srbik, H.v.: Geist und Geschichte vom Deutschen Humanismus bis zur Gegenwart. München 1951. Bd. II, S. 18 ff. sieht in ihm den „Wiedergewinn wissenschaftlichen Ebenmaßes" – Vgl. Andreas, W.: Zum hundertsten Geburtstag von Erich Marcks. In: Ruperto Carola. Bd. 30 (1961), S. 156 ff.

[69] Vgl. Lilienfein, S. XX – Marcks. Heinrich von Treitschke (1896). In: Männer und Zeiten. Bd. I, S. 275 ff. – Ders.: Heinrich von Treitschke. Eine Erinnerung (1934). In: Männer und Zeiten. 7. Aufl, Bd. II, S. 263 ff.

[70] Marcks: Die imperialistische Idee in der Gegenwart (1903). In: Ebd. Bd. II, S. 287.

IV

Ein Rückblick auf die Heidelberger Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts wirft Schlaglichter auf die Tendenzen und Probleme dieses Zeitalters struktureller Modernisierung, die sie wie ein empfindlicher Seismograph registriert hat. Es spiegeln sich in ihr der politische und ideologische Weg des Bürgertums, der Aufstieg und Niedergang des deutschen Liberalismus und natürlich in erster Linie die Paradigmen der deutschen Historiographie zwischen Spätaufklärung und Historismus. Doch hat sie diese politisch-kulturellen Prozesse nicht nur reflektiert, sondern durch den Einfluß ihrer führenden Vertreter gleichzeitig stimuliert, und dies in der Weise, daß sie nacheinander zwei gegensätzliche legitimatorische Funktionen erfüllt. In ihrer ersten, offensiven Phase, ungefähr bis zur Reichsgründung, dient sie als Waffe zur Kritik und Veränderung der bestehenden politisch-sozialen Verhältnisse, in der sich anschließenden zweiten, defensiven Phase dann als ein Instrument zur Stabilisierung des 1871 geschaffenen Status quo. Beide Male liefert sie bewußt, aber auch unbewußt eine historische Rechtfertigung für konkrete politische Interessenlagen und gewinnt durch diese enge Standortgebundenheit den Charakter einer Geschichtsideologie. „Clio und die Politik" – das ist in der Tat ein Leitmotiv, das die fundamentalen Gemeinsamkeiten und damit das Wesen der von uns betrachteten Historikergruppe erfaßt, aber gewiß eine über sie hinausreichende, allgemeine historiographische Relevanz besitzt.

Ein in ideologiekritischer Absicht vorgenommener Rückblick auf ein großes Kapitel Heidelberger Historiographiegeschichte bedeutet für den heute in Heidelberg lehrenden Historiker auch eine Rückbesinnung auf die Traditionszusammenhänge, in denen er steht, und fordert ihn auf, sein Verhältnis zu dieser Tradition zu klären – ein notwendigerweise subjektiver Prozeß der Selbstvergewisserung. Fern erscheinen mir unsere Vorgänger, und hierin gleichen sie den übrigen Vertretern des deutschen Historismus, durch ihre thematisch-methodologischen Verengungen, ihre Beschränkungen auf die Felder der Politik-, Ereignis-, Geistes- und Personengeschichte und auf die individualisierend-verstehenden Erkenntnisverfahren. Ein modernes Wissenschaftsverständnis, das dieses zwar unverzichtbare, aber einseitige Repertoire durch die Felder von Demographie, Wirtschaft und Gesellschaft erweitert und dabei zusätzlich quantifizierend-generalisierende Verfahren kausaler und funktionaler Analyse heranzieht, findet bei ihnen nur wenig Anknüpfungspunkte, am ehesten wohl noch bei Gervinus.

Weniger fremd erscheinen mir die Vorgänger hingegen durch ihre für die Rankeaner so schockierende Absage an die Objektivitätsreligion und durch ihr dezidiertes Bekenntnis zu einer politisch-pädagogischen Zwecksetzung der Historie, auch wenn sie hier sicherlich zu viel des Guten getan haben. Wir haben heute gelernt, die Standortgebundenheit und Perspektivität historischer Erkenntnis nicht als ein zu eliminierendes Übel, sondern als unaufhebbares, den Erkenntnisfortschritt stimulierendes, also positives Signum jeder Geschichtswissenschaft zu begreifen. Gewiß ist diese unvermeidliche Perspektivität nicht gleichzusetzen mit der bewußten Parteilichkeit unserer Heidelberger. Aber auch in diesem Punkte haben uns die leidvollen Erfahrungen unseres eigenen 20. Jahrhunderts, zurückführbar wenig-

stens teilweise auch auf den ethischen Relativismus der deutschen Eliten, von der Notwendigkeit eines entschiedenen humanitären Engagements in der Art Schlossers überzeugt.

Nicht durch ihre Parteilichkeit als solche, sondern durch deren politisch-soziale Inhalte bereiten uns die Vorgänger Probleme. Gewiß bieten die offensive Phase der Heidelberger Schule, ihr vormärzlicher Liberalismus und besonders die in der Revolution vollzogene radikaldemokratische Wende eines Gervinus oder Hagen Raum für Identifikationen, aber um so größer ist die Distanz zu den Orientierungen Treitschkes und seiner Nachfolger, die im diametralen Gegensatz zu unserem heutigen Wert- und Verfassungskonsens stehen. Zwar haben auch die Historiker Treitschkescher Prägung ein Anrecht auf unser einfühlend-nachvollziehendes Verstehen, das sie als Geschöpfe ihrer Zeit oder, richtiger, der dominierenden Tendenzen ihrer Zeit, erfaßt. Doch verbietet sich eine ausschließlich historisierende und damit relativierende Betrachtung, da die von ihnen geprägten Bewußtseinslagen in unserer Zunft und politischen Kultur noch immer fortwirken. Neu zu beginnen, hieß nach 1945 auch, den Treitschke in uns zu überwinden, und dies ist, wie die neuere Studie Winfried Schulzes unterstreicht, zunächst nur sehr unvollständig gelungen.[71]

Was nun die zentrale gemeinsame Botschaft, man muß schon sagen, die wahre Obsession, unserer Geschichtsprediger anbetrifft, nämlich die Idee des Nationalstaats, so haben die mit ihr verbundenen Katastrophen unseres Jahrhunderts eine tiefgreifende Ernüchterung und Umorientierung nach sich gezogen. Ihre Idee ist in Deutschland gescheitert oder wurde zumindest zugunsten höherer Prioritäten auf den Rang eines Sekundärzieles reduziert, so daß die Intensität ihres Nationalgefühls heute ein gefährlicher Anachronismus wäre.

Angesichts dieser Bilanz wird eine moderne, methodenbewußte Geschichtswissenschaft, betrieben in kritisch-aufklärerischer, humanitärer und kosmopolitischer Absicht, ihr Selbstverständnis, trotz einiger konstruktiver Anknüpfungspunkte bei Schlosser, Gervinus und Hagen, überwiegend in der Negation der von unseren Historikern des 19. Jahrhunderts vertretenen Positionen definieren müssen. Diese Distanz ist angesichts des zeitlichen Abstandes, der seitdem vollzogenen Veränderungen im historischen Bewußtsein und Wissenschaftsverständnis sicher nicht überraschend und schmälert keinesfalls das Interesse, das unsere Vorgänger in historiographie-geschichtlicher Perspektive verdienen. Sie repräsentieren ein faszinierendes Kapitel Heidelberger Universitätsgeschichte und leisten aufgrund ihrer großen überregionalen Ausstrahlung und Resonanz einen wesentlichen Beitrag zur Herausbildung der deutschen Geschichtswissenschaft. Und mehr noch: wegen ihrer wissenschaftlichen Reputation und ihres engagierten öffentlichen Wirkens erheben sie zeitweilig die Heidelberger Geschichtswissenschaft in den Rang einer „politischen Macht" in Deutschland.[72]

---

[71] Schulze, W.: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945. München 1989. Kap.13 passim.

[72] Wolgast (1985), S. 181.

Die Mediävistik in Heidelberg seit 1933

Jürgen Miethke*

Von dem knappen halben Jahrhundert der Mediävistik am Heidelberger Historischen Seminar von 1933 bis in den Beginn der achziger Jahre, über das ich hier berichten soll, habe ich selber nicht einen Monat als Zeitzeuge in Heidelberg miterlebt. Darum sind meiner Annäherung an den Gegenstand schmerzliche Grenzen gesetzt. Anlaß zur Klage gibt schon die Quellenlage, zu der ich nur zwei Sätze eines Aufsatzes von Werner Conze und Dorothee Mußgnug zitieren will: „Zu den dargestellten Fragen gibt es fast keine gedruckten Quellen ... Vom Historischen Seminar sind vor 1945 nur sehr wenige Akten erhalten ... ".[1] Es liegt mir fern, nun das topische Klagelied jeden Historikers darüber, daß seine Quellen nicht ausreichen, hier des längeren und breiteren zu variieren oder gar zu steigern; von vorneherein aber ist mir zumindest deutlich, daß hier im Saal viele Zuhörer sitzen, die das, was ich vorstellen möchte, aus eigener Anschauung und Erfahrung kennen und in Erinnerung gegenwärtig haben. Ist diese Situation auch dem Zeithistoriker vertraut bis zur Alltäglichkeit, ist sie dem, der sich im allgemeinen mit längst vergangenen Zeiten beschäftigt, doch nicht gewohnt. Doch kommen wir zur Sache.

Die Machtübernahme durch den Nationalsozialismus, die (wie Eike Wolgast schreibt[2]) „die Universität Heidelberg mit der Wucht eines Erdbebens erschüttert und verwüstet" hat, konnte das Historische Seminar nicht unberührt lassen. Rektor der Universität war für 1932/33 der Neuhistoriker Willy Andreas,[3] seit 1923 als Nachfolger von Hermann Oncken am Seminar tätig. Andreas hat im Wechsel zwi-

---

* Die Fassung des Vortrags vom 28. November 1989 ist hier leicht überarbeitet und unwesentlich, insbesondere durch die Beigabe von Nachweisen erweitert worden.

1 Werner Conze/Dorothee Mußgnug, Das historische Seminar, in: Heidelberger Jahrbücher 23 (1979) S. 133–152, hier S. 133 Anm. 1.

2 Eike Wolgast, Die Universität Heidelberg 1386–1986, Heidelberg 1986, hier S. 142, auch Eike Wolgast, Die Universität Heidelberg in der Zeit des Nationalsozialismus, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 135 [NF 96] (1987) S. 359–406. Zur Anfangszeit ebenfalls mit reichen Informationen Dorothee Mußgnug, Die Universität Heidelberg zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft, in: Semper apertus, 600 Jahre Ruprecht-Karls-Universität, Festschrift, hg. von Wilhelm Doerr, Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo 1985, Bd. III, S. 464–503.

3 Zu ihm vgl. Eike Wolgast in: Badische Biographien, hg. von Bernhard Ottnad, NF 2, Stuttgart 1987, S. 4–7; auch dens., hier in diesem Bande S. 137–143. Für biographische Daten im allgemeinen recht vollständig Wolfgang Weber, Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Die Lehrstuhlinhaber für Geschichte von den Anfängen des Faches bis 1970, Frankfurt a.Main/Bern/New York/Nancy 1984 (^{2}1987), auf das hier grundsätzlich verwiesen sei.

schen Nachgiebigkeit, taktischem Hinhalten und vorsichtigen Gegenvorstellungen bei den Regierungsstellen versucht, gegenüber den verfügten Maßnahmen zur Umgestaltung der Universität einen flexiblen Kurs zu steuern, nicht ohne zumindest Erfolge im Aufschub einiger Entscheidungen zu erzielen, vor allem freilich bei weniger wichtigen Stilfragen. Als die „bürgerliche Presse" es dem scheidenden Rektor am Ende seiner Amtszeit – im Herbst 1933 – als Verdienst anrechnete, unter seinem Rektorat sei die Universität vor Erschütterungen bewahrt worden, da entgegnete der neue Rektor, der Nationalsozialist Wilhelm Groh öffentlich barsch, nur die vorbildliche Haltung der Studentenschaft habe den ungestörten Fortgang des Universitätslebens ermöglicht; der Rektor Andreas dagegen habe gegen die großen und notwendigen Veränderungen nur Bedenken erhoben, „um der neuen ... Hochschulverfassung ... in entscheidenden Punkten die Wirkung zu nehmen". Mit dem Rektorat Andreas sei „die liberale Ära in der Geschichte der ... Universität" endgültig abgeschlossen.[4]

In entscheidenden Fragen hat alles Taktieren noch nicht einmal einen Aufschub gebracht. Die Umstrukturierung der Hochschulverfassung nach dem Führerprinzip wurde in Baden, einer Anregung des Freiburger Rektors Martin Heidegger folgend, durch ein Gesetz vom August 1933 für die Zeit vom Wintersemester 1933/34 an durchgesetzt. Die alten Gremien der akademischen Selbstverwaltung, Akademischer Senat und Fakultäten wurden ihrer Entscheidungsbefugnisse beraubt und zu reinen Beratungskörperschaften degradiert. Dem Rektor als dem „Führer der Hochschule" standen „alle Befugnisse des seitherigen Senats" unmittelbar zu, er ernannte nicht nur seinen Stellvertreter, sondern auch die Dekane. Auf Vorschlag der Dekane bestimmte er auch Zahl und Person der Assistenten aus den Instituten und Seminaren. Er hatte somit eine personalpolitische Schlüsselstellung insbesondere für den wissenschaftlichen Nachwuchs gewonnen. Der Rektor seinerseits freilich wurde, wie es im Gesetz heißt, „vom Minister des Kultus, des Unterrichts und der Justiz aus der Zahl der ordentlichen Professoren ernannt".[5]

Diese „Gleichschaltung" hob institutionell die *universitas*, die korporative Verfassung der Universität, die seit dem Mittelalter im einzelnen vielfach variiert, niemals aber ganz verlassen worden war, mit einem Federstrich auf und opferte sie

---

[4] Wolgast, Universität 1386–1986 (wie Anm. 2), S. 151. Die Fassung des Rundbriefes von Groh ist gedruckt bei Birgit Vézina, Die „Gleichschaltung" der Universität Heidelberg im Zuge der nationalsozialistischen Machtergreifung (Heidelberger rechtswissenschaftliche Abhandlungen, NF 32) Heidelberg 1982, bes. S. 76. Vgl. auch den Bericht eines Zeitgenossen bei Gerd Tellenbach, Aus erinnerter Zeitgeschichte, Freiburg i.B. 1981, S. 37.

[5] Zitate aus dem Gesetzestext nach Wolgast, Universität 1386–1986 (wie Anm. 2) S. 150; zur Verfassungsänderung auch Hermann Weisert, Die Verfassung der Universität Heidelberg, Überblick 1386–1952 (Abh. der Akademie der Wissenschaften, Philos. -hist. Klasse 1974,2) Heidelberg 1974, bes. S. 126 ff.; Vézina, Gleichschaltung (wie Anm. 4) S. 24 f., 53 ff.; Vgl. auch Hugo Ott, Martin Heidegger, Unterwegs zu seiner Biographie, Frankfurt (Main) / New York 1988, S. 188 ff. (bes. S. 191 f.); vgl. auch S. 143. Dieter Thomä, Die Zeit als Selbst und die Zeit danach. Zur Kritik der Textgeschichte Martin Heideggers 1910–1970, Frankfurt/Main 1990, macht den Versuch, aus den Texten die innere Entwicklung von Heideggers Positionen nachzuzeichnen (vgl. hier bes. S. 466 ff., 565 ff.).

emphatisch dem sogenannten Führerprinzip.[6] Doch war das noch nicht die schlimmste Verwüstung, der die Universität unterworfen wurde. Die Vertreibung jüdischer und politisch mißliebiger Professoren, Dozenten und Studenten wurde auch in Heidelberg von April 1933 an in allen ihren reichseinheitlichen Phasen voll durchgeführt, ohne daß die Organe der alten Universität den Betroffenen mit einem offenen Protest zur Seite getreten wären.[7] Gewiß fehlte es nicht an individueller Bekundung kollegialer und menschlicher Solidarität, auch nicht an privater Bezeugung persönlichen Respekts, gar eines Dankes auch durch offizielle Universitätsorgane an die Gemaßregelten und Entlassenen. Insgesamt aber blieb die Universität stumm, nach außen wurde kein Protest vernehmbar.

Auch das Historische Seminar, klein wie es war, war von dieser Zerstörung betroffen, wenn auch prozentual gerechnet in etwas geringerem Maße als die gesamte Universität. Während insgesamt 58 aktive Dozenten aus dem Dienst entfernt wurden – weit überwiegend aus Gründen ihrer sogenannten rassischen Zugehörigkeit oder, freilich nur in wenigen Ausnahmefällen, wegen politischer Mißliebigkeit – bzw. selbst, einer Entlassung zuvorkommend, beim Ministerium um ihre Emeritierung, um eine Versetzung in den Ruhestand, um eine Beurlaubung oder Entlassung einkamen (das sind rechnerisch von den 201 im aktiven Dienst der Universität stehenden Dozenten 28,9%), war am Historischen Seminar zunächst ein Dozent betroffen, der Honorarprofessor Walter Lenel.[8] Lenel, 1868 in Mannheim als Sohn einer bedeutenden Mannheimer Industriellenfamilie geboren, hatte nach seiner Promotion 1893 (in Straßburg bei Paul Scheffer-Boichorst) in Heidelberg das Leben eines Privatgelehrten geführt und sich durch Veröffentlichungen zur Geschichte der oberitalienischen Stadtlandschaft des hohen und späteren Mittelalters einen geachteten Namen gemacht. Der Göttinger Historiker Karl Brandi, selber dankbarer Schüler und Promovend Scheffer-Boichorsts, wird in seinem kurzen Nachruf 1936[9] hervorheben, Lenel hätte „zu den wenigen (gehört), die Scheffer-Boichorst auf dem Gebiet der italienischen Geschichte stofflich und methodisch gefolgt sind".

Erst 1932 war Lenel, 61jährig, auf Antrag der Philosophischen Fakultät zum Honorarprofessor ernannt worden, in der Erwartung, wie die Fakultät dem Ministe-

---

[6] Allgemein Hellmut Seier, Der Rektor als Führer, Zur Hochschulpolitik des Reichserziehungsministeriums 1934–1945, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 12 (1964) S. 105–146; für Heidelberg etwa Vézina, Gleichschaltung (wie Anm. 4) S. 71 ff.

[7] Materialreicher Überblick jetzt vor allem bei Dorothee Mußgnug, Die vertriebenen Heidelberger Dozenten, Zur Geschichte der Ruprecht-Karls-Universität nach 1933 (Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, NF 2) Heidelberg 1988; vgl. auch Arno Weckbecker, Gleichschaltung der Universität? Nationalsozialistische Verfolgung Heidelberger Hochschullehrer aus rassischen und politischen Gründen, in: Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg, hgg. von Karin Buselmaier, Dietrich Harth, Christian Jansen, Mannheim 1985, S. 273–292.

[8] Daten nach Dagmar Drüll, Heidelberger Gelehrtenlexikon, 1803–1932, Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo 1986, S. 160 f.

[9] in: Historische Zeitschrift 156 (1936) S. 448. Zu Brandi selbst vgl. insbes. Wilhelm Berges, Karl Brandi, in: Westfälische Lebensbilder, Bd.11, Münster i.W. 1975, S. 7–26; zuletzt informativ Wolfgang Petke, Karl Brandi und die Geschichtswissenschaft, in: Geschichtswissenschaft in Göttingen, Eine Vorlesungsreihe, hgg. von Hartmut Boockmann und Hermann Wellenreuther, Göttingen 1987, S. 287–320.

rium schrieb, er werde begabte Studenten zu produktiver Forschung anleiten. Die Fakultät hatte damals auch ausdrücklich hinzugefügt, daß Lenel keine Honorierung erwarte und seinen Verzicht auch schriftlich zu bestätigen bereit sei. Der Verfügung vom 20. April 1933, ihn zu beurlauben, entgegnete die Universitätsverwaltung mit dem Hinweis, Lenel habe sich „im vorgerückten Lebensalter in uneigennütziger Weise für den Lehrbetrieb auf unseren Wunsch zur Verfügung gestellt, als dessen Aufrechterhaltung durch Herrn Geheimrat Hampes schwere Erkrankung gefährdet erschien ..." Auch teilte sie mit, daß Lenel nur einen kleinen Hörerkreis in Seminarübungen in seinem eigenen Hause um sich versammele. Die Universität befürwortete daher „die Aussetzung der Beurlaubung". Aber das alles half nichts. Dem endgültigen Entzug der Lehrbefugnis durch das Ministerium kam Lenel im August 1933 selbst zuvor, indem er auf seine Honorarprofessur von sich aus verzichtete. Er starb vier Jahre später 1937, 69jährig in Deutschland, während sein Sohn noch 1933 in die Vereinigten Staaten emigriert war.[10]

Von den Ordinarien des Historischen Seminars war keiner unmittelbar von dieser „Säuberung" betroffen. Es fehlt nicht ganz an Zeugnissen dafür, daß Karl Hampe sich das Vertrauen der verfolgten Kollegen hatte bewahren können.[11] An den allgemeinen Umständen ändern konnte auch er nichts. Sich der neuen Zeit anzupassen und einzufügen, dazu freilich war er nicht bereit. Seine Krankheit als Grund benutzend beantragte er seine vorzeitige Pensionierung.[12] Zum 1. April 1934 trat er in den Ruhestand, im Februar 1936 ist er in Heidelberg, 67jährig, gestorben.

Karl Hampe, der 31 Jahre lang, seit 1903, die mittelalterliche Geschichte in Heidelberg vertreten hatte, war für die Verführungen durch die neue Zeit nicht empfindlich. Noch 1935 hat er an jenem Buch mitgearbeitet, das der ideologisch begründeten Debatte um den „Sachsenschlächter" Karl den Großen die Ergebnisse der mediävistischen Forschungen zu der Geschichte des Frankenreiches entgegenhielt: „Karl der Große oder Charlemagne".[13] Daß Hampe nun 1934 seinen Platz räumte, mochte Gelegenheit zum Zugriff bieten. Die mittelalterliche Geschichte war keineswegs aus sich heraus gefeit vor einem Ein- und Aufgehen in mehr oder minder begeisterte Konformität mit der neuen Zeit, gebrauchte der Nationalsozialismus doch ein Vokabular, das unserem Fache nicht fremd ist: Das Schlagwort

---

[10] Mußgnug, Dozenten (wie Anm. 7), S. 31. Ein teilnehmender Brief Meineckes vom 7. Mai 1933 an Lenel in Friedrich Meinecke, Ausgewählter Briefwechsel, hgg. von Ludwig Dehio und Peter Classen (F. Meinecke, Ausgewählte Werke, 6) Stuttgart 1962, S. 138 f.

[11] Mußgnug, Dozenten (wie Anm. 7) S. 279.

[12] In seinem Emeritierungsgesuch an das Ministerium vom 21.12. 1933 in den Fakultätsakten (Universitätsarchiv Heidelberg [„UAH"] H-IV-102/158, fol.513 nr.118a) heißt es, nachdem Hampe seine Behinderung durch seine Erkrankung dargestellt hat, ausdrücklich: „Auch den neuen Anforderungen, deren Erfüllung der heutige Staat von seinen akademischen Lehrern erwarten darf, fühle ich mich gesundheitlich nicht mehr ganz gewachsen." Das war fast deutlicher, als noch klug war.

[13] Karl der Große oder Charlemagne? Acht Antworten deutscher Geschichtsforscher, Berlin 1935 (mit Beiträgen von Karl Hampe, Hans Naumann, Hermann Aubin, Martin Lintzel, Friedrich Baethgen, Albert Brackmann, Carl Erdmann, Wolfgang Windelband). Treibende Kraft bei diesem Unternehmen war Carl Erdmann gewesen, dazu etwa Karl Ferdinand Werner, Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1967, S. 74 ff.; sprechend auch Tellenbach, Aus erinnerter Zeitgeschichte (wie Anm. 4) S. 83.

vom „Dritten Reich" allein knüpfte noch unmittelbar an die schwer aufzuhellenden Vorstellungen vom „Reich" im Mittelalter an, „germanische" Treue, Führung und Gefolgschaft, Königsheil und deutsche Kaiserherrlichkeit ließen sich jetzt, nach 1933, durchaus mit neuen Augen lesen. Es bedurfte manchmal nur einer kleinen Drehung, oft nicht einmal einer winzigen Manipulation, und schon schienen diese Phänomene und Begriffe in das neue Muster nahtlos zu passen.[14] Nicht nur das für die politische Geschichte der Neuzeit weithin wirksame Pathos des Nationalgedankens war also im Sinne der neuen Zeit brauchbar. Auch und gerade Denkmuster, die in der Mediävistik benutzt wurden, hatten zumindest eine scheinbar deutliche Affinität zu dem, was sich jetzt Durchbruch verschaffte und beanspruchte, eine Revolution zu vollziehen.

Ist es ein Wunder, daß auch im Fach selbst dieser kräftige neue Resonanzboden als Gewähr für die eigene Bedeutung verstanden werden konnte? Unter den Alten Kämpfern der Nationalsozialisten fanden sich natürlich auch Mittelalterhistoriker verschiedenster Stellung innerhalb ihrer Karriereleiter, freilich relativ wenige, die in berufungsfähigem Alter standen und kein einziger, der ein Ordinariat bekleidete, was sich naturgemäß rasch änderte. Die neuen Berufungsmodalitäten räumten den Fakultäten rechtlich nur noch eine Beratungsfunktion ein. Das schuf zusätzliche Möglichkeiten, die Besetzungsentscheidungen stromlinienförmig auszurichten, auch wenn es erstaunlich bleibt, wie gut es den Fakultäten zum größten Teil auch weiterhin gelang, die Gesichtspunkte wissenschaftlicher Valenz nicht völlig beiseite rücken zu lassen. Zusätzlich sorgte noch eine weitere Einrichtung für Flexibilität: die Besetzung eines Lehrstuhles erfolgte in aller Regel zunächst für eine gewisse Zeit gleichsam auf Probe durch eine außerordentliche Professur, die dann nach einer Frist von einem oder mehreren Semestern endgültig in ein Ordinariat umgewandelt werden konnte. In Verbindung mit der – ebenfalls vom Ministerium zu verantwortenden Regelung der Vertretung der Professur, die meist reichsweit durch verfügbare Privatdozenten erfolgte, waren damit Spielregeln gegeben, die einerseits eine rasche und effiziente Besetzung durchaus ermöglichten, die andererseits aber auch der Manipulation und dem Oktroy mehrfach Gelegenheit boten. Im einzelnen ist es freilich schwierig, die Schritte zu sondern und ein klares Bild zu gewinnen.

---

[14] Vgl. nur die scharfsichtige Studie von Werner (wie Anm. 13, dazu s. František Graus, Geschichtsschreibung und Nationalsozialismus, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 17, 1969, S. 87–95 f.); knapp auch K.F.Werner, Die deutsche Historiographie unter Hitler, in: Geschichtswissenschaft in Deutschland, Traditionelle Positionen und gegenwärtige Aufgaben, hg. von Bernd Faulenbach (Beck's Schwarze Reihe, 111) München 1974, S. 86–96; präzise Klaus Schreiner, Führertum, Rasse, Reich, Wissenschaft von der Geschichte nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, in: Wissenschaft im Dritten Reich, hg. von Peter Lundgreen (edition suhrkamp, 1306) Frankfurt/Main 1985, S. 163–252; auch Klaus Schreiner, Wissenschaft von der Geschichte des Mittelalters nach 1945, Kontinuitäten und Diskontinuitäten der Mittelalterforschung im geteilten Deutschland, in: Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965), hg. von Ernst Schulin (Schriften des Historischen Kollegs/Kolloquien, 14) München 1989, S. 87–146; allgemeiner auch Klaus Schreiner, Politischer Systemwandel und historische Begriffsbildung, Beispiele aus der Mediävistik, in: Die Kaulbach-Villa als Haus des Historischen Kollegs, Reden und wissenschaftliche Beiträge zur Eröffnung, hg. von Horst Fuhrmann, München 1989, S. 153–173.

Bei der Besetzung des Lehrstuhls von Karl Hampe jedenfalls zeigte die Fakultät sich entschlossen, die eigene Entscheidung nicht widerstandslos preiszugeben. Ihre Vorschlagsliste war konzentriert: *unico loco* wurde dem Rektor durch den Dekan der damals in Breslau lehrende Mediävist Hermann Aubin vorgeschlagen.[15] Der Rektor aber spielte nicht mit. Drei Monate später teilte er dem Ministerium in Karlsruhe mit, daß er gewisse, freilich noch nicht handfest beweisbare Bedenken gegen Aubin habe. Der Besetzungsvorschlag wurde an die Fakultät (vor dem 23.7.1934) zurückgegeben.[16] Es war erneut zu entscheiden.

Nach einigem Hin und Her, in das sich auch Ernst Krieck einschaltete,[17] gab der Dekan der Philosophischen Fakultät schließlich am 18. Februar 1935 ein neues Votum ab, das folgende Liste enthielt: 1. Günther Franz (Marburg); 2. Gerd Tellenbach (Heidelberg); 3a. Walther Kienast (Berlin), b. Erich Maschke (Königsberg).[18] Der Rektor jedoch leitete diese Liste nur mit merklichen Einschränkungen an das Ministerium weiter. Warm empfahl er Günther Franz, während er Gerd Tellenbach seine spröde politische Zurückhaltung übel ankreidete und zu den *tertio loco* Placierten „noch nicht Stellung nehmen (wollte), da mir die Frage insoweit noch nicht reif erscheint".[19] Noch zum Sommersemester 1935[20] wurde dann Günther

---

[15] UAH H-IV-102/158, nr.6, fol.26: Protokoll der Fakultätssitzung vom 28.2.1934; ebenda, nr.19, fol.156–158: Schreiben des Dekans an den Rektor vom 14.3.1934 (Das Original dieses Schreibens in der Handakte des Rektors, „Lehrstuhl für Geschichte 1919–1947", UAH B-7526). Die Fakultätskommission hatte, wie der Dekan mitteilt, Hermann Aubin, Friedrich Baethgen, Gerd Tellenbach und Martin Lintzel erwogen, sich aber zu einer ausschließlichen Nennung Aubins entschlossen.

[16] Protokoll einer Fakultätssitzung an diesem Tag in UAH H-IV-102/158, nr.7, fol.28 (zit. auch bei Vézina, Gleichschaltung [wie Anm. 4] S. 135 A.552).

[17] Eine Anfrage Grohs an Krieck vom 19.4.1934 und Antworten Kriecks vom 20.4. und 23.4.1934 (beigeschlossen ein Schreiben des Frankfurter Rektors, des Neuhistorikers Walter Platzhoff, an Krieck über Kandidaten für die durch die Vertreibung von Ernst Hartwig Kantorowicz freigemachte Frankfurter mediävistische Professur) in der Handakte des Heidelberger Rektors (UAH B-7526).

[18] UAH B-7526 – Zu Kienast vgl. jetzt zusammenfassend Peter Herde, Walther Kienast (31. Dezember 1896 – 17.Mai 1985), in: W. Kienast, Die fränkische Vasallität, Von den Hausmeiern bis zu Ludwig dem Kind und Karl dem Einfältigen, hg. von P.Herde (Frankfurter Wissenschaftliche Beiträge, Kulturwissenschaftliche Reihe, 18) Frankfurt-Main 1990, S. XI-XLIII, hier bes. S. XIII ff., zu Maschke siehe unten Anm. 72 ff. – Daß der Dekan der Heidelberger Fakultät sich damals mit den beiden Drittplacierten noch nicht näher beschäftigt hatte, geht allein daraus hervor, daß er Maschke als Ostpreußen vorstellt, der in seiner „Heimat" Königsberg das Thema des Deutschen Ordens verfolge. [Die eigentlichen Fakultätsakten sind im UAH nicht mehr aufzufinden: im Konvolut H-IV-102/158 sind alle Blätter von April 1934 an – offenbar 1945 – ausgerissen und entfernt worden.]

[19] UAH B-7526, Groh an das badische Ministerium, 23.2.1935 unter Bezugnahme auf eine mündliche Besprechung mit dem Hochschulreferenten): „Privatdozent Dr. Tellenbach kommt zunächst für die Berufung noch nicht in Frage; er hat sich noch zu wenig in den Sinn der Gemeinschaft eingelebt und ist noch zu sehr der Typ des weltabgewandten, auf sich eingestellten Gelehrten. So gehört er auch z.B., obwohl er erst 31 Jahre alt ist, weder der SA noch der SS an." Bei Vézina, Gleichschaltung (wie Anm. 4) S. 136 A.561, findet sich dieser Nachweis aus den Ministerialakten, Generallandesarchiv Karlsruhe 235/29879 – mit leicht abweichendem Wortlaut.

[20] Das Wintersemester 1934/35 hindurch hatte Franz den mediävistischen Lehrstuhl in Rostock vertreten.

Franz berufen, zunächst zum planmäßigen a.o. Professor und Direktor des Historischen Seminars. Franz[21] hatte sich in Marburg bei dem Neuhistoriker Wilhelm Mommsen mit einer Untersuchung über „Die agrarischen Unruhen des ausgehenden Mittelalters" habilitiert. Als Buch lapidar „Der deutsche Bauernkrieg" betitelt, war die Studie 1933 publiziert worden. 1902 in Hamburg geboren, hatte der Verfasser 1925 in Göttingen mit einer Arbeit über Bismarcks Nationalgefühl promoviert,[22] kam also von der Neuzeit her, gewiß auch ein Zeichen für das Bestreben in Heidelberg, die Einheit des Faches mittlere und neuere Geschichte auch weiterhin personell festzuhalten.[23] Politisch hatte Günther Franz noch 1932 jenen Aufruf deutscher Hochschullehrer zugunsten der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten mit unterschrieben, den auch Karl Hampe, wie wir gehört haben, unterzeichnet hat.[24] Damit hatte Franz gerade nicht Hitler unterstützt, was aber andererseits auch nicht gerade Widerstand zu nennen ist, und was den jungen Dozenten politisch zweifellos nicht aus dem Kielwasser der Mehrheitsmeinung der deutschen Historiker entfernte.

Kurz nach der Machtergreifung freilich hatte Franz seine politische Haltung präzisiert. Er trat am 5.2.1933 der SA, am 1. Mai 1933 der NSDAP bei und bekräftigte diesen Entschluß durch seinen Übertritt zur SS im Oktober 1933.[25] Seinen Eintritt in die Partei Adolf Hitlers teilte er damals mit einer ganzen Reihe von mehr oder minder prominenten, auch bedeutenden Namen unserer Zunft, u.a. mit dem schon seit langem für Hitler engagierten Münchener Neuhistoriker Karl Alexander von Müller, mit dem Leipziger Althistoriker Helmut Berve, mit dem jungen Rudolf

---

[21] Weber (wie Anm. 3), S. 157 f. Autobiographische Zeugnisse sind mir nicht zugänglich (erwähnt von Schulze, Geschichtswissenschaft [wie unten Anm. 26] S. 26 Anm. 47). Vgl. aber den allgemeinen (die eigene Position nicht aussparenden, insgesamt aber doch apologetischen) Rückblick von Günther Franz, Das Geschichtsbild des Nationalsozialismus und die deutsche Geschichtswissenschaft, in: Geschichte und Geschichtsbewußtsein, hg. von Oswald Hauser, Göttingen/Zürich 1981, S. 91–111, bes. S. 106 f. Eine Bibliographie (für die Jahre 1926–1966), bearbeitet von Gunther Franz, in: Wege und Forschungen der Agrargeschichte, Festschrift zum 65. Geb. von Günther Franz (Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, Sonderbd.3) Frankfurt/Main 1967, S. 345–362; Ergänzungen (bis 1977) in: Günther Franz, Persönlichkeit und Geschichte, Aufsätze und Vorträge, hg. von Oswald Hauser, Göttingen/Zürich 1977, S. 338–348.

[22] Günther Franz, Bismarcks Nationalgefühl, Leipzig 1926 [=Phil. Diss. Göttingen v. 31.3. 1925, Referent: Arnold Oskar Meyer].

[23] In seinem Brief vom 18.2.1935 (wie Anm. 18) fühlte sich der Dekan (der Indogermanist Hermann Güntert) zu der Anmerkung verpflichtet: „Unter dem Vorbehalt, daß Herr Franz künftig das Mittelalter wissenschaftlich in Lehre und Forschung behandeln würde, erscheint er als ein für die besonderen Bedürfnisse unserer Fakultät sehr erwünschter, lebendig-frischer Dozent."

[24] Vgl. Hermann Jakobs (oben S. 58). Dazu auch Anselm Faust, Professoren für die NSDAP, Zum politischen Verhalten der Hochschullehrer 1932/33, in: Erziehung und Schulung im Dritten Reich, hg. von Manfred Heinemann, Teil 2: Hochschule, Erwachsenenbildung (Veröff. der historischen Kommission der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, 4,2) Stuttgart 1980, S. 31–49, bes. S. 35.

[25] Zu seiner Rolle in den ersten Jahren des Nationalsozialismus vgl. etwa Helmut Heiber, Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland, Stuttgart 1966, insbes. S. 180 ff. Franz mußte nach dem Kriege bis 1957 warten, bis er an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim wieder eine Professur übertragen erhielt.

Stadelmann, mit Erwin Hölzle, Walther Kienast. Ein „Bekenntnis der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat", das 1933 in heute schwer rekonstruierbaren Kreisen an deutschen Universitätsinstituten umlief und keineswegs nur von Parteigenossen unterzeichnet wurde, trug unter Leipziger, Marburger und Hamburger Namen, darunter auch denen von Wilhelm Mommsen, Edmund Ernst Stengel, Rudolf Kötzschke, Helmut Berve, Egmont Zechlin, Paul Kirn und Herbert Grundmann auch die Unterschrift von Günther Franz.[26] Solche Beteiligung ist im einzelnen natürlich nur schwer zu beurteilen. Fest dürfte stehen, daß sie wohl kaum als „erzwungen" gelten darf, wenn auch zwischen Opportunismus, echter Parteinahme, und einer bloßen Konformität jüngerer Dozenten mit den politischen Haltungen ihrer akademischen Lehrer nur schwerlich generelle Unterscheidungen möglich sein dürften.[27] Günther Franz freilich hat seine Parteinahme damals aktiv und agil auch dazu genutzt, seinen eigenen Einfluß im Fach auszubauen.

Daß mit solchen politischen Entscheidungen noch nicht über die wissenschaftliche Bedeutung entschieden ist, ist klar. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich Günther Franz, um bei ihm zu bleiben, mit seinem großen Buch über den Bauernkrieg mit vollem Recht einen Namen von hellem Klang in der Fachwelt gemacht hat. Das Werk ist zu einem „Klassiker" der ausufernden Literatur über das auch heute noch häufig behandelte Thema geworden und erlebte auch nach dem Krieg noch bis zur 12. Auflage 1984 eine stetige Nachfrage und breite Wirkung. Anders als seine Vorgänger hat Franz versucht, die Aufstandsbewegungen der Bauern an der Wende zur Neuzeit aus den inneren Schwierigkeiten der territorialen Verstaatungsprozesse am Ende des Mittelalters zu verstehen. Die Rechtsvorstellungen der bäuerlichen Schichten ließen sich nach seiner Auffassung mit den Forderungen von herrschaftlicher Modernisierung nicht mehr in Übereinstimmung bringen. Das „Recht stand" für die Bauern nach seinen Worten „über dem Staat. Kein König und kein Fürst konnte neues Recht schaffen ... Da das Recht von Gott stammte, waren die ... die es ändern wollten, Mächte des Nichtrechts, des Unrechts... Der Kampf gegen sie war kein Rechtsbruch, sondern im Gegenteil Rechtswahrung, und damit höchste sittliche Pflicht".[28] Aus dieser Sicht mußte dann der sich konsolidierende Territorialstaat des Spätmittelalters, der seine rechtlichen Instrumente und Forderungen aus gelehrter Tradition, aus dem römischen Recht und dem kirchlich kanonischen Recht ableitete, solchen Überzeugungen wesensfremd und diametral zuwiderlaufend empfunden werden. Der Kampf der Bauern um ihr altes Recht wurde zugleich als Kampf gegen Modernisierung und Überfremdung verstanden.

Für ein halbes Jahrhundert hat diese konservativ reaktive Interpretation der Bauernaufstände des 16. Jahrhunderts wenn nicht ausschließlich, so doch wesentlich

---

[26] Dazu zuletzt Winfried Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945 (Historische Zeitschrift, Beih., NF 10) München 1989, S. 34.

[27] Dazu auch Faust (wie Anm. 24) S. 42 ff.

[28] G. Franz, Der deutsche Bauernkrieg, [12]Darmstadt 1984, S. 2.

das Verständnis der Historiker geprägt.[29] Hier lag eine Leistung großer synthetischer und konzeptioneller Kraft vor, die wichtige Züge des „Naturereignisses" des Bauernkrieges gegenüber der Sicht des 19. Jahrhunderts neu zu begreifen lehrte. Zugleich aber ist doch heute im Abstand auch die wesentliche Affinität zu den Ideen der „konservativen Revolution" nach dem Ersten Weltkrieg erkennbar. Wenn nicht ausschließlich Opportunismus bei dem Privatdozenten unterstellt werden soll, so wird man hier die Brücke zu seinem politischen Engagement vermuten müssen.[30]

Günther Franz kam 1935 nach Heidelberg. Bei den Verhandlungen konnte er durchsetzen, daß das monatliche „Aversum" für das gesamte Seminar wieder auf die Höhe von jährlich 2.000,– RM gehoben wurde, nachdem es im Zuge der Brüningschen Deflationspolitik 1932/33 auf 1.400,– RM gekürzt worden war. Bis zum Kriegsbeginn sollten die Jahreszuweisungen dann diesen Betrag nicht mehr überschreiten[31]. Gleichzeitig bemühte sich Franz auch um eine Neuausrichtung, zumindest eine Erweiterung der Anschaffungspolitik für die Bibliothek des Seminars. Nach seinen Vorstellungen galt es, die Bibliothek kräftig aufzustocken, sowohl für die früh-, als auch für die spätmittelalterliche Abteilung, und zwar besonders hinsichtlich der „Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, vor allem für die Agrar-, Siedlungs- und Bevölkerungsforschung".[32]

Wenn Franz damit die Heidelberger Mediävistik auf seine eigenen zentralen Interessen hin zu erweitern versuchte, so geschah das freilich keinesfalls aus vordergründig politischen Motiven allein, auch wenn die Volksgeschichte und Volkskunde einer gesteigerten Aufmerksamkeit politischer Stellen damals zunächst sicher sein konnte. Überall in Deutschland und insbesondere mehrfach in der mittelalterlichen Geschichtswissenschaft ist damals solche Ausweitung einer vorwiegend philologisch orientierten politischen Geschichte auf die Geschichte der Sozialverfassung hin in Angriff genommen worden. Die Geschichte des Mittelalters hatte eine lange Tradition von Ansätzen in dieser Richtung vorzuweisen, die jetzt neu gebündelt werden konnten. Otto Brunner in Wien ist dafür nur das bekannteste und bedeutendste, keineswegs das einzige Beispiel.[33] Auch in Heidelberg schienen die Weichen auf ein solches Ziel hin gestellt zu sein.

---

[29] Vgl. etwa Winfried Schulze, Bäuerlicher Widerstand und feudale Herrschaft in der frühen Neuzeit (Neuzeit im Aufbau, Darstellung und Dokumentation, 6) Stuttgart 1980, S. 32; oder zuletzt Peter Blickle, Unruhen in der ständischen Gesellschaft 1300–1800 (Enzyklopädie deutscher Geschichte, 1) München 1988, bes. S. 60.

[30] Methodisch anregend zu analogen Problemen Michael Stolleis, „Fortschritte in der Rechtsgeschichte" in der Zeit des Nationalsozialismus? In: Rechtsgeschichte und Nationalsozialismus, Beiträge zur Geschichte einer Disziplin, hgg. von Michael Stolleis und Dieter Simon, Tübingen 1989, S. 177–197.

[31] Hierzu und zum Folgenden vgl. Conze/Mußgnug (wie Anm. 1) S. 141 u. 145 f.; 1943, nach der Wiedereröffnung der Universität im Krieg, betrug das Aversum dann 3000,– RM.

[32] Zitate nach Conze/Mußgnug (wie Anm. 1).

[33] Allgemein Ernst Pitz, Neue Methoden und Betrachtungsweisen in der landesgeschichtlichen Forschung nach 1918, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 124 (1988) S. 483–508; zu Brunner selbst bes. Otto Gerhard Oexle, Sozialgeschichte – Begriffsgeschichte – Wissenschaftsgeschichte, Anmerkungen zum Werk Otto Brunners, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 71 (1984) S. 305–341. Vgl. auch Schulze, Geschichtswissenschaft (wie Anm. 26) S. 289–301.

Daß der Zug nicht ungehindert diesem von Günther Franz angestrebten Ziel entgegenstürmte, lag an dem Beschluß des Reichserziehungsministeriums, den gerade frisch gebackenen Heidelberger a.o. Professor, kaum hatte er an seiner neuen Universität einigermaßen Fuß gefaßt, zum Sommersemester 1936 auf das freie Ordinariat für Neuere Geschichte in Jena zu versetzen.[34] Vergeblich wehrte sich der so Hinwegbeförderte, und auch die Heidelberger Fakultät konnte mit Gegenvorstellungen nichts erreichen: die Heidelberger Mediävistik, die Heidelberger Geschichtswissenschaft mußten künftig ohne Günther Franz auskommen. An sich war solches Verwirrspiel der Bürokratie in jenen Jahren so ganz ungewöhnlich nicht. Nur traf es meist die ausdrücklich zur Vertretung eines Lehrstuhls bestellten Privatdozenten, die schon allein deshalb rücksichtslos hin und her geschoben wurden, um sie nicht Wurzeln schlagen zu lassen. Jedenfalls mußten nunmehr alle jene Pläne, die Franz in Heidelberg noch in Gang gesetzt hatte, zunächst warten. Sie wurden mit seinem Weggang auf Eis gelegt, insbesondere die von ihm mit Energie und Einfallsreichtum beförderte Absicht, in Heidelberg ein eigenes Institut für westdeutsche Landes- und Volksforschung zu begründen. Franz hatte bereits eine landeskundliche Arbeitsgemeinschaft ins Auge gefaßt, die eine eigene Zeitschrift herausbringen sollte; auch war ein – dann freilich erfolgloser – Antrag beim Reichs- und preußischen Ministerium des Innern auf Unterstützung der landeskundlichen Abteilung des Historischen Seminars durch einen Betrag von 2.000,– RM gestellt worden. Bezeichnend immerhin ist die Höhe dieser beantragten Summe, die dem gesamten Jahresaversum des Seminars entsprach.[35]

All das mußte jetzt der Zukunft überlassen werden. Die Heidelberger Universität erhielt, nach einer mehrere Semester währenden Vertretung des Lehrstuhls durch den Heidelberger Privatdozenten Gerd Tellenbach[36] einen neuen Mediävisten.

Diesesmal hatte der Dekan der Fakultät (Güntert) dem Rektor (Groh) am 18.1.1937 eine Liste eingereicht, die nur einen Doppelvorschlag enthielt: 1. Fritz Rörig (Berlin); 2. Fritz Ernst (Tübingen).[37] In einem Gespräch im Reichserziehungsministerium in Berlin mußte daraufhin der kurz darauf, am 1. April 1937 zum Rektor der Universität Heidelberg ernannte Ernst Krieck (der wohl in seiner Parteifunktion nach Berlin gekommen war[38]) erfahren, daß ein Wechsel Rörigs nach Heidelberg „undurchführbar" sei, konnte aber immerhin die Zusicherung erreichen,

---

[34] Zu den rechtstechnischen Grundlagen dieser Maßnahme im „Reichsgesetz über die Entpflichtung und Versetzung von Hochschullehrern aus Anlaß des Neuaufbaus des deutschen Hochschullebens" vom 21.1.1935 s. Vézina, Gleichschaltung (wie Anm. 4) S. 89 f.

[35] Conze/Mußgnug (wie Anm. 1) S. 143 f.

[36] Vgl. etwa Tellenbach, Aus erinnerter Zeitgeschichte (wie Anm. 4), S. 44.

[37] UAH B-7526. – Von der Liste der Fakultät von 1935 (vgl. oben bei Anm. 18) war Tellenbach damals (noch nicht fest – das gelang erst 1938 – aber vertretungsweise) in Gießen, Kienast vertrat das Ordinariat in Graz (fest dann 1939), Maschke hatte 1936 das Ordinariat in Jena übernommen.

[38] Seit 5.9.1935 amtierte er als Gauleiter des NS-Dozentenbundes im Gebiet Süd, vgl. Vézina, Gleichschaltung (wie Anm. 4) S. 86 f. Nicht auszuschließen freilich ist auch, daß er als Mitglied des „Beirats" der Fakultät nach Berlin reiste, in den er gleich 1934 berufen worden war (AUH H-IV-102/158).

daß Fritz Ernst, zunächst vertretungsweise, schon im Sommersemester 1937 nach Heidelberg kommen konnte.[39]

In Fritz Ernst fand die Universität Heidelberg einen Nachfolger Karl Hampes, der, vom Winterhalbjahr 1937/38 an fest mit dem Historischen Seminar verbunden, bis zu seinem Tode 1963 die mittelalterliche Geschichte in Heidelberg lehren sollte.[40] Fritz Ernst hat auf die Heidelberger Mediävistik eine prägende Wirkung gehabt. Der junge Gelehrte[41] hatte, als er nach Heidelberg kam, eine ungewöhnliche Karriere hinter sich. 1905 in Stuttgart geboren als Sohn des angesehenen Landeshistorikers Viktor Ernst, hatte er sein Studium der Geschichte, Anglistik und Germanistik von Anfang an in Tübingen auf Geschichte hin zentriert. Früh zeigte er sich fasziniert von Johannes Haller: die chronologische Breite von dessen Interessen, ein scharfer Blick für politische Motivationen, mochten sie auch bisweilen von Haller allzu anachronistisch angesetzt sein, der bohrende Zug zur Interpretation der Quellenzeugnisse, die Schärfe der thetischen Urteile, der Wille, auf die Gegenwart zu wirken, die Haßliebe für französische Kultur und Tradition, all das verband sich in Johannes Haller zu gewiß schwer widerstehlicher Anziehungskraft. Johannes Haller hat neben einer wirkungsvollen gelehrten Produktion während der

---

[39] In UAH B-7526 findet sich sowohl ein undatiertes hsl. Konzept, als auch ein Durchschlag des Briefes Kriecks vom 18.3.1937 an „Pg. Prof. Mattiat" (d.h. den für Theologie und Geschichte zuständigen Referenten im Reichserziehungsministerium [„REM"], vgl. z.B. H.Heiber, Frank [wie Anm. 25], S. 116). Ebenfalls in UAH B-7526 auch die Beauftragung Ernsts mit der Heidelberger Vertretung im Sommer 1937 durch das REM vom 23.3.1937. Abwegig ist die Vermutung von Wolfgang Weber, Priester der Klio, Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zu Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaft 1800–1970 (Europäische Hochschulschriften, III 216) Frankfurt (Main)/ Bern/New York/Paris ²1987, S. 269, der meint, möglicherweise sei es Ernst zugutegekommen, daß er seinerzeit in Berlin bei Erich Marcks, dem Schwiegervater des Heidelberger Ordinarius Willy Andreas, studiert hatte: Andreas war damals in Parteikreisen all seinen Anbiederungsversuchen zum Trotz *persona non grata*.

[40] Bei seinen Verhandlungen mit dem badischen Ministerium äußerte er, auch im Blick auf die seinem Vorgänger zugebilligte Umschreibung der Venia (die laut Vorlesungsverzeichnis von Anfang an „Mittlere und neuere Geschichte" gewesen war) den Wunsch, auch für ihn den Lehrstuhl „für mittlere und neuere Geschichte" auszuweisen. Da der damalige Dekan, der Kunsthistoriker Hubert Schrade (auf die Anfrage vom 10.7.1937 mit Schreiben vom 15.7.1937: UAH B-7526) zustimmte („Abgesehen davon, daß schon Professor Franz die Lehrberechtigung für mittlere und neuere Geschichte besaß, erscheint die Scheidung gerade heute kaum wirklich zureichend begründbar ..."), trägt das Ordinariat heute noch diese Bezeichnung.

[41] Fritz Ernst, Gesammelte Schriften, hg. von Gunther Wolf (Welt als Geschichte, NF 1) Heidelberg 1985 (Hier S. 1–6 auch Ernsts Selbstvorstellung in seiner Antrittsrede bei der Heidelberger Akademie vom Januar 1945 [zuvor gedruckt in Ruperto Carola 27/Heft 55–56 (1975) S. 109–112]; und eine Bibliographie, zusammengestellt von Peter Moraw, S. 413–418). Knappe treffsichere Skizze: Fritz Trautz, Fritz Ernst, in: Badische Biographien, NF 2, hg. von Bernd Ottnad, Stuttgart 1987, S. 80–82. Vgl. auch die Gedenkreden von Ahasver von Brandt und Karl Engisch: Fritz Ernst 1905–1963, Zwei Gedenkreden, Stuttgart 1964; Nachrufe etwa von Herbert Grundmann in: Deutsches Archiv 20 (1964) S. 299; von Erich Maschke in: Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1963/64, Heidelberg 1965, S. 55–58; von Helmut Dölker in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 23 (1964) S. 231–236. (Eine Personalakte Fritz Ernsts ist im UAH nicht zu finden).

Zeit der Weimarer Republik auch eine reiche nationalkonservative Publizistik entfaltet, die seine Attraktion auf empfängliche Studenten noch steigerte.[42]

In seinen mittleren Semestern war Ernst nach Berlin gegangen. Aus zwei geplanten Semestern an der Friedrich-Wilhelm-Universität wurden schließlich drei, wobei für diese Ausweitung weniger die alten Beziehungen zum Lehrer des Vaters, zu Dietrich Schäfer (dessen letzter Vorlesung 1925 sich Ernst später noch erinnerte), den Ausschlag gegeben haben. Viel mehr haben ihn, wie er sagt, die Vorlesungen und Seminare bei Friedrich Meinecke gefesselt, der ihm das „Ineinander von Faktum und Ideologie" klar machte.[43]

Nach Tübingen zurückgekehrt hatte Ernst für seine Dissertation bei Johannes Haller, von seinem Vater beraten, ein Thema aus der Frühgeschichte der Tübinger Universität gewählt, das damals nicht im Zentrum universitätsgeschichtlicher Forschungen stand, das aber dafür bis heute starkes Interesse beanspruchen kann: die materielle Fundierung einer mittelalterlichen Landesuniversität. Tübingen, 1476/77 vom Grafen von Württemberg gegründet, hat noch in der mittelalterlichen Phase seiner Entwicklung eine relativ solide grundherrschaftliche Ausstattung erhalten, die bis tief in die Neuzeit hinein dieser Hochschule ihre Existenzgrundlage gab. Die Dissertation von Ernst gilt vornehmlich dem Auf- und Ausbau dieser Grundherrschaften, die der Universität Tübingen überschrieben waren. Aus den Quellen des Universitätsarchivs gearbeitet, die er teilweise sich allererst erschließen mußte, hat die Arbeit, die 1929 im Druck erschien[44], auch heute noch einen selbständigen Bestand und besitzt ihr Eigenrecht neben der Geschichte der Tübinger Gründungsphase, die der Lehrer Johannes Haller 1927/29 seiner Universität gewidmet hat.[45] In positivistisch detaillierter Quellenauswertung, in klarer Rekonstruktion der tragenden Prinzipien und zugreifender Übersicht über die Probleme spätmittelalterlicher Verwaltungspraxis hat sich der schmale Band auch heute noch Gewicht und Rang bewahrt.

Ernst hatte die Schrift in relativ kurzer Zeit abgeschlossen, nicht ohne zuvor an seine Berliner Semester noch im Winter 1926/27 einen mehrmonatigen England-

---

[42] Eine angemessene Würdigung der überragenden Leistungen und der politischen Grenzen Johannes Hallers steht noch aus. Ernst selbst widmete dem Lehrer eine Gedenkrede, jetzt in: Gesammelte Schriften, S. 44–56. Zur Wirkung seiner Vorlesungen im Tübingen der späten 20er Jahre Theodor Eschenburg, Aus dem Universitätsleben vor 1933, in: Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus, hg. von Andreas Flitner, Tübingen 1965, S. 24–46, hier bes. S. 34 f. Aus Hallers ungedruckt gebliebenen Lebenserinnerungen (im Bundesarchiv Koblenz, Nachlaß Joh. Haller) zitiert eine kurze auf den Nationalsozialismus bezügliche Passage Schulze, Geschichtswissenschaft (wie Anm. 26) S. 17. [Der Druck: J. Haller, Lebenserinnerungen, Gesehenes – Gehörtes – Gedachtes, Stuttgart 1960, enthält, ohne daß das Fehlen der späteren Teile vermerkt wäre, offenbar nur die vor 1945 niedergeschriebenen Teile, vgl. aber die Nachbemerkung von Reinhard Wittram, S. 277–279, wo von der Streichung von „vornehmlich zeitgeschichtliche(n) Betrachtungen" die Rede ist: S. 277].

[43] Gesammelte Schriften, S. 3.

[44] Fritz Ernst, Die wirtschaftliche Ausstattung der Universität Tübingen in ihren ersten Jahrzehnten (1477–1534), (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, 20) Stuttgart 1929.

[45] Johannes Haller, Die Anfänge der Universität Tübingen 1477–1537. Zur Feier des 450-jährigen Bestehens der Universität, Bd. I–II, Tübingen 1927–1929, Neudruck Aalen 1970.

aufenthalt anzuschließen, der keineswegs seinem mediävistischen Promotionsvorhaben gegolten hat. In den Bibliotheken Londons und Oxfords war der junge Mann damals nicht den Universitäten der britischen Insel nachgegangen, sondern war den Spuren der englischen Expansion nach Indien gefolgt. Er legte damals in knapp bemessener Frist das Fundament für ein lebenslanges Interesse an der Geschichte des Imperialismus, insbesondere der Geschichte des britischen Empire, das sich auch später noch in einer Reihe von Veröffentlichungen niederschlug und ihm im Jahre 1938 einen Ruf nach Hamburg auf den damals einzigen deutschen Lehrstuhl für Kolonial- und Überseegeschichte einbrachte, dem Ernst freilich dann doch aus Heidelberg nicht folgen mochte.[46]

Doch zurück zur Vorgeschichte seiner Heidelberger Ankunft. Der 24jährige Doktor der Philosophie hatte sich nach seiner Promotion nicht unmittelbar seinem mit Johannes Haller vereinbarten Habilitationsvorhaben zugewandt. Von Haller in diesem Plan bestärkt hatte er sich für ein Jahr die Stelle eines Lehrers in der Deutschen Schule in Buenos Aires übertragen lassen und nützte dann die Rückreise noch zu einer Weltumrundung, d.h. zu einem mehrmonatigen Aufenthalt in Japan und Ostasien. Mit seinem vorsorglich schon abgesprochenen mittelalterlichen Thema hat er sich auf dieser Reise offenbar wenig beschäftigen können, da er sich vor allem spanischen und japanischen Sprachstudien widmete.[47] Gleichwohl hat Ernst sich bereits 1932 in Tübingen mit seiner Untersuchung über „Eberhard im Bart. Die Politik eines deutschen Landesherrn am Ende des Mittelalters" habilitieren können.

Dem Stifter der Universität Tübingen, dem ersten Herzog von Württemberg gewidmet, war dies Buch, das noch 1933 im Druck erschien[48], in gewissem Sinn durch die Dissertation vorbereitet. Es nimmt die regionalen Zustände und politischen Aktionen eines bedeutenden Territorialherren in den Blick, um seine erfolgreichen Bemühungen um die Konsolidierung der eigenen Herrschaft im Prozeß der spätmittelalterlichen Territorialisierung des Reiches zu untersuchen. Wie sich der Fürst, den Zersplitterungen des Württembergischen Erbes zum Trotz, in seiner langen Regierungszeit um den Rang seines Landes im Konzert der deutschen Herrschaftsträger bemühte, Erfolg und Scheitern seiner Politik auch im Rahmen des Reiches, all das wird mit scharfem Blick und abwägend dem Leser vorgestellt. Eine gelungene Mischung von struktureller Analyse und der Darlegung der politischen Entscheidungen arbeitet plastisch die Politik eines süddeutschen Landesherrn am Ausgang des Mittelalters heraus.

Damit stellte sich das Buch voll in den Trend der deutschen verfassungsgeschichtlichen Forschung seiner Zeit, die die schwachen allgemeinen Strukturen der politischen Ordnung noch am ehesten in der Konkretion der kleinräumigen historischen Landschaft, in einer Landesgeschichte bündeln und anschaulich machen

---

[46] Gesammelte Schriften, S. 5. – Nachdem Hans-Walter Klewitz 1943 gefallen war, lehnte Ernst auch einen Ruf auf den mediävistischen Lehrstuhl in Freiburg i.B. ab (vgl. UAH B-7526); den Freiburger Lehrstuhl übernahm dann 1944 Gerd Tellenbach (damals von Münster aus).

[47] Gesammelte Schriften, S. 4.

[48] Fritz Ernst, Eberhard im Bart. Die Politik eines deutschen Landesherrn am Ende des Mittelalters Stuttgart 1933.

wollte, und so die Abstraktionen eines nur rechts-, wirtschafts- oder allgemeinen verfassungsgeschichtlichen Zugriffs vermeiden zu können glaubte. Das von den Rezensenten gelobte Buch[49] hatte Anteil an dem Aufschwung der Landesgeschichte als eines methodischen Paradigmas in der mittelalterlichen Forschung. Der exemplarische Griff nach dem regionalgeschichtlich Besonderen, der das Allgemeine der Zustände des 15. Jahrhunderts farbig sichtbar machte, war ohne Frage eine verheißungsvolle Basis für einen mediävistischen Weg.

1932 war die Habilitationsschrift abgeschlossen, 1933 war das Buch erschienen. Der 1905 geborene Privatdozent hat damit noch die Durchschnittsziffern des Habilitationsalters des 19. Jahrhunderts unterboten.[50] Daß er sein Verfahren bereits 1932 abgeschlossen hatte, half ihm auch dazu, sich den Ansprüchen der neuen Zeit gegenüber weitgehend zurückzuhalten. Anders als Günther Franz, der sich mit Aplomb dem fahrenden Zug anvertraut hatte, anders auch als sein Lehrer Johannes Haller, der als Nichtparteimitglied schon 1932 bei den Reichspräsidentenwahlen öffentlich für Hitler geworben hat[51], hat Fritz Ernst sich solch plakativer Festlegung enthalten. Eine rasche Karriere war ihm dennoch beschieden. Vom Wintersemester 1935/36 an wurde er nacheinander jeweils ein Semester lang mit der Vertretung von Vakanzen in Erlangen, Kiel, Würzburg, und schließlich, im Sommersemester 1937, auch in Heidelberg betraut.[52] Noch 1937 erhielt er dann in Heidelberg definitiv den Ruf auf Hampes Lehrstuhl. Für die kommenden zweieinhalb Jahrzehnte war die Heidelberger Mediävistik mit seinem Namen wenn nicht identisch, so doch allerengstens verbunden.

Es war Ernst vergönnt, seine Eigenart während dieser wechselvollen Zeit voll auszuprägen, wenn auch für den Nachlebenden seine Bibliographie deutlicher spricht als die Themen seiner Lehre oder der Stil seines Umgangs mit Schülern und Kollegen. In seinen Vorlesungen hielt Ernst von Anfang an auf Breite der Thematik. Von seinem zweiten Heidelberger Semester an gibt er häufig den Ankündigungen seiner meist dreistündigen Hauptvorlesung den Zusatz „mit Erläuterung wichtiger Quellen". Bereits in seinem ersten Heidelberger Semester las er zusätzlich eine „Englische Geschichte", einstündig, gewiß nicht auf das Mittelalter beschränkt. Die Publikationen zeigen Verschiebungen in der Akzentuierung seiner Bemühungen.

---

[49] Vgl. etwa Th. Knapp in: Historische Zeitschrift 149 (1934) S. 666–668; oder H. Haering in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 86 [NF 47] (1934) S. 577 f.

[50] Werner Giesselmann, in diesem Bd., S. 71; vgl. auch allgemein die statistischen Ermittlungen von Wolfgang Weber, Priester der Klio (wie Anm. 39), S. 128 ff.

[51] Anselm Faust (wie Anm. 24), hier S. 44.

[52] Ernst, Gesammelte Schriften, S. 5, bemerkt selbst dazu: „eine damals nicht ganz ungewöhnliche Methode der Verwaltung, die man nicht besser hätte erfinden können, wenn man Gesundheit und Produktionskraft des Nachwuchses absichtlich zerstören wollte!" Vgl. auch Tellenbach, Aus erinnerter Zeitgeschichte (wie Anm. 4), S. 42 (der seine Wandersemester – 3 Heidelberg, 2 Gießen, 1 Würzburg, dann erst dauerhaft in Gießen – freilich seiner politischen Abstinenz zuschreibt). Wolfgang Weber, Priester der Klio (wie Anm. 39), geht auf dieses Besetzungsverfahren nicht näher ein, auch seine prosopographischen Erhebungen verzeichnen Lehrstuhlvertretungen nicht. Undeutlich spiegeln sie freilich die Praxis doch, vgl. nur sein Biographisches Lexikon (wie Anm. 3), z. B. S. 351 und 563 f. (Notizen zu den politisch so verschieden gelagerten Martin Lintzel und Rudolf Stadelmann).

Arbeiten zur südwestdeutschen Landesgeschichte im Spätmittelalter werden seltener, schon häufiger beschäftigt er sich in immer neuen Anläufen mit, um es mit dem Titel einer der Aufsätze zu sagen, der „Ausbreitung der Europäer über die Erde".[53] Noch während des Krieges dann, 1943, erscheint zum ersten Mal in der Liste das Thema der Quellenkritik und Geschichtsschreibung, das ihn künftig nicht wieder loslassen sollte: „Zeugniswert und Ziel der Memoiren von Philipp von Commynes".[54] Eine klassische historiographische Aufgabe, bei deren Bewältigung nicht ohne Grund auf Ranke und dessen Behandlung Commynes zurückverwiesen wird.

Ernst versucht hier und später das Problem in einer exakten Bestimmung der literarischen Absicht und des vom Autor angezielten Publikums zu lösen, woraus die literarische Form, ja die ganze Gattung dieser Quellensorte erklärt wird. Lange vor der Zeit der literarwissenschaftlichen Rezeptionsästhetik hat der Heidelberger Historiker damit – seiner historiographischen Tradition selbständig folgend – die berühmte Quelle als literarisches Werk beim Wort nehmen, hat, wie er schreibt, „schärfer als bisher die Ausgangssituation und damit das Grundgesetz der Memoiren" erfassen wollen. „Quellen, wenigstens diejenigen, die ausschließlich oder teilweise Zeitberichte sind, ihrer Zeit wirklich innerlich zuzuordnen",[55] das sah er als seine Aufgabe an und hoffte, sich dieser Aufgabe vor allem auf dem Wege einer genaueren Gattungsanalyse, also literarästhetisch nähern zu können.

Seine autobiographischen Zeugnisse schreiben häufiger von nicht realisierten großen monographischen Plänen. Zunächst war es das englische Empire, auch das spätmittelalterliche Gesandtschaftswesen, dann Philippe de Commynes, von denen er seine Aktivitäten bündeln lassen wollte. „Das Verhältnis von Zeitgeschehen und Geschichtsschreibung" hat ihn jahrelang beschäftigt.[56] Eine umfängliche deutsche Auswahl aus Commynes „Mémoires" hat er 1952 übersetzen lassen und ausführlich eingeleitet.[57] Noch 1961 hat er an herausgehobener Stelle – in seiner Rektoratsrede – in breitem Pinselstrich „Menschen und Memoiren" skizziert[58] und die ursprünglichen Memoiren scharf von der Tradition der Autobiographie abgegrenzt: Während die Autobiographie eine innere Geschichte des Subjekts anstrebe, kämen „die Memoiren von den Dingen her",[59] seien Zeitgeschichtsschreibung, dokumentierten originär Zeitzeugenschaft.

---

[53] Die Ausbreitung der Europäer über die Erde bis zum Beginn einer selbständigen deutschen Kolonialpolitik, in: Welt als Geschichte [„WaG"] 7 (1941) S. 125–134.

[54] WaG 9 (1943) S. 195–214, jetzt in: Gesammelte Schriften, S. 206–225.

[55] Gesammelte Schriften, S. 225.

[56] So der Titel eines Aufsatzes (vorwiegend zu Commynes) in: WaG 17 (1957) S. 137–189, jetzt Gesammelte Schriften, S. 289–341; vgl. dazu allgemein auch die (in der von Ernst seit 1955 mit herausgegebenen und seit 1958 allein verantworteten Taschenbuch-Reihe erschienene) Vorlesung: Die Deutschen und ihre jüngste Geschichte (Urban-Bücher, 75) Stuttgart 1963 (u.ö.).

[57] Philipp de Commynes, Memoiren, Europa in der Krise zwischen Mittelalter und Neuzeit, in neuer Übersetzung [durch F. Ernst u. Marga Krabusch-Schaefer], hg. von F. E., Stuttgart 1952 (Neudruck 1972); die Einleitung (S. IX–XXXVII) jetzt in Gesammelte Schriften, S. 263–288.

[58] Menschen und Memoiren, in: Heidelberger Jahrbücher 6 (1962) S. 27–38, jetzt in Gesammelte Schriften, S. 342–353.

[59] Gesammelte Schriften, S. 343.

Auch wenn die damals ins Auge gefaßte Monographie nicht geschrieben wurde, die Absicht, in der der Historiker sich ihr näherte, war von vorneherein nicht eine enge quellentechnische Spezialfrage: Ernst suchte auf dem Felde seiner Kompetenz das Verhältnis von Zeitzeugenschaft und Zeitbericht, von Geschichte und Geschichtsschreibung zu bestimmen. Damit wollte er eine Antwort auf die Frage geben, was Geschichte und Wissenschaft miteinander verbinden könnte. Seine Untersuchung bleibt in ihrem Ansatz bei der Geschichtserzählung und Gestaltung historischer Erfahrung systematischer Analyse gegenüber spröde, hält sich an das Narrative und Gattungsästhetische. Auch Ernst sieht, wie sein Vorgänger Karl Hampe[60] Geschichte primär als Problem der Darstellung. Seine Einsichten in die gattungsspezifische Eigenart der spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung eines Commynes bleiben aber auch noch heute, da die Frage nach den Quellengattungen und ihrer literarsoziologischen Vermessung auch von unseren philologischen Nachbarwissenschaften in breiter Diskussion angegangen wird, von anregender Bedeutung.

Seinen Schülern ist Ernst offenbar in einer Unbedingtheit gegenübergetreten, die uns heute fremd, ja in gewissem Sinn auch problematisch erscheinen mag. War es die Situation des relativ jugendlichen Professors, der sich unter dem inneren Druck des Systems in seinem Seminar tendenziell einigelte? War es die innere Veranlagung eines Mannes, der sich in vertrautem Kreis besonders öffnete? War es die Heidelberger Atmosphäre, deren gelehrte Zirkel er in seinem Schülerkreis fortsetzen wollte, einer Runde, die er bewußt gepflegt und als Aufgabe ergriffen hat? Das ist schwer zu entscheiden, und eigentlich sind das auch keine echten Alternativen. Alle mir zugänglichen Berichte sprechen von der besonderen Atmosphäre im engeren Schülerkreis, der, was doch wohl selten geschieht, den Tod von Fritz Ernst in Ausläufern bis heute überdauerte. Daß in diesem esoterischen Bezirk nicht von wissenschaftlichen Kriterien abgesehen wurde, beweist allein die Reihe jener Gelehrten, die Fritz Ernst bis zur Habilitation gefördert hat, oder die er doch auf diesen Weg brachte: Fritz Trautz[61] (1958), Karl Ferdinand Werner[62] (1961) und Peter Moraw[63] (1971). Bei allen dreien von ihnen mischt sich ein landesgeschichtliches und verfassungsgeschichtliches gemeinsames Erbe mit jeweils starken individuellen Neuansätzen. Gerade in ihrer Verschiedenheit lassen sie aber die prägende Kraft und anregende Bedeutung ihres gemeinsamen Lehrers umrißhaft erkennen.

Nach außen hin waren der Wirksamkeit von Fritz Ernst zur Zeit des Dritten Reiches offenbar Grenzen gesteckt. Immerhin konnte der Anlauf, den Günther Franz zur Gründung eines landesgeschichtlichen Instituts gemacht hatte, in engem Zusammenwirken mit dem Geographen Wolfgang Panzer schließlich verwirklicht

---

[60] Hermann Jakobs, Geschichtsschreibung als Erzählvorgang, Zum 50. Todestag von Karl Hampe, in: Ruperto Carola Bd.38/H.74 (1986) S. 127–129.

[61] Die Habilitationsschrift erschien im Druck u.d.T.: Die Könige von England und das Reich (1272–1377), Mit einem Rückblick auf ihr Verhältnis zu den Staufern, Heidelberg 1961.

[62] Habilitationsschrift: Die Entstehung des Fürstentums (8.–10. Jahrhundert), Studien zur fränkischen Reichsstruktur, zum Fürstenbegriff und zur Geschichte des nichtköniglichen Herrschertums, 1961 (masch.).

[63] Habilitationsschrift: König, Reich und Territorium im späten Mittelalter, Prosopographische Untersuchungen zur Kontinuität und Struktur königsnaher Führungsgruppen, 1971 (masch.).

werden. Am 22.12.1938 wurde die Genehmigung erteilt, ein „Institut für Fränkisch-Pfälzische Landes- und Volksforschung" einzurichten, das „den Lehrstühlen für mittlere und neuere Geschichte und für Geographie angegliedert" werden sollte. Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen die Anfänge und die Entwicklung dieses Instituts zu schildern – das wird in dem Vortrag von Meinrad Schaab in dieser Reihe noch geschehen.[64] Ich muß es mir auch versagen, auf das unerquickliche Hin und Her einzugehen, bei dem Ernst und Panzer sich heftig – und letztendlich vergeblich – gegen die Bemühungen des nationalsozialistischen Vertreters der Volkskunde in Heidelberg, Eugen Fehrle, wehrten, maßgeblichen Einfluß auf das Institut zu erlangen. Das Institut kam dann freilich bis 1945 nicht wesentlich über das papierene Stadium von Satzungsentwurf und nomineller Abteilungsgliederung hinaus.

Die Schließung der Universität Heidelberg mit Kriegsbeginn, der Militärdienst für die Professoren und Studenten, das alles unterbrach auch die Arbeit des Historischen Seminars. Die Katastrophe des Endes des Zweiten Weltkrieges, der Zusammenbruch des Dritten Reiches brachte dann aber für den Heidelberger Ordinarius Fritz Ernst eine zuvor ungeahnte Ausweitung seines Wirkungskreises. Am Krieg hatte er noch im Stabsdienst und als Dolmetscher in Nordafrika teilgenommen, jetzt, in den Trümmern des Jahres 1945, gehörte der politisch Unbelastete[65] zu den Handlungsfähigen. Er erwies sich auch als handlungsbereit: in seiner Weltläufigkeit und Sprachgewandtheit hatte er bei den Verhandlungen mit der Besatzungsmacht eine wichtige Rolle zu spielen.[66] In den ersten Apriltagen 1945 noch bildeten in Heidelberg als unbelastet geltende Professoren zusammen mit von Nationalsozialisten aus dem Amte gedrängten und nun zurückgekehrten Hochschullehrern einen Ausschuß, den sogenannten Dreizehnerausschuß, der die Wiedereröffnung der Universität ermöglichen, die Fundamente für einen neuen Anfang legen und eine Reinigung des Lehrkörpers vorbereiten und unterstützen sollte. Fritz Ernst gehörte diesem Dreizehnerausschuß an. Am 8. August 1945, als der Chirurg Karl Heinrich Bauer zum ersten Rektor der erneuerten Universität gewählt wurde, wurde Fritz Ernst ihm als gewählter Prorektor an die Seite gestellt.

---

[64] Vgl. unten in diesem Band, S. 189–194.

[65] Im Briefwechsel zwischen Karl Jaspers und Karl Heinrich Bauer findet sich eine kryptische Begründung von Jaspers dafür, daß Ernst 1946 trotz dem Drängen beider Freunde sich weigerte, das Rektorat der Universität zu übernehmen. Der Hgb. vermutet, das sei geschehen, weil Ernst „wahrscheinlich wegen seiner früheren SA-Zugehörigkeit" sich zu sehr exponiert gefühlt habe. Vgl. K.Jaspers/K.H.Bauer, Briefwechsel 1945–1968, hg. und erläutert von Renato de Rosa, Berlin/Heidelberg/New York 1983, nrr.60 f., S. 69–72, bes. 72, mit S. 113. Eine (unsensible) Auflistung von möglicher anderer Verstrickung Ernsts jetzt bei R.de Rosa, Nachwort zu Karl Jaspers, Erneuerung der Universität, Reden und Schriften 1945/46, Heidelberg 1986, S. 379–381.

[66] Sein eigener Bericht: Die Wiedereröffnung der Universität Heidelberg 1945–1946, in: Heidelberger Jahrbücher 4 (1960) S. 1–28, jetzt in Gesammelte Schriften, S. 375–402; auch F. Ernst, Karl Heinrich Bauer als Heidelberger Rektor 1945/46, in: Ruperto Carola Bd.12/H.28 (1960) S. 168 f. Dazu Wolgast, Universität 1386–1986 (wie Anm. 2) S. 167 ff. Vgl. auch die um Jaspers zentrierte Darstellung von Renato de Rosa, Der Neubeginn der Universität 1945, Karl Heinrich Bauer und Karl Jaspers, in: Semper apertus (wie Anm. 2) III, S. 544–568, und Frank R. Pfetsch, Neugründung der Universität nach 1945? in: Auch eine Geschichte (wie Anm. 7) S. 365–380.

Was Ernst in diesem Rahmen für die Universität geleistet hat, ist hier nicht darzustellen, es gehört zur Geschichte der Gesamtuniversität, nicht zur engeren Geschichte unseres Faches. Die materielle Bedrängnis, die physische Not des Neuanfangs, die räumliche Enge und die harten Grenzen des Numerus clausus, der die Studentenzahlen empfindlich einschnürte, all das traf alle Fächer der Universität in gleichem Maße. Die Suche nach einer Orientierung im neuen Beginnen, das Problem, nicht einfach weitermachen zu können, wo man 1933 aufgehört hatte, sein Bewußtsein dieser Schwierigkeit hat Fritz Ernst schon 1946 formuliert. In einer Rede vor Studenten „Vom Studieren" sagt er: „Die ältere Generation findet sich – soweit sie kritisch blieb – im Grunde in ihren alten Auffassungen einfach bestätigt, sie neigt dazu, zurück zu wollen, wenn nicht einfach zu den alten Zuständen, so doch zu alten Bestrebungen" und zugleich bemerkt er, daß gerade dadurch die Ansprache der Älteren an die Jüngeren in Gefahr sei, „an der Jugend vorbei zu gehen. Die Stellung der Jugend, wie sie im einzelnen auch denkt, muß den letzten 12 oder 15 Jahren gegenüber anders sein: ... sie kann nicht darüber hinweg zurück wollen, zu etwas zurück, was vorher zwar nicht erreicht, aber gewollt war; sie muß zu etwas ganz Neuem."[67]

Hier werden Probleme angesprochen, die 20 Jahre später erst ihre volle Virulenz erweisen sollten. In einer Rückschau auf das Rektoratsjahr Karl Heinrich Bauers und das eigene Prorektorat heißt es dann 1960, in jenen Anfangsmonaten „an der Universität versuchten wir, auf die bleibenden Grundlagen des Geistes hinzuweisen, auf das, was der Universität ihren Sinn und ihre Funktion gab."[68] Daß Ernst dabei die früher von ihm selbst gemachten Differenzierungen nicht mehr voll festzuhalten vermochte, zeigt die tiefe Problematik der damaligen Situation, die Verfahrenheit der Lage und die zunehmende perspektivische Verengung im Rückblick auf die Jahre des Neuanfangs.

Ernst hatte die Probleme scharf gesehen. Daß das auch in Heidelberg nicht die allgemeine und einzige Sicht auf die Aufgaben der Zeit war, ist ebenso deutlich. Die Epoche des Wiederaufbaus, die nicht ohne Grund allgemein so heißt, ging dann allmählich und fast unmerklich in starkes Wachstum und, institutionell, in eine weitergehende Differenzierung über. Das Historische Seminar nahm zwar am Wachstum der Studentenzahlen teil, erreichte aber schon relativ rasch mit der Verdoppelung von Seminarteilnehmern einen Pegelstand, der erst in den 80er Jahren weiter anstieg: waren 1920 etwa 150 Studenten zu zählen, und war die Zahl 1928 auf knapp über 200 angestiegen, so sank sie unter den Restriktionen der Naziära 1935 bis 1939 auf etwa 70 ab. In den Ausnahmejahren des Krieges waren zwischen 180 (1940) und 330 (1943) Studentinnen und Studenten inskribiert. Schon 1946 wurde diese Zahl mit 350 wieder übertroffen, sank dann aber bis 1953 auf etwa 200 ab, um bis 1959 – relativ stetig – auf wiederum knapp 500 zu steigen.[69]

---

[67] Jetzt in Gesammelte Schriften, S. 365–374, Zitate S. 365.

[68] Wiedereröffnung (wie Anm. 66), Gesammelte Schriften, S. 398.

[69] Die genannten Ziffern basieren auf einer Auszählung der ausgegebenen Seminarkarten – eine gewiß problematische Quellenbasis, die aber zumindest die Relationen treffen dürfte. Zu den Besucherzahlen für die gesamte Universität Wolgast, Universität 1386–1986 (wie Anm. 2) S. 172 f.,177,184. Vgl. auch V. Sellin (wie unten Anm. 120) S. 222 ff.; zuletzt

An der Vermehrung der Lehrstühle in ihren verschiedenen Stufen und Formen vom neugeschaffenen Extraordinariat, bis zum neuen Parallel-Lehrstuhl oder neuen Fach, gar der Gründung neuer Institute und Disziplinen war das Mittelalter zunächst nicht unmittelbar beteiligt. Das „Institut für Pfälzisch-Fränkische Geschichte" wurde zwar 1952 wieder eröffnet und wiederum dem Lehrstuhl für mittelalterliche und neuere Geschichte und dem geographischen Ordinariat gemeinsam angeschlossen. Immerhin brachte das dem Seminar einen zusätzlichen Assistenten, einen bald kräftig wachsenden eigenen Bibliotheksetat und somit eine blühende Spezialabteilung der Bibliothek, die mediävistische Belange intensiv berücksichtigte. Das war nicht wenig. Da Bibliotheken die hauptsächlichen Arbeitsmittel des Historikers sind, schlugen landesgeschichtliche Themen sowohl bei mittelalterlichen, als auch bei neuzeitlichen Examina und Dissertationen künftig merklich zu Buch. In Ermangelung eines eigenen Ordinariats – wie es damals anderwärts längst bestand oder eingerichtet wurde – blieb die Landesgeschichte in Heidelberg aber gleichwohl in das Historische Seminar, als Sonderbibliothek gewissermaßen, integriert, und konnte oder sollte sich hier zu eigener Entfaltung nicht emanzipieren. Die alte Seminarorganisation, gleichsam um die beiden Lehrstühle herum gruppiert, blieb vorerst – diesem Tochterinstitut zum Trotz – unangetastet.[70]

Änderungen griffen gleichwohl am Ende der 50er Jahre Platz, die bald auch die Mediävistik betrafen; ich muß erneut einen Seitenblick auf die Neuzeit werfen, um das zu erklären: Werner Conze, der 1957 das neuhistorische Ordinariat übernommen hatte, konnte aufgrund günstiger Umstände seinen „Arbeitskreis" 1956/57 und noch im Jahr 1957 auch sein „Institut für moderne Sozialgeschichte" begründen,[71] das dieses Forschungsgebiet befördern und zugleich auch organisatorisch eine Klammer zu den Sozial- und Staatswissenschaften, insbesondere zum Alfred-Weber-Institut bilden sollte. Schon ein Jahr später wurde das Institut um eine wirtschaftsgeschichtliche Abteilung erweitert und in „Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" umbenannt. Die zweite Direktorenstelle neben Werner Conze übernahm der Ordinarius der Wirtschafts- und Sozialgeschichte am Alfred-Weber-Institut, das damals noch im Verbande der Philosophischen Fakultät angesiedelt war, Erich Maschke,[72] und damit ein Mann, der seiner Herkunft nach als langjähriger Ordinarius der mittelalterlichen Geschichte bis zu dieser Zeit der klassischen Tradition politischer Geschichte zugehört hatte.

Norbert Giovannini, Zwischen Republik und Faschismus, Heidelberger Studentinnen und Studenten 1918–1945, Weinheim 1990; statistische Zahlen hier S. 245–264.

70 Conze/Mußgnug (wie Anm. 1), S. 146, sprechen prägnant von der „alten Zwei-Ordinarienstruktur" des Seminars.

71 Vgl. im einzelnen zuletzt Schulze, Geschichtswissenschaft (wie Anm. 26) S. 254–262.

72 Sein Selbstporträt in der Antrittsrede in: Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Jahresheft 1958/59, Heidelberg 1960, S. 39–41; ausführlicher: Begegnungen mit Geschichte, in: Erich Maschke, Städte und Menschen, Beiträge zur Geschichte der Stadt, der Wirtschaft und Gesellschaft 1959 bis 1977 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beih.68) Wiesbaden 1980, S. VII–XIX. Vgl. auch die Nachrufe von Werner Conze, in: Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1983, Heidelberg 1984, S. 108–111, sowie in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 69 (1982) S. 300 f.

Vor dem Kriege hatte sich Maschke, aus einer Berliner Arztfamilie stammend, 1900 geboren, 1928 in Königsberg promoviert, ein Jahr später ebendort habilitiert, mit Fragen der hoch- und spätmittelalterlichen Geschichte, vor allem mit dem damals aktuellen und auch politisch sensiblen Thema des Deutschen Ordens und der Landesgeschichte im osteuropäischen Grenzraum zwischen Deutschland und seinem polnischen Nachbarn beschäftigt. Seine Arbeiten behalten auch heute, ihren deutlichen Zeitbezügen zum Trotz, unbestreitbar hohen Wert.[73] Die Heidelberger Fakultät hatte Erich Maschke 1935 bei ihrer zweiten Liste für die Nachfolge Hampes bereits in Erwägung gezogen.[74] Nach Stationen in Jena (wo er 1936 Ordinarius geworden war) und Leipzig (seit 1942) war er nach dem Zusammenbruch ohne besonderen aktuellen Grund im Oktober 1945 in Leipzig von der russischen Besatzungsmacht verhaftet und, zu 10 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, in die Sowjetunion gebracht worden. Erst 1953 konnte er, nach verschiedenen Vermittlungsversuchen, um die sich Gerhard Ritter u.a. auch bei dem Berliner Bischof Otto Dibelius bemühte[75], in die Bundesrepublik zurückkehren.

Künftig hat Erich Maschke sich dezidiert von der politischen Geschichte abgekehrt und der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zugewandt, zunächst beschäftigt mit einer Auftragsarbeit, einer (dann nicht vollendeten) Geschichte der Stadt Speyer, dann daneben (seit 1954) auf Initiative von Fritz Ernst auf der schmalen Basis eines besoldeten Lehrauftrags am Historischen Seminar in Heidelberg (der freilich in diesem Rahmen keine „Aufstockung" erfahren sollte) und schließlich seit 1956 als Ordinarius für Wirtschaftsgeschichte am Alfred-Weber-Institut in Heidelberg. Die mittelalterliche Sozialgeschichte, die freilich nicht sein einziges Betätigungsfeld geblieben ist,[76] verdankt ihm hochwichtige Anstöße, ja die Öffnung eines ganzen Forschungsbereichs: die soziale Schichtung der mittelalterlichen Stadt hat er, wie kein anderer, in den Blick genommen und seine Forschungen dabei insbesondere den Armen, Unselbständigen, den Leuten des Gesindes und der Unterschichten gewidmet, ohne die Reichen und Mächtigen aus den Augen zu verlieren. Auch die konkreten Sozialformen, insbesondere die Familienstrukturen der mittelalterlichen Stadt, haben ihn noch zuletzt intensiv beschäftigt.[77] Maschke hatte den Umbruch, der ihn persönlich so hart betraf, zu einem wissenschaftlichen Para-

---

[73] Vgl. jetzt die Sammlung: Erich Maschke, Domus hospitalis Theutonicorum, Europäische Verbindungslinien der Deutschordensgeschichte, Gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1931–1963 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 10) Bonn/Bad Godesberg 1970.

[74] vgl. oben Anm. 18.

[75] Schulze, Geschichtswissenschaft (wie Anm. 26) S. 27.

[76] Außer der Geschichte der Kartelle in der Neuzeit ist hier insbesondere die Herausgabe (zusammen mit Theodor Schieder) des mehrbändigen Werkes „Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkriegs" (erschienen 1962–1974) zu nennen, zu dem Maschke außer seinem organisatorischen Einsatz auch umfangreiche Einleitungen beisteuerte.

[77] Aufsatzsammlung: Städte und Menschen (wie Anm. 72). Eine Bibliographie (bis 1974) stellte zusammen Kuno Drollinger, Verzeichnis der Veröffentlichungen von E.M., in: Aus Stadt- und Wirtschaftsgeschichte Südwestdeutschlands, Festschrift für Erich Maschke zum 75. Geb. (Veröff. der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, B 85) Stuttgart 1975, S. 281–290.

digmenwechsel seltener Konsequenz, und zugleich, das muß gesagt werden, auch selten erfolgreich verarbeitet: der Heidelberger Mediävistik hat er, wenn auch nicht unmittelbar am Historischen Seminar, lange Jahre, weit über seine Emeritierung 1968 hinaus, bedeutende Impulse gegeben.

Die 60er Jahre brachten dann eine weitere Ausgliederung von Lehrgebieten und Forschungsaufgaben aus dem Historischen Seminar. Gegründet wurde 1962 das Südasien-Institut und, zunächst als Abteilung des Historischen Seminars im Verband belassen, das Seminar für osteuropäische Geschichte (seit 1965). Doch blieb es nicht bei solcher Abschichtung und Emanzipation. Auch die Lehrstuhlgliederung der Geschichte selbst wurde im Zuge des Ausbaus und der Differenzierung ausgeweitet. Zunächst natürlich bei der Neueren Geschichte, wo, ebenfalls seit 1957, zunächst ein weiteres Extraordinariat eingerichtet wurde, das wenige Jahre später (1960) in ein zweites Ordinariat umgewandelt werden konnte. Die Stellenvermehrung an den Universitäten der Bundesrepublik, die der Wissenschaftsrat mit seinem bekannten ersten Gutachten von 1960 veranlaßte,[78] hat dann auch die mittelalterliche Geschichte in Heidelberg unmittelbar betroffen. Die Dauerstellen in Deutschland an den Universitäten für Forschung und Lehre in dem Fach Geschichte wurden damals, wie Werner Conze errechnet hat, vervierfacht.[79] Das Heidelberger Historische Seminar konnte seinen Personalstand wenigstens verdreifachen, insbesondere der Zuwachs von Stellen unterhalb der Habilitationsschwelle war erheblich.[80] Auch die Mediävistik erhielt nun ein neues Ordinariat, das dem integralen Verständnis des Faches entsprechend „Mittelalterliche und Neuere Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Hilfswissenschaften" benannt wurde.

Die Differenzierung der Methoden, insbesondere der vielfältigen Methoden der Quellenbehandlung, machten die Vermittlung sehr spezifischer Kenntnisse und Fertigkeiten bei der Ausbildung eines Historikers schon im 19. Jahrhundert dringlich. Im Bereich der Mediävistik ist dieses Bedürfnis nach methodisch bewußtem Umgang mit den verschiedenen Zeugnissen schon früh scharf formuliert worden. In Heidelberg hatte es in der reichen Tradition der mit dem Großeditionsunternehmen der „Monumenta Germaniae Historica" verbundenen Dozenten immer wieder in der Lehre Berücksichtigung gefunden.[81] Die Benennung des neuen Ordinariats mag also nicht unbedingt als exkludierende Einschränkung zu verstehen sein, wenn sie auch offensichtlich einen reinen „Parallellehrstuhl" vermeiden sollte.[82] Im Kern

---

[78] Empfehlungen des Wissenschaftsrats zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen, Teil I: Wissenschaftliche Hochschulen, Bonn 1960.

[79] Die deutsche Geschichtswissenschaft seit 1945, in: Historische Zeitschrift 225 (1977) S. 1–28, hier S. 18.

[80] Knappe Übersicht bei Conze/Mußgnug (wie Anm. 1) S. 148–150; allgemein zum Ausbau der Heidelberger Universität Wolgast, Universität 1386–1986 (wie Anm. 2) S. 177 ff., 183 f.

[81] Das hat bereits 1935 Günther Franz in einer Antwort (vom 6.1.1936) auf eine Anfrage des REM vom 2.12.1935 ausführlich zusammengestellt: UAH B-7526.

[82] Auch aus der von F.Ernst gegebenen Begründung vom 12.12.1961 für die *unico-loco*-Liste der Fakultät ergeben sich keine deutlichen Anhaltspunkte dafür (UAH H-IV-568/4; hier auch die Billigung des Kommissionsvorschlages durch die Fakultät vom 13.12.1961, Votum des Dekans für das Ministerium vom 19.12.1961, sowie Mitteilung über den durch das Ministerium erteilten Ruf vom 27.1.1962). Im eigenen Rückblick auf die Einrichtung

ist sie wohl als eine Akzentuierung und Zuspitzung zu verstehen, die die gemeinsame Basis des Faches Geschichte gerade nicht, gewisse Tendenzen der Hilfswissenschaften anderwärts negierend, außer Acht lassen will, sondern die die allgemeine Geschichte nur um so fester als Ziel jeder Quellenanalyse ins Auge faßt.

Naturgemäß hatte Fritz Ernst auf die Besetzung dieses Lehrstuhles großen Einfluß. Den Ruf erhielt ein Mann, mit dem Ernst seit den Tagen seiner Lehrstuhlvertretung in Kiel im Sommersemester 1936 (nach dem Weggang Fritz Rörigs nach Berlin) eng befreundet war, Ahasver von Brandt.[83] Dieser, damals Direktor des Stadtarchivs Lübeck und Honorarprofessor der Universität Hamburg, nahm 1962 in Heidelberg seine Tätigkeit auf, „ein Gelehrter eigener Art, der zum Direktor eines bedeutenden Archivs aufstieg, ohne ein Archivarexamen abzulegen, und der von einer alten Ordinarien-Fakultät auf einen Lehrstuhl berufen wurde, ohne habilitiert zu sein", so hat ihn Peter Classen in einem Nachruf charakterisiert.[84] 1909 geboren, aus dem preußischen Beamten- und Offiziersadel stammend, hatte Brandt in den frühen 30er Jahren sein Studium in Kiel begonnen, einer Universität, deren Studentenschaft, wie er selber es später formuliert hat, sich damals „besonders früh und nachdrücklich radikalisierte". Seine Entscheidung für die mittelalterliche Geschichte und gegen die Verlockung der Rechtswissenschaft führte Ahasver von Brandt selbst auf „die Begegnung mit einem großen akademischen Lehrer und Mediävisten, mit Fritz Rörig" zurück. „Durch ihn wurde ich höchst unreifen zeitgeschichtlichen Neigungen entzogen und in die so heilsame methodische und denkerische Zucht der Mittelalterforschung, in die saubere Kühle der Urkundenkritik, der Stadt-, Wirtschafts- und Hansegeschichte eingeführt".[85]

1934 wurde Brandt in Kiel mit einer Arbeit über den Rentenmarkt Lübecks im 14. Jahrhundert promoviert,[86] einem typischen Thema aus dem Arbeitsfeld von Fritz Rörig, der in den 20er Jahren aus der Verteilung von Grundstücken und sozialer Macht im Lübeck des späteren Mittelalters auf die Zustände in der Gründungsstadt des 13. Jahrhunderts kühne Rückschlüsse gezogen hatte. Ahasver von Brandt zeigte schon in dieser Erstlingsarbeit, die ganz aus dem Lübischen Archiv gearbeitet war, seine Selbständigkeit, indem er die wirtschaftliche Bedeutung der Grund-

---

seines Ordinariats vom 4.2.1974, gerichtet an die Fakultät (bei den Akten der Philosophisch-Historischen Fakultät), hat Brandt freilich später die hilfswissenschaftliche Ausrichtung des Lehrstuhls energisch (wenn auch wohl nicht ohne besetzungstaktische Rücksichten) betont.

[83] Antrittsrede in: Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1966/67, Heidelberg 1968, S. 28–32. Vgl. die Nachrufe von Peter Classen (wie unten Anm. 84); Hermann Jakobs, in: Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege 4 (1977) S. 140–142. Vgl. auch die Würdigung von Klaus Friedland in: Ahasver von Brandt, Lübeck, Hanse, Nordeuropa, Gedächtnisschrift für Ahasver von Brandt, hgg. im Auftrag des Hansischen Geschichtsvereins von Klaus Friedland und Rolf Sprandel, Köln u. Wien 1979, S. 1–8 (dort auch eine Bibliographie, zusammengestellt von Hans F. Rothert und Jürgen Wiegand, S. 383–404, sowie ein Verzeichnis der Nachrufe auf A.v.B., S. 9)

[84] Peter Classen, in: Jahrbuch der Heidelberger Akademie 1978, Heidelberg 1979, S. 71–73, hier S. 71. Vgl. auch Classens Nachruf in: Deutsches Archiv 35 (1979) S. 712 f.

[85] Zitate in: Antrittsrede (wie Anm. 83) S. 29.

[86] Der Lübecker Rentenmarkt von 1320–1350, Düsseldorf 1935.

stücksrenten für den Kapitalmarkt und vor allem die soziale Funktion dieses Instruments für die Lübecker Oberschicht in knappen, präzisen Strichen darlegte. Diesem verheißungsvollen Auftakt zum Trotz konnte und wollte Brandt aber aus inneren Gründen weder in einer journalistischen Tätigkeit, mit der er schon vor seiner Promotion begonnen hatte, noch auch in einer kurzen Zeit als Assistent Rörigs den politischen Anforderungen entsprechen, die ihm da zugemutet wurden. So hat er die Aufnahme als Archivar ins Lübecker Stadtarchiv 1936, die noch Fritz Rörig vermittelt hatte, als Refugium empfunden.

In jahrelangem „täglichen Umgang mit den Quellen einer bedeutenden Vergangenheit" gewann er nicht nur, wie er selber schreibt, „das dem Archivar natürliche Lustgefühl",[87] er lernte die Lübische Überlieferung so genau wie kaum ein anderer kennen und behielt doch den Überblick über die allgemeineren Probleme des Zeitalters, die sich ihm vor allem aus dem Blick nach Norden, zu den skandinavischen Königreichen und ihren Beziehungen zu Lübeck und zur Hanse – und damit zugleich aus dem Blick auf die allmähliche Integration Skandinaviens in das spätmittelalterliche Europa überhaupt erschlossen. Der Kriegsdienst hatte weiteren Abstand gebracht, eine Distanz zum wissenschaftlichen Tagesbetrieb, die er beängstigt und selbstgewiß zugleich schon 1942 in einem lesenswerten Brief öffentlich formuliert hat.[88]

Aus dem Krieg zurückgekehrt hat Brandt dann in einer ganzen Reihe von quellengesättigten Untersuchungen sich zentralen Problemen der spätmittelalterlichen Entwicklung Lübecks zugewandt, immer wieder der Sozialstruktur der Stadt, wie sie sich aus dem Archiv erheben ließ. Unter der Sonde dieser Fragestellung klärte er Voraussetzungen, Verlauf und Wirkungen der vielberufenen Knochenhaueraufstände des 14. Jahrhunderts,[89] beschrieb er Lübecks Großmachtstellung, analysierte er die Wirkungen des Stralsunder Friedens.[90] Seine nüchterne Genauigkeit, die griffigen Schlagworten gegenüber mißtrauisch blieb und doch die übergreifenden Zusammenhänge suchte, ließ ihn zu sehr verschiedenen Themen Arbeiten vorlegen, die doch im gemeinsamen Quellenfundus und in der sozialen Einheit der Stadt Lübeck ihre zentrierende Mitte hatten.

Daneben veröffentlichte er ein Buch, das aus seinen Erfahrungen als Archivar und aus dem Hamburger Lehrauftrag erwuchs; er nannte es „Werkzeug des Historikers". 1958 zum ersten Male in der von Fritz Ernst herausgegebenen Urban-Taschenbuch-Reihe erschienen, hat es in den drei Jahrzehnten seither eine 12. Auf-

---

87 Antrittsrede (wie Anm. 83) S. 30.

88 (Fritz Ernst, Hg.), Soldatenbriefe von Historikern, in: WaG 8 (1942) S. 358–364, hier S. 362–364.

89 Die Lübecker Knochenhaueraufstände von 1380/84 und ihre Voraussetzungen, Studien zur Sozialgeschichte Lübecks in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 39 (1959) S. 123–202, jetzt in: A.v.B., Lübeck, Hanse, Nordeuropa (wie Anm. 83) S. 129–208. In seiner Heidelberger Zeit gab Brandt dann einen souveränen Überlick über: Die gesellschaftliche Struktur des spätmittelalterlichen Lübecks, in: Untersuchungen zur gesellschaftlichen Struktur der mittelalterlichen Städte in Europa (Vorträge und Forschungen, 11) Konstanz/Stuttgart 1966, S. 215–239, jetzt a.a.O. S. 209–232.

90 Geist und Politik in der Lübeckischen Geschichte, Acht Kapitel von den Grundlagen historischer Größe, Lübeck 1954.

lage (1986) erreicht. Kein Lehrbuch unseres Faches ist wohl so vielen Studenten bekannt wie diese „Einführung in die historischen Hilfswissenschaften". Unprätentiös und praktische Schwierigkeiten nicht durch scheinbaren Tiefsinn oder eine Pseudotheorie vernebelnd, in pünktlicher Formulierung wohlüberlegt auch die offenen Fragen und damit künftige Forschungsaufgaben nicht verschweigend, dabei doch stets die Absicht durchscheinen lassend, die historischen Quellen zuerst und vor allem als Zeugnisse gelebten Lebens und nicht als bloße Objekte hilfswissenschaftlicher Zergliederung dem Leser nahezubringen, ist der Band das Muster einer sachlichen Hinführung zu einer angemessenen kritischen Handhabung der komplexen Quellen der mittelalterlichen Geschichte.

Was sich die Heidelberger Fakultät von dieser Besetzung des gerade neugeschaffenen Lehrstuhles erwartete, ist durchaus nachvollziehbar. Als aber schon im Jahr nach der Berufung Ahasver von Brandts im Dezember 1963 Fritz Ernst aus dem Leben schied, da wurde aus dem Neben- und Miteinander zweier befreundeter Mediävisten für Brandt unversehens die harte Aufgabe, für eine dann schließlich doch erheblich lange Zeit das Fach wiederum alleine in der Fakultät, vor allem vor der wachsenden Zahl von Studenten zu vertreten. Ein Rückzug auf die Hilfswissenschaften, sollte er je ins Auge gefaßt worden sein, kam überhaupt nicht in Betracht, und ebenso wenig ließ sich in Süddeutschland ausschließlich die hansische Geschichte in der Lehre vorstellen. Doch neben den größeren Vorlesungen zur allgemeinen Geschichte, insbesondere des Spätmittelalters, die er ausarbeitete,[91] führte er auch ein schon in Lübeck begonnenes großes Unternehmen der Quellenerschließung weiter, die Regesten der Lübecker Bürgertestamente.[92] Der sozialgeschichtlichen Forschung und der in den letzten Jahren geradezu modisch gewordenen Geschichte der materiellen Kultur des Alltags ist hier, avant la lettre, ein reiches Quellenmaterial eröffnet worden. Die Auswertung, die Ahasver von Brandt selbst noch 1973 aspektereich begann,[93] ist längst noch nicht abgeschlossen.[94] Es kennzeichnet

---

[91] Teilweise gingen sie offenbar in seine kompendiösen Darstellungen zur nordischen Geschichte ein, vgl. Die nordischen Länder von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis 1448 (unter Mitarbeit von Erich Hoffmann), in: Handbuch der Europäischen Geschichte, hg. von Theodor Schieder, Bd.2: Europa im Hoch- und Spätmittelalter, hg. von Ferdinand Seibt, Stuttgart 1987, S. 884–917; Die nordischen Länder von 1448 bis 1654, ebenda, Bd.3: Die Entstehung des neuzeitlichen Europa, hg. von Josef Engel, Stuttgart 1971, S. 962–1002; Die Hanse (unter Mitarbeit von Udo Arnold), ebenda, Bd.2 (1987), S. 489–507.

[92] Regesten der Lübecker Bürgertestamente des Mittelalters, Bd.1 [1278–1350], Bd.2 [1351–1363] (Veröffentl.zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, 18 u.24) Lübeck 1964 u. 1973.

[93] Mittelalterliche Bürgertestamente, Neuerschlossene Quellen zur Geschichte der materiellen und geistigen Kultur (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philos. -hist.Klasse 1973,3) Heidelberg 1973, jetzt in: Lübeck, Hanse, Nordeuropa (wie Anm. 83) S. 336–358.

[94] Neuerdings etwa Gerhard Jaritz, Österreichische Bürgertestamente als Quelle zur Erforschung städtischer Lebensformen des Spätmittelalters, in: Jahrbuch für Geschichte des Feudalismus 8 (1984) S. 249–264; der Forschungsbericht von Martin Bertram, Mittelalterliche Testamente, Zur Entdeckung einer Quellengattung in Italien, in: Quellen und Forschungen aus Italienischen Archiven und Bibliotheken 68 (1988) S. 509–545; oder Lothar Kolmer, Spätmittelalterliche Testamente, Forschungsergebnisse und Forschungsziele, Regensburger Testamente im Vergleich, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 52

den Spürsinn und die editorische Beharrlichkeit des Hansehistorikers Ahasver von Brandt, daß er dieses unscheinbare, aber in vielfältigen Fragen der Alltagsgeschichte grundlegende Sammelwerk so weit auf den Weg zu bringen vermochte.

Mit dem vorzeitigen Tod von Fritz Ernst war das andere mediävistische Ordinariat verwaist. Es sollte noch fast drei Jahre dauern, bis es wieder besetzt werden konnte, auch, aber nicht ausschließlich deswegen, weil die zunächst auf der Vorschlagsliste der Fakultät placierten Gelehrten,[95] Hans-Martin Klinkenberg[96] aus Köln und Reinhard Elze[97] von der Freien Universität Berlin sich der Einladung nach Heidelberg schließlich versagten. Klinkenberg kam aus der Schule Gerhard Kallens, der mit dem Heidelberger Akademieunternehmen der Cusanus-Edition engstens verbunden war.[98] Mit Elzes Berufung hatte die Fakultät einen Verfassungshistoriker eingeladen, der sich als Schüler von Hans-Walter Klewitz und Karl Brandi vor allem mit der Liturgiegeschichte und dem Herrscherzeremoniell beschäftigt hatte, einen der wenigen Protestanten, die den unübersichtlichen Quellenfundus für diesen das ganze Mittelalter hindurch wichtigen Bereich staatlicher Herrschaftsrepräsentation voll beherrschten.

Nach Elzes Absage, und als auch Heinz Löwe sich von Tübingen nicht nach Heidelberg hatte locken lassen, kam schließlich[99] im Herbst 1966 aus Gießen Peter

---

(1989) S. 475–500; vgl. auch Samuel Kline Cohn, Jr., Death and Property in Siena, 1205–1800, Strategies for Afterlife (John Hopkins University Studies in Historical and Political Science, 126th Ser. 2, Baltimore 1988).

95 Ein erster Vorschlag der Berufungskommission hatte gelautet: 1. Ludwig Petry (Mainz), 2. Hans-Martin Klinkenberg (Köln), 3. Alois Gerlich (Mainz). Diese Liste war zwar am 13.5.1964 von der Fakultät mehrheitlich (mit 26:10 Stimmen bei 4 Enthaltungen) angenommen worden. Wegen eines Formfehlers mußte aber die Abstimmung am 10.6.1964 wiederholt werden; dabei beschloß die Fakultät, die Kommission um eine neue Liste zu bitten, die am 8.7.1964 (diesmal mit 27 Ja-Stimmen bei 12 Enthaltungen – die Mehrheitsverhältnisse hatten sich nicht wesentlich geändert!) gebilligt wurde: 1.Klinkenberg, 2. Reinhard Elze (Berlin), 3. Gerlich. Am 11.11.1964 wurde der Fakultät die Ablehnung des Rufes durch den Erstplacierten mitgeteilt (UAH H-IV-201/11).

96 Wolfgang Weber (wie Anm. 3) S. 306 f. Klinkenberg übernahm noch 1964 das Ordinariat für Mittelalterliche Geschichte an der TH Aachen, wobei er dem Heidelberger Dekan ausdrücklich schrieb: „Was mich schließlich nach Aachen zog, war die Besonderheit der Aufgabe einer Philosophischen Fakultät an einer Technischen Hochschule, dazu Reiz und Risiko eines Anfangs *ab ovo*." (In den Akten der Phil.-Hist. Fakultät Heidelberg).

97 Weber, Lexikon (wie Anm. 3), S. 127; Vgl. vor allem R. Elze, Päpste – Kaiser – Könige und die mittelalterliche Herrschaftssymbolik, Ausgewählte Aufsätze, hgg. von Bernhard Schimmelpfennig und Ludwig Schmugge (Variorum reprints, CS 152) London 1982.

98 Zu ihm wiederum Weber, Lexikon (wie Anm. 3), S. 286. Am 11.Oktober 1943 hatte Willy Andreas dem damaligen Rektor Paul Schmitthenner vorgeschlagen, Gerhard Kallen, der wegen der Bombardierung von Köln vorwiegend in Heidelberg arbeite, vorübergehend am Heidelberger historischen Seminar mit einem Lehrauftrag zu versehen (UAH B-7526). Offenbar wurde daraus aber nichts.

99 Die genaue Folge der Entscheidungen läßt sich zwar nicht aus den Akten der Fakultät im UAH rekonstruieren (da dort das Konvolut zum Sommersemester 1965 fehlt); aus den Akten „Lehrstühle/Berufungen ab Wintersemester 1963/64" der Philosophisch-Historischen Fakultät geht aber hervor, daß die Fakultät nach der Absage von R. Elze (vom 18.3.1965) Gelegenheit zu einer Ergänzung ihrer Vorschlagliste erhielt. Gestützt auf einen Kommissionsvorschlag beschloß sie am 2.Juni 1965 einstimmig eine neue Liste: 1. Heinz Löwe (Tübingen); 2. Peter Classen (Gießen); 3. Gerlich. Da die Landesregierung den Ruf

Classen[100], der zugunsten von Heidelberg eine Einladung nach Hamburg, an die Universität seiner Vaterstadt, ausgeschlagen hatte. 1924 geboren, aus einer Familie stammend, die nach seinen eigenen Worten „mehr Akademiker und Beamte als Kaufleute hervorgebracht hat", wurde Classen nach seinem frühzeitigen Abitur 1942 zur Wehrmacht eingezogen. „Unversehrt und undekoriert", wie er sagt, bezog er im Sommer 1945 die Universität Hamburg.[101] Das Studium der Geschichte, das er lange schon angestrebt hatte, hat er mit klassischer Philologie verbunden, eine damals noch häufigere Fächerkombination, der Classen in seinem Gelehrtenleben dann durch die volle Beherrschung der philologischen Methoden und ihrer sprachlichen Voraussetzungen gerecht wurde.

Als akademische Lehrer, die seinen Weg bestimmt haben, nennt er für Hamburg den Althistoriker Hans-Ulrich Instinsky und den Mediävisten Hermann Aubin, für Göttingen, wohin er 1948 überwechselte, Percy Ernst Schramm, Hermann Heimpel und Wilhelm Berges. Die Reverenz, die er damit seinen akademischen Lehrern zollte, ist offenbar ganz bewußt so breit gestreut, weil Classen zum Ausdruck bringen wollte, „daß es in unserer Wissenschaft nicht nur verschiedene Gegenstände, sondern auch verschiedene Wege, vielleicht darf ich sagen, verschiedene Stile des Lehrens und Forschens gibt, die gleiches Recht und gleiche Würde beanspruchen dürfen."[102] Peter Classen hat seinen eigenen Stil rasch und früh ausgebildet, indem er Anregungen von vielen Seiten aufnahm und verarbeitete.

Die Dissertation „Studien zur Entstehung der germanischen Königsurkunde auf römischer Grundlage" wurde in Göttingen unter der Anleitung von Wilhelm Berges begonnen und, nach dessen Berufung nach Berlin, 1950 bei Percy Ernst Schramm abgeschlossen.[103] Peter Classen selbst hat mitgeteilt, daß er wesentliche

---

innerhalb des Landes sehr spröde behandelte, lehnte H. Löwe den (im Juli 1965 erteilten) Ruf schließlich im Januar 1966 ab. Classen, der bereits im Herbst 1965 einen Ruf auf die Nachfolge Otto Brunners in Hamburg erhalten hatte, ließ sich für Heidelberg gewinnen, obwohl auch die Fakultät in Göttingen an ihm Interesse zeigte. Ahasver von Brandt, der selbst damals ebenfalls über einen Ruf nach Hamburg verhandelte, machte anscheinend seine Entscheidung von der Peter Classens abhängig: im März 1966 wurde der Fakultät bekannt, daß Classen zum Wintersemester 1966/67 nach Heidelberg kommen würde, auch Brandt lehnte den Ruf nach Hamburg ab.

100 Ein Selbstporträt in seiner Antrittsrede in: Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1970, Heidelberg 1971, S. 87–90; vgl. auch die Nachrufe von Horst Fuhrmann in: Deutsches Archiv 37 (1981) S. 443–445; Hermann Jakobs in: Ruperto Carola Bd.33/H.65–66 (1981) S. 209–212; Adolf Laufs, in: Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1981, S. 52–57; Erich Meuthen in: Historische Zeitschrift 232 (1981) S. 780–782; Josef Fleckenstein in: Byzantiaka 5 (1985) S. 141–144. Eine Gedenkrede von Eugen Ewig in: Peter Classen, Ausgewählte Aufsätze, unter Mitwirkung von Carl Joachim Classen und Johannes Fried hg. von Josef Fleckenstein (Vorträge und Forschungen, 28) Sigmaringen 1983, S. 11–21. Dort auch die Würdigung durch Josef Fleckenstein (S. 7–10), sowie eine Bibliographie (S. 515–525). Eine Würdigung durch Hagen Keller auch in einem Besprechungsaufsatz zu den beiden Bänden Gesammelter Aufsätze in: Göttingische Gelehrte Anzeigen 240 (1988), S. 120–133.

101 Antrittsrede (wie Anm. 100) S. 87 f.

102 Ebenda S. 88.

103 Erschienen unter dem Titel: Kaiserreskript und Königsurkunde, Diplomatische Studien zum römisch-germanischen Kontinuitätsproblem, in: Archiv für Diplomatik 1 (1955) S. 1–87 und 2 (1956) S. 1–115; und als Nachdruck (mit verändertem Untertitel: Diplo-

Anregungen zu dem Thema von Instinsky erhalten hatte.[104] Im wesentlichen aber war schon die Themenstellung, vor allem die Durchführung sein eigenes Werk. Der Kontinuität der äußeren Formen der Herrscherurkunde in Spätantike und Frühmittelalter und dem funktionalen Wandel einer urkundlichen Verfügung im Übergang von der einen zur anderen Epoche gewidmet, erschloß die Studie einen ganzen Quellenbereich in neuem Zugriff, hatte dafür freilich auch ungewöhnlich viele Vorarbeiten selbst zu leisten. Dem spätantiken Kaiserreskript mußte in Grundzügen eine Diplomatik gegeben werden, der frühmittelalterlichen Königsurkunde war ihre konkrete gesellschaftliche Funktion zuzuerkennen. Dabei ergaben sich aber grundlegende Einsichten in die Entwicklungsprozesse, die aus der Welt der antiken Mittelmeerkultur in die Reichsbildungen des Frühmittelalters führten. Was man bisher in der scharfen Gegenüberstellung von römischer Tradition und germanischer Eigenart hatte verstehen wollen, erwies sich als Ergebnis funktionalen Wandels nicht nur im Westen des Imperium, sondern auch in den oströmischen und kirchlichen Adaptionen der antiken Überlieferung. Vor allem war die unfruchtbare Frage nach der letzten Kausalität ersetzt durch den Blick auf die präzise Funktion und ihre Veränderungen im Gesamt der gesellschaftlich-politischen Ordnung.

Die Arbeit an dem Habilitationsvorhaben, das Classen zunächst als Assistent bei Wilhelm Berges an der Freien Universität Berlin verfolgte, verließ die Dämmerung der Spätantike und das Morgengrauen des Frühmittelalters, sie widmete sich zwar auch einem Zeitalter des Übergangs, einem Wandlungsprozeß großer Tragweite, siedelte sich aber im ungleich besser bezeugten Hochmittelalter, im 12. Jahrhundert an. Die sperrige Gestalt eines Kirchenreformers des zweiten Gliedes war diesmal der Gegenstand, Gerhoch von Reichersberg (* 1092/93, † 1169), eines Mannes, der nach einer tief empfundenen *conversio* zur *vita apostolica* rigoros seiner Zeit und seiner Kirche Reform abverlangte. Eigenwillig, ja querköpfig bis zum Zelotentum, von weitem Horizont und reicher Belesenheit, hat dieser Kanoniker und Propst von Reichersberg die Lebensform der regulierten Stiftsherren als absolute Forderung an den gesamten Klerus der Diözese gerichtet. Mit den Kompromissen, die seine Zeit nach den jahrzehntelangen Auseinandersetzungen zwischen Kirche und weltlicher Gewalt schließlich suchte und endlich zu finden begann, hat Gerhoch sich nie zufrieden geben wollen, ohne doch die Richtung der Entwicklung wirklich in seinem Sinne bestimmen zu können.

Classen hat sich also dem 12. Jahrhundert durch eine biographische Aufgabe genähert. Biographisch wollte er „den Mann Gerhoch in seiner Zeit und Umwelt darstellen, seine Kämpfe um die Klerikerreform und seine Aufbauarbeit in Reichersberg schildern, die scheinbaren und wirklichen Widersprüche seiner Lehren aus den Kampfsituationen seines Lebens erklären und den Grundgedanken seiner Schriften nachspüren".[105] Auch hier also ging es dem Historiker nicht um fertige

---

matische Studien zum Problem der Kontinuität zwischen Altertum und Mittelalter) in der Reihe: BYZANTINA KEIMENA KAI ΜΕΛΕΤΑΙ, 15, Thessaloniki 1977.

[104] Antrittsrede (wie Anm. 100) S. 89.

[105] Classen, Gerhoch (wie unten Anm. 107) S. 9. Vgl. auch S. VII: „Im Leben und Werk eines Einzelnen spiegeln sich die Probleme eines Jahrhunderts wider, – aber man muß den Standort des Spiegels kennen, will man die Blicke recht erfassen, die er ... gewährt."

Formeln, sondern um die Erklärung komplexer Zusammenhänge. Er mußte ein Jahrhundert in seinen Möglichkeiten ausloten, um diesem einzelnen Zeitgenossen eine angemessene Biographie widmen zu können. Ein immense Quellenarbeit, ein geduldiges Sichten und Sieben der urkundlichen und handschriftlichen Überlieferung, von der der umfängliche kritische Regestenanhang zu dem Buch beredtes Zeugnis ablegt, war Voraussetzung, nicht Ziel der als akademische Zweckschrift vorgelegten Arbeit, die doch ihren Zweck als grundlegende Monographie zur Kirchenreform im 12. Jahrhundert entscheidend übersteigt.

Die Habilitation erfolgte 1958 in Mainz, ein Jahr nachdem Classen dorthin übergesiedelt war.[106] Das Buch erschien 1960 im Druck.[107] Es ist Wilhelm Berges gewidmet, dem akademischen Lehrer, der ihn weder promoviert, noch habilitiert hatte. 1962 ging Classen nach Giessen. Weitere vier Jahre später kam er nach Heidelberg. In einer Fülle von Arbeiten[108] hat er, teils in Anknüpfung an die in der Dissertation und der Habilitationsschrift angelegten Themen, teils neue Gebiete sich erschließend, ein weitgespanntes Feld bestellt. Verfassungsfragen des Frankenreiches auf dem Höhepunkt seiner Entfaltung unter Karl dem Großen[109] und in seiner Dekomposition unter den späten Karolingern, Themen des Verhältnisses des frühmittelalterlichen Abendlandes zu Byzanz und zu seiner eigenen antiken Tradition, verfassungsgeschichtliche Entwicklungen des Hochmittelalters, das neuartige Instrument abendländischen Umgangs mit kulturellen Traditionen, die europäische Universität[110], das alles hat er in den Mittelpunkt seiner breit fundierten, mit methodischer Eleganz zum Ziel strebenden Untersuchungen gerückt.

Aus einer umfassenden Übersicht über das vollständige Quellenmaterial hat Classen dabei stets das zu erläuternde Phänomen in den funktionellen Zusammenhang der Gesellschaft zu rücken versucht und dabei dann auch die Zusammenhänge zwischen scheinbar ganz unterschiedlichen Aussagen unserer Quellen aufgedeckt. Immer wieder ging es ihm um Vermittlungspositionen, um Lebensläufe zwischen den Kulturen, um Übersetzer und Dolmetscher.[111] Andererseits achtete Classen verschärft auf den Funktionswandel von Institutionen und Formeln, auf die Dis-

---

[106] Zu den Gründen für den Wechsel Ewig (wie Anm. 100) S. 13 f.

[107] Gerhoch von Reichersberg, Eine Biographie, mit einem Anhang über die Quellen, ihre handschriftliche Überlieferung und ihre Chronologie, Wiesbaden 1960.

[108] Bibliographie (wie Anm. 100)

[109] Vor allem vgl. hier die große Studie: Karl der Große, das Papsttum und Byzanz, Die Begründung des karolingischen Kaisertums, in: Karl der Große – Lebenswerk und Nachleben, hg. von Werner Braunfels, Bd. 1: Persönlichkeit und Geschichte, hg. von Helmut Beumann, Düsseldorf 1965, S. 537–608, jetzt selbständig: nach dem Handexemplar des Verfassers hgg. von Horst Fuhrmann und Claudia Märtl (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters, 9) Sigmaringen 1985.

[110] Zusammengefaßt jetzt in: Peter Classen, Studium und Gesellschaft im Mittelalter, hg. von Johannes Fried (Schriften der MGH, 29) Stuttgart 1983.

[111] Stellvertretend seien hier nur erwähnt Hugo Etherianus (zu ihm bes. Classen, Ausgewählte Aufsätze, wie Anm. 100, S. 119 ff.) und Burgundio von Pisa (zu ihm Classen, Burgundio von Pisa, Richter – Gesandter – Übersetzer, Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philos. -hist. Klasse 1974,4).

kontinuitäten scheinbar bruchloser Traditionen, die er hellhörig sichtbar machte.[112] Wenn er in seiner Gießener Antrittsvorlesung den gesellschaftlichen Ort der europäischen Universität im Zeitalter ihrer Entstehung, im 12. Jahrhundert, aufdeckte,[113] wenn er in seiner Heidelberger Antrittsvorlesung die mittelalterlichen Universitätsreformen und Universitätsgründungen aufeinander bezog und auseinander erläutert hat,[114] dann entfernte er sich weit von dem oberflächlichen Streit darum, ob soziale Ursachen oder reiner Wissensdurst für die abendländische Hochschulentwicklung verantwortlich zu machen sind: die gesellschaftliche Funktion von Bildung und Gelehrsamkeit hat durch die Universitäten Änderung erfahren, und ihrerseits konnten die Universitäten nur unter den damaligen Bedingungen spezifisch sie selber werden und sein. Der Historiker hat nach Classens Ansicht die Aufgabe zu zeigen, „wie eigenständig und eigenartig dieses Phänomen...war",[115] wie es sich in den Gesamtzusammenhang einfügte und wie es sich im Verlauf der wechselnden Anforderungen änderte.

Ohne genaueste Beobachtungen im einzelnen, ohne das zupackende Verständnis des Gesamtzusammenhangs sind solche Beziehungen nicht zu klären. Verschiedene wissenschaftliche Disziplinen mußten herangezogen werden und mit ihren spezifischen Methoden zu einem vollen Verständnis des Funktionszusammenhanges beitragen: Sprachliche Durchdringung der Quellen, Rekonstruktion der gesellschaftlichen Institutionen, theoriegeschichtliche Erfassung der geistesgeschichtlichen Lage des Zeitalters und schließlich die Konkretion alles dessen im historisch Besonderen, im Individuum, das in seiner Besonderheit und in seiner Einzigartigkeit erklärt werden, aber nicht verschwinden soll.

Es ist hier nicht der Ort, an einzelnen Publikationen Peter Classens dieses methodische Vorgehen zu verfolgen. Die Anerkennung der Fachwelt wurde ihm in reichem Maße zuteil. Als Mitglied und (seit 1968) auch Vorstand des Konstanzer Arbeitskreises, in dem er mit Vorliebe die theoriegeschichtliche Aufgabe des Historikers ins Blickfeld rückte – die Themen der beiden Tagungen, die er verantwortet hat: „Recht und Schrift" und „Schulen und Studium im sozialen Wandel"[116], zeigen, wie sehr seine Handschrift dem Kreis neue Aspekte erschloß; als Vertreter der Heidelberger Akademie in der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae Historica (seit 1967),[117] wo er seine scharfsichtige Kritik verschiedenen Editionsvorhaben, besonders aber der Abteilung der „Epistolae" zugute kommen ließ und sich

---

[112] Charakteristisch etwa: Das Wormser Konkordat in der deutschen Verfassungsgeschichte, in: Investiturstreit und Reichsverfassung, hg. von Josef Fleckenstein (Vorträge und Forschungen, 17) Sigmaringen 1973, S. 411–460.

[113] Die hohen Schulen und die Gesellschaft im 12. Jahrhundert, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 33 (1964) S. 145–157; erweitert in: Archiv für Kulturgeschichte 48 (1966) S. 155–180, jetzt in: Studium und Gesellschaft (wie Anm. 110) S. 1–26.

[114] Die ältesten Universitätsreformen und Universitätsgründungen des Mittelalters, in: Heidelberger Jahrbücher 12 (1968) S. 72–92, jetzt in: Studium und Gesellschaft (wie Anm. 110) S. 170–196.

[115] Studium und Gesellschaft, S. 195.

[116] Recht und Schrift im Mittelalter, hg. von Peter Classen (Vorträge und Forschungen, 23) Sigmaringen 1977; Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters, hg. von Johannes Fried (Vorträge und Forschungen, 30) Simaringen 1988.

[117] Vgl. auch den Nachruf von Horst Fuhrmann (wie Anm. 100).

auch nicht scheute, selbst bessernd Hand anzulegen, wo er das für nötig hielt[118]; als Mitglied der Heidelberger Akademie (seit 1970) und als Sekretar ihrer geisteswissenschaftlichen Klasse (1974–1978), als Gast in Spoleto, Oxford und Harvard, Peter Classen war eine Zelebrität. Die strenge Sachlichkeit seines Urteils, die hohen Anforderungen, die er an Methode und Darbietung stellte, machten ihn zum respektierten, bisweilen wohl auch gefürchteten Diskutanten und Rezensenten. Im Umgang konnte er von großer Liebenswürdigkeit, konnte er auch von verletzender Härte sein, wo er das für nötig oder angebracht hielt. Seine fachliche Autorität verpackte er nicht ständig in gewinnende Herzlichkeit.

Im Umgang mit den Studenten und Kollegen am Historischen Seminar war er somit kein einfacher Fall. Schon in normalen Zeiten brauchte der spröde Charme seiner pünktlichen Sachbezogenheit eine längere Vertrautheit, um aufzutauen. In seinen Heidelberger Jahren aber durchlebte die deutsche Universität eine Krise, die mit dem Schlagwort von der „68er Revolution" nur unzureichend beschrieben ist. Vielerlei war zusammengekommen, was sich hier aufgestaut hat: das Ende der Nachkriegszeit hatte Wohlstand verbreitet, ohne doch an den traditionellen Bildungsbestrebungen, die sich in der Zeit der Katastrophe so bewährt hatten, schon Änderungen bewirkt zu haben. Bildungswerbung und das Gerücht von einer Bildungskatastrophe hatte neue Schichten für die Universitätsbildung erschlossen, auch der Zustrom von weiblichen Studierenden, der in der nationalsozialistischen Zeit zunächst bewußt gedrosselt worden war, sorgte jetzt für zusätzliches Wachstum der Universitäten. All das führte zu einer vordem ungeahnten Erhöhung der Jahrgangsquote von Universitätsbesuchern von ca. 3–4% Anfang der 50er Jahre auf nahezu 20% in den 80er Jahren.

Die Wachstumskrise, die auf diese starke Vermehrung der Zahlen von Studierenden und auf das ihr folgende Anwachsen des Lehrpersonals folgte, traf zudem auf ein Selbstbewußtsein der an den Hochschulen Tätigen, das durch das im Wiederaufbau nach dem Kriege nur notdürftig überdeckte, nicht eigentlich aufgearbeitete Versagen vor und während der Zeit des Nationalsozialismus geschwächt und problematisiert war. Auf der Seite der Studenten verbanden sich unbedingte Forderungen nach Selbstverwirklichung mit radikalem Aktionismus, der die Regulierungen des Rechts ohne große Bedenken im Interesse der eigenen Bedürfnisse rigoros beiseite rückte, umging oder bewußt provozierend brechen wollte. Es kam – auch in Heidelberg, aber nicht nur hier – zu tätlichen Auseinandersetzungen zwischen Studenten und Professoren.[119] Gesetzgeber und Politiker waren weithin ratlos, wollten aber wohl unübersehbare Mängel des alten Zustands durch entschlossene Schritte, soweit es auf sie ankam, beseitigen. Es fehlte jedoch an Sachverstand, auch an ruhiger Abwägung im einzelnen, so daß die von den Parlamenten verabschiedeten Gesetze eher beunruhigend wirkten, wo sie beruhigen sollten. Die Erinnerung an die nationalsozialistische Machtergreifung verunsicherte zusätzlich ins-

---

[118] Die Admonter Briefsammlung, nebst ergänzenden Briefen, hgg. von Günther Hödl und Peter Classen (†) (MGH, Die Briefe der deutschen Kaiserzeit, 6) München 1983, hier S. 6, sowie Horst Fuhrmann in: Deutsches Archiv 37 (1981) S. IXsq.

[119] Zwei Bilddokumente „Professoren im Handgemenge" (von denen eines Ahasver von Brandt zeigt) in: Auch eine Geschichte (wie Anm. 7) S. 416.

besondere die Professoren. War es nicht diesmal wenigstens Pflicht, den Anfängen rechtzeitig zu wehren, Unrecht zu benennen, den Kampf aufzunehmen?

Die Stationen dieses Konflikts sind hier nicht aufzuzählen, auch für Heidelberg nicht, schon gar nicht zu analysieren.[120] Die Mediävistik war von ihm ebenso betroffen, wie die ganze Universität. Weder vornehme Distanz und freundliche Entschiedenheit, noch schneidende Härte und steifer Widerspruch hatten irgend eine Wirkung. Für einige Jahre verkümmerte die Universitätslehre allgemein. Allein, sie öffentlich zu halten, Esoterik zu meiden, eine Diskussion um die Sache des Fachs zu führen und nicht um innerinstitutionelle oder allgemeine politische Fragen, erwies sich immer wieder als schwierig, mühsam und zeitaufwendig. Nicht als ob nicht auch damals noch gelehrt, gelernt, geforscht und geprüft worden wäre. Allein die Reihe der Dissertationen und der – immerhin – drei Habilitationen im Fach der mittelalterlichen Geschichte (Peter Moraw[121] [1971], Neidhart Bulst[122] [1976] und Johannes Fried[123] [1977]), die sich allesamt, wie man so schön sagt, sehen lassen können,[124] legt davon beredt Zeugnis ab. Aber all dies mußte einer Situation abgerungen werden, die wissenschaftliche Arbeit behinderte und eher lähmte als stimulierte. 1974, kurz nach dem Scheitelpunkt der Unruhen, wurde Ahasver von Brandt emeritiert, ein halbes Jahr später nur beendete eine Gehirnblutung alle seine Arbeitspläne. Als am Ende des Jahrzehnts eine gewisse Beruhigung an der Universität bemerkbar wurde, als auch die Vorlesungen sich wieder, wie er erfreut bemerkte, zu normalisieren schienen, erlag Peter Classen am 23. Dezember 1980 plötzlich einer jähen, tückischen Krankheit.

Die Mediävistik in Heidelberg hat an der Entwicklung des Historischen Seminars, hat an der Geschichte unserer Universität und unseres Landes auch in den letzten Jahrzehnten Teil gehabt und hat sich doch als Wissenschaft in ihr nicht verloren. Hier war die Rede mehr von den Historikern, die sich den Forderungen ihres Faches stellten, und weniger von ihren Positionen in den Grabenkämpfen und Intrigen der Alltagsgeschäfte. Das Mittelalter als Ort sozialer Auseinandersetzung, das Mittelalter als gelebte Zeitgenossenschaft, die mittelalterliche Stadt als Lebensraum und soziales Gebilde, mittelalterliche Institutionen und Theorien als Formen

---

120 Für Heidelberg zusammenfassend Volker Sellin, Die Universität Heidelberg in der Geschichte der Gegenwart, 1945–1985, in: Die Geschichte der Universität Heidelberg, Vorträge im Wintersemester 1985/86, hg. von der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Heidelberg 1986, S. 217–235.

121 Die Habilitationsschrift (wie oben Anm. 63).

122 Habilitationsschrift: Prosopographische Untersuchungen zu den französischen Generalständen von 1468 und 1484, 1976 (masch.).

123 Habilitationsschrift: König und Fürst, Herr und Stadt im apostolischen Schutz; gedruckt als: Der apostolische Schutz für Laienfürsten, Die politische Geschichte des päpstlichen Schutzprivilegs für Laien (11.–13. Jahrhundert), (Abh. der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Klasse 1980,1) Heidelberg 1980.

124 Bei Erich Maschke (Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte) an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät habilitierte sich 1977 Ulf Dirlmeier mit einer Arbeit, die im Druck erschienen ist u.d.T.: Untersuchungen zu den Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters (Mitte 14. bis Anfang 16.Jahrhundert), (Abh. der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Klasse 1978,1) Heidelberg 1978.

der Lebensbewältigung, all das und manches, was hier nicht genannt werden konnte, ist in dem Halbjahrhundert zwischen 1933 und 1980 in Heidelberg erforscht und durchdacht worden. Wenn es hier deutlicher geworden sein sollte, daß auch diese Heidelberger Historiker, um Peter Classens Worte zu wiederholen,[125] nicht verschiedene Gegenstände, sondern verschiedene Wege, verschiedene Stile des Lehrens und Forschens verkörperten, die gleiches Recht und gleiche Würde beanspruchen dürfen, dann hätte mein Bericht sein Ziel erreicht, auch wenn natürlich die Bedeutung jedes einzelnen dieser Wege für unsere heutige fachliche Arbeit aus sehr verschiedenen Gründen, nicht zuletzt aus den persönlichen Interessen jedes einzelnen von uns, recht verschieden sein mag. Wenn es der Wissenschaft vom Mittelalter gelingt, sich die Vielfalt ihrer Wege offenzuhalten und sich neue Wege zu erschließen, ohne die erreichten Positionen zu desavouieren, dann braucht uns auch für die Zukunft unseres Faches an dieser unserer Universität nicht bange zu sein.

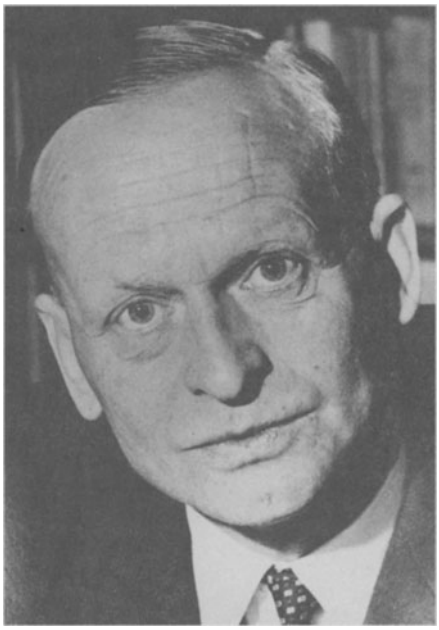
---

[125] wie oben Anm. 102.

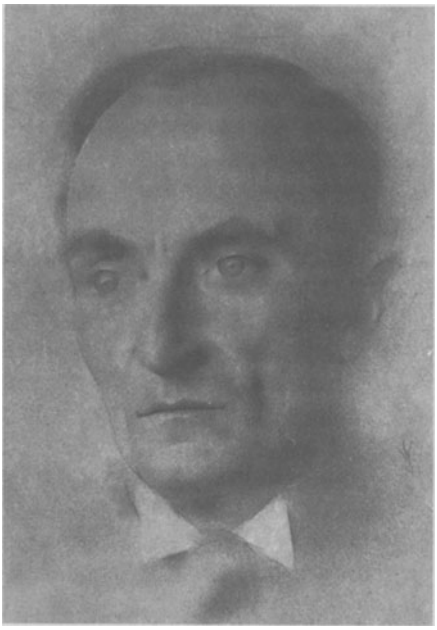
Karl Hampe
(1869–1936)

Hermann Oncken
(1869–1945)

Willy Andreas
(1884–1967)

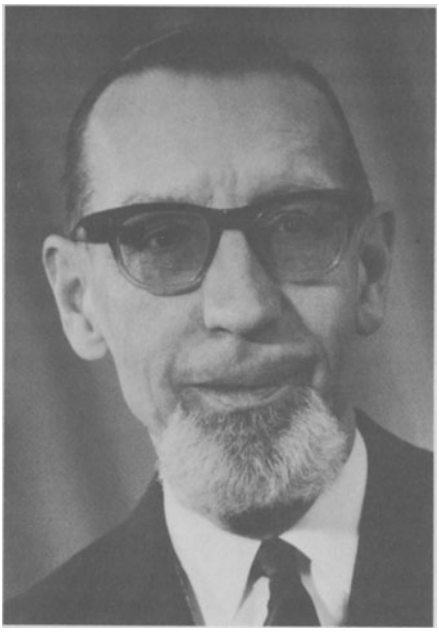


Fritz Ernst
(1905–1963)

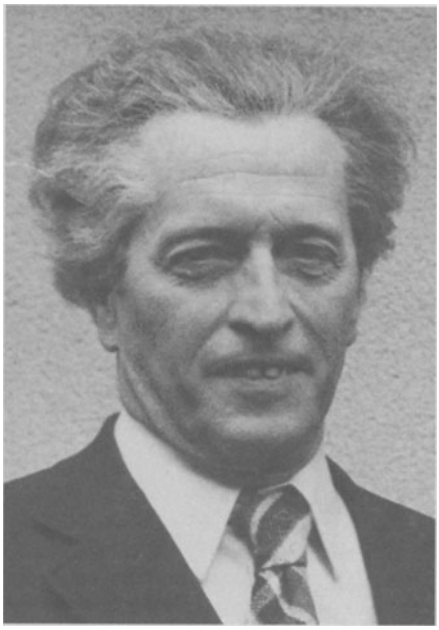


Johannes Kühn
(1887–1973)

Werner Conze
(1910–1986)



Ahasver von Brandt
(1909–1977)



Peter Classen
(1924–1980)

Die neuzeitliche Geschichte im 20. Jahrhundert

Eike Wolgast

„Die Professur, die wir zu besetzen haben, hat eine durch eine lange stattliche Überlieferung ausgeprägte Eigenart, wie wenige in Deutschland. Seit vor 90 Jahren Schlosser in sie eingetreten ist, sind ihre Beziehungen zu dem Lebensinhalt der jeweils nahen Vergangenheit, zu dem Lebensinhalt des ganzen 19. Jahrhunderts stets besonders eng gewesen, stets hat sie, in wechselnden Formen, den Zusammenhang zwischen politischer und allgemein geistiger Geschichte gepflegt und in sich dargestellt."[1] Als die Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg 1907 anläßlich der Regelung der Nachfolge Marcks' diese Erklärung abgab, steckte sie zugleich die Koordinaten ab, die die längste Zeit des 20. Jahrhunderts Tendenzen und Ausprägungen von Forschung und Lehre neuzeitlicher Geschichte in Heidelberg bestimmt haben.

Mit den Namen von drei Professoren läßt sich die Heidelberger neuzeitliche Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert – bis zur Schwelle der Wirksamkeit der gegenwärtig am Historischen Seminar Lehrenden – kennzeichnen:

Hermann Oncken	1907–1923,
Willy Andreas	1923–1945,
Werner Conze	1957–1979.

Werden mit diesen Namen Programme verbunden, kann die Trias umschrieben werden:

Geschichte als politische Wissenschaft,
Geschichte als Kunstwerk,
Geschichte als Sozialwissenschaft.

Neben den drei genannten Lehrstuhlinhabern lehrten zwischen 1907 und 1975 sechs weitere beamtete ordentliche und außerordentliche Professoren; habilitiert wurden in diesem Zeitraum bis 1945 fünf, seither zehn Dozenten für neuzeitliche Geschichte.

---

[1] Zitiert nach W. Conze, D. Mußgnug, Das Historische Seminar. In: Heidelberger Jahrbücher, Bd. 23/1979, S. 139; ähnlich wie 1907 die Fakultät, argumentierte der Senat 1955 anläßlich der Regelung der Nachfolge Kühns: „Die Professur für Neuere Geschichte sei die Visitenkarte der Universität"; vgl. den Bericht im Fakultätsprotokoll 2.3.1955 (Universitätsarchiv – künftig UA – Heidelberg, Fak.-prot. 1955).

Geschichte als politische Wissenschaft: Hermann Oncken

Hermann Oncken[2] (1869–1945) kam als Nachfolger von Erich Marcks nach Heidelberg. Im Gegensatz zu jenem, „damals der Favorit unter den historischen Kanzelrednern"[3], stand Oncken erst am Anfang seines Ruhmes mit einer für einen Professor des Kaiserreichs ungewöhnlichen persönlichen und wissenschaftlichen Vita. Oncken war Schüler des Ranke-Epigonen Max Lenz in Berlin, Archivar in seiner Heimatstadt Oldenburg, Privatdozent an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin und ordentlicher Professor in Gießen – das alles war nicht unüblich; aus dem Rahmen fiel, daß er ein Jahr Austauschprofessor in Chicago gewesen war (1905/6) und eine Biographie Ferdinand Lassalles geschrieben hatte.

Oncken war nicht die erste Wahl der Heidelberger gewesen. Sie hatten Friedrich Meinecke, damals in Freiburg, unico loco auf die Liste gesetzt und erst, als das Ministerium diesen nicht freigab, eine Dreierliste mit alphabetischer Reihung von ihrer Meinung gleichwertigen Kandidaten aufgestellt: Erich Brandenburg (Leipzig), Otto Hintze (Berlin) und Oncken, damals in Gießen, den das Ministerium berief.

Mit Oncken fand, ganz anders als dies bei Meinecke der Fall gewesen wäre, die spezifische Heidelberger Tradition politisch wirkenwollender Geschichtsschreibung ihre Fortsetzung, auch wenn Oncken seine wissenschaftliche Arbeit im Bereich von Mittelalter und früher Neuzeit begonnen hatte.[4] Das Verhältnis Geschichte – Politik beschäftigte ihn zeitlebens; noch im Selbstzeugnis von 1933 fand er es durchaus in Ordnung, daß der Historiker „sich durch Wahl und Behandlung seiner Stoffe an überwiegend politischen Aufgaben beteiligt, sei es durch die indirekte Wirkung einer politischen Pädagogik, sei es durch die publizistische Vertretung gegenüber anderen Völkern".[5] Endzweck der historischen Arbeit sollte „die

---

[2] Über Oncken vgl. D. Drüll (Hg.), Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932 (Berlin, Heidelberg usw. 1986), S. 197; Chr. Weisz, Geschichtsauffassung und politisches Denken Münchener Historiker der Weimarer Zeit (Berlin 1971), passim; K. Schwabe, in: H.-U. Wehler (Hg.), Deutsche Historiker (Göttingen 1973), S. 189 ff.; B. Faulenbach, Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus (München 1980), passim; H. Kossack, in: Berliner Historiker. Die neuere deutsche Geschichte in Forschung und Lehre an der Berliner Universität (Berlin-DDR 1985), S. 53 ff.

[3] G. Ritter, Zum Gedächtnis an Hermann Oncken. In: Geistige Welt, Bd. 1/1946, S. 26. Über den Unterschied zwischen Marcks und Oncken vgl. auch K.A. v. Müller, Im Wandel der Welt (München 1966), S. 236: „Marcks war irenisch, zum Harmonisieren geneigt, eine wissenschaftlich ästhetische Natur, zwar begierig nach dem Verkehr mit Männern der Tat, aber ohne persönlichen politischen Ehrgeiz; er hatte im Wesen viel mehr mit Ranke gemein als Oncken, der vor allem ein Mann scharfen nüchternen klaren Verstandes und Willens war, zur zuspitzenden, sophistischen Polemik geneigt, aber mit einer viel stärkeren politischen Ader, zwar nicht mit Treitschke, aber mit Sybel und den anderen kleindeutschen Historikern verwandt."

[4] Dissertation: Zur Kritik der oldenburgischen Geschichtsquellen im Mittelalter; Habilitationsschrift: Graf Christoph von Oldenburg 1504–1566. Zur deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation.

[5] Antrittsrede in der Preußischen Akademie der Wissenschaften 29. Juni 1933 (Sitzungsberichte der Phil.-Hist. Klasse), S. CXIV.

Politisierung der Nation auf der Grundlage historischer Bildung"[6] sein. Oncken versuchte zweierlei zu verbinden: einerseits das Beharren auf dem rein historischen, an Objektivität orientiertem Interesse, wie es das Erkenntnisstreben Rankes bestimmt hatte, und andererseits die „befruchtende Berührung mit den Problemen der Gegenwart".[7] Dabei räumte er durchaus ein, daß Werturteile nicht zu vermeiden seien, wollte sie aber mehrfach geläutert wissen: Das für den jeweils untersuchten historischen Sachverhalt zeitgenössische ethische Normengefüge mußte ebenso in das Urteil einbezogen werden, wie die Vor-Urteile des Historikers seine Quellenkritik und -interpretation nicht beeinflussen durften.

Unter den erkenntnisleitenden Prämissen der wissenschaftlichen Arbeit Onckens nahm die Machtstaatsidee eindeutig die erste Stelle ein. Geschichte wurde von Oncken als dauernder Kampf von Staaten um die Macht verstanden. Daraus leitete er den Primat der Außenpolitik und die Voraussetzung des starken und vor allem innerlich geschlossenen Staates ab. Das Postulat innerer Einheit hat Oncken vor 1914 immer wieder dazu veranlaßt, für das Deutsche Reich die Integration der Arbeiterschaft in den Staat zu fordern. Alle sollten am Ganzen partizipieren; es ging nicht nur darum, „diese Klassen (der Arbeiter) ... von den sozialen Fesseln (zu) befreien und ihnen einen menschenwürdigen Anteil an den kulturellen Gütern der Nation (zu) verschaffen", sondern auch, sie „zu einer innerlichen Hingabe an das Gemeinwesen (zu) erziehen und sie, die bisher nur Objekte der Gesetzgebung gewesen waren, zu subjektiven Mitträgern der Staatspersönlichkeit (zu) erheben".[8] Nach dem Willen Onckens sollten seine Studien zur Arbeiterbewegung dieser erforderlichen Integration den Weg bahnen helfen. Dabei wandte er sich nicht nur Lassalle und dem nationalen Sozialismus zu, sondern würdigte auch die Bedeutung von Marx und Engels, deren Briefwechsel er 1914 vorurteilslos und einfühlsam rezensierte: „In die Reihe der wahrhaften Lebensgemeinschaften unseres Volkes gehören Karl Marx und Friedrich Engels" – „zwei Lebensläufe, die ganz in der Arbeit an den allgemeinsten Strebungen der Menschheit aufgehen."[9]

Ebenso erstaunlich wie die Beschäftigung mit Führern und Institutionen der Arbeiterbewegung war für einen staatsloyalen Historiker des Kaiserreichs die Nüchternheit, mit der Oncken Wilhelm II. beurteilte.[10] Er feierte ihn 1913 zwar als „die verbindende Einheit aller wirksamen Kräfte, mitten in politischer Zerrissenheit", bemühte sich aber um objektive Analyse des Charakters des Kaisers: „Sanguiniker der Stimmung und des Ausdrucks, höchst empfänglich und eindrucksfähig, unstet und beweglich."[11]

---

[6] H. Oncken, Historisch-politische Aufsätze und Reden, Bd. 1 (München, Berlin 1914), S. VI.

[7] Ebd., S. V.

[8] Ebd., S. 32 (Die Ideen von 1813 und die deutsche Gegenwart; 1913).

[9] Historisch-politische Aufsätze und Reden, Bd. 2, S. 325–329 (Marx und Engels; 1914).

[10] Ebd., Bd. 1, S. 3 ff. (Der Kaiser und die Nation. Rede bei dem Festakt der Universität Heidelberg zur Erinnerung an die Befreiungskriege und zur Feier des 25jährigen Regierungs-Jubiläums Kaiser Wilhelms II.; 1913).

[11] Ebd., S. 11; Oncken scheute sich auch nicht, auf die „Hemmungen körperlicher Art" bei Wilhelm II. hinzuweisen; vgl. S. 9.

Mit dem Postulat des innerlich geeinten und geschlossenen Staates verband Oncken außenpolitisch die Konzeption einer historisch vorgegebenen deutschen Großmachtstellung. Seine Sicht der deutschen Geschichte war bestimmt von der kontinentalen Mittellage zwischen Rußland und Frankreich-England mit den daraus resultierenden Gefährdungen, aber auch Chancen. Unverkennbar ist bis 1918 der Stolz auf die Bedeutung Deutschlands in Europa und in der Welt. So wenig aber das Reich nach innen fertig schien, so wenig auch nach außen, so daß Oncken es als Aufgabe deutscher Politik formulierte, „einen unserer Kraft entsprechenden Anteil an der Macht in der Welt zu erringen".[12] Gleichwohl war er im Gegensatz zu vielen seiner Zunftgenossen kein beschränkter Nationalist. Die Kenntnis der angelsächsischen Welt hatte seinen Blick geweitet. Er beschäftigte sich in seinen Lehrveranstaltungen mit amerikanischer und englischer Geschichte, der er später auch zwei Monographien widmete: 1935 über Cromwell[13] – der Entwurf des Gegenbildes zur Diktatur Hitlers – und 1937 über „Die Sicherheit Indiens".[14] Er plante auch eine Geschichte der anglo-amerikanischen Staatsräson; als Vorstudie dazu kann die Untersuchung über die „Utopia" von Thomas Morus gelten, in der er das insulare Denken moralistisch fundierter oder auch nur verbrämter Machtpolitik dem kontinentalen Denken realistischer Machtstaatsidee, repräsentiert durch Machiavelli, gegenüberstellte – mit Sympathie für den Florentiner.[15]

Die politischen Gefahren einer Konfrontation mit England sah Oncken deutlich und warnte entschieden vor einer solchen Frontstellung. So hat er sich 1912 – und das ausgerechnet vor der Heidelberger Ortsgruppe des Flottenvereins – für eine Heeresverstärkung ausgesprochen, aber jede Flottenvergrößerung abgelehnt, um nicht England zu provozieren.[16]

Onckens Politikverständnis, wie es sich in seinen historischen Arbeiten wie in der für eine größere Öffentlichkeit gedachten Publizistik niederschlug, war von der Überzeugung getragen, daß letztlich die Vernunft in der Geschichte herrsche, auch wenn er in einem programmatischen Aufsatz 1920 „Politik als Kunst"[17] definierte, da sie mit irrationalen Kräften zu rechnen habe. Letztlich dachte Oncken – als politischer Historiker, der trotz persönlicher Freundschaft mit Meinecke dessen Ansatz der Ideengeschichte skeptisch gegenüberstand – im System der Pentarchie, wie es der Wiener Kongreß ausgebildet hatte. Zwischen diesen Großstaaten sorgten die Vernunft und das Genie des wahren Staatsmanns für Balance und Interessenausgleich. Onckens lebenslanges Paradigma des Staatsmanns war Bismarck; die Bewunderung für Bismarck und sein Werk nahm bei ihm nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs geradezu apotheotische Züge an: der Reichsgründer, der seine Schöpfung in den Zusammenhang der europäischen Staaten eingefügt hatte, ohne daß sie ein störender Faktor der Politik wurde. Bismarck war auch bei der Defini-

---

12 Historisch-politische Aufsätze, Bd. 1, S. 35 (1913).

13 Mit dem bezeichnenden Untertitel: „Vier Essays über die Führung einer Nation."

14 Untertitel: „Ein Jahrhundert englischer Weltpolitik."

15 Vgl. „Die Utopie des Thomas Morus und das Machtproblem in der Staatslehre" (Heidelberg 1922).

16 Vgl. Historisch-politische Aufsätze, Bd. 1, S. 165 ff.

17 Vgl. Nation und Geschichte. Reden und Aufsätze 1919–1935 (Berlin 1935), S. 361 ff.

tion von Politik als „Kunst, die der Anhauch des Genius lebensschöpferisch gestaltet“[18], gemeint.

Der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Arbeit Onckens lag im 19. Jahrhundert, auch wenn er in seinen Lehrveranstaltungen – im übrigen als einziger der Heidelberger Historiker unseres Zeitraums – einen sechssemestrigen Zyklus „Allgemeine Geschichte“ von der Reformation bis zur Gegenwart las und daneben ausgesprochen zeitgeschichtliche Themen anbot, vor allem nach 1918, aber etwa auch zur Geschichte der USA.[19] Die von ihm bevorzugten literarischen Formen waren die Biographie, der Essay und die Quellenedition mit ausführlicher Einleitung. Die Heidelberger Zeit ist arm an größeren Werken. Das Buch über Lassalle lag bereits vor[20], die Biographie Bennigsens[21] erschien zwar erst 1910, wurde aber in Heidelberg lediglich abgeschlossen. In dieser zu zwei unförmigen, schwer lesbaren Bänden angeschwollenen Lebensbeschreibung erprobte Oncken das Muster der englischen Life-and-Letters-Biographie – freilich ohne sonderlichen Erfolg; der ursprüngliche Ansatz, in der Person des Parteiführers die Geschichte des deutschen Nationalliberalismus widerzuspiegeln, ließ sich sehr viel weniger verwirklichen, als dies bei Lassalle mit dem nichtmarxistischen Sozialismus gelungen war. Nach Onckens Erwartung sollte das Bennigsen-Werk durchaus auch Gegenwartsbezügen dienen: beizutragen, „parteipolitische Vorurteile zunächst in der Vergangenheit zu überwinden, auch in der Würdigung Andersdenkender, und damit politische Gegensätze zu mildern. ... Denn an diesem Verstehenlernen und Zusammenarbeiten hängt am Ende doch ein gutes Stück unsrer nationalen Zukunft“.[22]

Bei Onckens Interpretation der Geschichte vom Primat der Außenpolitik und vom nationalen Machtstaat her versteht es sich nahezu von selbst, daß sein Wirken in Heidelberg in zwei, durch Kriegsende und Revolution markierte Teile zerfällt, die bei aller Kontinuität im Grundsätzlichen doch deutlich voneinander unterschieden sind. In parteipolitischer Kategorisierung stand Oncken „als Tory mit sozialistischem Einschlag“[23] auf dem linken Flügel der Nationalliberalen Partei, deren Heidelberger Ortsgruppe er mehrere Jahre leitete; 1917 organisierte er in Heidelberg den „Volksbund für Freiheit und Vaterland“ als Gegengründung gegen Tirpitz' Vaterlandspartei, gegen die er mit Friedrich Naumann, Ernst Troeltsch, Max Weber u.a. öffentlich protestiert hatte. 1919 wurde er Mitglied der von Max von Baden und Max Weber ins Leben gerufenen „Heidelberger Vereinigung für eine Politik des Rechts“.[24] Außerhalb der politischen Begegnung und Zusammenarbeit mit Max Weber waren seine Beziehungen zum „Heidelberger Geist“ Weberscher

---

[18] Ebd., S. 372.

[19] Die Themen seiner Seminare sind nicht bekannt, da Oncken stets nur „Zur neueren Geschichte“ angekündigt hat.

[20] Lassalle. Eine politische Biographie. 1. Aufl. 1904; 2. Aufl. 1911; 3. Aufl. 1920 (“vollständig durchgearbeitet und erweitert“); 4. Aufl. 1923.

[21] Rudolf von Bennigsen. Ein deutscher liberaler Politiker. Nach seinen Briefen und hinterlassenen Papieren. 2 Bde. Stuttgart, Leipzig 1910.

[22] Bennigsen, Bd. 1, S. 4.

[23] Selbstbezeichnung nach dem Bericht von Onckens Heidelberger Kollegen L. Curtius, Deutsche und antike Welt (Stuttgart 1952), S. 374.

[24] Vgl. H. Döring, Der Weimarer Kreis (Meisenheim am Glan 1975), S. 63.

oder Georgescher Variante, die die Universität vor 1914 wesentlich mitprägten, offensichtlich nur lose.[25]

Seit Ausbruch des Ersten Weltkriegs ist Oncken jahrelang fast ausschließlich publizistisch tätig gewesen und stellte, wie er selbst rückschauend betonte, in patriotischer Pflichterfüllung „einen großen Teil seiner Arbeit in den Dienst des Vaterlandes".[26] Gundolf hat ihn denn auch bei der Abschiedsfeier 1923 scherzhaft als „Halbtäter" bezeichnet.[27] Onckens Kriegspublizistik ist umfangreich[28], aber – verglichen mit der Produktion vieler Fachkollegen – relativ maßvoll im Ton. Auch inhaltlich distanzierte er sich von den hemmungslosen Annexionisten, selbst wenn er es noch 1917 als Besonderheit des Ersten Weltkriegs ansah, daß Deutschland erstmals in seiner Geschichte „als Haupt der einen Seite gegen eine ganze Welt" antrat, vor allem aber: „Wir setzen uns selbst die Machtziele, die wir für die Zukunft unserer Nation erreichen wollen."[29] Als Hauptverantwortlichen für die kriegerische Konfrontation machte er England aus, das Deutschland „aus der Linie der zur letzten Machtverteilung schreitenden Weltreiche" ausschalten wollte[30]; erst sekundär wichtig waren russicher Panslawismus und französische Revanche. Deshalb erschien der unbeschränkte U-Boot-Krieg Oncken zunächst durchaus als geeignetes Mittel, England selbst zu treffen und es zum Frieden zu zwingen, einem Frieden, der – nach dem erfolgten Zusammenbruch des zaristischen Rußlands – die Vereinigung der Deutschbalten mit dem Reich und die Möglichkeit eines deutschen dominium maris baltici bringen konnte; Belgien sollte ein unabhängiger Staat bleiben, aber aus einem englischen in ein deutsches Bollwerk umgewandelt werden. Der Verzicht auf Belgien sollte die Rückgabe der Kolonien und deren Erweiterung zu einem mittel- und westafrikanischen Kolonialreich bewirken; Kolonien erschienen Oncken wirtschaftspolitisch unentbehrlich.[31]

Wie Belgien sollte auch Polen eng an das Reich angebunden werden. In kritischer Abkehr von der bisherigen Polenpolitik Preußens forderte Oncken 1917 die Schaffung eines polnischen Staates, der zwar völkerrechtlich selbständig sein sollte, aber: „Seine weltpolitische Stellungnahme (soll) für immer festgelegt werden. ... Umdrehung des polnischen Gesichts von Osten nach Westen."[32]

Der Zusammenbruch des Staatsideals Bismarck-Reich 1918 traf Oncken tief. Historische Schulung und wissenschaftliche Disziplin hielten ihn aber – anders als viele seiner Fachkollegen – davon ab, sich mit Phrasen zu trösten und in Ressentiments gegenüber den neuen innenpolitischen Gegebenheiten zu flüchten. In einer

---

[25] Oncken hatte Verbindungen zu M. Weber offenbar vor allem durch den sog. Janus, ein naturwissenschaftlich-philosophisches Kränzchen 1909; vgl. Marianne Weber, Max Weber (3. Aufl., Tübingen 1984), S. 418. Die Jünger Georges bezeichnete Oncken nach mündlicher Überlieferung als „Zuhälter des Chaos".

[26] Antrittsrede (s. Anm. 5), S. CXIV.

[27] Curtius (s. Anm. 23), S. 374.

[28] Vgl. die unvollständige Übersicht bei Kossack (s. Anm. 2), S. 62, Anm. 4.

[29] Die weltgeschichtlichen Probleme des großen Krieges (Berlin 1918), S. 3. In: Das alte und das neue Mitteleuropa (Gotha 1917), S. IX, spricht Oncken „von den bleibenden Realitäten deutscher Lebensnotdurft".

[30] Weltgeschichtliche Probleme (s. Anm. 29), S. 12.

[31] Vgl. ebd., S. 20 ff.

[32] Mitteleuropa (s. Anm. 29), S. 133.

bemerkenswerten Analyse über „Die inneren Ursachen der Revolution" hat Oncken noch 1918 für Klarheit zu sorgen versucht.[33] Zwar sah er nach wie vor die Schuld am Krieg einseitig bei den Gegnern[34], begann aber „mit dem freimütigen Bekenntnis, daß auch wir geirrt haben ... und uns lange Zeit von Illusionen nicht haben losmachen können, ja vielleicht nicht haben losmachen wollen, weil wir in ihnen einen festen Grund unter den Füßen zu haben vermeinten".[35] Als entscheidende Schwäche Deutschlands benannte er die konstitutionelle Rückständigkeit; die Dominanz der Militärs bei mangelnder Entwickeltheit der politischen Reichsleitung; das Versagen des Kaisers, der die erforderliche Synthese von politischem und militärischem Willen nicht vollzog und sich weigerte, ein Reformkönig zu werden, um die Nation zu einen; „die vom Kaiser unternommene Weltpolitik, deren Tendenz unzweifelhaft den Lebensbedürfnissen der deutschen Nation entsprach", die aber daran krankte, daß sie nicht „von dem Unterbau einer politisch autonomen und bewußt mithandelnden Nation getragen wurde"; schließlich den Betrug der Obersten Heeresleitung am Volk, dem die Wahrheit vorenthalten wurde.[36] Das Fazit Onckens war bitter: Das „Gefühl unsagbarer Enttäuschung ..., das die unausbleibliche Rache für die Politik der Illusionen war."[37] Die trotz aller Rationalisierungsbemühungen weiterbestehende Fassungslosigkeit gegenüber dem „Ungeheuren und Unvermittelten des Umschwungs" durchzieht auch die Rede zum Gedächtnis der gefallenen Universitätsangehörigen von 1919, in der Oncken zu Treue gegenüber der Vergangenheit und Glauben an die Zukunft aufrief; die Idee der nationalen Wiedergeburt müsse sich mit der Idee der sozialen Gerechtigkeit verbinden.[38]

Oncken sah sich durch den Zusammenbruch von 1918 dazu herausgefordert, nach dem Sinn der deutschen Geschichte zu fragen, der vorher so ganz unstreitig und selbstverständlich gewesen zu sein schien. Der „ohnmächtigen Romantik" wie dem „haltlosen Neuerergeist" stellte er das Postulat der Leidenschaftslosigkeit entgegen, den Mut zur Einsicht und die Vermeidung der „Begeisterungsnarkose ..., mit der bloße nationale Gesinnung die Geschichte wohl herzurichten liebt".[39] Dennoch klangen auch bei Oncken nach 1918 die pathetisch-irrationalen Töne kräftiger und schriller als vor dem Kriege. Grundsätzliche Revisionen der Prämissen seiner Geschichtsdeutung nahm er nicht vor, sondern dachte in den alten Kategorien – nur mit gleichsam neuem Vorzeichen – weiter. Beschwörender noch als vor 1918 forderte er zur inneren Geschlossenheit, zur „Einheit einer Leidensgemeinschaft" auf, um auf gesicherter Grundlage „den Kampf um Einheit und Freiheit (zu) erneuern,

---

[33] Erschienen in den von Heinrich Braun herausgegebenen Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung, Bd. 6/1918, S. 228 ff.

[34] Vgl. ebd., S. 230: „Die Tatsache der entscheidenden Verschuldungen unserer Gegner (bleibt) trotz allem bestehen"; als solche machte Oncken geltend die „Ursünde der englischen Einkreisungspolitik", „das den Ausbruch des Krieges bedingende Verbrechen der russischen Mobilmachung", „die schwer zu greifende, aber am mächtigsten belastete französische Revanche".

[35] Ebd., S. 228.

[36] Ebd., S. 242.

[37] Ebd., S. 260.

[38] Vgl. den Abdruck in: Nation und Geschichte (s. Anm. 17), S. 3 ff.

[39] Ebd., S. 15, 18 (Der Sinn der deutschen Geschichte; 1924).

den wir längst abgeschlossen wähnten". Im Auf und Ab der deutschen Geschichte suchte er für sich und sein Publikum Trost und Zuversicht, ließ aber keinen Zweifel daran, daß er das Bismarck-Reich für den Höhepunkt der deutschen Geschichte hielt – „ein gesegnetes Andenken für alle Zeiten".[40]

Unmittelbar politisch hielt sich Oncken nach 1918 zurück; nur sehr am Rande beteiligte er sich an der Sammlung der verfassungstreuen Hochschullehrer. Dem Parlamentarismus der Weimarer Verfassung stand er skeptisch gegenüber; Max Webers Eintreten für diesen beurteilte er als „Schwärmerei" und „sehr weltfremd"; zu seinem eigenen Bedauern sah er die „nationalen Energien und Zuverlässigkeiten" überwiegend auf der Rechten angesiedelt, nicht bei „Klerikalen, Juden, Pacifisten, Internationalisten", wie er in der ersten Verbitterung 1919/20 über die Träger der Weimarer Republik urteilte.[41] Gegenüber dem parteienstaatlich strukturierten System von Weimar hob er stärker noch als vor 1918 auf Nation und Staat als übergeschichtliche, integrationsstiftende Größen und Werte ab.

Onckens wissenschaftliche und publizistische Arbeiten der Heidelberger Nachkriegszeit galten vor allem drei Problemkreisen:

1. Der „Abwehrkampf am Rhein"[42] – auf diesem Feld ließ Oncken die postulierte Objektivität und nüchterne Rationalität des Historikers am meisten vermissen; stattdessen bestimmten nationale Gereiztheit, fragwürdige historische Herleitungen und hochemotionalisierte Aussagen seine antifranzösisch orientierten Publikationen.[43] Das wissenschaftliche Ergebnis seiner Beschäftigung mit dem Problemkomplex legte Oncken, nun in gedämpfter und geklärter Form, 1926 vor in der dreibändigen Aktensammlung „Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863 bis 1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71. Nach den Staatsakten von Österreich, Preußen und den deutschen Mittelstaaten". In der Einleitung konstruierte er erneut eine geradlinige, gegen Deutschlands Einheit gerichtete Politik von Richelieu über Ludwig XIV. und Napoleon III. bis zu Versailles 1919.

2. Das Verhältnis von Staatsnation und Kulturnation[44] – Oncken aktualisierte Meineckes Differenzierung, um seine Idee von engerem und weiterem Deutschland theoretisch zu unterfangen. Staatsnation war „die sichtbare politische Existenz unseres Reiches", Kulturnation die deutsche Sprach- und Kulturgemeinschaft, „das unsichtbare Reich einer geistigen Existenz, die, weit über unsere staatlichen Grenzen hinausreichend, sich mit allem verbunden fühlt, was deutsch spricht und deutsch empfindet und unserer innersten Individualität blutsmäßig oder geschichtlich verwandt ist". Hypertrophes Nationalbewußtsein kennzeichnete insbesondere Onckens Stellung zu den neuen Staaten in Ostmitteleuropa. Er warf ihnen „historischen Undank" vor und empörte sich, daß „die Enkel deutscher Kulturpioniere fortan zum Kulturdünger für Polen, Tschechen, Slowaken und Litauer verur-

---

[40] Ebd., S. 37 f.

[41] H. Döring, Weimarer Kreis (s. Anm. 24), S. 69 (an F. Meinecke über Max Weber 1920 bzw. an H. v. Delbrück 1919).

[42] Antrittsrede (s. Anm. 5), S. CXIV.

[43] Vgl. etwa Nation und Geschichte (s. Anm. 17), S. 197: „Der Feind steht nicht rechts, der Feind steht nicht links, der Feind steht am Rhein" (Verteidigung der Pfalz; 1924).

[44] Vgl. zusammengefaßt ebd., S. 251 ff. (Staatsnation und Kulturnation; 1922).

teilt sein sollen".[45] Demgegenüber galt es, die Kulturnation als Schutzschild und Rückhalt für die Deutschen außerhalb des Reiches zu verwirklichen. Irredenta-Parolen gab Oncken gleichwohl nicht aus.

3. Der großdeutsche Gedanke[46] – hier sah Oncken als Ergebnis des Ersten Weltkriegs die Möglichkeit, über das kleindeutsche Bismarck-Reich hinauszukommen. Nachdem sich der Habsburger Staat aufgelöst hatte, konnte durch Verwirklichung der großdeutschen Idee eine neue Stufe deutscher Staatlichkeit erreicht werden.

Oncken wurde in den 20er Jahren neben Meinecke zu einem der bedeutendsten und einflußreichsten Historiker Deutschlands.[47] Freilich verließ er, nachdem sich „an äußeren Gründen"[48] 1921 eine Berufung nach Wien zerschlagen hatte, 1923 Heidelberg, um – wie einst hier – jetzt in München Nachfolger von Erich Marcks zu werden, den er dann 1927 ein drittes Mal in Berlin beerbte. In den Münchener und Berliner Jahren entstanden die großen Darstellungen und Quellenwerke, die ihn weithin berühmt machten und deren Anfänge häufig schon in die Heidelberger Zeit zurückreichten. Neben der Arbeit über die Rheinpolitik Napoleons III. gab er 1927 zwei Bände über „Großherzog Friedrich I. von Baden und die deutsche Politik von 1854–1871"[49] heraus, mit denen er „Abschied von den glücklichen Gefilden am Rhein (nahm), deren Geschichte uns immer wieder zur Gegenwart wird und darum niemals aus dem lebendigen Bewußtsein der Nation schwinden sollte."[50] 1933 erschien „Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Weltkriegs", ein Jahr später die große Einleitung zur dreibändigen Aktenedition „Vorgeschichte und Begründung des Deutschen Zollvereins 1815–1834".

Innenpolitisch wurde Oncken zum Vernunftrepublikaner, der es 1929 zur nationalen Pflicht erklärte, sich „mit männlichem Bekenntnis um die Reichsverfassung zu scharen"[51], um durch innere Geschlossenheit das Endziel einer Wiederherstellung der deutschen Großmachtstellung zu fördern. Folgerichtig unterstützte er Stresemanns Außenpolitik. Die Machtergreifung 1933 versuchte Oncken zunächst in die Kontinuität der deutschen Zeitgeschichte einzuordnen: Nachdem die Revolution von 1918 die Realisierung innerer Freiheit zum Ziel gehabt hatte, strebte die Revolution von 1933 in seiner Sicht die Freiheit nach außen an. Da Oncken aber das rassistisch-chauvinistische Geschichtskonzept der NS-Ideologie ablehnte, wurde er von seinem Schüler Walter Frank in einem beispiellosen Verfahren öffentlich angegriffen und aus dem Amte gedrängt[52] – offiziell war er seither geächtet.

---

[45] Ebd., S. 252, 256.

[46] Vgl. zusammengefaßt ebd., S. 45 ff. (Die Wiedergeburt der großdeutschen Idee; 1920).

[47] Zum institutionellen Einfluß Onckens vgl. H. Schleier, Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik (Berlin, DDR 1975), S. 588 s.v. Oncken.

[48] Antrittsrede (s. Anm. 5), S. CXIII.

[49] Untertitel: Briefwechsel – Denkschriften – Tagebücher (Stuttgart, Leipzig 1927).

[50] Ebd., Bd. 1, S. X.

[51] Nation und Geschichte (s. Anm. 17), S. 102 (Rede bei der Verfassungsfeier der Berliner Hochschulen; 1929).

[52] Anlaß der Polemik war ein Akademievortrag über die Wandlungen des deutschen Geschichtsbildes in revolutionären Epochen; abgedruckt in: HZ Bd. 189/1959, S. 124 ff. Zur Entlassung Onckens vgl. auch H. Heiber, Walther Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands (Stuttgart 1966), S. 187 ff.

Am Ende seines Lebens sah Oncken mit großer Skepsis auf seine forschungsleitenden Prämissen zurück. Siegfried August Kaehler berichtete seinem Lehrer Meinecke im November 1944: „Im übrigen hat es mich sehr bewegt zu hören, wie sehr er (sc. Oncken) innerlich den Abstand zu diesem (sc. seinem) Lebenswerk empfindet, und wie kritisch er der uns gerade durch ihn nahegebrachten Auffassung der Geschichte der deutschen Außenpolitik gegenübersteht – unter allerdings bleibender Betonung der unwiederholbaren 'Einmaligkeit' der Person Bismarcks und der von ihm genutzten Gesamtlage."[53] Ein Jahr später ist Oncken in seinem Zufluchtsort Göttingen gestorben.

Oncken hat in Heidelberg bedeutende Schüler gehabt. 1907 fand er drei von Erich Marcks habilitierte Dozenten vor: Karl Stählin, Karl Wild und Ferdinand Fehling, außerdem als ältesten, der noch Schüler von Erdmannsdörffer gewesen war, *Adolf Koch* (1855–1922), der sich schon 1884 habilitiert hatte. Vielleicht als Jude zurückgesetzt, pflegte Koch, der sein Brot als Beamter der Universitätsbibliothek und als Journalist verdiente, unter großem Zulauf die Zeitungswissenschaft. Gleichwohl erhielt er, trotz ministeriellen Wohlwollens, den angestrebten Lehrauftrag für Geschichte der Presse und des Journalismus nicht; nicht zuletzt Oncken erhob dagegen Einspruch. Koch wurde 1913 von Max Weber um seine akademische Existenz gebracht; unter Einfluß Webers entzog die Fakultät ihm nach einem Prozeß Koch – Weber die Venia legendi.[54] *Stählin*[55] (1865–1939), 1905 habilitiert, stellte die russische Geschichte ins Zentrum seiner Lehrveranstaltungen; er ging 1914 nach Straßburg. *Wild*[56], seit 1906 Dozent, war im Hauptberuf Gymnasiallehrer – die Schwerpunkte seiner Lehrtätigkeit lagen im 19. Jahrhundert, daneben in der englischen Geschichte sowie in Landesgeschichte und Geschichtstheorie. *Fehling*[57], gleichfalls 1906 habilitiert, beschäftigte sich hauptsächlich mit preußischer Geschichte; er vertauschte Heidelberg 1920 mit Hamburg. Bei Oncken habilitierten sich 1908 Hermann Wätjen (1876–1944) und 1914 Wolfgang Windelband (1886–1945). *Wätjen*[58], wie Koch noch ein Schüler Erdmannsdörffers, pflegte vor allem die Kolonial- und Überseegeschichte; er erhielt 1919 einen Ruf nach Karlsruhe und ging später nach Münster. *Windelband*[59], Sohn des Heidelberger Philosophen, beschäftigte sich vor allem mit der Außenpolitik der europäischen Großmächte im 19. Jahrhundert; 1925 erhielt er einen Ruf nach Königsberg. Zeugnis der Spannweite von Onckens Interessen und seiner prinzipiellen Liberalität sind zwei geistig sehr unterschiedliche Schüler, die von ihm promoviert wurden: Franz Schnabel 1910 mit einer Arbeit über „Der Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahre 1848" und Gerhard Ritter 1911 mit „Die preußischen Konservativen und Bismarcks deutsche Politik". *Gerhard Ritter*

---

[53] Bericht S.A. Kaehlers über die Feier des 75. Geburtstags von Oncken; L. Dehio, P. Classen (Hg.), Friedrich Meinecke, Ausgewählter Briefwechsel (Stuttgart 1962), S. 479.

[54] Vgl. R. Riese, Die Hochschule auf dem Wege zum wissenschaftlichen Großbetrieb (Stuttgart 1977), S. 375 ff.; Drüll, Gelehrtenlexikon (s. Anm. 2), S. 142 f.

[55] Über Stählin vgl. ebd., S. 259.

[56] Über Wild vgl. ebd., S. 297.

[57] Über Fehling vgl. ebd., S. 67.

[58] Über Wätjen vgl. ebd., S. 280 f.

[59] Über Windelband vgl. ebd., S. 300 f.

(1888–1967) habilitierte sich auch in Heidelberg[60] und wurde 1924 nach dreijähriger Dozententätigkeit Professor in Hamburg. 1918 hat auch Hans Rothfels mit einer Arbeit über Clausewitz bei Oncken den Doktorgrad erworben.

Geschichte als Kunstwerk: Willy Andreas

Hermann Oncken war für 50 Jahre – bis zu Reinhart Koselleck 1973 – der letzte Ordinarius für neuere Geschichte in unserem Jahrhundert, der Heidelberg mit einer anderen Universität vertauschte. Sein Nachfolger *Willy Andreas*[61] (1884–1967) kam 1923 aus Berlin, wo er ein Jahr lang Otto Hintzes Lehrstuhl für allgemeine Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte innegehabt hatte. Der Weggang von der damals gewöhnlich als Gipfel der akademischen Karriere angestrebten Hauptstadtuniversität in die Provinz war ungewöhnlich, erklärt sich aber daraus, daß Andreas mit seiner badischen Heimat – er war in Karlsruhe geboren – besonders verwachsen war und die Berliner Aufgabe seiner bevorzugten Forschungsrichtung nicht entsprach. Er hatte sich zwar mit einer Arbeit über die „Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation und Verfassung in den Jahren 1802–1818" habilitiert, sein Interesse galt aber vor allem der Kultur- und Geistesgeschichte. Jacob Burckhardts „Kultur der Renaissance" hatte ihn zur Geschichte geführt, Meinecke und Erich Marcks, seinen späteren Schwiegervater, sah er als Lehrer und Vorbilder an. Meinecke hielt viel von ihm[62], und Andreas hatte auch schon eine eindrucksvolle Karriere hinter sich, als die Philosophische Fakultät ihn unico loco auf die Berufungsliste setzte: 1912 Habilitation in Marburg, 1914 Ordinariat in Karlsruhe, 1916 in Rostock und 1922 in Berlin.

Andreas gehörte wie Oncken zu den angesehensten Historikern der Zwischenkriegszeit, wenn auch auf ganz andere Weise als sein Vorgänger. Er verfügte nicht über die wissenschaftliche Potenz Onckens, war dafür aber in seinen Forschungen sehr viel breiter – darin ist ihm keiner der Heidelberger Ordinarien unseres Jahrhunderts gleichgekommen. Zwar wollte er wie Oncken nationalpädagogisch und durch Geschichte politisch erziehend wirken und setzte als eine sich gern und gut mitteilende Natur vor allem in seinen zahlreichen Reden und Ansprachen die spezifische Heidelberger Tradition politischer Geschichtswissenschaft fort, aber sein Publikum war eher die größere, historisch interessierte Öffentlichkeit, das Bildungsbürgertum; seine Arbeiten sollten sich nicht nur an die Zunft wenden, sondern an den „Geschichtsfreund"[63], „an alle, die an geschichtlicher Betrachtung

---

[60] Schnabel dagegen in Karlsruhe.

[61] Über Andreas vgl. Drüll, Gelehrtenlexikon (s. Anm. 2), S. 3 f,; E. Wolgast, in: B. Ottnad (Hg.), Badische Biographien NF Bd. 2 (Stuttgart 1987), S. 4 ff.

[62] Vgl. Meinecke, Briefwechsel (s. Anm. 53), S. 39 (1913): Andreas und v. Müller seien „doch sehr viel versprechende Talente" – 1951 wiederholte Meinecke diese Beurteilung; vgl. ebd., S. 311. Im Entlastungszeugnis für Andreas urteilte Meinecke 1946: „Gehört meiner Meinung nach zu den begabtesten und wirksamsten Vertretern der neueren Geschichte auf deutschen Hochschulen"; GLA Karlsruhe, Nachlaß Andreas.

[63] Deutschland vor der Reformation, Vorwort zur 1. Aufl.

Freude haben".[64] Bewußt bezeichnete er sich als „Geschichtsschreiber"[65] und betrieb seine Wissenschaft als Kunst. Er verlangte, daß die historische Darstellung auch ästhetisch allen Anforderungen genüge, der Historiker hatte als Autor „in einem Gewissensverhältnis zur deutschen Sprache" zu stehen.[66] Wie kaum ein anderer Wissenschaftler seiner Generation hat Andreas daher seine Texte bewußt künstlerisch geformt und bei Neuabdrucken sprachlich immer wieder überprüft. Sein Ehrgeiz zielte darauf, die Gelehrsamkeit eher hinter einer glänzenden stilistischen Fassade zu verbergen als sie in den Vordergrund zu stellen – der Preis dafür war sehr häufig eine Glätte der Formulierung, die die Probleme und Sperrigkeiten der behandelten Materie allzu sehr abschliff und entweder in höhere Harmonie auflöste oder in nicht-hinterfragbare Tragik einhüllte. Das Bemühen um kunstreiche Eloquenz endete nicht eben selten im hochtönenden Pathos.

Von allen Heidelberger Historikern unseres Jahrhunderts war Andreas am wenigsten theorie- und methodenbewußt. In diesem Bereich lebte er ganz in der ungebrochenen Sicherheit des 19. Jahrhunderts und der Neorankeaner. Er war kein Mann der tiefdringenden Analyse und der Untersuchung von Strukturen und Institutionen; sein Interesse galt dem Menschen als Geschichtssubjekt. Als „Leitsatz, den ich allen meinen Schülern einzuprägen suchte", formulierte Andreas in der Rückschau: „In allen Erscheinungen und Auswirkungen des geschichtlichen Lebens müsse der Mensch die Hauptsache sein".[67] Dabei war seine Anthropologie vergleichsweise schlicht: „Der Mensch mit all seinen Leidenschaften und Tugenden", und das hieß natürlich der bedeutende, Geschichte machende Einzelne war der Gegenstand von Untersuchung und Darstellung.

In der Nachfolge Rankes war für Andreas eine notwendige Eigenschaft des Historikers „das Nacherleben, fast möchte ich sagen, das Hineinschlüpfen in immer neue wechselnde Gestalten."[68] Das methodische Postulat seiner Dissertation von 1908 über „Die Venezianischen Relazionen und ihr Verhältnis zur Kultur der Renaissance" blieb für seine ganze wissenschaftliche Arbeit bestimmend: Es gelte nicht, „einer strengen Verflechtung von Ereignissen nachzuspüren, sondern in lebendiger Zwiesprache jenen Menschen die Quintessenz ihres Denkens abzuringen. Wenn dies möglich ist! Denn auch hier stehen wir schließlich vor mannigfaltigem Reichtum geistiger Wirklichkeit, deren letzte Triebkräfte wir nur ahnend in die Helle des Bewußtseins zu ziehen vermögen, wie jene Grundmächte unseres eigenen Daseins, die uns bedrücken und erheben".[69]

Die große Leistung der Geschichtsschreibung Andreas' lag in der Veranschaulichung und Vergegenwärtigung von Personen und Zuständen; die ihm gemäßen literarischen Formen waren Biographie und Essay. Sein wissenschaftliches Oeuvre ist

---

[64] Staat und Geist (5. Aufl. Göttingen 1960), S. 10.
[65] So auch die Bezeichnung auf seinem Grabstein in Litzelstetten.
[66] Geist und Staat (s. Anm. 64), S. 10.
[67] Wege eines Historikers. In: E. Kern (Hg.), Wegweiser in der Zeitwende (München, Basel 1955), S. 101.
[68] Ebd., S. 101.
[69] S. VII.

außerordentlich umfangreich[70], wobei die größeren Schriften zumeist von einem Kranz von Aufsätzen als Vorarbeiten oder Nebenfrüchten umgeben sind. Nach seinen Jugendarbeiten zur badischen Geschichte hat sich Andreas vor allem mit drei großen Themenbereichen beschäftigt: Spätmittelalter und Renaissance, Goethezeit, Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons.

Den größten Publikumserfolg hat Andreas fraglos mit seinem Werk „Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitenwende"[71] erzielt, das er bei seinem erstmaligen Erscheinen 1932 den Lehrern und Freunden Karl Hampe und Walter Goetz zueignete. Die methodische Vorgabe, unter der das Buch entstand, formulierte Andreas im Vorwort: Das spätmittelalterliche Deutschland „will aus sich heraus verstanden werden, aus seinen eigenen Lebensbedingungen, aus seiner besonderen Wesensart. Dies aber ist nur möglich, wenn der Historiker allen Gewalten, auch denjenigen, die ihm weltanschaulich oder bekenntnismäßig nicht nahestehen, mit dem Willen zu unerschütterlicher Gerechtigkeit gegenübertritt".[72] Andreas entwarf ein umfassendes Kulturgemälde, als dessen Vorbilder er Jacob Burckhardt und Jan Huizinga aufrief. Wie jene bemühte er sich um ein literarisches Kunstwerk. Behandelt wurden in großen Entwürfen wie in farbenfreudigen Einzelschilderungen Weltbild, Kirche und Volksreligiosität; Staat, Gesellschaft und Wirtschaft; Geistesleben und Kunst. Die historiographische Leistung bestand – über den Inhalt des Buches hinaus – darin, daß Andreas mit ihm der jahrzehntelangen Vernachlässigung des Spätmittelalters in der deutschen Forschung ein Ende setzte. Bis heute ist das Bild des deutschen Spätmittelalters wesentlich durch sein Buch mitbestimmt, das unterdessen „zu den klassischen Werken der deutschen und europäischen Geschichtsschreibung gehört".[73]

Politik und Kultur der Goethe-Zeit erschloß sich Andreas, nachdem ihm im Jahre 1930 die thüringische Landesregierung die Leitung des „Carl-August-Werkes" zur Erforschung der Geschichte Thüringens im 18. und 19. Jahrhundert übertragen hatte. Er initiierte die Edition des politischen Briefwechsels von Carl August, dessen zwei erste Bände er herausgab und einleitete.[74] Ergebnis seiner eigenen Forschungen war neben einem ganzen Bündel von Aufsätzen über und um den Herzog der schließlich 1953 erschienene, bis 1783 reichende erste Band einer umfassenden Biographie: „Carl August von Weimar. Ein Leben mit Goethe" – außerordentlich detailliert, materialgesättigt und reich dokumentiert. Für die Fortsetzung hat Andreas bis zu seinem Tode Vorarbeiten geleistet, ohne noch zur Niederschrift zu kommen.

---

[70] 1955 umfaßte die Bibliographie bereits über 250 Nummern; vgl. D. Hauck, in: ZGO Bd. 105/1956, S. 295 ff.

[71] Zuerst 1932; weitere, jeweils durchgesehene Auflagen 1934, 1942, 1943, 1948, 1959, 1972.

[72] Vorwort zur 1. Aufl., S. 7.

[73] H. Angermeier im Vorwort zur 7. Aufl. Zur Kritik G. Ritters vgl. K. Schwabe, R. Reichardt (Hg.), Gerhard Ritter. Ein politischer Historiker in seinen Briefen (Boppard 1984), S. 253 (an H. Bornkamm, 13.10.1932).

[74] Bearbeitet von H. Tümmler (Stuttgart 1954/58); der dritte Band erschien erst 1973.

Andreas bezeichnete sich selbst als „Napoleon-Forscher"[75] und hat sich, ausgehend von den Arbeiten über Entstehung und Verwaltungsaufbau des Großherzogtums Baden, immer wieder mit Gestalt und Umfeld des Kaisers beschäftigt. „Gefesselt und zugleich beunruhigt durch die dämonische Anziehungskraft des unvergleichlichen Gegenstandes"[76], faßte er seine Studien 1943 in einem Beitrag zur Neuen Propyläen-Weltgeschichte zusammen, der, an vielen Stellen überarbeitet, später als Sonderpublikation nochmals erschien. Im gesamteuropäischen Zusammenhang wurden die Ereignisse des Kaiserreiches geschildert und das „Schauspiel einer gescheiterten Diktatur" nachvollzogen.

Neben die um Schwerpunkte konzentrierten Arbeiten tritt eine Fülle von biographischen Studien aus den verschiedensten Epochen, als deren bedeutendste die über Richelieu[77] zu gelten hat. In der Sammlung „Geist und Staat" vereinigte Andreas 1922 eine Reihe historischer Porträts – das Buch wurde zum Zeitdokument insofern, als in der dritten Auflage 1940 der Beitrag über den jungen Engels gegen einen Essay über Moltke ausgewechselt wurde, während in den Auflagen nach dem Krieg dann beide Texte nebeneinander standen. In einem unter dem zeitgemäßen Titel „Kämpfe um Volk und Reich" erschienenen Band ließ Andreas 1934 seine „Aufsätze und Reden zur deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts" abdrucken.

Andreas' Lehrtätigkeit spiegelt wie seine Publikationen die Breite seiner Interessen. Ohne festen Zyklus deckten Vorlesungen und Seminare die ganze Neuzeit ab, mit Konzentration auf die deutsche Geschichte, aber durchaus auch Ausgriffen auf russische, englische und französische Geschichte. In der zweiten Hälfte der 20er Jahre las Andreas auch Zeitgeschichte, so „Geschichte und Gegenwartsprobleme der Weimarer Verfassung" (WS 1929/30); mehrfach wiederholte kulturgeschichtliche Vorlesungen mit Lichtbildern galten der Reformationszeit und der Zeit Friedrichs des Großen.

Andreas war ein musisch und oratorisch reich begabter, weltläufiger Mann. Er kam an die Universität Heidelberg in einer Zeit, als diese sich noch immer in einer geistigen Hochblüte befand, und traf auch außerhalb seiner Disziplin (Hampe, der Althistoriker Täubler, der Direktor der Universitätsbibliothek und Honorarprofessor Wille) auf eine große Zahl bedeutender, historisch arbeitender Kollegen: den Kirchenhistoriker Hans von Schubert, den Verfassungsrechtler Gerhard Anschütz, den Rechtshistoriker Eberhard von Künßberg, den Politologen Arnold Bergstraesser, Friedrich Gundolf und dessen germanistische Kollegen Friedrich Panzer und Max von Waldberg, den Kunsthistoriker Carl Neumann, den Philosophiehistoriker Ernst Hoffmann, den Archäologen Ludwig Curtius. Eberhard Gothein starb zwar noch im gleichen Jahr, in dem Andreas nach Heidelberg kam, aber gleichzeitig oder kurz nach Andreas folgten der historisch interessierte Nationalökonom Carl Brinkmann, der Rechtshistoriker Heinrich Mitteis und der Psychologe Willy Hellpach einem Ruf nach Heidelberg und vermehrten das Ansehen der Universität. Mit welchen Kollegen Andreas in nähere Beziehung trat, ist unbekannt, jedenfalls

---

[75] Napoleon. Entwicklung – Umwelt – Wirkung (Konstanz 1962), S. 140.
[76] Das Zeitalter Napoleons und die Erhebung der Völker (Heidelberg 1955), S. 7.
[77] Zuerst 1922 in „Meister der Politik" erschienen, 1958 als Einzelpublikation.

pflegte er keine engere Verbindung zur alten oder neuen Spielart des „Heidelberger Geistes", d.h. den Zirkeln um Marianne Weber und Alfred Weber. Andreas genügte sich offenbar selbst – von der Berufskrankheit des Gelehrten, der Eitelkeit, war er in ungewöhnlich hohem Maße geplagt; vielleicht ist sie ihm schließlich auch zum Verhängnis geworden.

Stärker noch als bei seinem Vorgänger Oncken verbanden sich im politischen Credo Andreas' zwei scheinbar heterogene Elemente: der Liberalismus und der Nationalismus. Andreas war glühender Patriot, der die außenpolitischen Demütigungen Deutschlands nicht verwand, ohne aber wie der 15 Jahre ältere Oncken Bismarcks Leistung ins Mythische zu überhöhen, und er war Demokrat und Republikaner, ohne sich an den Aktionen des Weimarer Kreises verfassungstreuer Hochschullehrer zu beteiligen – noch 1932/33 hat er die Deutsche Staatspartei gewählt.[78] Obwohl sonst bei öffentlichen Kundgebungen äußerst zurückhaltend, unterzeichnete er 1932 wie Hampe den Aufruf der Historiker zur Wiederwahl Hindenburgs und wandte sich damit gegen Hitler. Er warb 1931 für „die Einbürgerung einer gewiß nicht vollkommenen, aber fortbildungsfähigen Verfassung" und warnte vor „Gefühlen und Gedanken ..., die sich weder völkerrechtlich noch politisch oder ethisch zur Grundlage eines Zusammenlebens der Nationen machen lassen".[79] Gleichwohl wünschte er in der Krise der Republik die Einschränkung der „überstark entwickelten Volksvertretungen" und eine Stärkung der Exekutive im Sinne „politischen Führertums"[80], wobei er sich offensichtlich an Bismarck und Brüning orientierte. Die Kritik am Parlamentarismus verschärfte er nach 1933; dann sprach er verächtlich über „die Parteien und deren Häuptlinge", „die unreinen und unvermögenden, die staatszerstörenden und volksfremden Gewalten der parlamentarischen Regierungsweise".[81]

Der Kritik an der inneren Zerrissenheit entsprach die Hoffnung von Ende des Jahres 1932 auf „das Reich ..., dessen wir bedürfen, ein Reich des Geistes, des Rechtes und der Tat".[82] Das war das Dritte Reich nun wahrlich nicht, und Andreas wußte dies offensichtlich von Anfang an. Auf die Herausforderung durch die NS-Herrschaft hat er daher wie die meisten seiner Berufskollegen gleicherweise mit Ausweichen und Anpassen reagiert. Wie so viele wollte er „dabei" sein, „in Fühlung mit der Wirklichkeit bleiben"[83], wie er die Kooperationsbereitschaft selbst umschrieb. Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen ist er gleichwohl nie geworden. Andreas begrüßte die ostentativ vollzogene Aufwertung des nationalen Gedankens, den vernachlässigt zu haben er – wie Oncken – als schweren Mangel der staatstragenden Schichten und Parteien der Republik empfunden hatte, und

---

[78] GLA Karlsruhe, Nachlaß Andreas, Fragebogen der Militärregierung.

[79] Kämpfe um Volk und Reich. Aufsätze und Reden zur deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts (Stuttgart, Berlin 1934), S. 81, 85. (Steins Vermächtnis an Staat und Nation; 1931).

[80] Ebd., S. 69 f.

[81] Vgl. Nachruf auf Hindenburg, in: Velhagens und Klasings Monatshefte, Bd. 49/1934–35, Bd. 1 (ohne Seitenzählung).

[82] Kämpfe (s. Anm. 79), S. 38 (Rektoratsrede bei der Jahresfeier; Nov. 1932).

[83] Rektoratsrede zur Immatrikulation, 13. Mai 1933; Heidelberger Neueste Nachrichten 15.5.1933, S. 3.

ebenso die vermeintliche Überwindung der inneren Gegensätze nach den „Jahren der Zerrissenheit und Zersetzung": „Das alte Wort Volksgemeinschaft erhielt einen neuen, verjüngenden Glanz."[84] Bisher schon angeschlagene Töne verstärkten sich, so das Grenzlandbewußtsein – im Sommersemester 1933 sprach Andreas von Heidelberg als „unserer Grenzmarkenuniversität";[85] der großdeutsche Gedanke, den er während der 20er Jahre besonders gepflegt hatte, trat andererseits auffallend zurück.[86] Auf sein Drängen beantragte die Fakultät im Sommersemester 1933 die Ausweitung der Lehrstuhlausrichtung auf „wissenschaftliche Politik", um, nach Andreas' Erwartungen, „die erzieherische Funktion der Geschichte in gegenwartspolitischer Hinsicht" zu fördern.[87] Erfolg hatte dieser Vorstoß in Karlsruhe allerdings nicht.

Zum Verhängnis wurde Andreas, daß er 1932/33 Rektor war und trotz Rücktrittsangebots bis zum Oktober 1933 im Amt blieb. Als solcher mußte er nicht nur die Karlsruher und Berliner Anordnungen exekutieren, insbesondere die Säuberungen durchführen, sondern sah sich auch zu politischen Stellungnahmen veranlaßt. Seine Anpassungsbereitschaft, aber auch ihre Grenzen verdeutlichte er im Sommersemester 1933, als er zwar den Nationalsozialismus als „Deutschlands Schicksal" bezeichnete – „würde er scheitern oder auch nur in der Lösung entscheidender Aufgaben versagen, so wäre Deutschland dem Untergang geweiht" – und erklärte, „die Zeit eines verstiegenen und heimatlosen Intellektualismus ist gründlich vorbei", nicht aber zu einer Pauschalabwertung oder gar -verwerfung der Weimarer Republik bereit war. Er versuchte, im „Feuer nationaler Gesinnung und Tatbereitschaft" den gemeinsamen Nenner aller zu finden; erforderlich war „die innere Gewinnung und Versöhnung aller Volksteile". Indirekte Kritik übte Andreas mit dem Postulat des echten Führertums; Gesinnung durfte nicht Leistung ersetzen, die Selbstverantwortung der Institution mußte gewahrt bleiben. Nationalismus liberaler oder konservativer Prägung und Nationalsozialismus versuchte er zusammenzubinden in der Zusage: „Wir werden mit dem vollen Einsatz unserer Kraft wirken nach dem Vorbild unserer Führer Hindenburg und Hitler."[88]

Den neuen Machthabern war Andreas, „früher Demokrat", wie seinem Namen in der Liste der deutschen Delegation zum Internationalen Historikerkongreß in Zürich hinzugefügt wurde[89], von vornherein nicht genehm. Sein Rektorat wurde als das letzte der liberalen Ära der Heidelberger Universität gezählt; 1937 bestand der Plan, ihn nach Leipzig zu versetzen, um seinen Lehrstuhl für einen zuverlässigen Nationalsozialisten freizumachen, nachdem die von der NSDAP-Gauleitung einge-

---

[84] Nachruf Hindenburg (s. Anm. 81).

[85] Grußworte zur Errichtung der Wehrprofessur; Heidelberger Student Sommersemester 1933, Nr. 3, S. 26.

[86] Später sah Andreas es – Onckens entsprechenden Ansatz übergehend – als sein Verdienst an, die bis dahin in Heidelberg vorherrschende kleindeutsch-preußische Sicht durch seine „gesamtdeutsche Auffassung" überwunden zu haben (Dank an Rektor Schmitthenner für Glückwünsche zum 60. Geburtstag; 2. Nov. 1944); UA Heidelberg, PA Schmitthenner.

[87] Zit. Conze, Mußgnug (s. Anm. 1), S. 143.

[88] Vgl. die Immatrikulationsrede im Sommersemester 1933 (s. Anm. 83) und die Grußworte zur Errichtung der Wehrprofessur (s. Anm. 85); ebd. die Zitate.

[89] Heiber (s. Anm. 52), S. 741.

holten Gutachten, u.a. von seinem Fakultätskollegen Ernst Krieck, negativ über seine politische Zuverlässigkeit geurteilt hatten. Zeitweise war er von den Prüfungen für Staatsexamina ausgeschlossen.[90]

Insgesamt blieb Andreas jedoch unbehelligt, so daß er ungehindert lesen und publizieren konnte. Das Jahr 1933 bedeutete keinen Bruch in der Kontinuität seines wissenschaftlichen Werkes – es war national genug geprägt, um vor den Augen der Regierenden bestehen zu können, ohne aber nationalsozialistisch zu sein. Ein sofortiges Ende fand allerdings die nationalpädagogische Wirksamkeit durch politisch-historische Reden. Die Konzessionen an den Zeitgeist blieben bescheiden; die augenfälligste war wohl die Aufnahme Horst Wessels in die Sammlung „Die großen Deutschen" – der Preis, um Adolf Hitler heraushalten zu können. Wenn Andreas in der Einleitung zur Neuen Propyläen-Weltgeschichte 1940 versicherte, er werde den Bearbeitern zur Pflicht machen, „dem Stande der Forschung gemäß rassengeschichtliche Gesichtspunkte zu berücksichtigen und jetzt schon gegebene Möglichkeiten voll auszuschöpfen", so kritisierte er andererseits doch auch „mancherlei Unhaltbares, Vergröberungen und Halbwahrheiten" der Rassenforschung.[91] Antisemit war Andreas so wenig wie Oncken; 1940 erreichte er, daß die Frau seines früheren Heidelberger Kollegen Täubler, Selma Stern, ihre Bücher und Materialsammlungen in die Emigration mitnehmen konnte.[92]

Ließ Andreas es an der vom NS-Regime gewünschten Zuverlässigkeit fehlen, so wurde dies aufgewogen durch seinen Kollegen Paul Schmitthenner (1884–1963). Schmitthenner gehörte zu den drei Wissenschaftlern, die sich in den 20er Jahren in Heidelberg für neuere Geschichte habilitierten.[93] 1926 erhielt *Hajo Holborn*[94] (1902–1969) die Venia legendi, ein Schüler Meineckes, dessen Interessen und Lehrveranstaltungen sich auf Geistes-, Kirchen- und politische Geschichte erstreckten. Holborn war dezidierter Demokrat und arbeitete im Auftrag der Historischen Reichskommission an der Entstehungsgeschichte der Weimarer Verfassung; 1931 folgte er einem Ruf an die Hochschule für Politik in Berlin. *Kurt von Raumer*[95] (1900–1982), der sich 1928 habilitierte, hat sich während seiner Heidelberger Zeit

---

[90] Vgl. UA Heidelberg, B 7526. Einen Ruf nach Jena, den anzunehmen Andreas bereit gewesen wäre, erhielt er dagegen nicht. Vgl. auch Conze, Mußgnug (s. Anm. 1), S. 143.

[91] Bd. 1, S. 4 f.

[92] Im Vorwort zu „Der preußische Staat und die Juden, Bd. I/1 (Tübingen 1962), S. XV, wiederholt in Bd. III/1 (ebd. 1971), S. 425, hat S. Stern auf die „mutige, energische, besonnene Vermittlung" Andreas', den sie 1971 als „großen Toten" würdigte, hingewiesen.

[93] Zu den Lehrkräften des Historischen Seminars gehörte 1932/33 auch Walter Lenel (1868–1937), der als Privatgelehrter eine Honorarprofessur „zum Zweck der Abhaltung von historischen Übungen" erhielt. Im Zuge der antisemitischen Gesetzgebung wurde er, obwohl sich Andreas und die Fakultät für ihn einsetzten, 1933 entlassen und verzichtete auf seine Professur; vgl. Drüll, Gelehrtenlexikon (s. Anm. 2), S. 160 f.; D. Mußgnug, Die vertriebenen Heidelberger Dozenten (Heidelberg 1988), S. 30 f.

[94] Über Holborn vgl. B. Faulenbach, in: H.-U. Wehler (Hg.), Deutsche Historiker, Bd. 8 (Göttingen 1982), S. 114 ff. Holborn heiratete in Heidelberg die Tochter des Heidelberger Dermatologen S. Bettmann und emigrierte 1933 als Demokrat und wegen der jüdischen Herkunft seiner Frau.

[95] Über v. Raumer vgl. R. Vierhaus, in: HZ Bd. 237/1983, S. 726 ff.

vor allem mit früher Neuzeit, 19. Jahrhundert und – nach 1933 – mit Zeitgeschichte beschäftigt; er blieb bis 1935 in Heidelberg und ging dann nach Riga.

Paul Schmitthenner[96], Schüler von Karl Hampe, war 1928 mit einer Arbeit über „Krieg und Kriegführung im Wandel der Jahrhunderte" auf Empfehlung der drei Ordinarien für alte, mittelalterliche und neuere Geschichte habilitiert worden; er erhielt aber trotz hohen Lobs nur eine eingeschränkte Venia legendi für „Geschichte des Kriegswesens". Schmitthenner war hochdekorierter Berufsoffizier gewesen, der erst nach dem Ersten Weltkrieg mit dem Studium begonnen hatte; seit 1925 war er – eine Novität unter den Heidelberger Historikern – aktiver Politiker als Abgeordneter der DNVP im badischen Landtag. Seiner politischen Karriere 1933 entsprach seine akademische: In Karlsruhe seit März Staatsrat und Staatsminister, in Heidelberg seit Mai planmäßiger außerordentlicher Professor (mit Amtsbezeichnung und Rechten eines ordentlichen Professors) für „Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kriegsgeschichte und Wehrkunde". Das Ministerium hatte diese Stelle eingerichtet, ohne die Universität zu konsultieren oder ein Berufungsverfahren einzuleiten. Von Ende 1938 war Schmitthenner bis zum Zusammenbruch 1945 Rektor der Universität, seit 1940 zugleich amtierender badischer Kultusminister und damit mindestens partiell sein eigener Dienstvorgesetzter.

Schmitthenner war nicht eigentlich ein bösartig-bornierter Funktionär, eher ein sich an Phrasen berauschender Bramarbas. Den Nationalsozialismus verstand er als Fortsetzung der „Volksfront" von 1914; „aus dem vulkanischen Sozialismus von 1914" sei „der organische Sozialismus von 1933" geworden.[97] Seine Bewunderung Hitlers und des Führerstaates war vorbehaltlos. Sein Amt verstand er als „im höchsten Sinne politische Professur", die sich „zu einer wirksamen Zelle der Gesinnungsbildung am Oberrhein entwickelt" habe.[98] Entsprechend lobte ihn sein Gesinnungsgenosse Eugen Fehrle 1944: Er vereinigt „Soldatentum, Wissenschaft und Politik in vollendeter Weise in sich: Soldatentum als Fundament und Haltung, Wissenschaft als Rüstzeug und Mittel, Politik als Ziel".[99]

Wissenschaftlich beschränkte sich Schmitthenner ganz auf sein Spezialgebiet. Darin ursprünglich ganz tüchtig, verfaßte er nach 1933 mehr und mehr populäre Traktate, um Wehrkunde und Wehrgeschichte zu verbreiten. Seine Urteilskategorien waren bestimmt von Militarismus, d.h. Höchstbewertung des Soldatischen, ohne Kriegshetze zu betreiben, Nationalismus und Rassismus. Sozialdarwinistisches und organologisches Denken prägte sein Geschichtsbild; die Vorstellung von alten und jungen, absterbenden und aufsteigenden Völkern stellte für ihn den Schlüssel zum Verständnis der Weltgeschichte dar.

Schmitthenners Ehrgeiz richtete sich darauf, die sogenannte Wehrwissenschaft theoretisch zu fundieren und methodisch zu systematisieren. Seine Reflexionen blieben aber ganz vage und unbeholfen, seine Arbeiten waren durchaus traditionell angelegt. Um sich eine Zuhörerschaft zu verschaffen, erreichte er, daß jeder Hei-

---

96 Über Schmitthenner vgl. E. Wolgast, in: B. Ottnad, Badische Biographien NF Bd. 3 (Stuttgart 1990), S. 239 ff.

97 P. Schmitthenner, Vom Ersten zum Dritten Reich (Freiburg 1935), S. 16.

98 UA Heidelberg, B 7532, Bl. 88 (1937).

99 UA Heidelberg, PA Schmitthenner.

delberger Student obligatorisch eine wehrwissenschaftliche Lehrveranstaltung besuchen mußte; Kriegsgeschichte und Wehrkunde erhielten den Rang eines Prüfungsfaches.

Schmitthenner etablierte sein Fach auch institutionell. Zunächst als „Kriegsgeschichtlich-wehrkundliche Abteilung" dem Historischen Seminar angegliedert, erhielt das „Seminar für Kriegsgeschichte" mit der Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht 1935 seine Selbständigkeit; es erstrebte nach der Beschreibung seines Direktors Schmitthenner „mit der Förderung des Wissens und Forschens auf diesem bisher noch kaum bearbeiteten Gebiet eine innere soldatisch-friedhafte Haltung und Gesinnung seiner Schüler."[100] Schmitthenner vergab fleißig Doktorthemen und habilitierte auch einen seiner Schüler, Wilhelm Hubert Ganser. Zu rechter Blüte ist das Seminar trotz alledem nicht gekommen.

Neben Andreas und Schmitthenner sowie den Privatdozenten für Geschichte der Neuzeit beschäftigten sich auch Hampes Nachfolger auf dem mediävistischen Lehrstuhl mit neuzeitlicher Geschichte. *Günther Franz*[101] (geb. 1902), der 1935 als planmäßiger außerordentlicher Professor nach Heidelberg kam, erreichte sogar eine Neudefinition des Ordinariats. Hatte einst Treitschkes Nachfolger Erdmannsdörffer die bis dahin gültige Bezeichnung „Professor der Geschichte" mit „Professor der neueren Geschichte" vertauscht, so war der zweite Lehrstuhl erst von Dietrich Schäfer an als „Professur der mittelalterlichen Geschichte und geschichtlichen Hilfswissenschaften" ausgewiesen. Da Franz sich mit übergreifenden Themen beschäftigte – er hatte sich in Marburg mit der Arbeit über den Bauernkrieg habilitiert und hielt in Heidelberg Vorlesungen u.a. über Geschichte des deutschen Bauernstandes, Deutschland und Frankreich im Wandel der Jahrhunderte und Geschichte der Juden in Deutschland –, erreichte er die bis heute gültige Beschreibung des mediävistischen Lehrstuhls als „Professur für mittlere und neuere Geschichte".

Franz brachte als wissenschaftlichen Mitarbeiter für seine Edition der Bauernkriegsquellen *Walther Peter Fuchs*[102] (geb. 1905) mit nach Heidelberg, der sich 1936 hier habilitierte und bis 1952 lehrte.[103] Vor allem in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg entfaltete Fuchs eine umfangreiche Lehrtätigkeit, die die gesamte Neuzeit umspannte, mit Schwerpunkt auf dem 16. und dem 19. Jahrhundert sowie der Historiographie; auch Themen der Zeitgeschichte hat er behandelt. Fuchs regte auch zahlreiche Doktorarbeiten an und war selbst literarisch und als Editor sehr produktiv.[104]

Günther Franz hat sich, obwohl er bereits nach einem Jahr an die Universität Jena versetzt wurde, in Heidelberg ein bleibendes Andenken gestiftet durch die Gründung eines landeskundlichen Instituts, das 1939 als „Institut für Fränkisch-Pfälzische Landes- und Volksforschung", später: „für Fränkisch-Pfälzische Ge-

---

[100] Die Universität Heidelberg. Ein Wegweiser durch ihre wissenschaftlichen Anstalten, Institute und Kliniken (Heidelberg 1936), S. 45.

[101] Über Franz vgl. Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1987, S. 1121.

[102] Über Fuchs vgl. ebd., S. 1187.

[103] Als Honorarprofessor von Karlsruhe aus nochmals in den Jahren 1957–1962.

[104] Neben Fuchs habilitierten sich bei Franz: W. Kayser über Marwitz und F. Hellwig über Stumm, der erstere auf Empfehlung E. Kriecks, der zweite war aus Marburg mitgekommen. Beide erhielten nur den Grad eines Dr. phil. habil., aber keine Venia legendi.

schichte und Landeskunde", in Zusammenarbeit von Historikern und Geographen sowie zeitweise Volkskundlern eröffnet wurde.

Auch Franz' Nachfolger *Fritz Ernst*[105] (1905–1963), seit 1937 in Heidelberg, nahm die Doppelbezeichnung seines Lehrstuhls wahr; vor allem pflegte er aufgrund eigener Reiseerfahrungen Kolonial- und Überseegeschichte.[106] Seine Kompetenz auf diesem Gebiet unterstrich der Ruf auf den einzigen entsprechenden Lehrstuhl in Hamburg 1939. Für „Geschichte des Grenz- und Auslandsdeutschtums" erhielt 1942 der Frankfurter Honorarprofessor und Leiter des dortigen Elsaß-Lothringen-Instituts *Paul Wentzcke*[107] (1879–1960) einen Lehrauftrag, den er bis Kriegsende ausübte.

Das Ende des Dritten Reiches und die Entnazifizierung veränderten die Personalverhältnisse am Historischen Seminar erheblich. Schmitthenner verschwand mit seinem Adlatus, Fuchs mußte 3 Jahre pausieren. Die Verdrängung von Willy Andreas ist ein bis heute unaufgehelltes Kapitel der Seminargeschichte – soviel ist aber sicher, daß hier alte Rechnungen beglichen wurden. Im Geflecht von Animositäten, Konkurrenzneid und Rivalitäten blieb Andreas, insbesondere durch sein Rektorat 1933 in der schwächeren Position, auf der Strecke.[108] Zunächst als Nichtparteimitglied im Amt bestätigt, kam er auf Druck des zuständigen Besatzungsoffiziers Anfang 1946 um seine Emeritierung ein, wurde aber im Februar 1946 unter dem pauschalen Vorwurf von Nationalismus, Annexionismus, Imperialismus, Halbnazitum und Kulturpropaganda entlassen. Da die Militärbehörden den Entlastungsbescheid der Spruchkammer[109] von 1947 gegen alle Gepflogenheiten nicht anerkannten, mußte Andreas zwei weitere Jahre um seine Rehabilitierung kämpfen, währenddessen sein Lehrstuhl neu besetzt wurde. Erst 1949 erreichte er nachträglich seine Emeritierung ohne das Recht, Lehrveranstaltungen abzuhalten, da die Fakultät ihrem langjährigen, ausdrücklich als „nichtbetroffen" eingestuften Mitglied

---

105 Über Ernst vgl. F. Trautz, in: Badische Biographien NF Bd. 2 (s. Anm. 61), S. 80 ff.

106 Schon 1934 hatte er einen Vortrag als „Deutsche See- und Kolonialgeschichte" (mit dem Zensurvermerk: „Gegen die Herausgabe dieser Schrift werden seitens der NSDAP keine Bedenken erhoben") publiziert. Ernst vergab mehrfach neuzeitliche Dissertationsthemen, vor allem zum deutsch-englischen Verhältnis.

107 Über Wentzcke vgl. W. Klötzer, in: HZ Bd. 192/1961, S. 791 f.; N. Hammerstein, Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Bd. 1 (Neuwied, Frankfurt 1989), S. 401 ff.

108 Das ursprünglich freundschaftliche Verhältnis Andreas-Ernst war 1942 an einer Bagatelle – Streit über eine Anweisung Andreas' an Ernsts Hilfskraft – zerbrochen; Ernst warf Andreas Egozentrik vor. Andreas hat außer seinem Institutskollegen den Althistoriker H. Schäfer sowie F. Schnabel für seine Verdrängung verantwortlich gemacht; diese wie die folgenden Angaben auf Grund des Materials im Nachlaß Andreas im GLA Karlsruhe. Vgl. auch R. de Rosa (Hg.), K. Jaspers, K.H. Bauer, Briefwechsel 1945–1968 (Berlin, Heidelberg, New York 1983), S. 26 f.

109 Die Akte im Nachlaß Andreas enthält eine Fülle von Zeugnissen prominenter Entlastungszeugen, u.a. von den NS-verfolgten Kollegen Hoffmann, Jellinek und Radbruch; Zeugnisse von Ernst oder Jaspers fehlen.

dies verweigerte.[110] Andreas hat die ungerechte und unkollegiale Behandlung nie verwunden und verließ Heidelberg, um vertretungsweise bzw. als Honorarprofessor in Tübingen und Freiburg zu lehren. 1967 ist er bei Konstanz gestorben, ohne je wieder nach Heidelberg gekommen zu sein.

Geschichte als Sozialwissenschaft: Werner Conze

War das Vorgehen gegen Andreas schon peinlich genug, verlief auch die Wiederbesetzung des Lehrstuhls nicht ohne Peinlichkeiten.[111] Während ein Teil der Fakultät dem bisherigen Inhaber – wie bei Amtsverdrängten häufig – die Stelle offenhalten wollte und Willy Hellpach gegen den Widerspruch Ernsts als Kompromiß vorschlug, die Errichtung eines zweiten neuzeitlichen Lehrstuhls zu betreiben, ergriff Franz Schnabel, bis 1937 Professor der Geschichte in Karlsruhe und jetzt Landesdirektor des Kultus und Unterrichts in Württemberg-Baden, die Initiative und gab mit Unterstützung des Chefs der Landesdirektion Köhler sehr deutlich seinen Wunsch zu erkennen, selbst Andreas' Nachfolger zu werden. Daraus entstand der „Fall Schnabel", da Rektor, Senat und Fakultät sowohl „das satzungswidrige Ansinnen" wie die Person ablehnten, woraufhin Köhler im Landtag die Universität scharf angriff.[112] Die Liste für die Wiederbesetzung des Lehrstuhls nannte Rothfels – Chicago, Voßler – Frankfurt, Kaegi – Basel sowie als Wunschkandidaten Carl Jacob Burckhardt. Als weder Rothfels noch Voßler, die beide nur vertretungsweise kamen, den Ruf annahmen, wurde 1948 eine Ergänzungsliste mit Johannes Kühn – Leipzig und Gerhard Masur – Bogota nachgereicht. Zum Sommersemester 1949 war der Lehrstuhl nach mehr als 3 Jahren Vakanz wieder besetzt.

Johannes Kühn[113] (1887–1973) war bei seiner Berufung schon 62 Jahre alt, und sein wissenschaftliches Lebenswerk lag bereits hinter ihm. Er hatte sich 1923 in Leipzig habilitiert, war 1928 Professor an der Technischen Hochschule Dresden geworden und übernahm 1947 den Leipziger Lehrstuhl für Neuere Geschichte. Kühn war bekannt geworden einerseits durch die monumentale Aktensammlung zum Speyerer Reichstag 1529 mit einer begleitenden Schilderung des Reichstagsverlaufs[114] und kleinere Arbeiten zur Reformationsgeschichte, andererseits durch seine großangelegte Habilitationsschrift über „Toleranz und Offenbarung" mit dem

---

[110] Noch 1951 bat die Fakultät den Rektor, Andreas bei der ihm als Emeritus zustehenden Übersendung der Formulare für Vorlesungsankündigungen daran zu erinnern, daß er dem amerikanischen Universitätsoffizier seinerzeit versprochen habe, nach seiner Emeritierung nicht zu lesen; vgl. GLA Karlsruhe, Nachlaß Andreas; UA Heidelberg, Fakultätsprotokolle 1951, S. 105.

[111] Das Folgende nach den Akten im UA Heidelberg, Lehrstuhl Geschichte, Senatsprotokolle 1946/47 und Protokolle der Philosophischen Fakultät 1947.

[112] Vgl. Verhandlungen des Württembergisch-badischen Landtags, Wahlperiode 1946–1950, Prot.-Bd. 2, S. 1078 ff. (Sitzung 9. Okt. 1947); vgl. auch Göttinger Universitäts-Zeitung, Jg. 1–2/1945–47, Nr. 23, S. 17.

[113] Über ihn vgl. H. Grundmann, in: Ruperto Carola, Bd. 41/1967, S. 77 ff.; R. Koselleck, in: Ebd., Bd. 51/1973, S. 143 f.

[114] RTA jg. Reihe, Bd. 7 (1935 erschienen); Die Geschichte des Speyerer Reichstags 1529 (Leipzig 1929).

für sein Forschungsinteresse bezeichnenden Untertitel: „Eine Untersuchung über die Motive und Motivformen der Toleranz im offenbarungsgläubigen Protestantismus – zugleich ein Versuch zur neueren Religions- und Geistesgeschichte."[115] Zu den Großen seines Faches hatte er gleichwohl nicht gehört, war aber auch nicht durch das Dritte Reich diskreditiert.

Kühn setzte in gewisser Weise die Tradition seines Vorgängers fort, insofern seine besondere Stärke den geistesgeschichtlichen Zusammenhängen galt, in die die politischen Vorgänge eingebettet wurden; allerdings lotete er weitaus tiefer. Wandte sich Andreas an den „Geschichtsfreund", schrieb Kühn – zugespitzt formuliert – je länger je mehr nur zur eigenen Selbstverständigung oder allenfalls für einen kleinen Kreis von Eingeweihten. Er war ein universal gebildeter Mann, feinsinnig und skrupulös, der, wie sein Schüler Koselleck rühmte, „ein Leben intensiver Arbeit und höchster geistiger Sammlung"[116] führte. Das Alltagsgeschäft und die spezialisierten Forschungsfragen des Historikers hatte er längst hinter sich gelassen zugunsten des Nachdenkens über das Sein und die Rätsel der Geschichte. Anders als Andreas war er niemals publikationsfreudig gewesen; die wenigen kurzen Aufsätze, die in der Heidelberger Zeit noch entstanden, sind geistreiche und tiefschürfende Entwürfe, die unausgeführt blieben. Bezeichnend ist die Fußnote zu einem Aufsatz über „Böhmen in Mitteleuropa" 1953: „Die folgenden Gedanken ... sind größtenteils vor fast anderthalb Jahrzehnten geformt worden – zu keinem anderen Zwecke als dem eigener Erkenntnis."[117] Als Erkenntnisziel ging es ihm „im wesentlichen um die Aufhellung großer Zusammenhänge in der abendländischen, ja in der Weltgeschichte, besonders auf dem politisch-sozialen und dem religiösen Gebiet".[118] In einer dicht geschriebenen, 1947 erschienenen kleinen Schrift „Die Wahrheit der Geschichte und die Gestalt der wahren Geschichte" hatte Kühn ein Bekenntnis über sein Verständnis von Geschichte abgelegt, indem er zwischen empirisch aus den sogenannten Quellen erfaßbarer Wahrheit und der „sinndeutend mit dem Maßstab gültiger Werte" zu gewinnenden Wahrheit unterschied, zwischen „Richtigkeitswissen" und „Wahrheitswissen", das die „Gestalt der wahren Geschichte", „wie sie überhaupt und immer vor sich geht", erfassen lehre.

Mit der Katastrophe von 1933/45 hat sich Kühn literarisch nicht unmittelbar auseinandergesetzt[119], sondern die Probleme auf eine abstrakte Ebene gehoben. Anders sah es – jedenfalls nach der Formulierung der Ankündigungen – bei den

---

[115] In Leipzig 1923 erschienen.

[116] Ruperto Carola, Bd. 51/1973, S. 143.

[117] Außenpolitik, Bd. 4/1953, S. 753.

[118] UA Heidelberg, PA Kühn (Schreiben Kühns an den Rektor, 1957).

[119] Persönlich hatte er sich im Dritten Reich nicht kompromittiert; selbst seine 1940 erschienene Broschüre „Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges" war im Globalen geblieben, hatte zwar die deutsche Führungsstellung auf dem Kontinent postuliert, war aber für ein Arrangement mit den europäischen Ostrandvölkern und die Aussöhnung mit Frankreich eingetreten. Die Gunst der Stunde deutsch-sowjetischer Übereinkunft hatte er benutzt, um gemeinsame Züge der „völkisch-sozialistischen", d.h. nationalsozialistischen, und der „klassenkämpferisch-proletarischen", d.h. marxistischen, Revolution anzudeuten; vgl. ebd., S. 56 ff.

Lehrveranstaltungen aus. Zwar beschäftigte sich Kühn auch hier vielfach mit Geschichtstheorie und Geistesgeschichte, aber hauptsächlich doch mit politisch-empirischer Geschichte – neben Reformation und durch vier Semester geführter Geschichte des 19. Jahrhunderts bot er auch Themen zur Arbeiterbewegung und zur Zeitgeschichte an.

In der Geschichte des Heidelberger Seminars blieb die nur 6jährige Zeit der Wirksamkeit Kühns eine Art Interim. Erst sein Nachfolger *Werner Conze*[120] (1910–1986) gab der Forschung neue Anstöße und dem Seminar eine weitausstrahlende und unverwechselbare Bedeutung unter den deutschen Universitätsinstituten. Mit Conze kam der prominente Vertreter einer Generation nach Heidelberg, die in jungen Jahren in Anziehung und Abstoßung vom Ende der Republik und durch das Dritte Reich mit Krieg und Zusammenbruch geprägt worden war – und das in ganz anderer Weise als die Generation Onckens und Andreas' durch 1918. Conze hat selbst den Unterschied verdeutlicht: 1918 war das deutsche Selbstbewußtsein verletzt und gesteigert worden – Oncken wie Andreas bewiesen Verwundung und Eruption des Nationalbewußtseins exemplarisch –, 1945 war es gebrochen.[121] Conze wußte sich wie nur wenige seiner Generation aufgerufen, sich mit den tiefer liegenden Entstehungsgründen für den Verlauf der deutschen Geschichte nach 1933 auseinanderzusetzen. Er war persönlich in seinem Lebensplan durch das Dritte Reich und den Krieg einschneidend betroffen worden: 1934 in Königsberg von Hans Rothfels promoviert, der wenig später von der Universität vertrieben wurde, 1940 in Wien, wohin sein zweiter Lehrer, der Soziologe Gunther Ipsen, von Königsberg berufen worden war, habilitiert, 1943 an die neue Reichsuniversität Posen berufen, ohne je dort zu lehren, schwere Kriegsverletzung. Nach 1945 hatte er sich mehrere Jahre höchst kümmerlich in Göttingen durchgeschlagen, ehe er – wegen seiner soziologischen Interessenrichtung fast etwas wie ein Außenseiter der Zunft – 1952 zum Extraordinarius für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Münster ernannt wurde; Ordinarius wurde er dort erst 1956 im Vorfeld der Heidelberger Berufung. Bei der Regelung der Nachfolge Kühns war zunächst, wie schon 1947, an Otto Voßler gedacht worden, der jedoch auch diesmal ablehnte, so daß der Lehrstuhl zum Sommersemester 1957 an Conze fiel, der ihn 22 Jahre, bis zum Ende des Wintersemesters 1978/79, innehatte.[122]

Mit der Berufung Conzes schlug das Pendel vorwaltender Interessen in der Heidelberger Neuzeitforschung in eine der bisherigen entgegengesetzte Richtung

---

[120] Über Conze vgl. Koselleck, in: HZ Bd. 245/1987, S. 529 ff.; W. Schieder, in: Geschichte und Gesellschaft, Bd. 13/1987, S. 244 ff. Vgl. auch seine Selbstzeugnisse in: Heidelberger Akademie der Wissenschaften – Jahrbuch 1962/63, S. 54 ff. (Antrittsrede 1963), und in: Chr. Schneider (Hg.), Forschung in der Bundesrepublik Deutschland (Weinheim 1983), S. 73 ff. (Der Weg zur Sozialgeschichte nach 1945).

[121] Die deutsche Geschichtswissenschaft seit 1945. In: HZ Bd. 225/1977, S. 2.

[122] Im Sitzungsprotokoll der Phil. Fakultät vom 2.3.1955 wurde gegen Conze u.a. eingewendet, er habe in Münster bereits eine Professur, „komme also als Vorspann nicht mehr in Frage". Den zunächst rätselhaften Ausdruck „Vorspann" erklärte H.G. Gadamer, Philosophische Lehrjahre (Frankfurt 1977), S. 178: Bei der Besetzung jeder Professur verlangte die Stuttgarter Regierung einen „Vorspann", d.h. die gleichzeitige Einstellung eines heimatvertriebenen Professors.

aus. Dem profund gelehrten, hochsensibel die Probleme theoretisch und abstrakt reflektierenden, skrupulös wägenden und extrem philosophie- und geistesgeschichtlich orientierten Kühn folgte ein Wissenschaftler, der in ganz anderer Weise und mit neuen Methoden den Realien der Geschichte nachging, auch wenn er mit der Untersuchung „Leibniz als Historiker"[123] gezeigt hatte, daß er sich durchaus in den traditionellen historischen Methoden auskannte.

Conzes Tätigkeit als Forscher und Lehrer war gekennzeichnet durch eine entschiedene Konzentration auf das 19. und 20. Jahrhundert. Hier trieb er die historische Erkenntnis auf Feldern voran, die bisher kaum bestellt oder als Forschungsgegenstand noch gar nicht entdeckt worden waren. Dabei forderte und praktizierte er Methodenoffenheit und Interdisziplinarität, indem er die systematischen Sozialwissenschaften, insbesondere Soziologie und Nationalökonomie, Politikwissenschaft, Demographie und Sozialmedizin, für historische Fragestellungen fruchtbar machte, während sich die alten Bindungen der historischen Wissenschaft an „befreundete" Disziplinen wie Philologie, Philosophie, Theologie und Jurisprudenz für ihn von selbst verstanden, auch wenn er sie in weit geringerem Maße als seine Vorgänger pflegte. Dennoch war er kein Wissenschaftsrevolutionär; er versuchte nach einem Selbstzeugnis von 1983, die überkommene Hermeneutik mit analytischen Methoden zu verbinden[124], allgemeiner formuliert: „Tradition und Innovation, wenn möglich, irenisch zu integrieren."[125]

Conze war, aufs Ganze gesehen, eher untheoretisch-pragmatisch orientiert. Er war der große Initiator und Experimentator, der wie ein Seismograph neue, anscheinend vielversprechende und aktuelle Forschungsrichtungen registrierte, Programme entwarf und Wege wies. Er machte sich in bemerkenswertem Umfang die biblische Weisung zu eigen: „Prüfet alles, und behaltet das Gute" – jedenfalls was ihm als Gutes erschien.

Versucht man, die wissenschaftliche Arbeit Conzes bestimmten Schwerpunkten zuzuordnen, ergeben sich zwei große Problemfelder, denen sein Bemühen lebenslang galt: Sozialgeschichte und Entstehung moderner Nationen. Weitere bevorzugte Fragenkreise lassen sich diesen beiden Komplexen anlagern: Begriffsgeschichte und deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Abgrenzung ist gewiß künstlich, da die Arbeiten immer wieder übergriffen; Nationsbildung verband sich mit sozialen Aspekten, die Geschichte der Weimarer Republik mit Fragen der Parteiensoziologie und Gesellschaftsgeschichte. Zur Ordnung des Oeuvre mag die Gliederung dennoch hilfreich sein.

In der deutschen Historiographie ist Conzes Name vor allem mit Sozialgeschichte oder, wie er sie – „in distanzierter Anlehnung an Braudel"[126] – zur Abwehr eines verengten Sinnes von Sozialgeschichte auch bezeichnete, Strukturgeschichte verbunden.[127] Der Etablierung der modernen Sozialgeschichte in der deut-

---

[123] Erschienen in Berlin 1951.

[124] Weg zur Sozialgeschichte (s. Anm. 120), S. 73 f.

[125] Koselleck, in: HZ Bd. 245 (s. Anm. 120), S. 530.

[126] Weg zur Sozialgeschichte (s. Anm. 120), S. 74.

[127] Vgl. dazu G.A. Ritter, in: J. Kocka (Hg.), Sozialgeschichte im internationalen Überblick (Darmstadt 1989), S. 29 ff. sowie W. Schieder, in: Geschichte und Gesellschaft, Bd. 13 (s. Anm. 120), S. 244 ff.

schen Geschichtswissenschaft ist die Innovationskraft Conzes in ganz besonderer Weise zugute gekommen. Ihm lag alles daran, die Sozialgeschichte aus ihrem traditionellen Dasein einer Sektorwissenschaft oder eines akzidentellen Elements zur politischen oder Wirtschaftsgeschichte herauszulösen; sie war für ihn „kein eigenes Fach der historischen Disziplinen, sondern eher ein besonderer Aspekt der Geschichtswissenschaft", als „Geschichte der Gesellschaft, genauer der sozialen Strukturen, Abläufe, Bewegungen".[128] Sie sollte nach seiner Vorstellung die Strukturen, die Handlungen und Ereignisse bestimmt haben, in Kontinuität und Veränderung herausarbeiten, die gesellschaftlich bestimmenden Faktoren ebenso wie die technischen und wirtschaftlichen als überindividuell die Entwicklung leitenden Tendenzen und Antriebe ins Bewußtsein heben. Dadurch erhoffte sich Conze eine Überwindung der Trennung von politischer (Staat) und sozialer Geschichte (Gesellschaft). Sein Forschungsprogramm galt dementsprechend der „Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters"[129], der Herausbildung der modernen Gesellschaft im Zuge der Industrialisierung und der Revolutionen des 19. Jahrhunderts, dem Modernisierungsprozeß bzw. den Folgen ausgebliebener oder verzögerter Modernisierung. Die als Zusammenfassung seines Lebenswerkes geplante moderne deutsche Sozialgeschichte hat Conze nicht mehr geschrieben, gleichwohl für das 19. Jahrhundert eine gewichtige Abschlagszahlung geleistet mit den entsprechenden Kapiteln im „Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte".[130] Schon die Gliederung des Stoffes läßt seine Konzeption von Sozialgeschichte erkennen: nationales System; Arbeits- und Berufssystem; Familie und Geschlecht, Volksgesundheit; politisches System; Religion und Kirche; Bildung und Erziehung.

Der historischen Agrarsoziologie hatte sich Conze schon in den Anfängen seiner wissenschaftlichen Arbeit zugewendet und dieses Thema später im Zusammenhang der Bauernbefreiung zu Beginn des 19. Jahrhunderts weiterverfolgt. Indem er die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in seine Forschungsplanung einbezog, nahm er – gewiß unbeabsichtigt und auch auf ganz neue Weise – die Tradition Hermann Onckens wieder auf; das Projekt einer Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung im europäischen Zusammenhang gab er zwar wieder auf, regte aber zahlreiche Arbeiten seiner Schüler zu diesem Thema an. Zu den von ihm mitentdeckten Forschungsfeldern gehörte seit den 70er Jahren die Sozialgeschichte der Familie, über die er nach mehreren Vorstudien 1979 ein präzises und distinktes Resümee der bisherigen Ergebnisse und der Desiderate unter dem seine Schlüsselbegriffe enthaltenden Titel publizierte: „Der Strukturwandel der Familie im industriellen Modernisierungsprozeß – Historische Begründung einer aktuellen Frage." Die Familiensozialgeschichte sollte kein neues Spezialgebiet werden, stattdessen war

---

[128] Sozialgeschichte, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 3. Aufl., Bd. 6 (Tübingen 1962), S. 169 ff.; ähnliche Definitions- und Klärungsversuche hat Conze mehrfach unternommen. Eine eigentliche Theorie der Sozialgeschichte fehlt.

[129] Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht (Köln 1957).

[130] Bd. 2 (Stuttgart 1976), S. 426 ff. 602 ff.

die Rekonstruktion der historischen Familie im ruralen wie urbanen Bereich in die Sozialgeschichte der Institutionen einzubeziehen.

Im Gegensatz zur Sozialgeschichte der Familie, an deren Erforschung er sich aktiv beteiligte, hat Conze die Arbeit am sozialgeschichtlichen Phänomen „Bildungsbürgertum" zwar angeregt, sich aber auf programmatische Bemerkungen beschränkt. Im übrigen warnte er vor zu viel Theoretisieren: „An Programmierern und Modelltischlern besteht kein Mangel, wohl aber an Arbeitern, die sich der Mühe zeitaufwendiger (statistischer) Quellenarbeit zu unterziehen bereit sind." Wenn er 1978 meinte, „die Wendung zur Sozialgeschichte (ist) in Deutschland noch als unzulänglich anzusehen"[131], hatte er getan, was er konnte, um diesem Zustand abzuhelfen. Nicht nur war bei seiner Berufung nach Heidelberg ein „Institut für moderne Sozialgeschichte" eingerichtet worden, sondern als interdisziplinäres Diskussionsforum hatte er 1956/57 auch den „Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte" begründet, in dem Historiker, Nationalökonomen, Soziologen und Staatsrechtler zusammenarbeiteten und der seit 1962 auch eine eigene Schriftenreihe „Industrielle Welt" herausgab.

Als im weiteren Sinne zur Sozialgeschichte gehörig verstand Conze die Begriffsgeschichte, bei der über den Wandel des Inhalts von politischen Leitbegriffen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts der Prozeß der „Auflösung der alten und die Entstehung der modernen Welt" weiter aufgehellt werden sollte. Das „Historische Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland" unter dem Titel „Geschichtliche Grundbegriffe" hat Conze selbst als „einen originellen Beitrag der deutschen Forschung zur Entwicklung der methodisch anspruchsvoll gewordenen Geschichtswissenschaft" angesehen, „anstoßgebend und beispielhaft im Programm, beachtenswert aber auch in der Ausführung".[132] Daß heute sechs Bände dieses Werkes vorliegen, ist wesentlich sein Verdienst; umfangreiche, sozialgeschichtlich wichtige Artikel hatte er von vornherein selbst übernommen, bei anderen sprang er für allzu säumige Autoren ein.

Wie sozialgeschichtliche Fragestellungen haben Conze zeit seines Lebens Probleme der Nations- und Nationalstaatsbildung, Nationalbewegungen und Nationalitätenkämpfe beschäftigt. Konkret galt dabei insbesondere der polnischen Frage und der Wiedererrichtung des polnischen Staates sein Interesse – Frucht dessen war die umfangreiche Untersuchung über „Polnische Nation und deutsche Politik im Ersten Weltkrieg".[133] Aus dem Bedürfnis, „größere Klarheit über das zu gewinnen, was die deutsche Nation gegenwärtig ist und wie es zur Gestalt dieser Nation in der Geschichte gekommen ist", ist 1963 das Buch „Die deutsche Nation" entstanden.[134] Als entscheidende Wegmarken in der Geschichte der deutschen Nationalbewegung, die zugleich um staatliche Einheit und konstitutionelle Freiheit kämpfen mußte, sah Conze die Jahre 1815 und 1848/49 an, während erst die Folgen der Reichsgründung die Deutschen zu einer geschlossenen Staatsnation gemacht hätten. Den Zusammenhang der Herausbildung moderner Nationen mit dem Gesamtmodernisie-

---

[131] Sozialgeschichte der Familie. In: VSWG Bd. 65/1978, S. 367, 357.
[132] Weg zur Sozialgeschichte (s. Anm. 120), S. 78.
[133] Erschienen in Köln und Graz 1958.
[134] Die deutsche Nation. Ergebnis der Geschichte (Göttingen 1963), S. 5.

rungsprozeß einer Gesellschaft hat Conze damals weniger betont als in seinen späteren Arbeiten[135], an der Definition von Nation als „geschichtlich gewordener Einheit, deren Menschen durch bestimmte geschichtliche Entscheidungen dazu veranlaßt worden sind, politisch zusammenzugehören und sich dessen bewußt zu sein"[136], hielt er gleichwohl fest. Fragment blieb eine großangelegte Arbeit über die Nationsbildung im ostmitteleuropäischen Raum[137], mit der Conze zuletzt beschäftigt gewesen ist.

Umgetrieben hat Conze immer erneut die Frage nach den Gründen für das Scheitern der Weimarer Republik und die Etablierung der Diktatur in Deutschland – als Zeithistoriker war er lange Zeit bekannter denn als Sozialhistoriker. Seine These von der „Krise des Parteienstaates" am Ende der 20er Jahre[138], die auf den Anfangsfehler, keine konsequent parlamentarische Regierung zu institutionalisieren, sowie auf die fehlende Modernisierung des Selbstverständnisses der Parteien verwies, hat sich als Erklärungsansatz weithin durchgesetzt, was nicht im gleichen Maße von seiner positiven Bewertung der Politik Brünings gesagt werden kann. Das Dritte Reich hat Conze nie ausdrücklich thematisiert, aber mit seinen Untersuchungen über das Ende der Republik, etwa in den Aufsätzen „Die politischen Entscheidungen in Deutschland 1929–1933" und „Die deutschen Parteien in der Staatsverfassung vor 1933"[139], an den Grundlagen verläßlicher Urteilsbildung mitgewirkt.

Der deutschen Geschichte nach 1945 wandte sich Conze vor allem mit der bis 1949 reichenden, aus den Quellen gearbeiteten Biographie Jakob Kaisers zu. Seine wissenschaftlichen Erkenntnisse setzte er 1959 in einer Rede zum „Tag der deutschen Einheit" vor dem Bundestag für eine größere Öffentlichkeit um – er pries die Tugend der Geduld, mahnte aber auch zu heilsamer Unruhe. Die viel erörterte Frage von Kontinuität und Neubeginn nach 1945 beantwortete er differenziert, aber mit eindeutigem Nachdruck auf den grundlegend neuen Faktoren der Innen- und Außenpolitik Westdeutschlands, der Übernahme der parlamentarischen Demokratie und der Integration in das westliche System.[140]

Zu den überraschenden wissenschaftlichen Neuansätzen Conzes in seinen späten Jahren gehört der Versuch, eine im 18. Jahrhundert abgebrochene Tradition aufzunehmen und Natur- und Kulturgeschichte als Universalgeschichte wieder zusammenzuführen. Ein solcher Entwurf, „das große Thema des Menschen in seiner Umwelt", „könnte geeignet sein, die Werkstätte des Historikers ein wenig auf-

---

135 Vgl. Nationsbildung durch Trennung. Deutsche und Polen im preußischen Osten. In: O. Pflanze (Hg.), Innenpolitische Probleme des Bismarck-Reiches (München, Wien 1983), S. 95 ff.

136 Deutsche Nation (s. Anm. 134), S. 9.

137 Vgl. als Teilentwurf den Aufsatz: Zum Verhältnis des Luthertums zu den mitteleuropäischen Nationalbewegungen im 19. Jahrhundert. In: B. Moeller (Hg.), Luther in der Neuzeit (Gütersloh 1983), S. 178 ff.

138 Zuerst in: HZ Bd. 178/1954, S. 47 ff. erschienen.

139 In W. Conze, H. Raupach (Hg.), Die Staats- und Wirtschaftskrise des Deutschen Reiches 1929/33 (Stuttgart 1967), S. 176 ff.; in: E. Matthias, R. Morsey (Hg.), Das Ende der Parteien 1933 (Düsseldorf 1960), S. 3 ff.

140 Vgl. Staats- und Nationalpolitik. Kontinuität und Scheitern. In: W. Conze, M.R. Lepsius (Hg.), Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland (Stuttgart 1983), S. 441 ff.

zuräumen und seine vielfältigen Arbeiten unter einer verbindenden Perspektive zu ordnen".[141]

Weit stärker als sein Vorgänger ist Conze von allem fasziniert worden, was den europäischen Horizont sprengte. Unumwunden und sehr zugespitzt beklagte er die Provinzialität der deutschen Forschung, nicht zuletzt wegen des Sprachendefizits hinsichtlich Asiens. Er selbst hat insbesondere die Verbindungen nach Japan gepflegt; mehrere dortige Historiker sind seine Schüler gewesen. In seinem Eifer für die Überwindung der vermeintlichen Provinzialität ist er gelegentlich so weit gegangen, vorzuschlagen, mediävistische Lehrstühle für asiatische Geschichte umzuwidmen. Da er aber selbst auf diesem Feld nicht arbeitete und auch seine Schüler nicht dazu stimulieren konnte, ist es bei platonischer Forderung und Programmatik geblieben. Frucht seines Interesses an Asien war vor allem die Gründung des Südasien-Instituts, die Conze maßgeblich mitinitiiert hat.

Das Bild des Historikers Conze wäre noch fragmentarischer als es ohnehin ist, wenn nicht auf die Öffentlichkeitsarbeit wenigstens hingewiesen würde. Conze akzeptierte den Großbetrieb Wissenschaft und bejahte die Pflicht des Historikers zu öffentlicher Wirksamkeit – gelegentlich vielleicht mehr als notwendig und als seiner wissenschaftlichen Arbeit zuträglich war. Er fühlte sich einer neuen Spielart Heidelberger Nationalpädagogik, die den Elfenbeinturm bewußt verließ, um wissenschaftliche Erkenntnisse zu popularisieren – bis hin zum „Funkkolleg Geschichte" –, verpflichtet. Wie kein zweiter der Heidelberger Historiker unseres Jahrhunderts stellte er sich überdies den hochschul- und standespolitischen Herausforderungen. Als Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands (1972–1976) trat er für einen ordnungsgemäßen Geschichtsunterricht an den Schulen ein, als Mitglied der Gründungsausschüsse für die Universitäten Bochum und Bielefeld sowie als Rektor der Heidelberger Universität (August 1969 – Februar 1970) engagierte er sich für eine Modernisierung der Institution Universität, um sie für das Massenzeitalter auszurüsten.[142] Als Wissenschaftsorganisator gehörte Conze zu den einflußreichsten deutschen Historikern seiner Generation, seine Mitgliedschaft in der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften stand in der Kontinuität der Heidelberger Neuzeitforschung – seit Erdmannsdörffer ist jeder Lehrstuhlinhaber Mitglied dieser renommierten Institution gewesen.

Parallel zur Übernahme des neuzeitlichen Lehrstuhls durch Werner Conze im Sommersemester 1957 begann die personelle und institutionelle Expansion der Geschichtswissenschaft in Heidelberg. Noch vor der Berufung Conzes war 1956 für den 3 Jahre zuvor aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten *Erich Maschke* (1900–1982) auf Betreiben der Wirtschaftswissenschaftler – die Historiker hatten ihm 1954 nur einen „kleinen Lehrauftrag" verschafft[143] – ein Or-

---

[141] Evolution und Geschichte – Die doppelte Verzeitlichung des Menschen. In: HZ Bd. 242/1986, S. 1 ff. (Zitate S. 28 f.).

[142] Vgl. seine Bilanz in der Abschiedsvorlesung am 15. Febr. 1979: Verfall der Universität? Erinnerungen und Ausblick. In: Heidelberger Jahrbücher, Bd. 23/1979, S. 123 ff.

[143] So Maschke in seinem Selbstzeugnis: Begegnungen mit der Geschichte. In: E. Maschke, Städte und Menschen (Wiesbaden 1980), S. XIII.

dinariat für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte errichtet worden, das Maschke bis zu seiner Emeritierung 1968 innegehabt hat. Er mußte sich in ein für ihn ganz neues Gebiet einarbeiten, da er bis Kriegsende, zuletzt in Leipzig, mittelalterliche Geschichte gelehrt hatte. Er bezeugte im Rückblick selbst: „In extremer Weise waren unter besonderen Umständen von außen her Forschungsaufgaben an mich herangetragen worden, die ich zunächst mangels anderer Möglichkeiten angenommen hätte. Dann entdeckte ich erst, welch fruchtbares Feld sich mir eröffnete. ... Ich bejahte das Neue, das vor mir stand, voll und ganz."[144]

Maschke konzentrierte sich ganz auf die neue Aufgabe. Seine Lehrveranstaltungen behandelten die deutsche und europäische Wirtschaftsgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart, während sich seine Publikationen vor allem auf die Sozialgeschichte spätmittelalterlicher Städte, daneben auch Firmen- und Kartellgeschichte, erstreckten – noch 1980 erschien die Monographie über „Die Familie in der deutschen Stadt des späten Mittelalters".

Maschke war ein eminenter Quellenleser. Es war keine Phrase, wenn er erklärte: „Ich erstrebte stets möglichste Nähe zu den Quellen und versuchte, sie sprechen zu lassen und ihnen zu lauschen." Er suchte in den Quellen „den Menschen, den einzelnen wie den im Kollektiv".[145]

Ein zweiter Lehrstuhl für neuere Geschichte war von der Fakultät schon 1952 beantragt worden; er wurde 1957 zunächst als Extraordinariat eingerichtet, das 3 Jahre später in ein Ordinariat umgewandelt wurde. Eine spezifische Lehrstuhlausrichtung erfolgte nicht – informell war an eine inhaltliche Ergänzung und an ein Kontrastprogramm zu der durch Conze dominant gewordenen Sozialgeschichte gedacht. Zum Wintersemester 1957/58 wurde der Züricher Privatdozent *Rudolf von Albertini*[146] (geb. 1923) berufen. Er war in besonderer Weise für frühe Neuzeit, englische und französische Geschichte ausgewiesen; daneben wandte er sich in seiner Heidelberger Zeit der Kolonialgeschichte zu, zu deren namhaftesten Vertretern er heute gehört – erstmals hielt er 1959 ein Kolloquium über „Probleme Indiens seit 1947" ab. Als Albertini 1967 nach Zürich zurückging, folgte ihm *Reinhart Koselleck* (geb. 1923), der von Kühn promoviert worden war und sich 1965 in Heidelberg habilitiert hatte – beide Arbeiten hatten Aufsehen erregt und zählen unterdessen zu den Standardwerken.[147] Koselleck kam aus Bochum und blieb nur 5 Jahre in Heidelberg, um 1973 einen Ruf nach Bielefeld anzunehmen, wo er seinen Neigungen zur Theorie der Geschichte stärker nachgehen konnte als dies bei den zahlenmäßig beengten Personalverhältnissen in Heidelberg möglich war. Das Historische Seminar mußte sich gelegentlich sogar zur Ergänzung um Unterstützung aus Karlsruhe bemühen – so lehrten Fuchs (1957–62) und Nipperdey (1965–67)

---

144 Ebd., S. XIV.

145 Ebd., S. XVIII. XVI.

146 Über Albertini vgl. P. Hablützel, in: Ders. (u.a. Hg.), Dritte Welt: Historische Prägung und politische Herausforderung. Festschrift Rudolf von Albertini (Wiesbaden 1983), S. 9 ff.

147 Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt (Freiburg, München 1959); Preußen zwischen Reform und Revolution (Stuttgart 1967).

zeitweise in Heidelberg.[148] Erst 1973 wurde zur Entlastung eine wissenschaftliche Ratsstelle, nach alter Nomenklatur ein Extraordinariat, eingerichtet, die der Conze-Schüler *Dieter Groh* (geb. 1930) übernahm, der aber schon 1974 einem Ruf nach Konstanz folgte. Daneben lehrten für kürzere oder längere Zeit Privatdozenten[149] – zumeist aus dem Schülerkreis Conzes –, seit 1958 mit der Habilitation von Fritz Trautz endlich die seit 18 Jahren bestehende merkwürdige Stagnation bei der Pflege des wissenschaftlichen Nachwuchses überwunden worden war.

Der personellen entsprach die institutionelle Verbreiterung, die der Heidelberger Geschichtswissenschaft neue Dimensionen erschloß. Das von Conze gegründete Institut für moderne Sozialgeschichte wurde nach der Berufung Maschkes 1958 zu einem interdisziplinär konzipierten Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte erweitert, im 1962 errichteten, gleichfalls auf Interdisziplinarität orientierten Südasien-Institut ein Lehrstuhl für Geschichte geschaffen. 1964 kam das Seminar für Osteuropäische Geschichte mit einem Ordinariat dazu. So besitzt das Historische Seminar heute als ecclesia matrix mehrere ecclesiae filiales, auch wenn diese institutionell zu eigenem Recht bestehen.

Ergebnisse

Forschung und Lehre neuerer Geschichte haben im 20. Jahrhundert in Heidelberg durchgehend hohe Qualität besessen. Niemals zeitentbunden, haben sie sich dennoch den wechselnden politischen Zeitläuften nur selten derart ausgeliefert, daß das wissenschaftliche Ethos korrumpiert worden wäre, auch wenn in der Tradition des 19. Jahrhunderts wie selbstverständlich und wie nahezu überall die eigene Nation und der eigene Staat Maßstab und Ausgangspunkt der Forschungsarbeit der meisten Heidelberger Historiker geblieben sind – wenigstens bis 1945. Der unreflektiert-naive nationalpädagogische Impetus politischer Erziehung durch Geschichte erlosch mit dem Beginn des Dritten Reiches bzw. wurde erstickt.

Die Geschichte der Heidelberger Forschung und Lehre neuerer Geschichte mahnt zur Bescheidenheit: Schon vor dem Ersten Weltkrieg wurden Fragen der Sozialgeschichte, außereuropäischen Geschichte, Zeitgeschichte, Geschichtsphilosophie und -theorie in Heidelberg behandelt.

Am Ende des chronologischen Teils der Abfolge der Beiträge sei ein zusammenfassender Satz erlaubt: Wir stehen auf den Schultern von Riesen, d.h. wir sehen deutlicher als unsere Vorgänger deren Prämissen und Substruktionen, ihre Zeitver-

---

[148] Als Lehrbeauftragte für neuzeitliche Repetitionsübungen, Anfängerkurse, Quellenkunde, Numismatik und spanische Geschichte wirkten nach 1945 C. Durand, E. Vierneisel, P. Hirsch, R. Gaettens und B. Beinert am Historischen Seminar.

[149] Für neuere Geschichte habilitierten sich zwischen 1945 und 1988 (in alphabetischer Reihenfolge; in Klammern der Berufungsort): U. Engelhardt, W. Giesselmann, D. Groh (Konstanz), V. Hentschel (Mainz), W. v. Hippel (Mannheim), R. Koselleck (Bochum, Heidelberg, Bielefeld), W. Lipgens (Saarbrücken), H. Mommsen (Bochum), V. Sellin (Stuttgart, Heidelberg), H. Soell. Ohne Habilitation gelangten die Conze-Schüler J. Erger (Aachen), H. Stuke (Frankfurt/M.), L. Niethammer (Essen) und W. Schieder (Trier) auf Lehrstühle.

haftetheiten und manifesten Irrtümer; wir haben aber auch – bei aller Pflicht zur kritischen Prüfung – ihre bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen zu respektieren und ihren Platz in der deutschen Historiographie zu erkennen. Die Geschichte des Heidelberger Seminars bietet hinreichend Anlaß, sich einer großen Tradition, wie sie mit Namen wie Wattenbach, Hampe und Classen im Mittelalter, Schlosser, Häusser, Oncken und Conze in der Neuzeit bezeichnet wird, zu vergewissern und uns alle, Lehrende und Lernende, zu Bemühungen anzuhalten, diese Tradition nicht abreißen zu lassen, sondern sie – auch und gerade im Wissen um unsere eigene Zeitgebundenheit – aufzunehmen und weiterzuführen.

Theorie der Geschichtswissenschaft am Historischen Seminar der Universität Heidelberg

Detlef Junker

Die Theorie der Geschichts*wissenschaft* denkt nach über die Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis. Sie fragt: Was können wir Historiker wissen? Darüber hinaus fragt sie nach dem Nutzen und Nachteil der wissenschaftlichen Historie für das Leben, d. h. für die jeweilige Gegenwart und Zukunft. Voraussetzung dieser Disziplin ist also die nicht selbstverständliche Annahme, daß Geschichtsschreibung Wissenschaft sein kann und soll.

Der Ort geschichtstheoretischer Reflexion liegt in der Mitte zwischen allgemeiner Erkenntnistheorie und konkreter historischer Forschung. Diskussionen in dieser *systematischen* Disziplin setzen daher der Sache nach einen höheren Abstraktionsgrad voraus, als die wissenschaftliche Arbeit, auf die sie sich beziehen. Die Historiker sehen sich selbst über die Schulter oder lassen sich von anderen über die Schulter sehen.

Diese Bedeutung von Theorie ist nicht identisch mit der Bedeutung von Theorie im Sinne einer materialen Geschichtsphilosphie, die den Sinn der ganzen Geschichte bedenkt, auch nicht mit einem meist im Plural vorkommenden Theoriebegriff im Sinne konkreter, gegenstandsbezogener Erklärungsmuster und Hypothesenbündel über einen bestimmten geschichtlichen Sachverhalt: etwa mit Theorien über den Untergang des Römischen Reiches oder der Weimarer Republik, mit Imperialismustheorien, Totalitarismustheorien, Modernisierungstheorien. Allerdings kann der in diesem Fall gemeinte Sinn von „Theorie" wieder zum Gegenstand geschichtstheoretischer Reflexion werden.

Zwar stammt die Bezeichnung „Erkenntnistheorie" aus dem 19. Jahrhundert, aber eine durchaus begrenzte Anzahl von erkenntnistheoretischen Grundfragen hat die Geschichte der europäischen Geschichtsschreibung seit ihren Anfängen in der Antike wie ein Schatten begleitet. Rückblickend kann man feststellen, daß zentrale Argumente und Probleme in aufeinanderfolgenden Phasen der geschichtlichen Entwicklung entdeckt wurden. Vom heutigen Stand der Theoriediskussion aus betrachtet, läßt diese Entwicklung einen Fortschritt im Bewußtsein der Probleme erkennen. Jeder, der heute über geschichtstheoretische Probleme nachdenkt, tut gut daran, sich dieser Tradition zu versichern, damit er nicht den Narren auf eigene Faust macht.

Um meine zentrale Aussage über die Theorie der Geschichtswissenschaft am Historischen Seminar der Universität Heidelberg zu rechtfertigen, seien einige klassische Fragen und Problemstellungen stichwortartig in Erinnerung gerufen: Seit Aristoteles hat sich die Erkenntnistheorie mit der Behauptung beschäftigt,

Wissenschaft habe nur das zu ihrem Gegenstand, was immer der Fall ist oder wenigstens in den meisten Fällen stattfindet. Nur das Regelmäßige, so Aristoteles im sechsten Buch seiner „Metaphysik", könne Gegenstand einer betrachtenden Wissenschaft werden, nicht das Unregelmäßige, Kontingente, Zufällige, Akzidentielle. Es ist bekannt, daß sich das historistische Erkenntnisprogramm der modernen Geschichtswissenschaft seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart immer erneut mit dieser These auseinanderzusetzen hatte, als sie versuchte, sich bei der Suche nach einem eigenen, legitimen Platz im System der Wissenschaften nicht nur von den Wahrheitsansprüchen der Dichtung, der Religion und der säkularisierten Geschichtsphilosophien, sondern auch von den Erkenntniszielen der Naturwissenschaften abzusetzen. Es sei nur erinnert an Droysens Auseinandersetzung mit Buckle, an den Lamprecht-Streit, an das Spannungsverhältnis von Geschichte und Soziologie, die neukantianische Dichotomie von nomothetisch und idiographisch, oder an die Versuche Max Webers, der analytischen Theorie und des Kritischen Rationalismus, diese Dichotomie nicht gelten zu lassen und für die Erkenntnis der geschichtlichen Welt das sogenannte naturalistische und historistische Erkenntnisprogramm zu verbinden, eben „verstehend zu erklären".

Seit Thukydides berühmten Methodenkapitel in seiner „Geschichte des Peloponnesischen Krieges" und seit Lukians Schrift „Wie man Geschichte schreiben soll" aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert gibt es die Forderungen an den Geschichtsschreiber, Erdachtes und Tatsächliches streng zu scheiden, die Glaubwürdigkeit der Zeugen zu prüfen und bei der Erklärung historischer Ereignisse zwischen Anlässen und Ursachen zu unterscheiden. Vor allem gibt es ein Postulat, das bis heute für die Wahrheitsfrage von entscheidender Bedeutung geblieben ist: nämlich die Forderung nach Unparteilichkeit, nach innerer und äußerer Unabhängigkeit des Geschichtsschreibers als notwendige Voraussetzung der Wahrheitssuche und Wahrheitsfindung. In den Worten Lukians: „So soll also unser Geschichtsschreiber beschaffen sein: furchtlos, unbestechlich, unabhängig, ein Freund der freimütigen Rede und der Wahrheit ..., ein gerechter Richter, allen wohlgesinnt, ohne dabei einer Seite mehr als ihr gebührt zuzubilligen, ein Geschichtsschreiber, der in seinem Werk ein Fremdling und ein Mann ohne Vaterland [apolis] ist, unabhängig und keinem König untertan, und der keine Rücksicht darauf nimmt, was der eine oder andere denkt, sondern nur berichtet, was sich zugetragen hat."[1]

Bis heute scheiden sich die Geister an der Wünschbarkeit und an der Möglichkeit unparteiischer Objektivität. Wer den Vorträgen dieser Reihe gefolgt ist, weiß, daß sich die Heidelberger politische Geschichtsschreibung an nichts mehr gerieben hat als an dieser von Ranke, einem großen Bewunderer des Lukian, erneuerten Forderung. Sie alle haben sich, um ein berühmtes Wort Droysens zu zitieren, für diese Art „eunuchischer Objektivität" bedankt; ob mit guten Gründen, werden wir noch sehen.

Seit David Hume sind die Humanwissenschaftler, die Rechts- und Moralphilosophen mit dem Problem der Legitimität von Werturteilen konfrontiert. In einer Passage seines Buches „A Treatise of Human Nature" hat der skeptische Empirist

---

[1] Lukian: Wie man Geschichte schreiben soll. Griechisch und deutsch. Übersetzt und erläutert von H. Homeyer, München 1965, S. 147/149.

Hume zum ersten Male auf das Problem aufmerksam gemacht, daß aus einer Klasse nichtmoralischer Prämissen keine moralischen Konklusionen abgeleitet werden können. Das bedeutet: Aus sämtlichen beschreibenden und erklärenden Sätzen über die geschichtliche Welt kann logisch nicht geschlossen werden, was getan werden soll. Die Kluft zwischen Sein und Sollen, zwischen deskriptiven und präskriptiven Sätzen ist nicht überbrückbar. Seit dieser Erkenntnis hat sich jede Geschichtswissenschaft, die sich als politische versteht und handlungsanleitende Ansprüche erhebt, mit diesem Sachverhalt auseinanderzusetzen, der in der neueren Literatur auch als das „Humesche Gesetz" bezeichnet wird.

Schließlich sei an die neuzeitliche Radikalisierung des Wahrheitsproblems der Geschichtsforschung erinnert, weil in der Neuzeit das erkennende Subjekt sich selbst, also die Leistungen und Grenzen des Menschen, in einem Maße in die Mitte des systematischen Nachdenkens rückte, wie es der Antike und dem Mittelalter unbekannt war. Diese Epochen kannten zwar die Forderung nach Wahrheit in der Geschichtsschreibung, blieben aber einer vorkritischen, d. h. passiven Abbildvorstellung von Erkenntnis verpflichtet: Im Idealfall sollte der Historiker, einem scharf zurückwerfenden Spiegel gleich, die Tatsachen so zeigen, wie sie sind. Das forderte schon Lukian. Das große Thema der neuzeitlichen Erkenntnistheorie von Descartes über Vico, Kant, Hegel und Fichte, auch der nachkantischen Versuche einer Kritik der historischen Vernunft, ist dagegen die *Aktivität* des Erkennenden innerhalb der Subjekt-Objekt-Beziehung, seine erkenntnisnotwendige oder erkenntnisverhindernde Aktivität. Im Rahmen dieser Konzentration auf das erkennende Subjekt wurde seit der Mitte des 18. Jahrhunderts das Wahrheitsproblem für die historischen Wissenschaften noch komplizierter. Hatte der cartesianische Zweifel das Erkenntnisvermögen der – unhistorisch gedachten – Vernunft des Menschen überhaupt, der reinen Vernunft zum Bezugspunkt, so entdeckte man jetzt (Stichwort Chladenius) die standortgebundene Perspektivität des einzelnen Historikers. Aus der andauernden Erfahrung kontroverser Geschichtsschreibung über denselben Gegenstand, etwa die Reformation, zog man den Schluß, daß es nicht eine, sondern immer nur mehrere Vorstellungen über denselben Gegenstand geben könne. Die Einmaligkeit und Einheit des Geschehenen, der res gestae, und die Vielzahl der Interpretationen, der historiae rerum gestarum, traten auseinander und wurden bis heute zum Kardinalproblem der Wahrheitsfrage.

Diese Erinnerung an einige Problemstellungen der geschichtstheoretischen Tradition von der Antike bis zur Gegenwart soll, wie gesagt, helfen, meine zentrale Aussage über die Theorie der Geschichtswissenschaft am Historischen Seminar der Universität Heidelberg zu rechtfertigen: Die große Mehrheit der hier Geschichte Lehrenden und Forschenden hat geschichtstheoretische Reflexionen, die diesen Namen verdienen, vermieden – von wenigen Ausnahmen abgesehen, die es überhaupt möglich gemacht haben, diesen Beitrag im Rahmen unserer Reihe zu verfassen. Wenn der Satz stimmt, daß die Grenze der eigentlich fruchtbare Ort der Erkenntnis ist, dann haben es die Heidelberger Historiker selten gewagt, sich an diesen fruchtbaren Ort zu begeben.

Gebildet, vielsprachig und reisefreudig, zumindestens seit Wattenbach, Winkelmann und Erdmannsdörffer stolz auf die quellenkritische Methode, selbstbewußt

und produktiv, sehr oft die vita activa und die vita contemplativa verbindend, von der öffentlichen Bedeutung des Faches überzeugt und ihrer öffentlichen Wirkung gewiß, haben sie keinen Grund gesehen, radikal nachzufragen und den eigenen Forschungs- und Lebenszusammenhang reflexiv zu zerschneiden. Geschichtstheoretische Probleme behandelte man in der Regel en passant und bruchstückhaft, mit Vorliebe in Vor- und Nachworten. Oft wurden sie mit dem Hinweis auf Trivialitäten aus der Hand gegeben.

Dieses Resumé sagt nichts über die bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen der Heidelberger Geschichtsschreibung, die trotz, oder, wie Skeptiker mit Nietzsche sagen könnten, gerade wegen dieser Theorieferne erzielt werden konnten, weil sie den nach Nietzsche für jede produktive Tat notwendigen, von Mythen umstellten Horizont behalten konnten. Diesen Zusammenhang hatte schon Gervinus vor Augen, als er 1837 in seiner „Historik" zu begründen versuchte, warum die Historiker selbst so wenig über ihre eigenen Grundlagen nachdächten: Der Historiker habe wie der Künstler „einen natürlichen Abscheu vor der Reflexion über seine Schöpfung"[2]. Wie dem auch sei, es ist eine Tatsache, daß das Heidelberger Historische Seminar keinen Humboldt, Ranke, Droysen, Dilthey, Troeltsch, Rickert oder Max Weber hervorgebracht hat, deren Gedanken bis heute in das systematische Nachdenken über geschichtstheoretische Probleme einfließen.

Soweit mir bekannt, haben sich Heidelberger Historiker nur in den folgenden Fällen systematisch, ausführlich, öffentlich und schriftlich mit geschichtstheoretischen Problemen beschäftigt:

- *Georg Gottfried Gervinus* mit seiner Schrift „Grundzüge der Historik" (1837). Diese Schrift ist auch wichtig für das Verständnis seiner im Dezember 1852 vorweg veröffentlichten „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts", die die badische Staatsanwaltschaft auf den Plan rief und Gervinus wegen „Aufforderung zum Hochverrat und der Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung" anklagte.
- Die Kontroverse zwischen *Dietrich Schäfer* und *Eberhard Gothein* über das „eigentliche Arbeitsgebiet" des Historikers in den Jahren 1888/1889. Diese Kontroverse ist in einigen Punkten ein Vorläufer des großen Lamprecht-Streites, in den auch Hermann Oncken eingriff.
- Die programmatischen Schriften von *Werner Conze* aus den 50er Jahren dieses Jahrhunderts zur Begründung einer modernen Sozialgeschichte oder Strukturgeschichte.
- Ein kleines Buch von *Johannes Kühn* aus dem Jahre 1947 mit dem Titel „Die Wahrheit der Geschichte und die Gestalt der wahren Geschichte".
- Aufsätze von *Reinhart Koselleck*, besonders ein Aufsatz aus dem Jahre 1972, ein Jahr vor seiner Berufung nach Bielefeld, dessen Titel für über ein Jahrzehnt zum Schlagwort der bisher anspruchsvollsten Theoriedebatte der deutschen Geschichtswissenschaft wurde: „Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft".

---

[2] Georg Gottfried Gervinus: Grundzüge der Historik, Leipzig 1837, S. 13.

Bevor ich aber versuchen werde, diese Heidelberger geschichtstheoretische Tradition vorzustellen, sei es gestattet, einige Beobachtungen zu einem bemerkenswerten Defizit, zu einer gerade nicht vorhandenen geschichtstheoretischen Tradition zu machen.

Heidelbergs politische und politisierende Geschichtsschreibung hat – wie hätte es anders sein können – vom Vormärz bis zum Dritten Reich mehrfach die politischen und moralischen Vorzeichen gewechselt. Der jeweilige Zeitgeist hatte sie fest im Griff. Aber es ist ihr nie in den Sinn gekommen, sich systematisch mit dem Unparteilichkeits- und Objektivitätspostulat Rankes und der Berliner Schule oder gar mit der seit der Jahrhundertwende in den Sozialwissenschaften, auch in der Geschichtswissenschaft, heftig umkämpften Frage auseinanderzusetzen, ob es denn legitim sei, Werturteile im Namen einer empirischen Wissenschaft zu fällen. Das ist umso erstaunlicher, als sich, wie in den vorangegangenen Beiträgen dargelegt, Heidelbergs politische Geschichtsschreibung von Schlosser bis zur Berufung Treitschkes nach Berlin im Jahre 1874 bewußt als parteiische verstand und sich an dieser Tradition trotz der von Treitschkes Nachfolger, Erdmannsdörffer, verkündeten Abkehr in der Praxis nichts änderte. Es sei nur an Marcks, Schäfer, Oncken, Andreas und Schmitthenner erinnert. Was Dilthey über Schlosser, den aufklärerischen Begründer der Heidelberger Schule, sagte, daß mit ihm die „Geschichte auf dem Kampfplatz der Parteien"[3] erschienen sei, gilt auch für seine Nachfolger Gervinus, Häusser und Hagen. Treitschke erwies sich in diesem Punkt als ein Nachfolger Schlossers, als er in seiner Heidelberger Antrittsvorlesung im größten Auditorium der Universität, dem Pandekten-Saal, einer dichtgedrängten Menge erklärte, parteilos werde er nicht sein, vielmehr „eminent parteiisch, im besten Sinn des Wortes".[4] An dieses Programm hat er sich, wie vielleicht kein anderer deutscher Historiker seines Jahrhunderts, gehalten.

Während Schlosser, bewaffnet mit der kantischen Ethik und, nach eigenem Urteil, mit Schiller und Dante als Vorbild, die Weltgeschichte und besonders die aristokratisch-feudale Gesellschaftsordnung vor sein Weltgericht zog, rieb sich der borussomanische Machtstaatspolitiker Treitschke an seinen liberalen oder gar demokratischen Vorgängern in Heidelberg, besonders an ihrer Interpretation des 19. Jahrhunderts. An Erdmannsdörffer schrieb Treitschke 1882: „Wenn ich nicht vorher gewußt hätte, daß meine Deutsche Geschichte die Schüler von Gervinus bis aufs Blut ärgern würde, hätte ich sie gar nicht geschrieben."[5]

In der Regel kritisierten die Heidelberger Professoren an ihren Vorgängern und Kollegen auch nicht das Faktum der Parteinahme und der subjektiven moralischen Verurteilung historischer Persönlichkeiten, sondern den politischen Inhalt der Parteinahmen. Eine der wenigen Ausnahmen war Karl Hampe, der sich in seiner Heidelberger Rektoratsrede von 1924, einer Interpretationsgeschichte Kaiser Friedrichs II., über den moralischen Rigorismus des „nach Heidelberg verschlagenen Friesen" Schlosser mokierte, den dieser in der Beurteilung Friedrichs an den Tag

---

[3] Wilhelm Dilthey: Gesammelte Schriften, Bd. XI. Leipzig/Berlin 1936, S. 105.

[4] Max Cornicelius (Hg.): Heinrich von Treitschkes Briefe, Bd. 3, Leipzig 1920, S. 178.

[5] Zitiert nach Heinrich Lilienfein, Geleitwort zu Bernhard Erdmannsdörffer, Kleine Historische Schriften, Bd. I, Berlin o.J., S. XIX f.

gelegt hatte. Sein Weltenrichtertum stehe der Rechtschaffenheit eines deutschen Kleinstädters doch näher als Dantes Göttlicher Komödie.[6]

Die meisten Heidelberger Historiker hatten keine Probleme damit, im Namen der Wissenschaft Partei zu ergreifen, ohne sich mit der Problematik dieser Position wirklich auseinanderzusetzen. Ein Vorwort Onckens vom März 1914 ist bezeichnend: „Das Ziel aller historischen Arbeit liegt in ihr selber, wie ihre Erkenntnismittel, ihre Methoden, ihre innerlichsten Antriebe, aber sie braucht darum nicht zu vergessen, daß es auch für sie ein Endziel gibt: die Politisierung der Nation auf der Grundlage historischer Bildung."[7]

„Die Politisierung der Nation auf der Grundlage historischer Bildung" – dieser Satz hätte bis 1945 als Motto über dem Eingang des Historischen Seminars stehen können. Allerdings galt das nicht nur für Heidelberg und nicht nur für Deutschland. Man wollte eben, so schon Gervinus 1833, als Historiker weder „um das ächte Wissen noch um das wahre Leben betrogen werden".[8]

Es ist bemerkenswert, welche geschichtstheoretischen Probleme im Spannungsfeld von Objektivität und Parteilichkeit *nicht* zum Thema gemacht wurden: zunächst das schon genannte Humesche Gesetz, eben die logische Unmöglichkeit, vom Sein auf das Sollen zu schließen; dann die gerade durch den Historismus ins hellste Bewußtsein gerückte Erkenntnis von der Subjektivität der Werte: Die Heidelberger Historiker übernahmen bestenfalls den halben Historismus, nämlich die Forderung nach quellengesättigter, verstehender Interpretation historischer Erscheinungen im Kontext ihrer Zeit, das Messen vergangener Epochen an ihren eigenen Absichten, ohne sich wie Troeltsch oder Max Weber den wertrelativistischen Konsequenzen des Historismus wirklich zu stellen. Ebenfalls nicht in den Blick kam die Unterscheidung von Werturteil und Wertbeziehung, als die Unterscheidung von moralischen Wertungen in den Aussagen der Historiker selbst und dem Problem, wie weit Wertungen und Interessen bei der Konstitution des historischen Objekts eine Rolle spielen. Auch die Unterscheidung von Psychologie und Soziologie der Forschung auf der einen Seite, Logik der Forschung auf der anderen Seite, wurde nicht zum Thema gemacht. Man wollte empirischer Wissenschaftler sein, schreckte aber wie Meinicke vor einem „entgötterten Kausalzusammenhang" zurück. Ein wenig Künstler, ein wenig Philosoph und Theologe, ein wenig rückwärts gewandter Prophet wollte man schon bleiben.

Die Konsequenzen dieser Position zeigten sich schon in aller Schärfe bei Gervinus. Der Historiker habe, so Gervinus, ein „Partheimann des Schicksals, ein natürlicher Verfechter des Fortschritts"[9] zu sein, der mit der Sache der Freiheit sympathisiere. Das war das zentrale Ergebnis seiner „Historik" aus dem Jahre 1837, die den Beginn der Theorie der Geschichtswissenschaft in Heidelberg markiert. Da in dieser Schrift schon der ganze Gervinus präsent ist, erscheint ihre Ein-

---

[6] Karl Hampe: Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1925, S. 35 f.

[7] Hermann Oncken: Historisch-politische Aufsätze und Reden, München/Berlin 1914, Bd.1, S. VI.

[8] Georg Gottfried Gervinus: Historische Schriften, Frankfurt 1833, Vorwort.

[9] Gervinus, Historik, S. 94.

beziehung legitim, obwohl die Schrift selbst in seiner kurzen Göttinger Zeit verfaßt wurde.

Der liberale Gervinus forderte von sich und den Historikern die gelebte Einheit von Wissenschaft und Leben im Namen von Vernunft, Freiheit und Fortschritt. Als einer der „Göttinger Sieben", als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, auch in anderen politischen sowie publizistischen Positionen hat er versucht, diese Einheit zu verwirklichen. Die Tragik seines Lebens bestand darin, daß mit dem Scheitern der Revolution von 1848 diese Einheit auseinanderbrach und er als Politiker und als Geschichtstheoretiker scheiterte. Das Schicksal entzog seiner „Parthei" der Freiheit für geraume Zeit das Mandat. Sein Versuch, diese politische Niederlage mit den Mitteln des Historikers zu korrigieren, endete im Fiasko. Da er von der Einheit von Theorie und Praxis nicht lassen konnte, ohne sich selbst aufzugeben, berief er sich für sein aus Enttäuschung ein wenig radikalisiertes demokratisches Bekenntnis auf ein angebliches Ablaufgesetz der Geschichte, das er 1852 mit viel Sinn für publizistische Wirkung dem deutschen Publikum enthüllte. Seit vielen Jahrhunderten, so Gervinus, arbeite alle Geschichte auf die größere Gleichheit der Menschen und ihrer Lebensverhältnisse hin. Der Siegeszug der Freiheit sei zuerst vom Osten nach dem Westen (Amerika) gewandert, jetzt kehre die Freiheit vom Westen nach dem Osten zurück. Die Emanzipation aller Bedrückten und Leidenden sei der Ruf des Jahrhunderts. Demokratie und vierter Stand seien mit gesetzmäßiger Unwiderstehlichkeit auf dem Vormarsch. Nach diesem Gesetz der Geschichte sei im achten oder neunten Jahrzehnt seines Jahrhunderts mit der Revolution der Freiheit zu rechnen.

Doch „Die Geschichte" hielt sich nicht an ihr Gesetz. Am Ende seiner Tage mußte er verbittert feststellen, daß sein angebliches Geschichtsgesetz ihn nicht nur in einen Hochverratsprozeß verwickelt und um seine Venia legendi in Heidelberg gebracht hatte, sondern durch die Reichsgründung von 1871 auch noch falsifiziert worden war. Man sieht daraus zweierlei: Historische Prognosen über die Zukunft könnte es nur geben, wenn es keine offene Zukunft mehr gebe. Und: Wer den Sitz der Wissenschaft direkt im Leben begründen will, den bestraft das Leben selbst. Das hat in den 60er und 70er Jahren dieses Jahrhunderts eine neue Generation von Historikern auf der Suche nach Vorbildern für eine „kritische Geschichtswissenschaft in emanzipatorischer Absicht" nicht daran gehindert, Gervinus neu zu entdecken.[10]

---

[10] Vgl. Georg Gottfried Gervinus: Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts, hg. von Hans Körnchen, Berlin 1921. Im Anhang abgedruckt auch die gelassene, um Gerechtigkeit im Urteil bemühte Gedächtnisrede Leopold von Rankes aus dem Jahre 1871 mit den klassischen Sätzen: „Gervinus wiederholt häufig die Ansicht, daß die Wissenschaft in das Leben eingreifen müsse. Sehr wahr, aber um zu wirken, muß sie vor allen Dingen Wissenschaft sein; denn unmöglich kann man seinen Standpunkt in dem Leben nehmen und diesen auf die Wissenschaft übertragen: dann wirkt das Leben auf die Wissenschaft, nicht die Wissenschaft auf das Leben. Für das Leben aber ist doch häufig nur das, was einen jeden zufällig berührt, maßgebend, so daß das Zufällige auf das zurückwirkt, was das allgemein Gültige sein soll, nicht dieses auf jenes. Wir können nur dann eine wahre Wirkung auf die Gegenwart ausüben, wenn wir von derselben zunächst absehen, und uns zu der freien objektiven Wissenschaft erheben" (S. 210). Eine Auswahl der wichtigsten Dokumente des Prozesses findet sich in: Der Hochverratsprozess gegen Gervinus, hg. v. Walter Boehlich,

Ausgangspunkt der „Historik" von Gervinus ist ein zentrales geschichtstheoretisches Problem, nämlich die Frage, wie denn der Historiker strukturelle Einheit in seine anscheinend unübersehbare Stoffülle bringen kann. Das ganze Geheimnis der historischen Kunst besteht nach Gervinus darin, „das Unwesentliche und Zufällige von dem Wichtigen und Nothwendigen zu trennen ... Hat er das Nothwendige erkannt, so ordnet er sogleich sein historisches Material mit künstlerisch freieren Verfahren um diesen Mittelpunct herum, und es ist dabei auch keine Gefahr, wenn er nur seine Ehrfurcht vor dem Wahren und Wirklichen behauptet ..."[11] Am Leitfaden dieser Frage mustert und kritisiert er mit im einzelnen sehr anregenden Argumenten die bisherigen Formen der Geschichtsschreibung, die Chronisten, Annalisten, Memoirenschreiber und die bisher fortgeschrittenste, die pragmatische Geschichtsschreibung mit Macchiavelli als leuchtendem Vorbild. Aber auch diese pragmatische Geschichtsschreibung habe noch nicht „die Einheit gefunden, die wir bedürfen, die ein Geschichtswerk gerade zu einem historischen Ganzen bindet."[12] Gervinus macht, unter teilweiser Berufung auf Wilhelm von Humboldt, einen eigenen Lösungsvorschlag, der genau seine eigentümliche Stellung zwischen neuem Historismus und alter aufklärerischer Geschichtsphilosphie bezeichnet. Zwei Zitate mögen das belegen: „Wichtig aber ist in der Geschichte, was sich einer historischen Idee anschließt ... Diese Ideen begleiten unsichtbar die Begebenheiten und äußeren Erscheinungen, durchdringen und gestalten innerlich die ganze Geschichte, und welcher Geschichtsschreiber ihrem Wesen und Wirken nach spürt, ihr Hervorgehen und erstes Erscheinen, ihr Bestreben nach Sieg und Herrschaft und ihr Verschwinden und Weichen vor andern neuern, die an ihre Stelle treten, uns darstellt, der übt sein eigentliches Geschäft mit Meisterhand, und läßt uns in die Geschichte ganz andere Blicke thun, als die fatalistischen und naturhistorischen, die teleologischen und pragmatischen Betrachter der menschlichen Dinge."[13] An seinen Beispielen, etwa an der Idee der Reformation, wird klar, daß er ungefähr das meint, was Ranke die beherrschenden Tendenzen einer Epoche nannte. Aber gerade wegen der von ihm vorausgesetzten Einheit von Wissenschaft und Leben mußte er Front gegen

---

Frankfurt 1967; zur Enttäuschung nach 1848 vgl.: Georg Gottfried Gervinus nach der Revolution. Der Wandel eines enttäuschten Liberalen zum radikalen Republikaner. Sechs Briefe aus den Jahren 1849–1851, hg. mit einer Einleitung von Jonathan F. Wagner, Heidelberg 1978. Zur jüngeren Gervinus-Rezeption vgl. Jörn Rüsen: Der Historiker als „Parteimann des Schicksals". Georg Gottfried Gervinus und das Konzept der objektiven Parteilichkeit im deutschen Historismus, in: Reinhart Koselleck, Wolfgang J. Mommsen, Jörn Rüsen (Hg.): Objektivität und Parteilichkeit (= Theorie der Geschichte Bd. 1), München 1977, S. 77–124; und die Erwiderung von Karl-Georg Faber: Gervinus oder: Das Elend einer Geschichtsphilosophie, ebd., S. 125–133; Georg Hübinger: Georg Gottfried Gervinus, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.): Deutsche Historiker, Bd. V, Göttingen 1972, S. 7–26; Ernst Schulin: Zeitgeschichtsschreibung im neunzehnten Jahrhundert, in: Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch, Göttingen 1979, S. 83 ff; Eike Wolgast: Politische Geschichtsschreibung in Heidelberg. Schlosser, Gervinus, Häusser, Treitschke, in: Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986, Bd.II, Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo, S. 158–196.

[11] Gervinus, Historik, S. 32 f.

[12] Ebd., S. 53.

[13] Ebd., S. 65 f.

Ranke beziehen. Er konnte sich nicht damit begnügen, diese Epochen lediglich zu erforschen und darzustellen. Er benötigte den Rückgriff auf eine materiale Geschichtsphilosophie, um Sein und Sollen vermitteln zu können. Deshalb mußte er diese Ideen mediatisieren und in sein Geschichtsgesetz, seine Teleologie der Freiheit, integrieren. Konsequenterweise bleibt dem Historiker nichts anderes übrig, als sich den „Ideen, die die Geschichte seiner Zeit bewegen, vernünftig anzuschließen, denn nur wo wir in richtiger Übereinstimmung mit diesen den Gang der Geschicke theilen, ist unser Wirken von erfreulichem Gedeihen gekrönt, während wir in Opposition mit ihnen die Früchte unseres Strebens verlieren".[14]

Während die Heidelberger Historiker bis 1945 das Prinzip der Parteilichkeit eher lebten als durchdachten, hat Dietrich Schäfer in öffentlicher Kontroverse mit Eberhard Gothein in den Jahren 1888/89 den Primat der politischen Geschichtsschreibung gegen die aus seiner Sicht gefährlich an Einfluß gewinnende Kulturgeschichtsschreibung verteidigt. Obwohl diese Kontroverse vor ihrer Heidelberger Zeit ausgetragen wurde, möchte ich sie erwähnen, weil darin Leitlinien ihres Wirkens in Heidelberg vorgezeichnet wurden. Schäfer, ein Bewunderer Treitschkes, wurde, daran sei erinnert, ein radikaler nationaler Agitator, der als Hanse-Historiker Deutschlands Weltgeltung zur See herbeischreiben und begründen wollte. Gothein hatte seit 1905 in Heidelberg einen Lehrstuhl für Nationalökonomie inne und gehörte zur Jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie.

Schäfer entwickelte in seiner Schrift „Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte" ein polemisches Bild von der Kulturgeschichte, indem er sie in die Nähe dessen rückte, was wir heute Alltagsgeschichte nennen. Nicht die politischen und religiösen Überzeugungen und Leidenschaften der Völker, sondern die „alltäglichen Gewohnheiten und Gepflogenheiten", die Befriedung der „niederen Bedürfnisse" rückten neuerdings in den Mittelpunkt des Interesses. Viele Kräfte würden dem „beschränktesten historischen Kleingewerbe" dienstbar gemacht. Als abschreckendes Beispiel diente ihm eine mehrbändige Geschichte über Dänemark und Norwegen, in der ein ganzer Band der Geschichte des bäuerlichen und bürgerlichen Wohnhauses gewidmet war. Darin habe der Autor, so Schäfer, in behaglicher Breite über Tisch und Stuhl, Schrank und Bett, Topf und Tiegel erzählt.[15] Schäfer hingegen versuchte in einem historiographischen Rückblick zu beweisen, daß der „einigende Mittelpunkt für die unendliche Fülle der Einzelfragen"[16] des Historikers immer der Staat gewesen sei. „Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, es ist das staatliche Leben, staatliches, politisches Leben in seinen verschiedensten Gestaltungen: innerhalb der Nation, innerhalb des Stammes, innerhalb des fürstlichen oder städtischen Territoriums." Völker, die zu einer staatlichen Entwicklung nicht gelangt seien, spielten auch in der Geschichtsschreibung keine Rolle.[17] Alle anderen Manifestationen menschlichen Lebens und menschlicher Kultur,

---

[14] Gervinus, Historik S. 67.

[15] Dietrich Schäfer: Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte. Akademische Antrittsrede vom 25. Oktober 1888, Jena 1888, S. 5–8. Vgl. ders. Geschichte und Kulturgeschichte. Eine Erwiderung, Jena 1891.

[16] Schäfer, Das eigentliche Arbeitsgebiet, S. 23

[17] Ebd., S. 22.

etwa Kunst, Literatur und Philosphie, ja selbst die Wirtschaft, seien zurecht Gegenstand gesonderter Wissenschaften. Der eigentliche Historiker aber, der gelegentlich diese Gebiete anbaue, solle sich bewußt bleiben, daß er auf Seitenwegen wandele.[18]

Im übrigen konnte auch Schäfer bei der Verteidigung der politischen Geschichtsschreibung als eigentlicher Aufgabe des Historikers Sein und Sollen nicht auseinanderhalten. Seine „historische Betrachtungsweise der Jahrtausende"[19] schlug um in einen Lobpreis der selbstlosen Hingabe an Volk und (Macht)Staat, an Glauben und Kirche. Die sich ausbreitende Kulturgeschichte wurde von ihm unter Demokratieverdacht gestellt. Übertriebene Unparteilichkeit war für Schäfer krankhaft. Außerdem sei sie verdächtig, weil sie dem Ausland nach dem Munde rede.

Eberhard Gothein verstand diese Position als Herausforderung. In direkter Auseinandersetzung mit Schäfer versuchte Gothein in seiner Schrift „Die Aufgaben der Kulturgeschichte"[19a] die Idee der Kultur als das Fundament der historischen Wissenschaften zu begründen und zugleich alle systematischen Geisteswissenschaften – er nannte Literatur, Kunst, Theologie, Philosophie, Geographie, Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft und Germanistik – in die Synthese einer allgemeinen Kulturgeschichte zu integrieren. Gotheins, wenn man so sagen darf, wissenschaftsimperialistischer Anspruch war also ungleich größer als derjenige Schäfers, und deshalb mußte er diesen auch auf ein allgemeines, fächerübergreifendes Prinzip gründen.

Zunächst verwahrte Gothein sich entschieden dagegen, Kulturgeschichte auf Alltagsgeschichte zu reduzieren. Schäfer suche den Feind dort, wo er nicht stehe. Als großes Beispiel geglückter Kulturgeschichte pries er Jakob Burckhardts „Die Kultur der Renaissance in Italien". Außerdem war für Gothein Schäfers Beweisführung historisch falsch und sittlich zweifelhaft. In verschiedenen Epochen habe es nachweisbar einen Primat der Kultur gegeben. Schon in geläufigen Epochenbezeichnungen komme der Vorrang von „Kultur-Tatsachen" zum Ausdruck, z.B. in den Bezeichnungen „Zeitalter der Entdeckungen, der Renaissance, der Reformation oder Gegenreformation"; und aus der Machtentfaltung eines Staates (Schäfers zentraler Kategorie) könne man unmöglich sein Wesen erkennen, weil Machtentfaltung nicht der Staatszweck sein dürfe, sondern nur die Vorbedingung seiner fruchtbaren Tätigkeit.

Das Hauptargument gegen Schäfer allerdings zog Gothein aus der Entdeckung seines Jahrhunderts, nämlich der grundsätzlichen Historizität und des geschichtlichen Gewordenseins aller Lebensbereiche. Im Grunde umschrieb er Hegels Satz: Das Wesen ist, was gewesen ist. Nicht nur die Geschichtswissenschaft im traditionellen Sinne, sondern alle genannten Geisteswissenschaften hätten den Systemgeist aufgeben müssen und seien historische Wissenschaften geworden. In der Volkswirtschaftslehre z.B. hätten List und Knies das Dogma der englischen Nationalökonomen über einen volkswirtschaftlichen Normalzustand und angebliche Naturgesetze des wirtschaftlichen Lebens „gerichtet". Eine Synthese aller Wissensgebiete könne deshalb nicht systematisch, sondern nur jeweils historisch und epochenspe-

---

[18] Ebd., S. 27.
[19] Ebd., S. 24.
[19a] Leipzig 1889, passim.

zifisch geleistet werden. Das sei die Aufgabe der Kulturgeschichte, die für ihn in der Vorstellung einer „allgemeinen Kultur einer Epoche" einen integrierenden Totalitätsbegriff fand. Auch für Gothein ist die „historische Idee" das, was der Kultur einer Epoche ihre Einheit gibt. Im Gegensatz zu Gervinus löst er diese Idee aus einer expliziten Geschichtsteleologie der Freiheit. Übrig bleibt so etwas wie eine werdende Summe: „Denn die Weltgeschichte erscheint ihr [der Kulturgeschichte] als die gemeinsame Arbeit des Menschengeschlechts an seiner Vervollkommnung; und ihre höchste Aufgabe bleibt: nichts verloren gehen zu lassen von dem Gewinn dieser Arbeit."[20]

Während Gotheins Begründung der Geschichtswissenschaft als allgemeiner Kulturgeschichte auf einer Letztbegründung, der radikalen Verzeitlichung aller Lebensbereiche, beruht, ist für mich nicht zu erkennen, daß Werner Conzes programmatische Schriften zur Begründung einer Sozialgeschichte zwischen Soziologie und Geschichte in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts tatsächlich, wie jüngst Wolfgang Schieder in einer vorzüglichen Würdigung seines Lebenswerkes behauptet, „in großartiger Offenheit gerade darauf ausgerichtet" waren, „den archimedischen Punkt zu finden, von dem aus die auseinanderstrebenden Teilfächer der Geschichte wieder systematisch ineinandergefügt werden könnten".[21] Conzes Programm war zwar offen, innovativ, erfahrungsgesättigt, korrekturfähig und in der Praxis außerordentlich erfolgreich, aber es war, so vermute ich, nicht darauf gerichtet, einen archimedischen Punkt zu finden. Dafür gibt es vermutlich zwei Gründe: Letztbegründungen führen immer zur Polarisation, und Conze wollte nicht theoretisch polarisieren, sondern praktisch integrieren; und seine geschichtstheoretischen Argumente für die Begründung einer Sozialgeschichte schwangen zwischen geschehener Geschichte und begriffener Geschichte, zwischen Ontologie und Epistemologie, zwischen Sozialgeschichte und Strukturgeschichte hin und her, ohne je einen Ruhepunkt zu finden. Entschieden war Conze nur in der Überzeugung, daß die Sozialgeschichte nicht zu einer Re-Politisierung der Geschichtswissenschaft nach altem Muster führen dürfte. Er wollte kein Treitschke redivivus werden, die Politisierung der Nation nicht durch die Politisierung der Gesellschaft ersetzen – auch nicht in kritisch-emanzipatorischer Absicht.

Conzes zentrale ontologische These lautet, daß der historische Prozeß selbst – der Gegenstand des Historikers – seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einem revolutionären Wandel unterworfen sei. Nach dem ersten Stadium vorgeschichtlicher Zeit, den Jahrhunderttausenden der Primitiv-Kulturen, und dem zweiten Stadium der vorindustriellen Hochkulturen von ungefähr 6.000 Jahren habe die „europäische Weltrevolution" zu einer Formveränderung der Geschichte geführt – wie Conze mit Huizinga konstatiert. Dieses dritte Stadium könne nur angemessen erforscht und gelehrt werden, wenn es erstens als Weltgeschichte und zweitens als Strukturgeschichte verstanden werde; als Weltgeschichte, weil die Welt unwiderruflich interdependent geworden sei, als Strukturgeschichte, weil der moderne Mensch aufgrund des qualitativen Wandels der Geschichte in weit höherem Maße

[20] Ebd., S. 62.

[21] Wolfgang Schieder: Sozialgeschichte zwischen Soziologie und Geschichte. Das wissenschaftliche Lebenswerk Werner Conzes, in: GG 13 (1987), S. 246.

von Strukturen, Prozessen, technischen Funktionszusammenhängen, sozial-ökonomischen Bedingungen, anonymen Mächten abhängig sei wie der vormoderne Mensch. Auch die für das 19. Jahrhundert kennzeichnende Entgegensetzung von Staat und Gesellschaft – und damit von Politik und Sozialgeschichte – löse sich in diesem weltgeschichtlichen Prozeß auf.

Hätte Conze seine Programmschrift „Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters" aus dem Jahre 1957, dem Jahre seiner Berufung nach Heidelberg, und andere programmatische Beiträge[22] allein auf dieses ontologische Argument gestützt, dann wäre schon sein Paradebeispiel einer „Histoire des Structures", Braudels Klassiker „La Mediterranée et le monde mediterranéen à l'époche de Philippe II" (Paris 1949), aus dem Begründungszusammenhang seiner Strukturgeschichte herausgefallen. Das konnte Conze verhindern, weil er die Notwendigkeit einer Sozial- und Strukturgeschichte eben auch mit erkenntnistheoretischen Argumenten begründete, die seine ontologische Periodisierung sprengten und es ihm gestatteten, auch vormoderne Gesellschaften in das strukturgeschichtliche Paradigma einzubeziehen. Die Strukturgeschichte sollte für Conze die falsche Unterscheidung von individualisierender und generalisierender Methode aufheben, und damit auch die falsche Unterscheidung von politischer Geschichte und Sozialgeschichte. Er empfahl der Soziologie, sich zu historisieren, und der Geschichte, sich durch Hinwendung zu historisch gesättigten Typen, Modellen und Strukturen zu soziologisieren. Als Beispiele gelungener Synthesen von „historischem Sachverstand und soziologischer Bewältigung"[23] erinnerte Conze an die Werke von Max Weber und Otto Hintze. Im übrigen blieb Conze auch in diesem Fall irenisch. Ein struktureller Ansatz dürfe keineswegs leugnen, daß Politik Handeln in Freiheit unter Bedingungen sei. „So unzeitgemäß auch heute eine Fortführung der einst so beliebten wie verlästerten Geschichte der Bataillen und fürstlichen Häuser erscheint, so bleibt doch bestehen, daß Geschichte geschieht. Dies Geschehen aber ist mehr als bloße Entwicklung in der Zeit, es ist Entscheidung und Tat, Zerstören, Gestalten und Ordnen im Bezirk der uns als Freiheit erscheinenden menschlichen Möglichkeiten."[24]

Während Conzes geschichtstheoretische Überlegungen in erster Linie als Überzeugungshilfen zur Realisierung praktischer Forschungsprogramme dienten – das gilt weniger für seinen großen Vortrag auf dem Deutschen Historikertag in Berlin

---

[22] Werner Conze: Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht, Köln/Opladen 1957 (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswissenschaften, Heft 66); ders.: Die Stellung der Sozialgeschichte in Forschung und Unterricht, in: GWU 3 (1952), S. 648–657; ders.: Sozialgeschichte, in: RGG 6, 1962, Sp. 169–174; zu Conze vgl. neben dem unter 21 genannten Aufsatz Schieders die Würdigungen durch Jürgen Kocka: Werner Conze und die Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: GWU 37 (1986), S. 595–602; durch Reinhart Koselleck: Werner Conze, Tradition und Innovation,in: HZ 245 (1987), S. 529–543; Wolfgang Zorn: Nachruf auf Werner Conze, in: VSWG 73 (1986); und Winfried Schulze: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989, S. 281–301.

[23] Conze, Die Stellung, a.a.O., S. 652.

[24] Ebd., S. 653.

1984[25] –, war sein Vorgänger in Heidelberg, Johannes Kühn, ein genuin theoretischer, ja geschichtsphilosophischer und spekulativer Kopf. Er hätte Fragen von der Art, ob das eigentliche Arbeitsgebiet des Historikers politische Geschichte, Kulturgeschichte oder Sozialgeschichte sei, gar nicht für theoriefähig gehalten. Kühn hat in einem dicht geschriebenen, gedankenreichen Buch von 70 Seiten Grundzüge einer Historik entfaltet. Unter dem unglücklichen Titel „Die Wahrheit der Geschichte und die Gestalt der wahren Geschichte"[26] verbirgt sich im ersten Teil „Die Wahrheit der Geschichte" der Versuch einer philosophischen Rekonstruktion der Erkenntnisarbeit des Historikers am Leitfaden einer Unterscheidung: der Unterscheidung von wahren historischen Aussagen im Sinne von wissenschaftlich richtigen Aussagen und von wahren historischen Aussagen im Sinne von normativ wahren, geglaubten Wertaussagen. In eigenwillig-präziser Sprache thematisiert er klassische Fragen der Geschichtstheorie: Die Differenz von res gestae und historia rerum gestarum, die philosophische Problematik der Quellen, die Unmöglichkeit einer Abbildtheorie historischer Erkenntnis, den Anspruch an den Historiker, potentieller Allversteher sein zu müssen und den faktischen Begrenzungen des einzelnen Historikers, das Verhältnis von Freiheit und Gesetzmäßigkeit in der geschichtlichen Welt, die prinzipielle Differenz von Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie,[27] die zugleich rekonstruktive und neukonstruktive Aktivität des schöpferischen Historikers. Selbstverständlich hielt er eine parteiergreifende Wissenschaft für einen Widerspruch im beigefügten Eigenschaftswort.

Unter dem zweiten Teil des Titels, die „Gestalt der wahren Geschichte", verbirgt sich – das sei nur genannt, nicht ausgeführt – eine Morphologie des weltgeschichtlichen Prozesses, die er auch „Struktur der Weltgeschichte" nennt. Diese Struktur versucht er in drei allgemeinen Kategorien einzufangen, dem Individuellen, dem Universalen und der Verwirklichung, die durch seine konkreten Beispiele Anschaulichkeit und Plausibilität gewinnen.

Johannes Kühn war ein Denker, der aufs Ganze ging. Die fachgelehrte Überspezialisierung des geschichtswissenschaftlichen Betriebs war ihm ein Greuel: „In unserem Fleiß, alles und jedes darzustellen, haben wir das Durchdenken der Dinge vergessen. Wissenschaft aber ist Denken, das heißt auf gestellte Fragen antworten können. Philologie ist der unentbehrliche Unterbau, aber nicht der Altan, auf dem die Geschichtswissenschaft ihre Aussicht genießt."[28]

Johannes Kühn war der Doktorvater von Reinhart Koselleck, der sich auch in Heidelberg habilitierte und nach einer kurzen Zeit in Bochum für 5 Jahre in Heidelberg, von 1968 bis 1973, sich als Lehrender und Forschender intensiv mit Geschichtstheorie beschäftigte, bevor er dann in Bielefeld einen Lehrstuhl für Theorie der Geschichte und Neuere Geschichte übernahm.

---

[25] „Evolution und Geschichte. Die doppelte Verzeitlichung des Menschen" In: HZ 242 (1986), S. 1–30.

[26] Johannes Kühn: Die Wahrheit der Geschichte und die Gestalt der wahren Geschichte, Oberursel/Ts. 1947.

[27] Vgl. ders.: Dantes Geschichtsphilosphie, in: Deutsches Dante-Jahrbuch, Bd. 26 (N.F., Bd. 17), Weimar 1946, S. 97–114.

[28] Kühn, Die Wahrheit der Geschichte, S. 60.

Koselleck war der souveränste geschichtstheoretische Denker in der Geschichte des Historischen Seminars der Universität Heidelberg. Ihm stand und ihm steht die gesamte Tradition zur Verfügung. Dennoch fragt er in seinen Aufsätzen immer systematisch, sein geschichtstheoretisches Nachdenken löst sich nicht historistisch in Geschichte der Geschichtstheorie auf. Koselleck hat allerdings so sehr vom Baum der Erkenntnis gegessen, daß bei ihm ein Anflug von resignativer Skepsis über die Möglichkeit, geschichtstheoretische Probleme zu lösen, zu erkennen ist. In der Regel führen seine subtilen Problemanalysen der Sache nach oder ausdrücklich in ein „grundsätzliches Dilemma", allenfalls zu dem Versuch, „das Dilemma, wenn nicht aufzulösen, so doch erträglicher zu machen".[29] Bezeichnend der Schlußsatz seines großen Artikels „Geschichte" in dem von Otto Brunner, Werner Conze und ihm herausgegebenen historischen Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, den „Geschichtlichen Grundbegriffen" – Koselleck verfaßte die Schlußkapitel V, VI, VII–: „Sicher ist, daß der Begriff der Geschichte das sogenannte Rätsel der Geschichte zu lösen nicht imstande sein wird."[30]

Um die besondere Art des geschichtstheoretischen Denkens von Koselleck in seiner Heidelberger Zeit nur ein wenig vorzustellen, sei sein 1972 veröffentlichter, zum Schlagwort gewordener Aufsatz über die „Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft" kurz vorgestellt. In ihm sind andeutungsweise fast alle Leitmotive versammelt, über die Koselleck in seiner Heidelberger Zeit intensiv nachgedacht hat. Dazu zählen „Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte" (1967), „Vergangene Zukunft der frühen Neuzeit" (1968), „Der Zufall als Motivationsrest in der Geschichtsschreibung" (1968), „Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte" (1972), „Geschichte, Geschichten und formale Zeitstrukturen" (1973), „Darstellung, Ereignis und Struktur" (1973), „Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt" (1975), und „‚Erfahrungsraum' und ‚Erwartungshorizont' – zwei historiographische Kategorien" (1976).[31]

In diesen Aufsätzen stellt Koselleck in immer neuen Anläufen aus wechselnden Perspektiven sein geschichtstheoretisches Proprium vor, den Entwurf einer Theorie geschichtlicher Zeiten. Diesseits der naturalen, exakt datierbaren Chronologie und diesseits der biologisch bedingten Spanne des individuellen Lebens sei es geboten und nötig, aus sich wandelnden Zeiterfahrungen der jeweiligen Zeitgenossen unterschiedliche „Temporalstrukturen" vergangener Geschichte zu rekonstruieren und diese zugleich zum Form- und Frageprinzip historiographischer Arbeit zu machen,

---

[29] Reinhart Koselleck: Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft, in: Werner Conze (Hg.): Theorie der Geschichtswissenschaft und Praxis des Geschichtsunterrichts, Stuttgart 1972, S. 15; Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: Reinhart Koselleck, Wolfgang J. Mommsen, Jörn Rüsen (Hg.): Objektivität und Parteilichkeit (= Theorie der Geschichte, Beiträge zur Historik, Bd. 1), München 1977, S. 19.

[30] Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur geschichtlich-sozialen Sprache in Deutschland. Bd.2 (E–G), Stuttgart 1975, S. 717.

[31] Die Aufsätze sind abgedruckt in: Reinhart Koselleck: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M. 1979.

damit sich die Historie nicht als Allesfragerin ins Uferlose verliere. Trotz eines auch hier vorhandenen Dilemmas, daß alles Denken über Zeit an Metaphern des Raumes gebunden ist, unternimmt Koselleck den Versuch, die sich wandelnden Zeiterfahrungen aus dem jeweils unterschiedlichen Verhältnis von Vergangenheit und Zukunft, Erfahrung und Erwartung zu bestimmen. Dieser Entwurf einer Theorie geschichtlicher Zeiten macht eine Wesensbestimmung der Neuzeit sichtbar, die „Eindämmung oder Unterhöhlung, [den] Verzehr oder die Kanalisierung endzeitlicher Erwartungen",[32] die Ablösung der Eschatologie durch an Möglichkeitsurteilen und Erfahrungsregeln interessierte rationale Progonostik einerseits und zukunftsoffene Geschichtsphilosophien andererseits. Diese neue Zukunft der Neuzeit, verbunden mit den gleichzeitigen Erfahrungen grundstürzender Fortschritte in verschiedenen Lebensbereichen, hat nach Koselleck das bisherige Verhältnis von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont revolutioniert. Das Ziel der Vollkommenheit sei vom Jenseits ins Diesseits geholt und als Aufgabe menschlichen Handelns einer offenen Zukunft anvertraut worden. „Unsere historische These lautet, daß sich die Neuzeit erst als neue Zeit begreifen ließ, seitdem sich die gespannten Erwartungen immer mehr von allen zuvor gemachten Erfahrungen entfernt haben. Diese Differenz ist, wie gezeigt wurde, mit der ‚Geschichte überhaupt' auf ihren Begriff gebracht worden, deren spezifisch neuzeitliche Qualität erstmals auf den Begriff des ‚Fortschritts'.[33]

Auch in seinem Aufsatz über die „Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft" postuliert Koselleck eine Theorie geschichtlicher Zeiten als Fundament einer zukünftigen empirischen Geschichtswissenschaft. Insgesamt reflektiert Koselleck über drei Punkte, die er für theoriebedürftig, „vielleicht auch theorieträchtig"[34] hält. Im ersten Teil seiner Ausführungen wird klar, daß Koselleck zu jenen Denkern gehört, die der Ansicht sind, daß die weithin von Heidegger bestimmte Diskussion um die „Geschichtlichkeit" – eine Antwort auf die Krise des Historismus – für eine Historik fruchtbar gemacht werden könne. Selbst wenn es schwierig sei, metahistorische Kategorien in die Forschung einzubringen, würden über eine Reflexion auf die Geschichtlichkeit sowohl die Bedingungen der Möglichkeit von Geschichte überhaupt als auch diejenigen der empirischen Forschung sichtbar. Im Mittelteil des Aufsatzes wird Kosellecks Hypothese entfaltet, daß die Geschichtsschreibung sich nur dann als Wissenschaft und Forschung ausweisen könne, wenn sie im Rahmen einer ihr vorgeordneten Historik theoretische Prämissen einführe und freilege. „Ich möchte deshalb meine These dahingehend einengen, daß die ubiquitär angelegte Historie nur als Wissenschaft bestehen kann, wenn sie eine Theorie der geschichtlichen Zeiten entwickelt ... Ich vermute, daß in der Frage nach der historischen Zeit die metahistorischen und die historischen Kategorien zur Konvergenz gezwungen werden. Eine solche Fragestellung hat sowohl systematischen wie auch geschichtlichen Charakter."[35] Die Bedeutung dieser Hypothese versucht Koselleck an zentralen Problemen der Forschungspraxis zu zeigen: An der Begriffsge-

---

[32] Ebd., S. 28.
[33] Ebd., S. 369.
[34] Koselleck, Theoriebedürftigkeit, S. 10.
[35] Ebd., S. 13.

schichte, an der Strukturgeschichte, an der Deutung geschichtlicher Konflikte, am Problem von teleologischen, monokausalen oder multikausalen Erklärungen. Die Anlage und Konzeption der „Geschichtlichen Grundbegriffe" z.B. sei nur möglich gewesen durch einen theoretischen Vorgriff auf die sogenannte Sattelzeit zwischen 1750 und 1850. Ausgangspunkt der Konzeption sei die Hypothese gewesen, daß sich in diesem Zeitraum eine „Denaturalisierung der alten Zeiterfahrung abgespielt habe". Alte Worte wie Demokratie, Freiheit und Staat hätten einen neuen Zukunftshorizont bezeichnet, sie seien Bewegungsbegriffe geworden. „Mit anderen Worten, erst ein theoretischer Vorgriff, der einen spezifischen Zeitraum freilegt, öffnet überhaupt die Möglichkeit, bestimmte Lesarten durchzuspielen und unser Lexikon aus der Ebene einer positivistischen Registratur auf die der Begriffsgeschichte zu transponieren. Erst die Theorie verwandelt unsere Arbeit in geschichtliche Forschung."[36] Schließlich plädiert Koselleck im dritten Teil energisch dafür, das Verhältnis von Theorie und Praxis, von Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit, den Forschungsbetrieb an den Universitäten und die Organisation des Geschichtsstudiums, generell den Weg von den Quellen zurück in die Öffentlichkeit, nicht einer theorielosen Didaktik oder gar den jeweiligen Machtlagen zu überlassen.

Wenn das stimmt, ist auch die Frage nach dem Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben nur zu beantworten, wenn sich die Historiker dem Zwang zur Theorie stellen.

---

[36] Ebd., S. 15. Vgl. auch Kosellecks Einleitung zum ersten Band der „Geschichtlichen Grundbegriffe", a.a.O.

Landesgeschichte in Heidelberg

Meinrad Schaab

Das Thema scheint auf den ersten Blick wenig verlockend. Zwar besitzt das Historische Seminar seit der Hälfte seiner Bestehenszeit ein Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde, aber das läßt sich kaum mit dem für dessen Gründung maßgeblichen Vorbild, dem Bonner Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande (s. u.) vergleichen.[1] Einen Lehrstuhl für Landesgeschichte oder geschichtliche Landeskunde wie etwa in München, Bonn, Mainz und Tübingen, neuerdings auch in Stuttgart, gibt es in Heidelberg keineswegs. Gewiß kam ein Teil der Heidelberger Professoren von der Landesgeschichte her, etwa Fritz Ernst mit seiner Habilitationsschrift über den Vollender des württembergischen Territorialstaates Eberhard im Bart[2], oder Willy Andreas mit seinem großen Buch über die Geschichte der badischen Verwaltung zu Anfang des 19. Jahrhunderts.[3] Sobald sie aber das Ordinariat erreicht hatten, traten andere Forschungsfelder und andere Aufgaben verständlicherweise in den Vordergrund. Das gilt selbst für Ludwig Häusser und dessen Geschichte der Rheinischen Pfalz.[4]

Sie ist immerhin in Heidelberg entstanden, also hier Thema.[5] Aber verengt auf die Lehrstühle und den Bereich des Historischen Seminars darf man die Landesgeschichte in Heidelberg nicht angehen, wenn man ihr gerecht werden will. Sobald man aber die Nebenfächer, auch außerhalb der Philosophischen Fakultät, und die

---

[1] Zum Beispiel wird es gar nicht aufgeführt bei Alois Gerlich, Geschichtliche Landeskunde des Mittelalters, Genese und Probleme. Darmstadt 1986, der Bonn, Freiburg, Göttingen, Leipzig, Mainz und Marburg nennt.

[2] Fritz Ernst, Eberhard im Bart, Die Politik eines deutschen Landesherrn am Ende des Mittelalters. Stuttgart 1933, ND Darmstadt 1970.

[3] Willy Andreas, Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation und Verfassung in den Jahren 1802–1812, Bd. 1, Leipzig 1913.

[4] Ludwig Häusser, Geschichte der Rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen. 2 Bde., Heidelberg 1845. ND Heidelberg 1924 und Pirmasens 1970/71, dort erstmals mit Registerband.

[5] Umgekehrt wie bei den genannten, noch vermehrbaren Beispielen lief die Entwicklung bei Franz Joseph Mone, der in jeder, auch konfessionellen Hinsicht Ausnahmefall ist. Er war 1822–1827 Ordinarius für Geschichte und hat sich damals fast ausschließlich mit älterer deutscher Literatur und im Anschluß an Creutzer mit Mythologie befaßt. Zur Landesgeschichte kam er erst nach 1835 und stieg dann bald zum Leiter des Badischen Generallandesarchivs auf, das muß hier jedoch außerhalb der Betrachtung bleiben. Vgl. zuletzt W. Messmer, Archivdirektor Franz Joseph Mone und seine Zeit. Ein Stück badischer Geschichte. Östringen 1989.

Rolle der Universitätsbibliothek einbezieht, weitet sich das Blickfeld dermaßen, daß nun eher das Problem auftritt, mit einem vielgestaltigen Stoff fertigzuwerden.

„Vaterländische Geschichte" in der alten Kurpfalz

Die Landesgeschichte steht am Anfang aller historischen Forschung in Heidelberg. Das Fach hatte an der pfälzischen Landesuniversität des 16. bis 18. Jahrhunderts durchaus seinen Platz, auch wenn seine Leistungen vom Ruhm der Mannheimer Akademie im 18. Jahrhundert überstrahlt wurden und damit ungerechtfertigt in den Hintergrund rückten. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Geschichte setzte an der Heidelberger Universität Ende des 16. Jahrhunderts mit dem Juristen und Hofgerichtspräsidenten Marquard Freher[6] und dem Theologen Heinrich Alting[7] ein. Beiden geht es um die Behauptung pfälzischer Errungenschaften und Prärogativen, dem Juristen in den *Origines Palatinae* 1599 um Kurwürde und die besondere verfassungsrechtliche Stellung seines Landes, dem Theologen um den von der lutherischen Restauration bedrängten Calvinismus. Aber beide arbeiteten bereits mit Quellen und ihrer kritischen Bewertung, und namentlich bei Freher klingen mit der Gaugeographie, mit der Herleitung des Pfalzgrafenamtes und mit der Frage nach den Ursprüngen von Ladenburg und Heidelberg Themen an, die die pfälzische Geschichtsschreibung nicht mehr loslassen sollten. Nach der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges war es nur natürlich, daß auf Frehers Grundlagen aufbauend der Jurist Friedrich Böckelmann[8] ganz besonders die *Justitia causae Palatinae* im Wildfangstreit hochhielt und mit ausführlichen Forschungen aus den Archiven belegte. Der aus den Niederlanden stammende Professor für Rhetorik und Erzieher des Kurprinzen Karl Paul Hachenberg[9] verfaßte eine *Historia de vita ac rebus gestis Friderici I. Electoris Palatini vulgo dicto gloriosi ex optimis scriptoribus collecta*. Seine Arbeit begründete er damit, daß er selbst sehen wollte, was der genius loci, dessen Gast er geworden sei, bedeute. Er wollte erkunden, auf welche Kräfte und Machtmittel und auf welches Volk gestützt das regierende Haus seine Herrschaft ausübte. Hinsichtlich der Gegenwart – Karl Ludwig stand gerade in der folgenschweren Auseinandersetzung um Landstuhl und Homburg mit Lothringen – hielt er sich zurück und suchte Erbauung an der Gestalt Friedrichs des Siegreichen. Hier schien ihm Neuwürdigung nötig, zumal die Deutschen die Eigenschaft hätten,

---

[6] Marquard Freher, Originum Palatinarum commentarius, Heidelbergae 1599 u.Ö.; neu hg. von Johann Jakob Rheinhard, Karlsruhe 1748; daneben Herausgabe mehrerer Chroniken und Quellenwerke, vgl. Peter Furch, in: NDB 5 (1961) S. 392f.

[7] Heinrich Alting, Historia Ecclesiae Palatinae, abgedruckt in: Ludwig Christian Mieg, Monumenta pietatis I, Frankfurt 1702, S. 129–150, sowie als Anhang zu Ubbo Emmius, Mensonis Altingii vita, Groningen 1728; vgl. Jan Weerda, Menso Alting, in: NDB 1 (1953) S. 225.

[8] Johannes Henricus Boeckelmann, Justitia causae Palatinae, sive defensio iuris regalis Palatini in homines proprios, o.O. 1666; zugleich in deutscher Übersetzung erschienen. Die zeitgenössischen anderen Juristen, die sich zu diesem Thema äußerten, bei F.P. Wundt (wie Anm. 20).

[9] Paul Hachenberg, Historia de vita ac rebus gestis Friderici I., hg. von Johann Philipp Kuchenbecker, Jena, Leipzig 1739, erneuert 1743.

ihre eigenen großen Männer unterzubewerten. Zweifellos hat er seinen erlauchten Zögling zur Rückbesinnung auf die große Vergangenheit geführt, und es wird kein Zufall sein, daß Kurfürst Karl den in sein Land gekommenen französischen Refugianten den Namen Friedrichsfeld für ihre Neugründung nach dem Schlachtfeld von 1462 vorschrieb und nicht zuließ, daß sie den an ihre Heimat erinnernden Namen Sedan verwendeten.[10]

Pfälzer Patriot einheimischer Herkunft, aber in seiner historischen Arbeit den methodischen Fortschritten der Urkundenlehre in Frankreich und nicht mehr so sehr der Rhetorik verpflichtet, war Karl Ludwig Tolner[11], der 1700 eine *Historia Palatina* samt einem *Codex diplomaticus* in Frankfurt herausbrachte. Seine Pfalzgeschichte verschaffte ihm zunächst den Titel eines Kurfürstlichen Rates und Historiographen, bald aber das Amt des Universitätsbibliothekars. Tolners Darstellung gelangte nur bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, ist aber ganz durch Urkunden belegt. Obwohl genealogisch noch in der Herleitung der alten Pfalzgrafen von Karl dem Großen befangen, entwickelte er klare Vorstellungen von den lothringisch-rheinischen Pfalzgrafen, erfaßte die Bedeutung Konrads von Hohenstaufen für die Verschiebung der Pfalzgrafschaft an den Oberrhein und hat im Ansatz auch schon den Nachweis geführt, daß damals Heidelberg bereits Stützpunkt der pfalzgräflichen Herrschaft war.[12]

Mit dem Ausbau der Residenz in Mannheim verlagerte sich auch das Zentrum pfälzischer Landesforschung dorthin[13], geblieben ist Heidelberg das Interesse der Theologen, vorab der reformierten, an ihrer Kirchengeschichte. Mit der Verlegung der „Kameral Hohen Schule" von Kaiserslautern nach Heidelberg 1784 wurden drei modern ausgerichtete Lehrstühle in die Philosophische Fakultät eingegliedert.[14] Seither stand vaterländische Geschichte, also pfälzische Landesgeschichte, ganz im Vordergrund des historischen Lehrbetriebs in Heidelberg. Die allgemeine Weltgeschichte wurde nur einstündig gelesen und nur, wenn sich eine genügende Anzahl von Zuhörern fand.[15] Die wichtigsten Lehrer waren die drei Brüder Wundt,

---

[10] Friedrich Walter, Friedrichsfeld, Geschichte einer pfälzischen Hugenottenkolonie. Mannheim 1903; vgl. auch: Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim, Bd. III, 1970, S. 129f.

[11] Carolus Ludovicus Tolnerus, Historia Palatina ..., Frankfurt 1700; parallel dazu erschien der Codex diplomaticus Palatinus; später noch Additiones ad historiam Palatinam, Heidelberg 1709.

[12] Vgl. Tolner, Additiones, S. 38. Häusser hat diese These übernommen, die späteren Heidelberger Historiker haben sich dagegen alle von ihr distanziert. Im Zusammenhang sind die Ursprünge Heidelbergs unter Konrad von Staufen erst nachgewiesen durch Meinrad Schaab, Die Entstehung des pfälzischen Territoriums am unteren Neckar und die Anfänge der Stadt Heidelberg. In: ZGO 106 (1958) S. 233–276.

[13] Peter Fuchs, Palatinatus illustratus. Die historische Forschung an der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften (Forschungen zur Geschichte der Stadt Mannheim und der Pfalz. NF 1), Mannheim 1963.

[14] Eike Wolgast, Die Universität Heidelberg 1386–1986, Berlin-Heidelberg 1986, S. 74f.

[15] Jakob Wille. In: Neue Heidelberger Jahrbücher 14 (1906) S. 228. GLA N Wille 5, S. 10–12; vgl. auch Richard August Keller, Geschichte der Universität Heidelberg im ersten Jahrzehnt nach der Reorganisation durch Karl Friedrich (1803–1813), Heidelberg 1913; Franz Schneider, Geschichte der Universität Heidelberg im ersten Jahrzehnt nach der Reorganisation durch Karl Friedrich (1803–1813), Heidelberg 1913, S. 24.

der Theologe und Kirchenrat Daniel Ludwig Wundt, der Wieblinger Pfarrer und aus Kaiserslautern gekommene Kameralist Friedrich Peter Wundt sowie der Heidelberger Professor für Beredsamkeit und Kirchengeschichte Karl Kasimir Wundt. Die Beiträge des letzteren galten der Universitätsgeschichte, die hier nur am Rand erwähnt werden kann.[16] Daniel Ludwig ließ anonym und ohne Zutritt zu den Archiven eine Geschichte Karl Ludwigs angeblich in Genf herauskommen und legte 1796 einen Grundriß der pfälzischen Kirchengeschichte vor, weil er sonst keine Wirkungen seiner schon langjährigen Vorlesungen über diesen Gegenstand verspüren konnte:[17] „Schon seit mehreren Jahren pflege ich den unter meiner Leitung studierenden Jünglingen Vorlesungen über die Kirchengeschichte ihres Vaterlandes zu halten, deren Bekanntschaft ihnen in manchen Fällen ihrer künftigen Amtsführung unentbehrlich ist. Bisher habe ich inzwischen bei den wenigsten den Nutzen, den ich dadurch zu stiften mir schmeichelte, wahrgenommen und glaube den Grund darinnen suchen zu müssen, daß es ihnen an einem Leitfaden gemangelt hat, der sie den Gang der Geschichte nachzugehen, in den Stand setzt."[18]

Einen Leitfaden wollte auch schon sein Bruder Friedrich Peter Wundt mit dem Entwurf einer allgemeinen Landesgeschichte der Kurpfalz 1792 geben.[19] Nicht nur hierin erweist er sich auf der methodischen Höhe der Zeit stehend. Er hat eine große Bibliographie und Quellenkunde zur pfälzischen Geschichte herausgebracht.[20] Friedrich Peter Wundt ist im Anschluß an den aufklärerischen Pädagogen Resewitz keineswegs auf das dynastische Schema der alten Geschichtsschreibung festgelegt, sondern strebt eine umfassende Landesgeschichte seit der Einführung des Christentums an. Neben der politischen Geschichte sind ihm wichtig die Entwicklung zur Gewissensfreiheit, zur Gleichbehandlung der Untertanen, zur religiösen Toleranz, die Entwicklung von Wissenschaft und Kunst und die Förderung der Wirtschaft, die demographischen Bewegungen, die Steigerung der Wohlfahrt. Seine Detailforschung in der Beschreibung einzelner Oberämter zeigt das noch mehr.[21] Immer will Friedrich Peter Wundt mit seiner vaterländischen Geschichts-

---

16 Karl Kasimir Wundt, Commentatio historica de Marsilio ab Inghen ..., Heidelberg 1775, dazu mehrere „Programma ..." über Einzelthemen der Universitätsgeschichte, Heidelberg 1777–1786.

17 [Daniel Ludwig Wundt], Versuch einer Geschichte des Lebens und der Regierung Karl Ludwigs, Kurfürsten von der Pfalz. Genf bei H.L. Legrand, [Heidelberg] 1786.

18 Ders., Grundriß der Pfälzischen Kirchengeschichte von der Gründung des Christenthums in den Rhein- und Neckargegenden bis zum Tode Carl Philipps oder dem Jahre 1742. Heidelberg 1796, S. 4f.

19 Friedrich Peter Wundt, Entwurf einer allgemeinen rheinpfälzischen Landesgeschichte von den alten Zeiten an bis zu dem Jubelfeste der 50jährigen Regierung Karl Theodors 1792. Mannheim (2. Auflage 1802), S. IV–VII.

20 Friedrich Peter Wundt, Topographische Pfälzische Bibliothek oder systematisches Verzeichnis der bisherigen Pfälzischen topographischen Schriften mit einigen dazu gehörigen kritischen und literarischen Bemerkungen, I. Speyer, Leipzig 1785, II. Mannheim 1789.

21 Gabriel Resewitz, Die Erziehung des Bürgers zum Gebrauch des gesunden Verstandes und zur gemeinnützigen Geschäftigkeit, Kopenhagen 1773. Vgl. ADB 28 (1889) S. 241–245 (H. Holstein); Friedrich Peter Wund(t), Etwas zur Geschichte der pfälzischen Oberämter überhaupt und zur ältern und neuern Geschichte und Erdbeschreibung des Oberamtes Bretten insbesondere, in: Vorlesungen der churpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft 2 (1787) S. 21–124; Ders., Kurze Geschichte und landwirtschaft-

betrachtung aufklären und Nutzen stiften bis hin zur besseren Landbaumethode und Förderung der Unternehmer. In dieses rationalistische und utilitaristische Programm ist ein im Grund schon höchst moderner Ansatz der Landesgeschichte verwickelt und finden sich Gedanken, die erst wieder nach der Abkehr von der Überbetonung politischer Geschichte Platz greifen konnten. Das große Vorbild für die Brüder Wundt war der in Göttingen lehrende Württemberger Ludwig Timotheus Spittler[22], der selbst wiederum auf einem Wandel der Geschichtsauffassung in der französischen Wissenschaft fußte. Diese verband die methodische Sorgfalt der Mauriner mit dem Gedankengut der Aufklärung und wendete sich der regionalen Geschichte als Grundlage aller präziseren Einsichten zu. Aber Spittler wird von ihnen, was die Wirtschafts- und Sozialgeschichte betrifft, noch übertroffen. Die Brüder Wundt waren sich der Vorläufigkeit ihrer Grundrisse und Entwürfe bewußt und wollten eine Gesamtdarstellung der pfälzischen Geschichte einem Würdigeren überlassen.[23] Dieser sollte sich erst nach dem Ende der alten Kurpfalz einfinden.

Ludwig Häusser, pfälzische Geschichte und badische Zeitgeschichte

Der alte Stil vaterländischer Geschichtsschreibung in der Kurpfalz war seit 1803 ohne Basis. Wie wenig diese Art von Patriotismus dem Begriff des 19. Jahrhunderts entsprach, zeigt sich auch darin, daß F.P. Wundt bereits 1804 bruchlos kurbadische Geschichte lehrte und sich einer Beschreibung der badischen Pfalzgrafschaft zuwandte.[24] Die Verdienste Karl Theodors um die pfälzische Landesgeschichte, die

---

liche Beschreibung des pfälzischen Oberamtes Boxberg, ebd. 1 (1785) S. 257–304; Ders., Kurze Geschichte und landwirtschaftliche Beschreibung der Stadt und des Oberamts Ladenburg, in: Bemerkungen der kurpfälzischen ökonomischen Gesellschaft vom Jahre 1783 (Mannheim 1785) S. 185–219; Ders., Kurze Geschichte vom Einflusse auf Handel und Landbau der französischen reformirten Gemeinde in der Pfalz, ebd. vom Jahre 1780 (Mannheim – Lautern 1781) S. 243–274.

[22] Vgl. ADB 35 (1893) S. 212–216. Dazu Jürgen Voß, Landesgeschichtliche Zielsetzungen in Deutschland und Frankreich im Zeitalter der Aufklärung. In: Historiographie am Oberrhein im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit, hg. von Kurt Andermann (Oberrheinische Studien 7), Karlsruhe 1988, S. 347–360.

[23] D.L. Wundt, wie Anm. 17, S. 2.: „Die vaterländische Geschichte erwartet noch den Menschen, dem es gegeben ist, im Geist eines Spittler zu schreiben." – F.P. Wundt, wie Anm. 24, S. 19. Mit Anspielung auf Spittler: „Von unserem Vaterlande der rheinischen Pfalz haben wir kein Werk dieser Art, wo Regenten- und Landesgeschichte so auf das engste miteinander verarbeitet ist und in dem beyde Teile in ihrem richtigen Verhältnis gegeneinander ein schönes Ganzes bilden." Ders., wie Anm. 19, S. XI: „Möchte nur die gütige Vorsehung auch bald einen würdigen Mann erwecken, der unsere ganze vaterländische Geschichte ausführlich bearbeitete und sie dem Publikum bekannt machte – der durch einen geläuterten Geschmack, durch eine ungekünstelte Schreibart, durch einen richtigen philosophischen Blick, durch eine helle lichtvolle Darstellungskunst, überhaupt durch große historische Talente sich dazu berufen findet und die dazu gehörige Muße hat. Sollte dieser Entwurf auch dazu einigen Anlaß geben, so würde ich mich gewiß innigst darüber freuen und es für den schönsten Lohn meiner Bemühungen halten."

[24] (Friedrich) Peter Wund(t), Die badische Pfalzgrafschaft geographisch, statistisch, topographisch bearbeitet, Karlsruhe 1804 – zweiter Teil zu: Johann Wilhelm Schmidt, Geo-

er noch ein Jahrzehnt vorher in barockem Überschwang gepriesen hatte[25], galten jetzt höchstens noch für die Bereitstellung des Materials. Trotz gelegentlich aufwallender Begeisterung für die Pfalz war die Geschichte der alten Kurpfalz erst recht für Ludwig Häusser eine abgeschlossene Sache.[26] Die einst zu ihr gehörigen Landstriche waren alle in einer besseren und glücklicheren Gegenwart aufgegangen, zumal die jetzt badischen Teile. Zu beklagen war lediglich, daß das Ende der Kurpfalz ihre archivalische Überlieferung aufgeteilt hatte und damit die Forschung vor Schwierigkeiten stand[27] – eine Klage, die sich in Zukunft bis zu Fritz Ernst hin mehrfach wiederholen sollte.[28] Häusser konnte ja auch gar keine persönlichen Bindungen mehr an den Kurpfälzer Staat haben. Er ist 1818[29] als Sohn eines reformierten, einst pfalz-zweibrückischen Pfarrers im bereits französischen Kleeburg geboren und in Mannheim, der Heimat seiner Mutter, aufgewachsen. Dieses und in weiterem Sinne Baden mit seiner vorbildlich liberalen Verfassung bedeutete ihm Heimat. Den Begriff Vaterland gebraucht er dafür nicht. Für ihn als einstigen Jenaer Burschenschafter und die damals junge Generation war letzterer unstreitig dem ganzen Deutschland vorbehalten. Nicht nur in dieser Hinsicht ist Häusser ganz Kind seiner Zeit. Die Epoche des Barock verabscheute er zutiefst, zumal sie in der Pfalz unter deutlich katholischen Vorzeichen gestanden hatte. Sympathien zeigte er für die allzu sehr in liberalem Licht gesehene Karl-Ludwig-Zeit – Lieblingsepoche des ganzen 19. Jahrhunderts – , für die Reformationsgeschichte, zwar mit Distanz zum dogmatischen Streit, aber doch mit positivem Urteil für die reformierten Kurfürsten und die bedeutenden mittelalterlichen Pfalzgrafen. Das geht bei ihm so weit, daß er trotz eines gesamtdeutschen Patriotismus durchaus Verständnis für pfälzischen Territorialegoismus aufbringt. Pfälzische Geschichte schreibt er als Baustein für eine gesamtdeutsche Geschichte, die ihm erst über solch regionalem Unterbau möglich erscheint.[30] Dieser Gedanke entstammt durchaus noch der Aufklärungszeit und geht bei Häusser bewußt auf Spittler zurück.[31] Auch viele seiner Wertungen zum 17. und 18. Jahrhundert sind von der aufklärerischen Geschichtsschreibung übernommen, nur ist Häusser frei von höfischen Rücksichten gegenüber den Wittelsbachern und identifiziert das kritische Gedankengut mit seinem liberalen Standpunkt. Neu hinzu kommt die nationalstaatliche Grundausrichtung und neu ist auch die Verengung auf politische, kirchliche und Bildungsgeschichte. Aber

---

graphisch, Statistisch, Topographische Beschreibung von dem Kurfürstenthum Baden, mit einer illuminirten Charte.

25 F.P. Wundt, Carl Theodors Verdienste um die Berichtigung und Erweiterung der rheinpfälzischen Landesgeschichte. Mannheim 1794.

26 Wie Anm. 4, S. VIII.

27 Ebenda.

28 Eduard Winkelmann, Urkundenbuch zur Geschichte der Universität Heidelberg, Bd. 1, Heidelberg 1886, S. IX; Regesten der Pfalzgrafen am Rhein, Bd. 1, wie Anm. 72, S. Xf. Zu Ernst siehe u. S. 197 (Anm. 105).

29 Wilhelm Kluckhohn, Ludwig Häusser, in: ADB XI (1880) S. 100–112; Anneliese Kaltenbach, Ludwig Haeusser, Historien et patriot 1818–1857 (Travaux et memoires des Instituts Français en Allemagne IX), Paris 1965. Zur Entstehung seines deutschen Nationalgefühls, S. 49f. und S. 56f.

30 Wie Anm. 4, S. III.

31 Wie Anm. 4, S. IV.

gerade die Einseitigkeiten schaffen zusammen mit einer ausgesprochenen Darstellungsgabe und einem farbigen Erzählstil eine lesbare und mitreißende Landesgeschichte aus einem Guß, wie sie selten sonst erreicht wurde. Dabei verwertet Häusser geschickt die Vorarbeiten der Mannheimer Akademie sowie der Gebrüder Wundt, was er keineswegs verschweigt.[32] Seine erzählenden Partien fußen auf einer Auswahl besonders farbiger Quellen; in die Darstellung ist aber eine Unmenge, freilich geographisch nicht immer voll identifizierter Urkunden und Akten aus den Archiven von München, Karlsruhe und Speyer eingeflossen.[33] So erweist sich Häusser trotz aller Einseitigkeiten als ebenso tüchtiger Forscher wie als Geschichtsschreiber.

Selbstverständlich wurden inzwischen weitere Quellen erschlossen und ist nicht nur Häussers Standpunkt, sondern sind auch in manchem seine Fakten überholt. Insgesamt muß man die Frage stellen, ob er, der später deutsche Geschichte schrieb, sich dabei noch an das eigene Programm der Grundlegung einer solchen durch die regionalen Geschichten gehalten hat. Ganz wird man das nicht bestätigt finden. Nur sehr allgemein spricht landesgeschichtliche Erfahrung aus seiner erst aufgrund einer Nachschrift von Hermann Oncken in den Druck gegebenen Vorlesung über die Reformationsgeschichte.[34] Die Pfälzer Variante kommt darin überhaupt nicht vor. Ebenso spielt die pfälzische Geschichte kaum eine Rolle in seiner „Deutschen Geschichte seit dem Tode Friedrichs des Großen".[35] Dort nimmt er nur zum Ländertauschprojekt, selbstverständlich ablehnend, Stellung, sonst zieht er es vor, auf diesen von ihm zutiefst verachteten Abschnitt der pfälzischen Geschichte nicht zurückzukommen. Trotzdem wird man ihm, was Darstellung und Beurteilung der geistlichen Territorien, der Ritterschaft und der Reichsstädte betrifft, durchaus landesgeschichtliche Sichtweise, freilich unter Zuhilfenahme der Reichsjuristen Moser, Pütter und Möser, zubilligen. Er findet, allerdings wieder unter aufklärerischem Blickwinkel, zu relativ ausgewogener Beurteilung der letzten geistlichen Kurfürsten.[36]

Wie die Aufklärer ist Häusser von seiner jetzt allerdings ganz anders verstandenen patriotischen und von seiner freiheitlichen, sprich liberalen Sendung als Historiker überzeugt. Er will nicht nur mit seiner Lehre und seinen Büchern Nutzen stiften, sondern wird vom Revolutionsjahr 1848 bis in die liberale badische Ära der 1860er Jahre hinein zum politischen Einsatz mitgerissen. An mutigem Eintreten für seine eigenen kleindeutschen und liberal-konstitutionellen Überzeugungen hat es ihm nie gefehlt. Beredtes Zeugnis seiner Auffassung von Zeitgeschichte sind seine Denkwürdigkeiten der badischen Revolution.[37] Sie werden heute sicher als tendenziös antidemokratisch eingestuft.[38] Trotzdem wird man Häussers Werk als Ge-

---

32 Wie Anm. 4, S. X–XII.

33 Wie Anm. 4, S. XXII–XXIV.

34 Ludwig Häusser, Geschichte des Zeitalters der Reformation 1517–1648, hg. von Hermann Oncken. Berlin 1868.

35 Ders., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes, 4 Bde., 3. Aufl. Berlin 1861–1863.

36 Ebenda I, S. 112.

37 Ders., Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution. Heidelberg 1851.

38 Vgl. Werner Giesselmann, in diesem Buch S. 77ff.

schichtsschreibung von der gleichzeitigen Memoirenliteratur der unmittelbar Beteiligten abheben müssen. Es stützt sich wohl auf eigenes Erleben und Mitteilungen der Zeitzeugen, aber auch privates und offizielles Schriftgut; schließlich standen ihm auch die Prozeßakten zur Verfügung. Häusser schreibt keineswegs aus der Sicht der Reaktion und bedenkt auch die konstitutionell-liberale Seite durchaus mit Kritik. Die militärischen Leistungen der Revolutionäre finden ein gerechtes Urteil. Vor allem aber scheint der Scharfblick für die Schwächen der Demokraten, der zweifellos aus tieferer Abneigung kommt, wichtig. Von hier erklärt sich tatsächlich z.T. der mangelnde Rückhalt der Revolution in der Bevölkerung und damit ihr Scheitern.[39]

Die Revolution hat Häusser zu persönlichem politischen Engagement geführt. Die Verbindung von Historiker und Parlamentarier, die seither mehrmals in Heidelberg begegnet, wäre gar nicht denkbar ohne den inzwischen eingetretenen technischen und gesellschaftlichen Wandel. Häusser war großer Verfechter des Eisenbahnbaus. Schon die pfälzische Geschichte verdankt ihr Quellenfundament großenteils der Tatsache, daß es möglich war, zwischen Heidelberg und Karlsruhe zu pendeln. Häussers Einsatz galt ebenso dem weiteren Ausbau der kommunalen Selbstverwaltung und – das muß man zur richtigen Einordnung seines Nationalismus sagen – der Judenemanzipation.[40] In den badischen Kulturkampf mußte er ebenso im liberalen Sinne eingreifen wie in den protestantischen Agendenstreit. Gegen Schluß seines Wirkens hat er noch einmal am historischen Vorbild aus der Landesgeschichte seine eigenen Ideale exemplifiziert durch die Rektoratsrede auf Karl Friedrich von Baden im Jahre 1864.[41] Auch damit hat er ein Thema angeschlagen, das die Heidelberger Historiker in Zukunft beschäftigen sollte.

Die Heidelberger Historiker und die Badische Historische Kommission

Außerhalb der Universitäten hatte das allenthalben erwachte historische Interesse ein Tätigkeitsfeld gerade in der Landes- und Lokalgeschichte durch die historischen Vereine gefunden.[42] Aus einem Zusammenschluß historischer Vereine war 1876 die Historische Kommission für die Provinz Sachsen gebildet worden. Sie und die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde von 1881 wurden die unmittelbaren Vorbilder für die Badische Historische Kommission. Sie war als erste in Deutschland 1883 von staatlicher Seite gegründet und mit einem Etat ausgestattet worden,[43] also

---

[39] Wie Anm. 37, S. IIIf.

[40] Kluckhohn, wie Anm. 29, S. 111.

[41] Ludwig Häusser, Über die Regierung Karl Friedrichs. Rede zum Geburtstagsfeste des höchstseligen Großherzogs Karl Friedrich von Baden. Heidelberg 1864. Über die weiteren Beiträge zu diesem Thema vgl. Anm. 52, 53, 55 sowie: Eberhard Gothein, Karl Friedrich von Baden, Rede bei der Centenarfeier. Heidelberg 1911.

[42] Werner Schulz, Geschichtsvereine und Heimatpflege in Baden, in: ZGO 133 (1985) S. 231–237. – Der Mannheimer Altertumsverein entstand 1859, der Heidelberger Schloßverein 1867, die Commission zur Geschichte der Stadt Heidelberg (ein vom Stadtrat unterstützter Verein) 1876. Der Historische Verein der Pfalz wurde 1869 gegründet.

[43] Gerlich, wie Anm. 1, S. 66f.

nicht mehr ein Zusammenschluß von Vereinen. Sie wiederum wurde zum Vorbild für dieses jetzt allgemein nachgeahmte zeitgemäße Instrument zur Förderung der Landesgeschichte. Die Kommission publizierte vor allem Quellen, regte größere Untersuchungen an und entwickelte neue Nachschlagewerke für den Landeshistoriker. Die Mitgliedschaft war eine Auszeichnung und konnte nur durch Berufung nach einer Zuwahl durch die Mitglieder erworben werden. Viele Züge der Satzung und des Arbeitsplanes verdankt die Badische Historische Kommission dem Generallandesarchiv in Karlsruhe[44], dessen Direktoren regelmäßig ihre Sekretäre waren. Aber der Vorsitz der Kommission wie auch die meisten Mitgliedschaften waren den Hochschullehrern vorbehalten, nicht nur Vertretern der mittelalterlichen und neueren Geschichte, sondern auch der Rechtsgeschichte, der Kirchengeschichte und der Kameralistik.[45] Schon die im Vergleich zu Freiburg größere Nähe von Heidelberg zu Karlsruhe brachte es mit sich, daß die Heidelberger Mitglieder eine führende Rolle spielten. In den 50 Jahren von 1883 bis 1933 stellte Heidelberg während 33 Jahren den Vorstand, d.h. den Vorsitzenden, Freiburg nur während 17 Jahren.

Wegweisend war schon der erste Vorstand Eduard Winkelmann 1896.[46] Bezug zu landesgeschichtlichen Themen hatte er bereits in der Gründungsphase durch die damals anlaufenden Arbeiten zum Jubiläum und zum Urkundenbuch der Universität. Seine Anträge auf der ersten Plenarsitzung bestimmten weitgehend die künftige Arbeit. Es lag von seiner Arbeitsweise her nahe, daß er anregte, Regesten der Pfalzgrafen zu veröffentlichen und dazu ganz an das Vorbild der Regesta Imperii anknüpfte. Sicher auch auf politische Wirkung zielte sein Vorschlag, die politische Korrespondenz Karl Friedrichs herauszugeben. Bald sollte er sich auch dafür mit Erfolg einsetzen, daß die „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins" von der Kommission herausgegeben wurde und daß 1890 schließlich Aloys Schulte als „Hilfsarbeiter" zur Veröffentlichung von Urkunden und Akten zur Geschichte des Handels zwischen Deutschland und Italien angenommen wurde. Ob diese Anregungen alle auf Winkelmann selbst zurückgehen oder ob ihn andere dafür gewonnen haben, geben die Protokolle und Vorakten der Plenarsitzungen nicht zu erkennen. Man könnte sich denken, daß letzteres Thema, vielleicht auch Karl Friedrich, dem Kollegen Bernhard Erdmannsdörffer[47] näherlagen. Offensichtlich war Winkelmann aber gegenüber dem Sekretarius der Kommission, dem geschickten und manchmal

---

[44] Über ihre Tätigkeit berichten die Protokolle der Plenarsitzungen in GLA 449/235–239. Außerdem knapper die Mitteilungen der Badischen Historischen Kommission 1 (1883) ff., gedruckt als Anhang zur ZGO ab Bd.36, 1883ff.

[45] Vgl. Hansmartin Schwarzmaier, Die Organisation der Geschichtswissenschaft in Baden. Zum 100. Geburtstag der Badischen Historischen Kommission, in: Beiträge zur Landeskunde 1983 H.3, S. 8–15; Michael Klein, Regierung und Landesgeschichte im Großherzogtum Baden. In: ZGO 133 (1985) S. 221–230; Dionys Rößler, Alphabetische Liste der Mitglieder der ehemaligen Badischen Historischen Kommission 1883–1941 sowie der Oberrheinischen Historischen Kommission 1941–1945. Ebenda S. 238–255; Bernhard Müller, Die Veröffentlichungen der Badischen Historischen Kommission. Ebenda, S. 256–262.

[46] Friedrich von Weech, Nachruf auf Eduard Winkelmann, in: ZGO 50 (1896) S. 331–336. Winkelmanns Handakten als Kommissionsvorstand in GLA 449/87.

[47] Richard Graf du Moulin-Eckart, Nachruf auf Bernhard Erdmannsdörffer, in: Neue Heidelberger Jahrbücher 11 (1902) S. 1–27, bes. S. 4.

auch intriganten Archivdirektor Friedrich von Weech[48], recht eigenständig. Er hat es sogar geschafft, einen Urkundenbestand dem Generallandesarchiv zu entfremden und der Heidelberger Universitätsbibliothek einzuverleiben.[49] Dabei war Winkelmann, wohl seit seiner Danziger Jugend, unmittelbar an den Archiven interessiert und hat es sich selbst als Vorstand der Kommission und Ordinarius nicht nehmen lassen, auch die Verantwortung als Respizient der Kommission für die Pflege von Gemeinde- und Adelsarchiven in ganz Nordbaden Verantwortung zu tragen, eine Arbeit, die sonst den Berufsarchivaren überlassen wurde.[50]

Winkelmanns Nachfolge als Vorstand hat Bernhard Erdmannsdörffer selbstverständlich übernommen. Selbst hatte er 1883 für die Kommissionsarbeit eine Dokumentation zur Geschichte der Schwäbischen Kreistage vorgeschlagen.[51] Das war zwar mit Wohlwollen bedacht, aber nicht in Angriff genommen worden. Stattdessen hat Erdmannsdörffer selbst die politische Korrespondenz Karl Friedrichs vor der Rheinbundzeit mustergültig ediert, wobei es ihm weniger um den aufgeklärten Herrscher, das alte Thema, als um seine Beziehungen zum Reich, zu den Fürsten, zu den auswärtigen Mächten und um die Bildung des neuen badischen Staates ging.[52] Die Rektoratsrede von 1887 über den Fürstenbund[53] sieht ganz entsprechend der politischen Auffassung Erdmannsdörffers den badischen Herrscher als wahren deutschen Partioten.[54] Karl Friedrichs Briefwechsel mit den französischen Physiokraten hat nach einem Beschluß der Kommission von 1887 der Heidelberger Nationalökonom Karl Gustaf Adolf Knies, sonst ein Pionier der Statistik im mo-

---

[48] So die Sicht Eberhard Gotheins, vgl. Marie Luise Gothein, Eberhard Gothein, Ein Lebensbild, seinen Briefen nacherzählt. Stuttgart 1931, S. 41: „Der kluge sarkastische Mann, dem Intrigen eine besondere Würze seines Lebens waren." Vgl. Karl Obser, Friedrich von Weech (†), in: ZGO 60 (1906) S. 323–344.

[49] Nach GLA 450/1276 hatte sich Winkelmann 1886 an das Generallandesarchiv Karlsruhe gewandt, weil er für Unterrichtszwecke gerne Originalurkunden verwenden wollte. Aus dem wohl um 1860 erworbenen Bestand von 411 Urkunden des italienischen Klosters Brondolo (St. Trinità) wurden ihm daraufhin 100 Urkunden überlassen, von diesen wurden bei dem gleichzeitig angebahnten Archivalienaustausch zur Rückführung verstreuter Bestände dem Staatsarchiv Venedig nur Kopien zurückgegeben. Die vom Historischen Seminar Heidelberg 1903 an die Universitätsbibliothek Heidelberg abgegebenen Urkunden (heute Bestand Urkunden Brondolo 1–100 in der Handschriftenabteilung) sind aber wie die Originale in Venedig Grundlage für die laufende Veröffentlichung eines Urkundenbuches des Klosters. Bisher ist erschienen: SS. Trinità e S. Michele Arcangelo di Brondolo. Vol. II: Documenti 800–1199, a cura di Bianca Lanfranchi Strina. Venezia 1981.

[50] Von Weech, wie Anm. 46, S. 332 und 334.

[51] GLA 449/87. Dort alle Vorschläge aufgrund einer ersten Befragung von 1883.

[52] Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden. 1783–1806, hg. von der Badischen Historischen Commission, bearb. von Bernhard Erdmannsdörffer und Karl Obser, Bd. 1–6, Heidelberg 1888–1915.

[53] Bernhard Erdmannsdörffer, Aus den Zeiten des deutschen Fürstenbundes. Akademische Rede. Heidelberg 1885.

[54] Im lokalen Rahmen hat er sich auch politisch engagiert und eine „Wallfahrt" zum entlassenen Reichskanzler nach Bad Kissingen organisiert und angeführt sowie die Rede bei der Enthüllung des Heidelberger Bismarckdenkmals gehalten. Du Moulin-Eckart, wie Anm. 47, S. 27.

dernen Sinn, herausgebracht.[55] Vom Rechtshistoriker Schröder[56] kam 1891 der gewichtige und praktisch die Kommissionsarbeit bis heute beanspruchende Antrag auf Herausgabe der Badischen Stadtrechte und der Weistümer. Keine Frage, daß auch seine Anregung eines Rechtswörterbuchs außerhalb der Kommission in vieler Hinsicht landesgeschichtliche Arbeit aufgriff und wiederum befruchtete. Der Theologe Hans von Schubert sorgte außerhalb der Kommission für die Herausgabe der Täuferakten aus Baden und der Pfalz.[57] Als Kommissionsarbeit erschien 1916 das Werk des Heidelberger Privatdozenten Windelband über Verwaltungsgeschichte der Markgrafschaft Baden.[58]

Inzwischen war nach dem Freiburger Historiker Alfred Dove, dessen Amtsperiode kurzfristig durch die Vorstandschaft von Erich Marcks 1906–1907 unterbrochen worden war, Eberhard Gothein[59] 1912 zum Vorsitzenden der Kommission aufgerückt. Ihn hatte sein Vorgänger, u.a. unterstützt von Meinecke, Below und Schröder, als den ideenreichen Kenner und Pfleger der badischen Geschichte vorgeschlagen.[60] Der Schlesier Gothein hatte bereits 1884 als Schüler von Knies im Auftrag der Kommission eine Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes in Angriff genommen und war 1885 auf eine Professur für Nationalökonomie an der Technischen Hochschule in Karlsruhe berufen worden. Der erste Band seines landesgeschichtlichen Monumentalwerkes über den Schwarzwald konnte 1895 erscheinen und war den Städten und mit besonderer Kenntnis dem Gewerbe gewidmet.[61] Zugleich ist dieses Schwarzwaldbuch anschauliches Zeugnis von Gotheins Auffassung von Kulturgeschichte, worüber er eine Kontroverse mit dem damals in Tübingen weilenden Dietrich Schäfer geführt hatte.[62]

Auch sonst war Gothein durch Werke über Klostergrundherrschaft und Holzflößerei im Schwarzwald, über die Landstände in der Kurpfalz und zur Geschichte

---

55 Carl Friedrichs von Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont, hg. von der Badischen Historischen Commission, bearb. und eingel. durch einen Beitr. zur Vorgeschichte d. ersten französ. Revolution u.d. Physiokratie von Karl Knies, Bd. 1 u. 2., Heidelberg 1892.

56 Eberhard von Knüßberg, Richard Schröder, ein Nachruf, in: ZGO 71 (1917) hier S. 333.

57 Walter Köhler, Hans von Schubert, in: ZGO 84 (1932) S. 492f. Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer bzw. der Täufer, hg. vom Verein für Reformationsgeschichte. Vgl. die Übersicht über das Unternehmen in: Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz, Bd. 1, Zürich 1952, S.V.

58 Wolfgang Windelband, Die Verwaltung der Markgrafschaft Baden zur Zeit Karl Friedrichs, hg. von der Badischen Historischen Kommission, Leipzig 1916. Vgl. Willy Andreas, Wolfgang Windelband, in: HZ 127 (1951) S. 661–662.

59 Andreas Cser, Eberhard Gothein. In: Badische Biographien NF 2, Stuttgart 1987, S. 102–105 mit weiterer biographischer Literatur. Am wichtigsten für unser Thema Carl Brinkmann, Eberhard Gothein, in: ZGO 79 (1927) S. 313–329.

60 GLA 449/239 Protokoll von 1912.

61 Eberhard Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften, hg. von der Badischen Historischen Kommission. Bd. 1: Städte- und Gewerbegeschichte. Straßburg 1892. Zur Kritik vgl. Brinkmann, wie Anm. 59, S. 320 f.

62 Marie Luise Gothein, wie Anm. 48, S. 74–78; Karl Hampe, Eberhard Gothein, in: HZ 129 (1924) S. 476–490 meint dazu in Abwehr der Polemik von Dietrich Schäfer, Gothein habe zwar zum Ikarusflug angesetzt, sei aber nicht abgestürzt, sondern habe sich nur die Flügel etwas angesengt.

badischer Städte ausgewiesen.[63] Als er 1904 von Bonn auf einen Lehrstuhl für Nationalökonomie überwechselte und zugleich einen Lehrauftrag für Kulturgeschichte erhielt, wurde er vom ausscheidenden Vorgänger Max Weber zur Aufnahme in die Kommission vorgeschlagen.[64] Er kam mit dem Vorsatz, sich jetzt wieder mehr seinen alten Forschungsgebieten zuzuwenden. Tatsächlich hat er der Kommission die Manuskripte zu zwei Neujahrsblättern über den Breisgau im 18. und die badischen Markgrafschaften im 16. Jahrhundert geliefert. In der Festrede zum 25jährigen Bestehen der Kommission konnte er, an alte Forschungen anknüpfend, die Landstände am Oberrhein insgesamt in den Blick nehmen.[65] Als Mitherausgeber hat er die umfassende Landesbeschreibung des Großherzogtums Baden 1912 vorgelegt.[66] Das Werk blieb zwar auf den ersten allgemeinen Teil beschränkt, übertrifft aber auf diesem Felde in mancher Hinsicht das württembergische Vorbild. Sein großer Vorsatz, das Schwarzwaldwerk fortzuführen, ließ sich nicht verwirklichen.

Der Entfaltung von Initiativen innerhalb der Kommission waren durch den Ersten Weltkrieg Grenzen gesetzt.[67] Fraglos war Gothein auch durch viele Aktivitäten in der Politik und in der Wissenschaft überbeansprucht.

Als Stadtrat der Nationalliberalen und seit 1919 als Landtagsabgeordneter der Deutschen Demokratischen Partei versuchte er, gleichsam im politischen Bereich die Nutzanwendung aus seinen Forschungen zu ziehen, wie er auch außerparlamentarisch die badische Gewerbepolitik beeinflußte.

In der Kommission banden die alten Unternehmen überdies fast alle Kräfte und Mittel. Eigene Mitgestaltung entfaltete Eberhard Gothein, als es darum ging, das seit 1908 projektierte Quellenwerk über Großherzog Friedrich I. und die Politik der deutschen Einigung zu verwirklichen.[68] Gothein erreichte Unterstützung und Förderung durch den abgedankten Großherzog Friedrich II. Der Bearbeiter Hermann Oncken konnte nun mit Nachdruck ans Werk gehen, nachdem früher die allzugroße Bereitschaft zu Mitarbeit von Seiten des noch lebenden Großherzogs Friedrich I.

---

[63] Vgl. seine Bibliographie bei Marie Luise Gothein, wie Anm. 48, S. 357ff. Besonders sind zu nennen: Die Hofverfassung auf dem Schwarzwald, dargestellt an der Geschichte von St. Peter, in: ZGO 40 (1886) S. 257–316; Die Landstände in der Kurpfalz, in: ZGO 42 (1888) S. 1–56; Die Entstehung und Entwicklung der Murgschifferschaft, in: ZGO 43 (1889) S. 401–455; Mannheim im ersten Jahrhundert seines Bestehens, in: ZGO 43 (1889) S. 129–211; Pforzheims Vergangenheit, Ein Beitrag zur städtischen und Gewerbegeschichte (Staats- und Sozialwissenschaftliche Forschungen IX, 3), Leipzig 1889.

[64] GLA 449/261, S. 196. Vgl. auch Gothein selbst, ebd. 4a.

[65] Schon vorher hatte er in der Reihe der Neujahrsblätter veröffentlicht: Bilder aus der Kulturgeschichte der Pfalz nach dem Dreißigjährigen Kriege. Karlsruhe 1895, Neue Folge Nr. 2; Johann Georg Schlosser als badischer Beamter. Heidelberg 1899. Jetzt folgten NF 10: Der Breisgau unter Maria Theresia und Joseph II. Heidelberg 1907 und NF 13: Die badischen Markgrafschaften im 16. Jahrhundert. Heidelberg 1910.

[66] Das Großherzogtum Baden in allgemeiner, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt, hg. v. Edmund Rebmann, Eberhard Gothein und Eugen von Jagemann, 1. Bd., Karlsruhe 1912.

[67] So auch Hampe, wie Anm. 62, S. 483.

[68] GLA 449/239, Protokoll von 1920. Vgl. auch die Einleitung von Max Miller zu Walter Peter Fuchs, Großherzog Friedrich I. von Baden und die Reichspolitik 1871–1907, Bd. 1 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg = VKBW A 15), Stuttgart 1968, S. VII–X.

und dann namentlich seiner Witwe Luise für verständliche Hemmungen gesorgt hatten. Ebenfalls unter Gotheins Vorsitz konnte für die schon 1908 angeregte „Bibliographie der Badischen Geschichte" 1915 der geeignete Mitarbeiter, der Heidelberger Bibliothekar Friedrich Lautenschlager,[69] gewonnen werden. Der erste Band dieses langwierigen Unternehmens kam dann zusammen mit den Akten über Großherzog Friedrich 1928 heraus. Fast der gesamte Allgemeine Teil (Band I und II) dieses bis 1973 weiterlaufenden Werkes ist einer der wichtigsten Beiträge der Heidelberger Universitätsbibliothek zur badischen Landesgeschichte, ehe Lautenschlager 1935 als Direktor an die Landesbibliothek Karlsruhe ging.

Erste Lehraufträge für Landesgeschichte, Versuch einer neuen Geschichte der Pfalz

Die Heidelberger Historiker des Wilhelminischen Zeitalters haben vor allem im Rahmen der Kommission bedeutende Leistungen für die Landesgeschichte erbracht. Im eigentlich akademischen Bereich spielte diese kaum eine Rolle, bis sich im Bearbeiter der Regesten der Pfalzgrafen eine Persönlichkeit zeigte, der man auch einen entsprechenden Lehrauftrag erteilen konnte und mochte, als es in München längst einen Lehrstuhl für bayerische Geschichte gab. Jacob Wille, der diese Aufgabe übernahm, beklagte sich freilich über spärlichen Zulauf und verglich sich wehmütig mit den Brüdern Wundt, die damals bei mangelndem Interesse für die allgemeine Historie die Aufmerksamkeit der Studenten für sich hatten.[70]

Wille[71], der Sohn eines Frankenthaler Bürgermeisters, hatte sich zunächst mit seiner Heimatstadt, dann mit der Rückführung des württembergischen Herzogs Ulrich durch Philipp den Großmütigen befaßt, war Bibliothekar der Universitätsbibliothek, deren Leitung er 1902 übernahm. Neben den Pfalzgrafenregesten seit 1883 hatte er Artikel über die Pfälzer Kurfürsten für die Allgemeine Deutsche Biographie übernommen. Im Gegensatz zu diesen ging das Regestenwerk nicht so schnell vonstatten, wie die Kommission erhofft hatte. Winkelmann hatte bis 1400 drei Jahre veranschlagt, und diese Aufgabe teilten sich mit der Grenzmarke 1300 Adolf Koch und Jacob Wille. Als Honorarprofessor der Universität lehrte Wille seit 1898 u.a. pfälzische Geschichte, und diese Vorlesungen sollten nach dem Beschluß der Kommission zu einer neuen Darstellung der pfälzischen Geschichte ausgebaut werden. Wille, auch außerhalb der Universität für pfälzische und Heidelberger Lokalgeschichte engagiert, ist mit zahlreichen Publikationen auf diesem Feld, besonders über Liselotte, zum Humanismus und schließlich auch zum Bistum Speyer unter seinen barocken Fürstbischöfen, hervorgetreten. Seine Regesten bis 1400 sind 1894 erschienen. Obwohl die Kommission seinen Auftrag bis 1508 ver-

---

[69] Ulrich Weber, Friedrich Lautenschlager 1890–1955, in: ZGO 107 (1959) S. 511–515, v.a. S. 512f.

[70] GLA N Wille 5, S.11.

[71] Rudolf Sillib, Jakob Wille, Eine Umrißzeichnung, in: ZGO 83 (1931) S. 113–133, ab S. 128 das Verzeichnis der Werke.

längerte, ist er damit nicht mehr fertiggeworden.[72] Die Regesten bis 1400 werden heute gerne kritisiert und lassen sich tatsächlich hinsichtlich der Ausführlichkeit und Qualität nicht mit den Regesten der Markgrafen von Baden oder gar der modernen Regesten der Grafen von Katzenelnbogen vergleichen.[73] Trotzdem muß man ganz klar sehen, ohne die etwas großzügige Vorgehensweise Willes und seines Mitarbeiters Koch hätten wir vermutlich gar keine Pfalzgrafenregesten. Die von der Kommission mit soviel Erwartungen mitgetragene pfälzische Geschichte ist nie fertig geworden. Wille, obwohl aus einer Schweizer reformierten Familie stammend, hatte eine solche Abneigung gegen die konfessionellen Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts, daß er über die Reformation Ottheinrichs nie hinauskam. Offensichtlich hat er das Manuskript zu seinem Buch noch vor seinem Tod vernichtet.[74]

Der Eindruck, den seine vollständig ausgearbeitete Vorlesung hinterließ, war vor allem bei Gerhard Ritter so bestechend, daß sich auf seinen Vorschlag und dann mit Unterstützung durch Hampe und Andreas die Kommission 1930 dazu entschloß, statt des Buches diese Vorlesungen durch den Privatdozenten Kurt von Raumer edieren zu lassen. Wille sah Pfälzer Geschichte als Geschichte einer zum rheinischen Raum gehörigen Landschaft und hatte daher mit den Anfängen des Klosters Lorsch und des Bistums Worms begonnen. Er betonte wie Häusser, daß die pfälzische Geschichte zwar abgeschlossen sei, aber als Zugang zur deutschen Geschichte unentbehrlich bleibe. Es gibt keinen Zug deutscher Geschichte im politischen und kirchlichen, im geistigen und sozialen Leben, der nicht auch in der alten Pfalz zum entscheidenden Ausdruck gekommen wäre. Die größten Stürme und Wetter, von denen das Schicksal der Völker bestimmt worden war, haben auf pfälzischem Boden zerstört, neu geschaffen und bis heute noch ihre tiefgehenden Spuren hinterlassen. Rein lokale Gesichtspunkte verschwinden zeitweise in diesem weiten Horizont historischen Lebens.[75] Das Verbindende ist das Pfälzer Volkstum, mit dem sich Wille selbst identifizierte. Im Gegensatz zum ausgefeilten Stil seiner Vorlesung sprach er im privaten und geselligen Bereich Pfälzer-Deutsch und reagierte wie ein Pfälzer. So hat er auch die Rede zum 100. Geburtstag des Heidelberger Mundartdichters Nadler gehalten.[76]

Kurt von Raumer[77] war als Herausgeber optimistisch; er wollte den vorliegenden ersten Band in einem Jahr vollenden und dann selbst weiterschreiben, erst bis zur Gegenwart, auf Antrag von Franz Schnabel nur bis 1803. Aber schon in der

---

[72] Regesten der Pfalzgrafen am Rhein 1214–1400, hg. von der Badischen Historischen Kommission unter Leitung von Eduard Winkelmann, bearb. von Adolf Koch und Jacob Wille, Bd. 1, Innsbruck 1894.

[73] Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg. 1050–1515, hg. von der Badischen Historischen Kommission.

[74] Sillib, wie Anm. 71, S. 121; GLA 449/785 auch zum folgenden.

[75] GLA N Wille 5, S. 8.

[76] Jakob Wille, Gottfried Nadler. Rede, gehalten am Nadler-Denkmal in Heidelberg zur Feier des hundertsten Geburtstags des Dichters am 9. August 1909, in: Alemannia 42 (1915) S. 1–7.

[77] Vgl. Rudolf Vierhaus, Kurt von Raumer, in: HZ 238 (1983) S. 776–779.

Sitzung der Kommission von 1932[78] erhielt er zusammen mit dem Vorsitzenden Willy Andreas einen deutlichen Dämpfer. Man kürzte die vereinbarte Vergütung (5 Jahre lang monatlich 100 Mark) um 20%. Auch ohne diesen persönlichen Rückschlag war von Raumer, der längst Vorlesungen über pfälzische Geschichte und Übungen über Landesgeschichte hielt, überfordert. Sein eigenes Buch über die Pfalzzerstörung von 1689, 1930 herausgekommen, hatte sich doch nur mit einem Ausschnitt der pfälzischen Geschichte befaßt und war aufgrund nur deutscher Aktenstudien zu einer immer noch national getönten, aber zutreffenden Gesamtsicht der französischen Verwüstungspolitik gekommen.[79] Die Pfälzer Geschichte der Neuzeit erforderte viel mehr. Über eine Schreibmaschinenfassung der Kapitel Willes bis 1214 ist Raumer nicht hinausgekommen[80], obwohl er noch bis 1938 in Heidelberg blieb.

Prinzipiell zu einer neuen, gewiß auch vom Zeitgeist angehauchten Sicht der Landesgeschichte hat er sich zuletzt in einem Vortrag vor dem Institut für Saarpfälzische Geschichte und Volkskunde in Kaiserslautern geäußert.[81] Auch er vertrat die Meinung, man müsse sich mit Landesgeschichte befassen, um deutsche Geschichte zu verstehen. Vorzug der Landesgeschichte war für ihn die Überwindung der abstrakten Fächertrennung. In der modernen Sicht stehe das Volk, nicht der Staat im Vordergrund. Das Volk sei auch der Wurzelboden der großen Führerpersönlichkeiten. Die pfälzische Geschichte eigne sich für die moderne Betrachtungsweise besonders, da sie ganz eng mit der Reichsgeschichte verknüpft sei, die Auseinandersetzung um die Westgrenze miteinschließe und außerdem angesichts der territorialen und konfessionellen Vielfalt sowie der Einebnung der Standesunterschiede in besonderem Maße Volksgeschichte sei. Mit Raumers Berufung 1935 nach Riga (Herderinstitut), 1939 dann an die Universität Königsberg und dem Kriegsausbruch war dieses Thema beendet. Der Versuch zu einer postumen Edition von Willes Buch war tatsächlich längst von der durch Geldmangel und nationalsozialistisches Führerprinzip gelähmten Kommission aufgegeben.

Neuansätze der 30er Jahre, das Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte

Das Jahr 1933 verhinderte die bereits von Willy Andreas[82] vorgesehene Jubiläumsfeier des 50jährigen Bestehens der Kommission und brachte schließlich auch das Ende von Andreas' Vorstandschaft. Trotzdem hatte es Andreas verstanden, die Zeitsitu-

---

78 GLA 449/235, Protokoll von 1932.

79 Kurt von Raumer, Die Zerstörung der Pfalz von 1689 im Zusammenhang der französischen Rheinpolitik. München – Berlin 1930.

80 Wie Anm. 75. Insgesamt 111 Seiten Text sowie 60 Seiten Anmerkungen.

81 Kurt von Raumer, Der politische Sinn der Landesgeschichte (Beiheft zu den saarpfälzischen Abhandlungen zur Landes- und Volksgeschichte 1), Kaiserslautern 1938.

82 Friedrich Facius, Willy Andreas 1884–1967. Ein Gedenkblatt zum 10. Juli 1977 mit einer Übersicht seines schriftlichen Nachlasses im Generallandesarchiv Karlsruhe, in: ZGO 124 (1976) S. 369–377; Eike Wolgast, Willy Andreas. In: Badische Biographien, NF 2, Stuttgart 1987, S. 4–7. Die weitere Entwicklung der Kommission seit 1933 kurz bei Schwarzmaier sowie Klein wie Anm. 45, S. 230. Die Akten dazu in GLA 449/3; 233; 833; 834.

ation im Sinne der Kommissionsvorhaben auszunutzen. Er beantragte zur Beschäftigung seiner arbeitslosen Absolventen die Gründung eines Wissenschaftslagers. Lagermäßig ging es dort freilich kaum zu, sondern unter diesem zeitgemäßen Namen war eine Arbeitsgemeinschaft junger Heidelberger Historiker, angeleitet von Andreas' Schülern Fritz Zimmermann[83] und Karl Kollnig[84], ins Leben gerufen worden. Sie sollte die Weistümer aus dem pfälzischen Kernbereich der Schriesheimer und der Kirchheimer Zent erfassen. Das Projekt wurde durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft gefördert und befaßte sich vor allem damit, im Generallandesarchiv die entsprechenden Texte aufzuspüren und Abschriften davon zu machen. Im Stil der Zeit berichtete das Protokoll von der Eröffnung durch Andreas, wo er die Aufgabe umriß, im Rahmen der im Dritten Reich[85] neu erwachten Beschäftigung mit dem Bauerntum als Lebensquelle des Volkes und treuesten Hütern des Volksbrauchs die Weistümer zu sammeln. Aus diesem Anstoß sind damals das Buch von F. Zimmermann über die Bedeutung der Zenten für die pfälzische Landeshoheit und in den Jahren von 1968–1985 die Weistumseditionen Karl Kollnigs hervorgegangen.

Mit dem Bauerntum als wichtigem Thema einer umfassenden Landeskunde, die deutlich nationalsozialistische Anklänge zeigte, befaßte sich auch der Nachfolger Karl Hampes, Günther Franz. Er gründete eine Arbeitsgemeinschaft für Landeskunde am Oberrhein.[86] Die Arbeitsgemeinschaften sollten sich nach den Historischen Kommissionen als die neue und durchaus zukunftsweisende Form landesgeschichtlicher Arbeit erweisen. Bei Franz waren meist junge Dozenten vereinigt; man redete sich mit „Kamerad" an und versuchte am Beispiel der Dörfer Mutterstadt und Haßloch eine umfassende Volksforschung auf kleinstem Raum in Gang zu bringen. Geographie, Frühgeschichte und Ortsnamenkunde sollten dem Historiker helfen, die Anfänge zu erhellen. Franz selber befaßte sich mit der Herrschaftsentwicklung und der Gestaltung von Dorfgrundrissen und Flurverfassungen. Angeschlossen waren die Volkskundler und Planungswissenschaftler für die Bereiche Verstädterung, Dorf als Gemeinschaft, Wohnkultur und Fest. Das ist ein Programm, wie es, abgesehen von den unvermeidlichen und damals z.T. wenigstens auch geglaubten NSDAP-Phrasen, durchaus mit den Ansätzen zur Erforschung von Dorfkultur in der heutigen Tübinger Schule der Volkskunde, die ja eher einem emanzipatorischen Konzept und moderner Soziologie verpflichtet ist[87], entspräche.

---

[83] Fritz Zimmermann, Die Weistümer und der Ausbau der Landeshoheit in der Kurpfalz (Historische Studien 331), Berlin 1937.

[84] Karl Kollnig, Weistumsforschung am Oberrhein, in: ZGO 89 (1937) S. 207–224. Vgl. auch seine Einleitung zu: Die Weistümer der Zent Schriesheim (VKBW A 16), Stuttgart 1968, S. XIIIf. und: Die Weistümer der Zent Kirchheim (VKBW A 29), Stuttgart 1979, S. XIII.

[85] Protokoll des Wissenschaftslagers in GLA 449/715. Das Dritte Reich nachträglich eingefügt vermutlich durch Andreas selbst.

[86] Akten des Historischen Seminars Heidelberg; auch zum folgenden.

[87] Utz Jeggle und Albert Ilien, Leben auf dem Dorf. Zur Sozialgeschichte des Dorfes und zur Sozialpsychologie seiner Bewohner, Opladen 1978; vgl. z.B. Wolfgang Kaschuba und Karola Lipp, Dörfliches Überleben. Zur Geschichte materieller und sozialer Reproduktion ländlicher Gesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts 56), Tübingen 1982; Kultur auf dem Land. Bericht über die Arbeitskreistagung 1986 in Heiligkreuztal, hg. von der Arbeitsgemeinschaft Ländlicher Raum im Regierungsbezirk Tübingen, Tübingen 1987.

Der Plan wurde wohl infolge der Wegberufung von G. Franz schon nach einem Jahr nicht weiter verwirklicht. Bleibendes hat Franz aus dem gleichen Ansatz heraus mit der Initialzündung für das Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte gestiftet. Sein Vorstoß dafür war nicht ohne Vorläufer. Schon 1927 hatte der Badische Lehrerverein zusammen mit dem Verein Badischer Lehrerinnen, unterstützt durch den Verein Badische Heimat, eine Eingabe an das Ministerium des Kultus und Unterrichts gerichtet, an einer der beiden Landesuniversitäten Lehraufträge für Landesgeschichte zu erteilen und zugleich ein Seminar für Landesgeschichte zu errichten. Das wurde mit den Lehrplänen, der neuen Betonung der Heimaterziehung, aber auch mit der gefährdeten Lage des Grenzlandes Baden begründet. Hampe und Andreas, vom Ministerium um Stellungnahme gebeten, gingen in wohlgesetzten Worten darauf ein, legten aber Wert auf das richtige Verhältnis von Landes- und allgemeiner Geschichte und entschuldigten die bisherigen Mängel mit personellen Nöten: „Freilich erscheint es uns auch in Zukunft undenkbar, die gesamtdeutschen und europäischen Beziehungen, um deren Deutung und Einprägung der hist. Unterricht an den Universitäten in erster Linie bemüht sein muß, und von denen aus auch die Landesgeschichte erst voll verstanden werden kann, um der Landesgeschichte willen zurücktreten zu lassen, wie dies ja auch nicht in der Absicht des Lehrervereins liegt. Daß also im Rahmen unseres bisherigen hist. Unterrichtsbetriebes dem hohen Werte landesgeschichtlicher Forschung noch nicht in dem Maße Rechnung getragen werden konnte, wie es an sich wünschenswert wäre, dessen waren wir uns stets bewußt und sind besonders dankbar, wenn wir in unseren Bemühungen dieser Art von dem Unterrichtsministerium unterstützt werden sollten."[88]

Allerdings klingt bei ihnen doch mehr die pädagogische Sicht der Landesgeschichte durch, wie sie vor allem Andreas ja auch bei der Vergabe landesgeschichtlicher Dissertationen leitete.[89] Von einem methodischen Neuansatz oder von einer Auswirkung des in Bonn 1920 gegründeten Instituts für die Landesforschung der Rheinlande war dabei wenig zu verspüren. Energisch wehrten sich beide gegen ein eigenes Seminar, die Landesgeschichte könne nur im Rahmen des Historischen Seminars betrieben werden. Die ganze Angelegenheit verlief im Sande. Man hat nicht den Eindruck, daß dem Ministerium an konkreten Schritten gelegen habe, darf wohl aber auch annehmen, daß Hampe und Andreas keine weiteren Aktivitäten entwickelten.

Die Trennung der Allgemeinen Geschichte von der Landesgeschichte wollte gewiß niemand. Bei Hampes Nachfolger Günther Franz hatte letztere jedoch einen ganz modernen Stellenwert. Er meinte: „Heidelberg glaubt eine gesamtdeutsche, wenn nicht universale Universität zu sein, die der besonderen Bindung an seine Umwelt entbehren könne, ja sie womöglich noch als Fessel empfand."[90] Aus eige-

---

[88] Akten des Historischen Seminars Heidelberg; auch zum folgenden.

[89] Willy Andreas, Zum hundertsten Geburtstag von Erich Marcks, in: Ruperto Carola 30 (1961) S. 158: „Auch ich knüpfe die Ausgabe von Dissertationsthemen gern an die Verbundenheit des Doktoranden mit seiner Heimat und an territorial abgrenzbare Bereiche an. Auf diese Weise war die Gefahr, sich ins Weite zu verirren, von vornherein verringert."

[90] Später wohl von Panzer gestrichene Partie seiner Denkschrift zur Gründung eines Instituts für fränkisch-pfälzische Landes- und Volksforschung in den Akten des Historischen Seminars.

ner Initiative hat er den Jahresetat der Mittelalterabteilung des Seminars für die Anschaffung landesgeschichtlicher Literatur, insgesamt 1300 Bände, verwendet. Da seine Hoffnungen auf Spenden enttäuscht wurden, wandte er sich über Karlsruhe an das Reichsministerium des Innern und beantragte einen Zuschuß von 2000 Mark. Auch damit drang er nicht durch. Interesse zeigte jedoch das badische Ministerium, und der Ministerialdirektor Frank ermunterte Heidelberg zu einer weiteren Eingabe. Inzwischen hatte Günther Franz Heidelberg verlassen. Doch stammte von ihm im wesentlichen eine Denkschrift, die sein Nachfolger Fritz Ernst zusammen mit dem Geographen Wolfgang Panzer im Sommer 1937 dem Ministerium des Kultus und Unterrichts vorlegte[91], freilich ohne Kritik an der bisherigen Heidelberger Wissenschaft.

„In diesem planmäßigen Aufbau landeskundlicher Forschung am Rhein klafft in der Mitte, im rheinfränkischen oder altpfälzischen Raum, eine Lücke. Der natürliche Mittelpunkt für die Erforschung dieses Gebietes ist Heidelberg. Der Universität Heidelberg erwächst bei aller gesamtdeutschen Verpflichtung hier die besondere Aufgabe der wissenschaftlichen Betreuung des geschichtlichen Raumes, in den sie gestellt ist, eine Aufgabe, aus der sie für ihre eigene Arbeit neue Kräfte empfangen kann.

Die Schwierigkeiten eines planmäßigen Arbeitseinsatzes lagen, und liegen teilweise auch heute noch, an dem Vorhandensein innerstaatlicher Grenzen. ... Die Forschung darf nicht am Rhein stehen bleiben, sondern sie muß ebenso wie die Arbeit in Freiburg und Bonn über den Rhein hinübergetragen werden, die oberrheinischen Randlandschaften von Wertheim bis Saarbrücken umfassen und von hier aus den Blick nach dem nördlichen fränkischen Teile des Elsaß und vor allem nach Lothringen und Luxemburg offenhalten." Es sollte ein Institut für Fränkisch-Pfälzische Landes- und Volksforschung eingerichtet werden und vorläufig in den Räumen des Historischen Seminars unterkommen. Die Leitung war Ernst und Panzer zugedacht. Zunächst gewährte das Ministerium Ende 1938 Sondermittel für Buchbeschaffungen in Höhe von 2000 Mark. Diese teilten sich die Geographie und Geschichte gleichmäßig. Damit war das Institut praktisch schon ins Leben gerufen worden. Die feierliche Eröffnung fand am 10. Juli 1939 statt.

Noch im alten Jahr hatte das Ministerium der Einspruch des bereits 1926 errichteten Lehrstuhls für Volkskunde erreicht. Sein Inhaber Eugen Fehrle[92] war schon lange als Sammler und Erforscher der badischen Flurnamen hervorgetreten und hatte auf diesem Feld durchaus auch seine Verdienste für die Landesgeschichte. Seit der Übernahme des Lehrstuhls war er dabei, eine große volkskundliche Sammlung aufzubauen. Nun legte er Protest gegen eine nur beratende Beteiligung an der Leitung des neuen Instituts ein[93], weil schon dessen Name die Volkskunde ganz in den Vordergrund stelle. In seiner Eingabe an das Ministerium pole-

---

91 Universitätsarchiv Heidelberg B 6613; auch zum folgenden.

92 Emil Baader, Eugen Fehrle zum fünfundsiebzigsten Geburtstag. Ein Leben im Dienst der Volkskunde, in: Badische Heimat 35 (1955) S. 263f.; Peter Assion, Eugen Fehrle. In: Badische Biographien, NF 1, Stuttgart 1982, S. 112–114; Badische Flurnamen, im Auftrag des Badischen Flurnamenausschusses hrsg. v. Eugen Fehrle, Bd. 1–3. Insgesamt 18 Hefte. Heidelberg 1931–1956. Ab Band III Obertitel: Oberrheinische Flurnamen.

93 Universitätsarchiv Heidelberg B 6613 und GLA 233/29965.

misiert er gegen Ernst, der eine ganz überholte Vorstellung von der Volkskunde vertrete, die sich eben nicht mit blauen Bauernmöbeln befasse. Mit Zitaten aus Rosenberg erweist er die Wichtigkeit seines Faches und pocht auf seine Verdienste durch Arbeit im nationalsozialistischen Sinne, die so weit gegangen sei, daß der katholische Pfarrer von Haßloch seinen Gläubigen den Besuch von Fehrles Vorträgen verboten habe. Ernst und Panzer, die Fehrle und seine weltanschauliche Richtung nicht mochten, wehrten sich zunächst mit dem Hinweis, daß das Institut einen Beirat aller einschlägigen Fächer, auch der Volkskunde, erhalten solle. Dann setzten sie im Juli 1939 eine Namensänderung in Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde durch. Schließlich suchten sie eine Entscheidung mit dem Hinweis auf ihren Kriegsdienst und die durch eine jetzige Änderung in der Leitung des Instituts verletzten Gefühle von Soldaten zu verzögern. Fehrle hatte die besseren Beziehungen zum Kollegen und Minister Schmitthenner und erreichte 1943 seine Beteiligung als Direktor und die Wiederherstellung des anfänglichen Namens. Vergeblich wollten Ernst und Panzer dies dadurch entschärfen, daß sie den Vertreter der Ur- und Frühgeschichte, Ernst Wahle, als vierten Direktor vorschlugen. Das wehrte Fehrle mit dem Hinweis ab, daß mindestens ebenso wichtige Fächer wie die Frühgeschichte, z.B. die Neuere Geschichte, vertreten durch Willy Andreas, und die Kriegsgeschichte, vertreten durch Schmitthenner selbst, außerhalb standen. Praktisch wurden Fehrles Wünsche mit Hilfe des Reichserziehungsministeriums in der 1944 in Kraft gesetzten Satzung alle berücksichtigt und ihm zunächst die Leitung übertragen. Das mußte den Willen zur Zusammenarbeit sehr dämpfen. Ernst entschuldigte sich zur konstituierenden Sitzung des Beirates.

Sein Vorschlag, die Frühgeschichte stärker einzubeziehen, war fachlich und personell wohlbegründet. Seit den 20er Jahren hatte Heidelberg einen Lehrer für dieses Fach in Ernst Wahle[94]. Er war politisch konservativ und dem Nationalsozialismus abgeneigt. Für die Zusammenarbeit mit der Landesgeschichte war er besonders dadurch ausgewiesen, daß er die archäologische Denkmalpflege in Nordbaden aufgebaut und die Badischen Fundberichte begründet hatte. Sein Fach betrieb er mit starker Betonung des Geschichtlichen und in Abkehr von der allenthalben so sehr gepflegten Fundtypologie. Ihm ging es um die Aussage des prähistorischen Materials und seiner Fundumstände zu historischen Prozessen. Als Schüler des Heidelberger Geographen Alfred Hettner hatte er die Ur- und Frühgeschichte in seiner Habilitationsschrift in Beziehung zu ihren landschaftlichen Grundlagen und damit auch zur weiteren Siedlungsgeschichte gebracht.[95]

Trotz einer großen Liste, wer alles in den Beirat berufen werden sollte, ließ sich eine fächerübergreifende Forschungstätigkeit des Instituts, wenn dazu von allen Seiten überhaupt Bereitschaft bestand, nicht verwirklichen. Solange er noch der Leiter war, hat sich Ernst um den Ausbau des Instituts und der Bibliothek gekümmert. So nutzte er die Annexion Lothringens dazu, um den Arbeitsbereich und die Exkursionsmittel aufzustocken. Auch die Vortragstätigkeit wandte sich ganz be-

---

[94] Erich Gropengießer, Nachruf auf Ernst Wahle, in: ZGO 130 (1982) S. 357–361. Autobiographisch: Ernst Wahle, Und es ging mit ihm seinen Weg. Heidelberg 1980.

[95] So hielt er in der Arbeitsgemeinschaft einen Vortrag über Frühgeschichte als Landesgeschichte. Unter diesem Titel gedruckt Stuttgart 1943.

sonders Lothringen zu. Einladungen und Teilnehmerlisten zeigen jedoch, daß es hier mehr um allgemeine Vorträge, die auch politisch Eindruck machen sollten, als um wirkliche Forschungskolloquien ging.[96] Dafür war jetzt einfach nicht die Zeit. Nach Heidelberg kamen die Fachleute aus den Archiven in Speyer und Karlsruhe nur recht spärlich. Dagegen deutete sich eine gewisse Zusammenarbeit mit dem Institut für saarpfälzische Landes- und Volksforschung in Kaiserslautern an, nachdem zunächst Gauleiter Bürkel sich zu Wort gemeldet und vor Doppelarbeit gewarnt hatte.

Andere Heidelberger Projekte blieben ganz stecken. In der Historischen Kommission hatte der Wehrhistoriker Paul Schmitthenner, als Kultusminister 1940–1945 ihr letzter Vorsitzender, beantragt, zwei Forschungsvorhabens aufzunehmen: 1. die wehrpolitische Rolle des oberrheinischen Raumes im Lauf der deutschen Geschichte und, als Voraussetzung dazu, 2. die Wehrmachtsorganisation des schwäbischen Reichskreises. Wie das verwirklicht werden sollte, fand noch nicht einmal programmatische Behandlung.[97]

Die Nachkriegsepoche, Fritz Ernst als der führende Heidelberger Historiker

Der Zusammenbruch hatte fast alle Projekte, Querelen und die wissenschaftlichen Engstirnigkeiten der 1930er Jahre hinweggefegt. Fritz Ernst, als vom Nationalsozialismus nicht belastet, war der unbestrittene Leiter des Historischen Seminars, zumal nach dem Ausschluß von Willy Andreas der Lehrstuhl für Neuere Geschichte längere Zeit verwaist blieb. Dieses Stoffgebiet vertrat durch Vorlesungen zeitweilig allein Walter Peter Fuchs, der mit Günther Franz nach Heidelberg gekommen war. Die Forschungstradition des Bauernkrieges setzte er nicht mehr fort, sondern wandte sich dem badischen 19. Jahrhundert zu und regte Dissertationen vor allem zum Verhältnis von Staat und Kirche an. Damit verbunden war der Auftrag zur Fortsetzung der Aktenpublikation über Großherzog Friedrich I. Die Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, 1954 neu gegründet, hatte dieses Vorhaben von der alten Badischen Historischen Kommission übernommen. Fuchs hat diese Aktenpublikation vor allem während seiner Karlsruher Lehrtätigkeit vorangetrieben, konnte sie aber erst nach der Übersiedlung nach Erlangen und der Emeritierung mit dem vierten Band 1980 abschließen.[98]

Auf dem Feld der mittelalterlichen Landesgeschichte lehrte seit 1940 in Heidelberg Joseph Ahlhaus, ursprünglich Gymnasiallehrer, der sich von Würzburg her auch habilitierte. Sein vornehmstes Arbeitsgebiet war die regionale Kirchengeschichte, die er seit seiner Dissertation über die Landkapitel der Diözese Konstanz auf vielen Feldern neben allgemeiner spätmittelalterlicher Kirchengeschichte beackerte. Ahlhaus hat außer allgemeinen mittelalterlichen Vorlesungen hilfswissen-

---

96 Einigermaßen vollständig dokumentiert in den Akten des Historischen Seminars Heidelberg.

97 GLA 449/785.

98 Walter Peter Fuchs, wie Anm. 68, Bd. 1–4, (VKBW A15; 24, 31, 32), Stuttgart 1968–1980.

schaftliche Übungen angeboten und eine Reihe landesgeschichtlicher Dissertationen, u.a. über die mittelalterliche Bistumsgeschichte, über die Stadt Worms und die Deutschordensballei Franken, betreut. Von ihm ging die Anregung zur Gründung der Gesellschaft für mittelrheinische Kirchengeschichte 1946 aus. Ahlhaus wurde ihr erster Präsident, und die Gesellschaft hat gerade in den ersten Jahren weit über Ahlhaus' Tod 1952 hinaus wichtige Beiträge zur frühen Kirchengeschichte der Diözesen Speyer, Worms, Mainz und Trier geleistet.[99]

Das Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte, wie es Ernst wieder nannte, war 1945 aus politischen Bedenken und aus Sparsamkeit nicht wieder eröffnet worden, das Bücheraversum ging aber weiterhin ein und wurde für die Ergänzung der Institutsbibliothek verwendet. 1952 kam es auf Initiative des Rektors zu einer förmlichen Neueröffnung, nachdem in den Berufungsverhandlungen für den Geographen Gottfried Pfeifer ein landeskundliches Institut und die Mitbeteiligung der Geographie an seiner Leitung zugesagt worden war.[100] Unabhängig von der Geographie bestand eine landesgeschichtliche Arbeitsgemeinschaft, für die Fritz Ernst und Karl Kollnig verantwortlich zeichneten. Sie nahm die Vortragstätigkeit der Kriegsjahre wieder auf, und auch jetzt ging es darum, ein größeres Publikum einschließlich der heimatinteressierten Volksschullehrer zu erreichen. Diesem wurden in gelegentlichen Vorträgen die Archive vorgestellt. Ernsts Doktoranden referierten u.a. über die neu und gründlich angegriffene Gaugeschichte und eine ganze Reihe pfälzischer Klöster. Wesentliche Anstöße kamen von den damaligen Assistenten des Historischen Seminars Fritz Trautz und Hans Krabusch. Trautz hat seine grundlegende Arbeit über den Lobdengau beigesteuert und eine ganze Reihe weiterer Dissertationen angeregt. Krabusch hat als Universitätsarchivar die Bearbeitung einiger pfälzischer Klöster gefördert, deren Überlieferung durch die Inkorporation von 1551 in das Universitätsarchiv gelangt war. Hinzu kamen Kollnigs Forschungen zu den Weistümern und zur pfälzischen Bevölkerungsgeschichte sowie Beiträge zur demokratischen Bewegung des 19. Jahrhunderts in der Pfalz. All das hat Fritz Ernst zusammen mit Karl Kollnig in einer eigenen Publikationsreihe, den Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde, herausgebracht. Finanziert wurde sie mit Zuschüssen aus dem Werbefunk, später der BASF (Badische Anilin- und Sodafabrik) und der jeweils vom Thema betroffenen Institution.[101] Seit 1961 war Mitherausgeber Erich Maschke, der das Themenspek-

---

[99] Ludwig Lenhard, Dem Gründer und ersten Präsidenten der Gesellschaft für mittelalterliche Kirchengeschichte, Universitätsprofessor Dr. Joseph Ahlhaus zum Gedenken, in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 4 (1952) S. 11–13; Fritz Ernst, Joseph Ahlhaus gestorben, in: HZ 177 (1954) S. 217.

[100] Universitätsarchiv Heidelberg B 6613.

[101] Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde: 1. Fritz Trautz, Das untere Neckartland im früheren Mittelalter (1953); 2. Karl Kollnig, Wandlungen im Bevölkerungsbild des pfälzischen Oberrheingebietes (1952); 3. Edgar Süss, Die Pfälzer im „Schwarzen Buch" (1956); 4. Fritz Trautz, Die pfälzische Auswanderung nach Nordamerika im 18. Jahrhundert (1959); 5. Klaus Conrad, Die Geschichte des Dominikanerinnenklosters in Lambrecht (1960); 6. Gerhard Kaller, Wirtschafts- und Besitzgeschichte des Zisterzienserklosters Otterberg (1961); Heinz Gutzler, Das Rheinauer Industrie- und Hafengebiet von 1873 bis 1914 (1961); 8. Meinrad Schaab, Die

trum um die Industriegeschichte erweitert hat. Die Geographen gründeten 1956 ihre eigene Reihe, die Heidelberger Geographischen Arbeiten, worin u.a. auch wichtige Forschungen zur Siedlungsgeschichte des Odenwaldes, zur regionalen Agrargeschichte und zur Entwicklung der Städte im nördlichen Südwestdeutschland Aufnahme fanden[102], ohne daß das gemeinsame landeskundliche Institut in anderer Weise als durch Benutzung seiner Bibliothek damit befaßt war. Die Thesen dieser Arbeiten wurden im Geographischen Institut vorgetragen und diskutiert. Die Historiker waren allenfalls marginal beteiligt. Die Gründe sind sicher vielschichtig.

Fritz Ernst[103] war bei aller Akzentuierung der politischen Geschichte gewiß an einer unverengten Landesgeschichte interessiert und durch die Herkunft dafür gleichsam prädestiniert. Sein Vater Viktor Ernst, Schüler von Dietrich Schäfer, hatte die württembergischen Oberamtsbeschreibungen auf die höchste wissenschaftliche Stufe gebracht und durch die Zusammenfassung einer Landeskunde aus verschiedenen Fächern im ganzen deutschen Sprachgebiet Vorbildliches geleistet. Persönlich war Fritz Ernst den Forschungsansätzen des Geographen Robert Gradmann und des Prähistorikers Ernst Wahle verbunden, denen es beiden um die landschaftliche Grundlegung der Siedlungsgeschichte ging. Großen Anteil hatte er in seiner Tübinger Zeit an der bis in die Fragen früherer herrschaftlicher Gliederung vorstoßenden regionalen Sprachgeschichte und Mundartforschung des Germanisten Wilhelm Bohnenberger genommen, und durch eine enge Freundschaft war er mit dessen Schüler Helmut Dölker, dem Volkskundler und Flurnamenforscher, verbunden. Gewiß hatten Ernst seine weltweiten Erfahrungen und zunächst die wichtige Frage der Universitätserneuerung, nachher eine Gastprofessur in Amerika und schließlich das Rektorat an stärkerem Engagement in der Landesgeschichte gehindert. Wesentlich sind ihm das Fränkisch-Pfälzische Institut und landesgeschichtliche Arbeiten auf die Dauer geblieben, wie er auch selbst landesgeschichtliche Themen in Überblicken und Vorträgen immer wieder behandelt hat, so besonders in seiner Rede zum 500jährigen Jubiläum des Stuttgarter Landtages.[104] In der Kommission für geschichtliche Landeskunde drang er mehrfach auf stärkere

---

Zisterzienserabtei Schönau im Odenwald (1963); 9. Peter Moraw, Das Stift St. Philipp zu Zell in der Pfalz (1964).

[102] Heidelberger Geographische Arbeiten, hrsg. v. Gottfried Pfeifer u.a.: 5. Felix Monheim, Agrargeschichte des Neckarschwemmkegels. Heidelberg – München 1961; 7. Hans-Jürgen Nitz, Die ländlichen Siedlungsformen des Odenwaldes. Heidelberg – München 1962; 32. Arnold Scheuerbrandt, Südwestdeutsche Stadttypen und Städtegruppen bis zum frühen 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Kulturlandschaftsgeschichte und zur kulturräumlichen Gliederung des nördlichen Baden-Württemberg und seiner Nachbargebiete. Heidelberg 1972.

[103] Ahasver von Brandt und Karl Engisch, Fritz Ernst, zwei Gedächtnisreden. Stuttgart 1964; Helmut Dölker, Fritz Ernst zum Gedächtnis, in: Karls-Gymnasium Stuttgart 19/20 (1965) S. 28–34; Fritz Trautz, Fritz Ernst. In: Badische Biographien, NF 2, Stuttgart 1987. S. 80–82; Fritz Ernst, Viktor Ernst. Stuttgart 1935; Ders., Antrittsrede in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, in: Ruperto-Carola 55/56 (1975) S. 109–112. Außer dem Beitrag Dölker alles auch in: Fritz Ernst, Gesammelte Schriften, hg. v. Gunther Wolf, (Welt als Geschichte NF 1), Heidelberg 1985, dort auch eine Gesamtbibliographie.

[104] Fritz Ernst, Fünfhundert Jahre Landtag in Württemberg. Festrede bei der Jubiläumsfeier am 27.11.1954 in Stuttgart, in: ZWLG 17 (1958) S. I–XIV.

Berücksichtigung der Kurpfalz, die aus der Stuttgarter Perspektive zu sehr in eine Randlage zu geraten drohte.[105]

Die späten 60er und die 70er Jahre

Auch die in den späteren Jahren Ernsts z.T. auf neu geschaffene Lehrstühle berufenen Historiker sowie sein erster Nachfolger Peter Classen waren für Fragen der Landesgeschichte offen und haben wichtige Anstöße gegeben, wenn das auch in der Regel auf anderen Feldern und nicht im Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte zum Ausdruck kam. Ahasver von Brandt war als Lübecker Archivar führender Kopf in der hansischen Geschichte und also Landeshistoriker.[106] Obwohl er ganz bei seinem norddeutschen Forschungsbereich blieb, arbeitete er in recht bestimmendem Maße im Vorstand der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg mit und zeigte besonderes Verständnis für die Belange und Vorschläge der Archivare. Im Historischen Seminar vertrat er die Auffassung, die Reihe der Veröffentlichungen zur Heidelberger Landesgeschichte und Landeskunde sei so sehr von Ernst geprägt, daß man auf ihre Fortsetzung verzichten sollte.[107] Angesichts der nie richtig gesicherten Finanzierung und der nur schmalen Verbreitung der Heidelberger Veröffentlichungen boten die Reihen der Kommission ja auch ein besseres Publikationsforum.

Ähnlich dachte Erich Maschke[108], der sich seit seiner späten Heimkehr aus russischer Gefangenschaft neue Forschungsfelder in der Städte- und Wirtschaftsgeschichte erschloß. Die geplante Geschichte der Stadt Speyer hat er nicht vollendet, aber im Südwestdeutschen Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung eine wegweisende Rolle gespielt und die moderne sozialgeschichtliche Fragestellung eingebracht. Die Ergebnisse, zusammen mit Jürgen Sydow zunächst in der Reihe der Kommission veröffentlicht, erwiesen sich als grundlegende und bis heute nicht überholte Forschungen zu den verschiedenen städtischen Schichten, zur Sozialtopographie und zur städtischen Verfassungsentwicklung.[109] Ein anderes Arbeitsfeld

---

[105] Auf seine Anregung von 1959 (vgl. Protokoll der Sitzung des engeren Vorstands der Kommission vom 20. März 1959) geht im Grunde auch eine erst jüngst in Arbeit genommene Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde zurück: Ausgewählte Urkunden zur pfälzischen Territorialgeschichte. Bd. 1: Mittelalter, hg. von Meinrad Schaab, bearb. von Rüdiger Lenz. Erscheinen für 1992 vorgesehen.

[106] Klaus Friedland, Ahasver von Brandt. Leben und Werk. In: Lübeck, Hanse, Nordeuropa. Gedächtnisschrift für Ahasver von Brandt, hg. im Auftrag des Hansischen Geschichtsvereins von Klaus Friedland und Rolf Sprandel, Köln-Wien 1979, S. 1–8. Verzeichnis der weiteren Nachrufe ebenda S. 9.

[107] Mündliche Äußerung gegenüber dem Verfasser.

[108] Mündliche Äußerung gegenüber dem Verfasser.

[109] Erich Maschke und Jürgen Sydow, Gesellschaftliche Unterschichten in den südwestdeutschen Städte. Protokoll über die V. Arbeitstagung des Arbeitskreises für südwestdeutsche Stadtgeschichtsforschung (VKBW B 41), Stuttgart 1967; Stadterweiterung und Vorstadt. Protokoll über die VI. Arbeitstagung des Arbeitskreises für südwestdeutsche Stadtgeschichtsforschung (VKBW B 51), Stuttgart 1969; Verwaltung und Gesellschaft in der südwestdeutschen Stadt des 17. und 18. Jahrhunderts. Protokoll über die VII. Arbeitsta-

Maschkes war die Industriegeschichte. In einem programmatischen Aufsatz stellte er ihre Verknüpfung mit der Landesgeschichte heraus und hat dieses Thema bei vielen Jahrestagungen der Kommission weiterverfolgt.[110] Aus diesem Anstoß ist in Zusammenarbeit mit Werner Conze das Württemberg-Projekt entstanden, ein umfangreiches industrie- und sozialgeschichtliches Forschungsvorhaben, das sich auf die gerade in Württemberg einzigartige Quellenlage stützen konnte.[111] Auf Conzes Interesse an der Agrargeschichte und der landwirtschaftlichen Umwälzung des 19. Jahrhunderts geht die außerordentlich materialreiche und tief eindringende Habilitationsschrift von Wolfgang von Hippel über die Bauernbefreiung in Württemberg zurück.[112]

Die landesgeschichtliche Komponente in der Forschungstätigkeit von Peter Classen kommt bereits in seinen Beiträgen zu den mittelrheinischen Königspfalzen[113], die noch vor der Heidelberger Zeit liegen, zum Ausdruck. Im Rahmen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hat er sich um die Herausgabe der deutschen Inschriften im Bereich Südwestdeutschlands und Hessens eingesetzt[114],

---

gung für südwestdeutsche Stadtgeschichtsforschung (VKBW B 58), Stuttgart 1969; Städtische Mittelschichten. Protokoll der VIII. Arbeitstagung des Arbeitskreises für südwestdeutsche Stadtgeschichtsforschung (VKBW B 69), Stuttgart 1972; Stadt und Ministerialität. Protokoll über die IX. Arbeitstagung des Arbeitskreises für südwestdeutsche Stadtgeschichtsforschung (VKBW B 76), Stuttgart 1976; Stadt und Umland. Protokoll über die X. Arbeitstagung des Arbeitskreises für südwestdeutsche Stadtgeschichtsforschung (VKBW B 82), Stuttgart 1974. Die Reihe fand ihre Fortsetzung außerhalb der Kommissionsveröffentlichungen unter dem Titel „Stadt in der Geschichte". – Erich Maschke war von 1964–1975 stellvertretender Vorsitzender der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg und hat in diesem Amt die dann durch Satzungsänderung aufgehobene, vorher kaum in Aktion getretene badische Sektion der Kommission vertreten.

110 Erich Maschke, Industriegeschichte als Landesgeschichte, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 103 (1967) S. 71–84.

111 Vgl. Heilwig Schomerus, Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen. Forschungen zur Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert (Industrielle Welt Bd. 24), Stuttgart 1974; Werner Conze und Ulrich Engelhard (Hg.), Arbeiter im Industrialisierungsprozeß, Stuttgart 1979; Sylvia Schraut, Sozialer Wandel in der Industrialisierungspolitik Esslingens 1880–1870 (Esslinger Studien 9), Esslingen 1989.

112 Wolfgang von Hippel, Die Bauernbefreiung im Königreich Württemberg, Bd. I und II, (Forschungen zur deutschen Sozialgeschichte I/1 und I/2), Boppard/Rhein 1977.

113 Peter Classen, Bemerkungen zur Pfalzenforschung am Mittelrhein, in: Deutsche Königspfalzen 1 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 11,1), Göttingen 1963, S. 75–96; erneut in: Ausgewählte Aufsätze von Peter Classen, unter Mitw. von Carl Joachim Classen und Johannes Fried hg. von Josef Fleckenstein (Vorträge und Forschungen 28), Sigmaringen 1983, S. 475–501; Ders., Die Geschichte der Königspfalz Ingelheim bis zur Verpfändung an Kurpfalz 1375, in: Johanne Autenrieth (Hg.), Ingelheim am Rhein, Ingelheim 1964, S. 87–146.

114 Die Deutschen Inschriften, hg. von den Akademien der Wissenschaften in Berlin, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, München und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, Bd. 1 ff., 1942ff. an wechselnden Erscheinungsorten. Bis 1988 sind insgesamt 27 Bände erschienen, davon in der Heidelberger Reihe 9, ein beachtlicher Anteil! Für den Bereich der Heidelberger Landesgeschichtsforschung sind dabei besonders wichtig: 1. (Heidelberger Reihe 1) Ernst Cucuel und Hermann Eckert, Die Inschriften des badischen Main- und Taubergrundes, Wertheim-Tauberbischofsheim 1942; 4. (Mün-

vor allem aber, zusammen mit Vladimir Milojcic, einen Beitrag zur Frühgeschichte der Alemannen geleistet. Die Ausgrabungen auf dem Runden Berg bei Urach eröffneten ganz neue Einsichten in diese Zeit des von der früheren Forschung gerne viel zu radikal gesehenen Umbruchs. Classen trug vor allem dafür Sorge, daß alle Schriftquellen über die Alemannen in einer zweisprachigen Ausgabe der Forschung greifbar gemacht wurden.[115] Leider ist das für Baden-Württemberg und seine Landesgeschichte zentrale Alemannenprojekt durch den Tod der beiden führenden Köpfe in eine Krise geraten. Auch die nach dem Tod Theodor Mayers mitübernommene Leitung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte, die Vorbereitung der Reichenau-Tagungen, verband Classen mit der Landesgeschichte. Ihr schrieb er die wesentlichen neueren Erkenntnisse auf dem Gebiet der mittelalterlichen Verfassungsgeschichte zu.[116] Man kann sich fragen, ob das auch heute noch so gilt, und offensichtlich hat sich auch der Konstanzer Arbeitskreis inzwischen mehr anderen Themen, die Classen dort keineswegs ausgeschlossen wissen wollte, zugewendet.

Faßt man die obigen Betrachtungen zusammen, so zeichnet sich die Heidelberger Landesgeschichte durch ein sehr vielseitiges Themenspektrum aus. Sie braucht darin gewiß den Vergleich mit anderen Schwerpunkten landesgeschichtlicher Forschung nicht zu scheuen. Allerdings fehlt ihr die nach außen stärker in Erscheinung tretende Öffentlichkeitsarbeit durch eigene Publikationsreihe und Tagungen, trotz des Fränkisch-Pfälzischen Instituts. Der einmal für dieses Institut beanspruchte Raum zwischen der fränkisch-alemannischen Sprachgrenze im Süden und der preußischen Rheinprovinz im Norden wird inzwischen großenteils von jüngeren Institutionen in Anspruch genommen, vor allem dem Mainzer Institut für geschichtliche Landeskunde[117] und dem Karlsruher Arbeitskreis für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein.[118] Selbst Mannheim hat inzwischen ein Institut für Landeskunde und Regionalforschung und eine entsprechende Publikationsreihe.[119] Gewiß sind an der Heidelberger Situation die ungute Startphase des Instituts 1938–1945 und die zahlreichen personellen Umbrüche seit 1963 nicht spurlos vorübergegangen. Die Einzelfächer mußten durch die Auflösung der alten Philosophischen Fakultät

---

chener Reihe 2) Fritz Viktor Arens, Die Inschriften der Stadt Wimpfen am Neckar, 1958; 8. (Heidelberger Reihe 3) Heinrich Koellenberger, Die Inschriften der Landkreise Mosbach, Buchen und Miltenberg, 1964; 12. (Heidelberger Reihe 4) Renate Neumüllers-Klauser, Die Inschriften des Stadt- und Landkreises Heidelberg, 1970; 16. (Heidelberger Reihe 6) Renate Neumüllers-Klauser u.a., Die Inschriften des Rhein-Neckar-Kreises, 2. ehemaliger Landkreis Mannheim, ehemaliger Landkreis Sinsheim, nördlicher Teil, München 1977; 20. (Heidelberger Reihe 7) Anneliese Seeliger-Zeiss, Die Inschriften des Großkreises Karlsruhe, München 1981; 22. (Heidelberger Reihe 8) Renate Neumüllers-Klauser, Die Inschriften des Enzkreises bis 1650, München 1983.

115 Quellen zur Geschichte der Alemannen, hrsg. und übersetzt von Gunther Gottlieb, Klaus Sprigade und Camilla Dirlmeier, Bd. 1–7, Sigmaringen 1976–1987.

116 Mündliche Äußerung gegenüber dem Verfasser.

117 Geschichtliche Landeskunde, Reihe A: bisher 38 Bände; Reihe B: bisher 112 Bände.

118 Oberrheinische Studien, hg. im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V. in Karlsruhe, Bd. 1 (1970) bis Bd. 8 (1990).

119 Südwestdeutsche Schriften, hg. vom Institut für Landeskunde und Regionalforschung der Universität Mannheim, Bd. 1 (1984) bis Bd. 7 (1989).

und zusätzlich durch den Umzug der Geographen ins Neuenheimer Feld zu den übrigen naturwissenschaftlich bestimmten „geowissenschaftlichen Fächern“ noch weiter auseinandergeraten. Gewiß hat sich auch ausgewirkt, daß Heidelberg keinen landesgeschichtlichen Lehrstuhl oder wenigstens eine hauptamtliche Professur für geschichtliche Landeskunde erhalten hat, wie sie inzwischen jede neugegründete bayerische Universität besitzt. Vielleicht lägen hier gewisse Ansatzmöglichkeiten für eine auch nach außen wirkungsvollere Arbeit, wenn auch inzwischen die organisierte Landesgeschichte in Instituten, Arbeitsgemeinschaften und Tagungen eher zuviel als zuwenig Aktivität anbietet. Auf Dauer entscheidend werden vielmehr die Forschungen in den Archiven und in der Landschaft und entsprechende Veröffentlichungen bleiben. Daran hat es in Heidelberg nie gefehlt und so brauchen auch in Zukunft nur beste Heidelberger Traditionen fortgeführt zu werden.

Die Osteuropahistorie in Heidelberg

Helmut Neubauer

Die im Vergleich zu dem 100 Jahre bestehenden Historischen Seminar kurze Lebensdauer einer benachbarten Einrichtung nötigt zu einer eigenen Form der Darstellung. Auf Historiker einzugehen, deren Tätigkeit in Heidelberg bereits Vergangenheit ist, auch wenn einige noch im Wissenschaftsleben präsent sind, wäre zu wenig; für den Osteuropa-Historiker vom Dienst liefe ein personenbezogener Bericht auf eine Selbstdarstellung hinaus, eine literarische Form, die überholt ist.

Mehr als ein Ausweg ist es immerhin, wenn sich das Vorzutragende auf das Fach bezieht, auf dessen Gegenstand und den Umgang mit diesem Gegenstand, mit dessen Verhältnis zu anderen historischen Fächern. Fast ist man versucht, die von Friedrich Schiller gewählte Überschrift seiner Antrittsvorlesung in Jena (1789) zu variieren, aber dies grenzte an Hochstapelei, weil trotz langer Anstrengungen keine einhellige Meinung darüber besteht, wie die Grenzen des Faches zu markieren sind.

Für die bestehende Unsicherheit sprechen zwei Beobachtungen: Weder in „Meyers Taschenlexikon Geschichte" (4, 1982) noch im „dtv Wörterbuch zur Geschichte" (2, 1972) findet sich „Osteuropa" als Stichwort. Daß es in älteren Nachschlagewerken nicht erscheint, ist die Folge dessen, daß das Wort recht jung ist. A.L. Schlözer handelte 1771 von einer „Allgemeinen Nordischen Geschichte", die geographische Terminologie der Spätantike wirkte nach, immerhin sprach man nicht mehr von Hyperboräern. Hans Lemberg hat nachgewiesen, daß sich erst im 19. Jahrhundert Vorstellungen eines „Osteuropa" herausgebildet haben.[1] Kurz nach der Jahrhundertwende wurden in Berlin und Wien[2] Seminare für osteuropäische Geschichte gegründet; in beiden Fällen waren politische Erwägungen mit im Spiel, zumal 1894 in Lemberg mit dem national bewußten Ukrainer Mychajlo Hruševs'kyj eine Lehrkanzel für „allgemeine Geschichte mit besonderer Berücksichtigung von Ost-Europa" besetzt worden war. Die Gründungsherausgeber der „Zeitschrift für osteuropäische Geschichte" (1911) waren L.K. Goetz (Bonn), Th. Schiemann und O. Hoetzsch (Berlin) sowie Hans Uebersberger (Wien). O. Hoetzsch[3] ge-

---

[1] H. Lemberg, Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom „Norden" zum „Osten" Europas, in: Jahrbb. f. Gesch. Osteuropas, N.F. 33 (1985), S. 48–91.

[2] W. Leitsch, M. Stoy, Das Seminar für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien 1907–1948. Wien 1983 (Wiener Archiv für Geschichte des Slawentums und Osteuropas, 11). – Der Verband der Osteuropahistoriker e.V. bereitet einen Band mit Selbstdarstellungen der Lehr- und Forschungsstätten des Faches vor.

[3] G. Voigt, Otto Hoetzsch 1876–1946. Wissenschaft und Politik im Leben eines deutschen Historikers. Berlin (DDR) 1978 (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas, Bd. 21).

hörte zu den Gründungsmitgliedern der „Deutschen Gesellschaft zum Studium Rußlands" (1913); aus der Namensgebung ergibt sich die Vermutung, daß angesichts der politischen Grenzen vor 1914 die Neigung bestand, „Osteuropa" und „Rußland" in eins zu setzen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei der Einrichtung eines neuen Studienfaches die Frage entsteht, ob und in welchem Ausmaße auf dem zu bearbeitenden Felde der jeweiligen Universität bereits geackert worden ist. Sehr befriedigend wäre es gewesen, wenn Samuel Pufendorf seine „Introductio ad historiam praecipuorum regnorum et statuum modernorum in Europa" (Francofurti 1688) während seiner Heidelberger Jahre geschrieben hätte; das erfolgreiche Buch enthielt umfangreiche Kapitel über Polen und Rußland; es wurde mehrfach gedruckt und übersetzt, auf Anordnung Peters d. Gr. auch ins Russische.[4] Pufendorf hat im wesentlichen polnische Werke in lateinischer Sprache benutzt; ein Exemplar in der Bibliothek des Historischen Seminars enthält Marginalien von alter Hand, die sich wie nachgetragene Fußnoten lesen.

In Heidelberg bot seit den 80er Jahren Arthur Kleinschmidt[5] (1848–1919), 1872 mit einer Arbeit über Carl Friedrich von Baden promoviert, 1875 für Geschichte habilitiert, öfter Vorlesungen zur Geschichte Rußlands seit der Thronbesteigung der Romanov an. Sein Interesse war vermutlich familiengeschichtlich bedingt: seine Mutter entstammte dem baltischen Adel. Kleinschmidts Aufmerksamkeit richtete sich bevorzugt auf die Geschichte hochadeliger Familien und deren bekannteste Vertreter.[6] Im übrigen war er offensichtlich ein fleißiger Leser russischer historischer Journale, der seine Lesefrüchte in Zeitschriften für ein bildungsbeflissenes Publikum publizierte; auch hier überwog Biographisches. Ein Bericht über eine Rußlandreise[7] enthält charakteristische Züge: Der Verfasser zählt penibel auf, mit welchen bedeutenden Persönlichkeiten er zusammengetroffen war und welche „Häuser" er besucht hatte (eine gewisse Koketterie ist nicht zu übersehen); der wissenschaftliche Ertrag trat gegenüber dem „gesellschaftlichen" merklich zurück. Seine akademische Wirksamkeit hinterließ wenig Spuren für das Fach; andere Publikationen sind vermutlich wichtiger. 1887 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, 1901 verließ er Heidelberg, um als Hofrat die Leitung der Herzoglichen Hausbibliothek in Dessau zu übernehmen. Nachfragen in Archiven in der DDR ergaben nur Unwesentliches über seine dortige Tätigkeit.

Die aus dem Russischen Reich stammenden Studenten der Ruperto-Carola haben sich augenscheinlich wenig für historische Fächer interessiert; zunächst bevorzugten sie Naturwissenschaften, später kam die Philosophie hinzu; im übrigen bil-

– U. Liszkowski, Osteuropaforschung und Politik: ein Beitrag zum historisch-politischen Denken und Wirken von Otto Hoetzsch, Berlin 1987 (Osteuropaforschung, 19).

[4] Vvedenie v istoriju Evropejskuju. S latinskago. Sankt-Peterburg 1718.

[5] Personaldaten: D. Drüll, Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932. Berlin, Heidelberg, New York, Tokyo 1987. B. Ottnad (Hrsg.), Badische Biographien. N.F. Stuttgart 1982, S. 83–85. – Ergänzende Angaben finden sich in den Unterlagen des Universitätsarchivs Heidelberg sowie in Nekrologen.

[6] Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels. Cassel 1877; ähnlich angelegt: Drei Jahrhunderte russischer Geschichte ... seit der Thronbesteigung der Romanov bis heute. Berlin 1898 (Vorlesungstext?).

[7] A. Kleinschmidt, Moskauer Skizzen. Berlin 1903.

deten sie eigene Zirkel. – Max Weber hatte für seine Arbeiten über das Jahr 1905 in Rußland Informanten zur Hand (er selbst hatte das Russische zu lernen begonnen). Seine Schriften zu dem Thema – sie sind kürzlich in einem umfangreichen Band neu herausgegeben worden[8] –, eine engagierte Analyse der Gegenwartslage, erreichten ein breites Publikum, weit über den Rahmen der Universität hinaus. – Daß Karl Stählin, ein Schüler Erich Marcks', der sich 1905 habilitiert hatte (1910 wurde er außerordentlicher Professor), schon vor seiner mehrmonatigen Rußlandreise Interesse an russischer Geschichte hatte, erweist sich aus dem Angebot von Lehrveranstaltungen, z.T. unter Mitwirkung des Lektors Felix Asnaworjan-Asnaurow; erste russische Sprachkenntnisse hatte der ehemalige aktive Offizier während seiner Ausbildung erworben. Die mit der Rußland-Reise 1910 verbundenen stillen Erwartungen, familiengeschichtliche Verbindungen mit Jakob Stählin, einem vielseitigen Genie der nachpetrinischen Zeit, aufzudecken, erfüllten sich nicht; er nutzte die Gelegenheit, um Material zur Kulturgeschichte, vor allem Zeichnungen und Stiche zu sammeln, die die Grundlage für sein „Werkchen" (Vorwort) mit dem Titel „Über Rußland, die russische Kunst und den großen Dichter der russischen Erde" (L. Tolstoj) abgaben. Stählin wurde 1914 als Ordinarius für Geschichte nach Straßburg berufen, indessen verhinderte der Krieg die akademische Arbeit. – Seine spätere Berufung nach Berlin als Professor für osteuropäische Geschichte erwies sich als umstritten; den Kollegen erschien er für das Fach durch das Heidelberger Praeludium nicht hinreichend ausgewiesen – zu Unrecht, wie die Zukunft zeigen sollte[9]: Die in den Berliner Jahren entstandene „Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart" (4 Bände, 1924–1939) ist 1974 nachgedruckt worden; sie findet immer noch Leser.

Die Ergebnisse des Ersten Weltkrieges veränderten nicht nur die Landkarte des östlichen Europa, sondern auch den Horizont der Historiographie: In Sowjetrußland und der UdSSR galt Beschäftigung mit der Geschichte als überflüssig, sie war allenfalls Vorgeschichte der revolutionierten Gesellschaft. „Bürgerliche" Historiker gerieten ins Abseits, soweit sie nicht eliminiert wurden. In den Lehrplänen der Schulen wurde der Geschichtsunterricht gestrichen, an den Hochschulen verkümmerte das Fach. Alle Kräfte hatten der Zukunft zu dienen.

Die neu entstandenen Staaten suchten naturgemäß nach ihrer je eigenen Geschichte. Für Polen ließ sich an die Tradition der Vorteilungszeit ohne weiteres anknüpfen; die Rzeczpospolita stiftete (1921) den Orden „Polonia restituta", ihr Emblem war (wieder) der weiße Adler im roten Feld – er ist es heute noch.

Im deutschen Sprachraum waren neue Termini geläufig geworden: Während des Ersten Weltkrieges wurde „Mitteleuropa" das Thema politischer Diskussionen, in die auch der Heidelberger Hermann Oncken eingriff[10] – er nannte es ein

---

[8] M. Weber, Zur Russischen Revolution von 1905. Schriften und Reden 1905–1912. Tübingen 1989 (Max-Weber-Gesamtausgabe. Abt. Schriften und Reden, Bd. 10).

[9] L. Loewenson, Karl Stählin 1865–1939. A Chapter of German Historiography on Russia, in: Slavonic and East European Review 28 (1949/50), S. 152–160.

[10] F. Naumann, Mitteleuropa. Berlin 1915, [2]1916 („mit Bulgarien und Mitteleuropa"). – H. Oncken, Das alte und das neue Mitteleuropa. Historisch-politische Betrachtungen über deutsche Bündnispolitik im Zeitalter Bismarcks und im Zeitalter des Weltkrieges. 7. Tsd. Gotha 1917.

„Schlagwort", das unter dem Eindruck der Niederlage Rußlands Gewicht erhalten habe. Rudolf Koetzschke handelte in seiner „Allgemeinen Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters" von dem „ostelbischen" Gebiet als „Osten Mitteleuropas".[11] Aus polnischer Sicht war „Ostmitteleuropa" akzeptabel: Die Republik war als „mitteleuropäisch" anerkannt, die Grenze zum „Osten" war markiert, gleichbedeutend mit einer ideologiebestimmten Grenze, mit der sich die Antemurale-Rolle wiederbeleben ließ. Der von G. Wirsing in die Diskussion eingebrachte Terminus „Zwischeneuropa" (1932) war deutlich auf die aktuelle politische Lage bezogen, er wurde von O. Forst de Battaglia in die Historie zurückverlängert[12], „von der Ostsee bis zur Adria" schien ein Cordon zu reichen, dessen Funktion verkannt worden war.

Mehrere wissenschaftliche Disziplinen ließen sich später als „Ostforschung" zusammenfassen; „ostdeutsche Volks- und Landesforschung" oder „Volksbodengeschichte" waren zunächst damit gemeint.[13] Das Interesse an Rußland und Sowjetrußland war anders bestimmt: Dieses wie auch Deutschland zählten 1918 zu den Verlierern, und in deutschen Kreisen beobachtete man – besorgt oder gespannt – die Umwälzungen seit der Revolution. Mochten sie auch große Opfer fordern, so erschien es doch manchen Kreisen nachdenkenswert, ob das Geschehen nicht doch ein Modell oder wenigstens einen Anstoß darstellen könnte, freilich nicht auf Umsturz, sondern auf Umdenken abzielend.[14] Interesse war daneben auf einer ganz anderen Seite konstatierbar: Angehörige der russischen Intelligenz fanden in Deutschland ein aufmerksames Publikum. Das „silberne" Zeitalter der russischen Kulturgeschichte und Kulturphilosophie (V. Solov'ev, N. Berdjaev, Dm. Merežkovskij) fand sein Fortleben, es schien eine Hilfe bei der Suche nach geistesgeschichtlichen Erklärungen der Vergangenheit – und deren Wirkungsmöglichkeit für die Gegenwart, möglicherweise bot es Ansätze zur Selbstbesinnung in einer Zeit, die als Erschütterung erlebt wurde. Dostojewski und Tolstoj waren vielgelesene Autoren (als Herausgeber einer neuen Dostojewski-Ausgabe zeichnete Arthur Moeller van den Bruck). Unter diesem Blickwinkel läßt sich die Tätigkeit Nicolai von Bubnoffs in Heidelberg einschätzen. Der gebürtige Petersburger – der Vater war kaiserlicher Leibarzt – war als Schüler W. Windelbands 1908 promoviert worden; 1920 wurde er badischer Staatsbürger; seit 1919 wirkte er als Lektor für Russisch. Nach der Habilitation für Philosophie war er auf mehreren Gebieten tätig, als Lehrer, als Autor, als Übersetzer; das Slavische Institut der Universität[15] verdankt ihm ganz wesentlich sein Entstehen und Überleben. Ähnliches gilt für das Dolmetscher-Institut. Sicher war er kein zünftiger Historiker, indessen ist seine Tätigkeit als Vermittler hoch einzuschätzen; seine Arbeiten fußen auf einer breiten russischen Bildungs-

---

[11] R. Koetzschke, Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters. Jena 1924, S. 562.

[12] O. Forst de Battaglia, Zwischeneuropa von der Ostsee bis zur Adria. Bd. 1: Polen, Tschechoslowakei, Ungarn. Frankfurt a.M. 1954.

[13] H. Aubin, O. Brunner, W. Kohte, J. Papritz (Hrsg.), Deutsche Ostforschung. Ergebnisse und Aufgaben seit dem ersten Weltkrieg. 2 Bde. Leipzig 1942–43 (Deutschland und der Osten, 20–21).

[14] L. Dupeux, „Nationalbolschewismus" in Deutschland 1919–1933. Kommunistische Strategie und konservative Dynamik. München 1985.

[15] H.-J. zum Winkel, Das Slavische Institut der Universität Heidelberg. Zur Geschichte seiner Gründung, in: Heidelberger Jahrbücher 25 (1981), S. 165–178.

tradition, in der sich religionsphilosophische und sozialphilosophische Fragestellungen verbanden, und dies mit Bezügen zur Geschichtsphilosophie. Die Wirkung des Gelehrten ist schwer einzuschätzen, aber als Vermittler von Kenntnissen und Traditionen hat er sich gewiß bleibende Verdienste erworben. Er blieb auch nach seiner Ernennung zum a.o. Professor für Philosophie an der Wirtschaftshochschule Mannheim (1946) der Universität Heidelberg als Honorarprofessor verbunden.

Der Vollständigkeit halber ist zu erwähnen, daß auch am Historischen Seminar tätige akademische Lehrer gelegentlich Themen aus der Geschichte Osteuropas aufgriffen, so Percy Ernst Schramm (Geschichte des katholischen Osteuropas, 1924/25) und Willy Andreas (Russische Geschichte von Peter dem Großen bis Katharina II., 1932). Sozial- und wirtschaftshistorische Fragen Rußlands behandelte in Lehrveranstaltungen mehrmals, auch die Geschichte der russischen Revolution (1917), Hans Felix von Eckardt. Der 1890 in Riga als Sohn eines kaiserlich-russischen Staatsrates Geborene hatte in Moskau und Berlin studiert, in Heidelberg überraschte ihn der Erste Weltkrieg: er ließ sich einbürgern und diente als Reserveoffizier. 1919 wurde er in Heidelberg promoviert, Alfred Weber, Radbruch und Gothein galten ihm als Lehrer. 1920–1926 war er als Referent für Osteuropa im Hamburgischen Weltwirtschaftsarchiv tätig, während dieser Zeit habilitierte er sich. 1926 berief ihn die Ruperto-Carola als a.o. Professor an das Institut für Zeitungswissenschaft, damit war der Bezug zur Zeitgeschichte gegeben. Seine Publikationen ließen sich aus heutiger Sicht überwiegend der politischen Wissenschaft zuordnen. Das 1930 erschienene Buch mit dem ebenso lapidaren wie umfassenden Titel „Rußland" enthält eine handbuchartige Darstellung der aktuellen Lage des Landes mit Berücksichtigung des historischen Hintergrundes, es zeichnet sich durch Datenfülle und Nüchternheit aus. Auf Grund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums wurde von Eckardt im April 1933 entlassen; 1934 wurde ihm die Venia legendi entzogen. Die gegen ihn gerichteten Verdächtigungen reichten mutmaßlich weit zurück: Während der 20er Jahre gehörte er zum Kreis der Männer um die erwähnte Zeitschrift „Die Tat", die für eine Kooperation Deutschlands und Sowjetrußlands im Sinne des Rapallo-Vertrages eintraten. Dieser „Tat-Kreis" wurde nach der „Machtergreifung" in der Nähe des National-Bolschewismus gesehen, durch die Parteikritik als „probolschewistisch" und zugleich als „freimaurerisch" diffamiert.[16] Daß von Eckardts Buch „Iwan der Schreckliche" 1941 gedruckt werden konnte, war mutmaßlich durch die politische Situation bedingt. Heute liest sich das umfängliche Werk wie ein breit angelegter Essay über den Zusammenhang von Politik und Terror; als 1947 eine zweite, überarbeitete Auflage erschien, merkte der Verfasser an, in Deutschland habe man mittlerweile die gleiche Erfahrung wie in Rußland machen müssen. – Nach seiner Rehabilitierung wirkte Hans Felix von Eckardt als a.o. Professor für Soziologie und Direktor des Instituts für Publizistik, das 1960 einige Jahre nach seinem Tode (1957) in das Institut für Soziologie und Ethnologie umgewandelt wurde. Das Schriftenverzeichnis des Gelehrten spricht für dessen außerordentliche Interessenbreite.

---

[16] H. Hecker, Die Tat und ihr Osteuropa-Bild 1909–1939. Köln 1974.

Versucht man eine Zwischenbilanz, so ergibt sich, daß – von Arthur Kleinschmidt abgesehen – in Heidelberg die Beschäftigung mit historischen Themen Osteuropas durch das individuelle Interesse akademischer Lehrer bedingt war. Die Anwesenheit von Studierenden russischer Staatsbürgerschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts blieb für historische Fächer ohne Folgen, ihr kollegiales Leben pflegten sie in landsmannschaftlichen Zirkeln. Als ihr Erbe gelten die Bestände der 1862 gegründeten Russischen Akademischen (Pirogov-)Lesehalle, die noch jetzt in der Bibliothek des Slavischen Instituts greifbar sind, viele Titel sind seither Rara geworden. – Endlich fällt auf, daß die Geschichte Polens nur ausnahmsweise (P.E. Schramm) ins Blickfeld geriet.

Erörterungen über den Gegenstand der Geschichte Osteuropas, die in den 30er Jahren eine bemerkenswerte Intensität erreichten, blieben in Heidelberg unbemerkt. Sie waren schon 1923 auf dem Internationalen Historikerkongreß in Brüssel durch Oskar Halecki angestoßen worden, erhielten aber erst jetzt eine internationale Resonanz. Der Inhalt der Diskussion läßt sich grob in drei Fragenkreise gliedern[17]:

1. Von Johann Gottfried Herder ausgehend, bildet sich die Vorstellung von einer Geschichte slavisch sprechender Völker auf Grund gemeinsamer Züge in der Kulturgeschichte, vor allem nachweisbar in der Literaturgeschichte. Schon Jan Kollár handelte von einer „slavischen Wechselseitigkeit". Osteuropäische Geschichte gilt als Teil einer enzyklopädisch verstandenen Slavistik, auch als „historische Slavistik". Von einem sich zunehmend politisierenden Panslavismus waren jedoch nicht alle slavischen Völker so angetan wie die in den Grenzen des habsburgischen und des osmanischen Reiches. Während des Zweiten Weltkrieges und einige Jahre danach erfuhr der Gedanke slavischer Gemeinsamkeit und Wechselseitigkeit eine kurzlebige Renaissance[18], indessen ist die Beschäftigung mit dem „Slaventum" in den Bereich der vergleichend arbeitenden Sprach- und Literaturwissenschaft sowie der Volkskunde zurückgekehrt.

2. Geschichte Osteuropas als Geschichte der Territorien zwischen dem Heiligen Römischen Reich und einem „eurasischen" Rußland. Zwar ließe sich bei einer solchen Sichtweise ein „Ostmitteleuropa" leicht unterbringen, die Annahme brächte indessen die Gefahr mit sich, daß man Rußland – wie früher nicht selten – asiatische Züge zuschriebe. Freilich liegt der größere Teil des Staatsgebietes nicht auf dem Kontinent Europa, aber dessen Prägung erhielt er durch das „europäische" Rußland; bisweilen ist erörtert worden, ob es der Sachlage entspräche, Sibirien, Zentralasien und den Kaukasus unter dem Blickwinkel einer Kolonialgeschichte zu behandeln.

3. Geschichte Osteuropas als Geschichte eines graeco-slavischen Kulturkreises, basierend auf byzantinischen, besser: oströmischen Mustern oder Traditionen im Kontrast zu dem romanisch-germanisch geprägten Teil des Kontinents. Nicht nur das Element des „Slavischen" erhielte so wieder erhebliches Gewicht, sondern man

---

[17] K. Zernack, Osteuropa: eine Einführung in seine Geschichte. München 1977, S. 20–30.

[18] J. Bidlo, Dějiny Slovanstva. Praha 1927 (Slované kulturní obraz slovanského světa. Díl 1). – Vgl. J. Macůrek, Dějny východních slovanů. 2 Bde. Praha 1947.

müßte auch die Frage nach einem latino-slavischen Kulturkreis stellen; der osmanische „Firnis" (G. Stadtmüller) in Südosteuropa bietet Anlaß für weitere Überlegungen.

Rückfragen bei der Geographie sind bislang ergebnislos geblieben: Die Westgrenze Osteuropas – zugleich die Ostgrenze „Mitteleuropas" – lassen sich auf Grund naturräumlicher Merkmale nicht hinreichend bestimmen. In Osteuropa selbst gehört der Terminus überwiegend in das Vokabular der Geographen und Geologen.

Es liegt mithin nahe, historische Karten in den Blick zu nehmen, weil neben der Zeit der Raum eine wichtige Kategorie der Geschichte darstellt. Ein Vergleich ergibt, daß zwischen der Ostgrenze des Jagiellonischen Reiches zur Zeit seiner größten Ausdehnung (zwischen Smolensk und Moskau) und der Westgrenze des Petersburger Imperiums nach dem Wiener Kongreß (Kalisch) etwa 1100 km liegen. Zeitweilig erstreckte sich das Doppelreich Polen-Litauen in Nord-Süd-Richtung „von Meer zu Meer" (Ostsee – Schwarzmeer). Im Vergleich dazu hat sich dessen Westgrenze nicht so erheblich verschoben. Geht man von der Fläche aus, so bildete das Großfürstentum Litauen den größeren Teil; trotzdem ist dieses Staatsgebilde – leider! – im historiographischen Schatten geblieben, weil seine Geschichte gewöhnlich in die Geschichte Polens integriert wurde. Erst seit den 60er Jahren wird der Staat Litauen als politische Individualität wiederentdeckt[19]; eine Geschichte der „Litauischen Rus'" der von orthodoxen Ostslaven besiedelten Region ist in den Ansätzen steckengeblieben.[20] Zu den Einwohnern zählten Angehörige der baltischen Völker, neben orthodoxen Ost- und römisch-katholischen Westslaven, Juden und Mohammedaner – Litauer bildeten nur ein Minderheit; als Amtssprache fungierte das Weißruthenische. Bezeichnend ist der Umstand, daß in Band I des „Handbuchs der Geschichte Rußlands" ein Kapitel über das Großfürstentum Litauen bis 1569 aufgenommen worden ist.[21]

Beachtet man derartige Gegebenheiten, so läßt es sich begründen, die Geschichte Rußlands (*Rus', Rossija*), Litauens und Polens als Gegenstand einer Geschichte des östlichen Europa zu beschreiben. Die Berücksichtigung der Staatengeschichte muß den Vorwurf aushalten, das Verfahren sei konventionell, dennoch bildet sie einen Rahmen, innerhalb dessen zahlreiche Varietäten Raum finden, sei es im Blick auf Verfassungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, sei es im Blick auf Kultur- oder Kirchengeschichte. Die ganz beträchtlichen Grenzverschiebungen führen zur Einwirkung verschiedener Kräfte auf die Entwicklung des gleichen Raumes, sie erreichen jedoch nicht immer dauerhafte Grundströmungen. Die Geschichte Osteuropas als Geschichte von Gleichförmigkeiten wäre ebenso ein Mißverständnis wie der Entwurf einer Geschichte der UdSSR, in die – ausgehend von dem Urartu-Reich des 8. Jahrhunderts *vor* Chr. in Transkaukasien – die Historie *aller* Völker in den Grenzen der Sowjetunion eingegangen sind.

---

[19] J. Ochmański, Historia Litwy. Wrocław, Warszawa, Kraków, Gdańsk, Łódz ²1982.

[20] M.K. Ljubavskij, Očerk istorii Litovsko-Russkago gosudarstva. Moskva ²1915.

[21] M. Hellmann, Das Großfürstentum Litauen bis 1569, in: Ders. (Hrsg.), Handbuch der Geschichte Rußlands, Bd. 1, II. Halbbd. Stuttgart 1989, S. 717–851.

Daß seit 1933 die Osteuropa-Forschung politisch anfällig war, ist erwiesen; dem Regime diente Geschichtswissenschaft auch als Zulieferbetrieb für politische Argumente. Wenn manche Forscher meinten, an die Situation des Jahrhundertbeginns anknüpfen zu können, so ließen sich andere von Karriere-Erwägungen leiten, andere wiederum paßten sich „nur" an. Werner Philipp hat sich 1966 mit diesem Thema befaßt, mittlerweile ist es vertieft und präzisiert worden[22]; Philipp konnte immerhin darauf hinweisen, daß es Ausnahmen gab. Ein offiziell berufener „Kritiker" schrieb von „probolschewistischen Intellektuellenkreisen" und einem „Zustand wissenschaftlicher Gewissenlosigkeit".[23] Politisch unliebsame Historiker wie Otto Hoetzsch wurden aus dem Amt entfernt, Gelehrte jüdischer Abstammung wie Richard Salomon zur Emigration gezwungen. Was unter „Ostforschung" subsumiert wurde, war 1945 gründlich diskreditiert; wichtige Forschungsstätten waren verloren.

Als sich Anfang der 50er Jahre wieder Arbeitsmöglichkeiten eröffneten, ergab sich ein Zwiespalt: In der DDR pflegte man „Geschichte der UdSSR" und „Geschichte der volksdemokratischen Länder"; sie ging also von der herrschenden sozialen „Verfassung" aus.[24] Zu ihren Aufgaben zählte es, „das demokratische Geschichtsbild zum sozialistischen Geschichtsbewußtsein zu erweitern". Man schwenkte auf die Linie der in der Sowjetunion und den Volksdemokratien etablierten Geschichtswissenschaft ein. Eine weitere Aufgabe bildete der Kampf gegen die „bürgerliche", besonders die in der Bundesrepublik wieder aufgenommene „Ostforschung", der vorgehalten wurde, im Geist des „Revanchismus" und im Dienste des „Kapitals" eine als falsch entlarvte Tradition im Dienste des „Imperialismus" fortzuführen. Auch in dieser Hinsicht wirkte das sowjetische Muster; „Ostforschung" ist als Fremdwort in russischsprachige Publikationen eingegangen.[25]

Inzwischen war „Ostmitteleuropa" wieder ein aktuelles Thema geworden, überdies hatte der anglo-amerikanische Sprachgebrauch auf den „alten" Kontinent zurückgewirkt: Russia/Soviet Russia and Eastern Europe. Die Gegenwartsbezogenheit derartiger Termini erweist sich an dem Sachverhalt, daß einem solchen „Osteuropa" seit 1945 auch die DDR zugerechnet wurde, kein hinreichender Grund dafür, Wortinhalte im historischen Sinne zu verwenden.[26]

Das Wort wurde zu gleicher Zeit in der Bundesrepublik wieder aktuell, nicht zuletzt Folge einer bedrohlich wirkenden Vormacht des „Ostens" oder des „Ost-

---

[22] W. Philipp, Nationalsozialismus und Ostwissenschaften, in: Nationalsozialismus und die deutsche Universität. Berlin 1966, S. 43–62. – M. Burleigh, Germany Turns Eastwards. A Study of „Ostforschung" in the Third Reich. Cambridge 1989. G.F. Volkmer, Die deutsche Forschung zu Osteuropa und zum osteuropäischen Judentum in den Jahren 1933 bis 1945, in: Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 42 (1989), S. 109–214.

[23] H. Greife, Sowjetforschung. Versuch einer nationalsozialistischen Grundlegung der Erforschung des Marxismus und der Sowjetunion. Berlin, Leipzig 1936 (Schriften des Instituts zur wissenschaftlichen Erforschung der Sowjetunion), S. 13–17.

[24] M. Hellmann (Hrsg.), Osteuropa in der historischen Forschung der DDR. 2 Bde. Düsseldorf 1972.

[25] Akademija nauk SSSR. Institut istorii, Kritika zapadnogermanskogo „Ostforšunga". Moskva 1966.

[26] Die Adjektiva „slavic" und „slavonic" werden allgemein im Zusammenhang mit „humanities" angewandt.

blocks". Zu Worte meldeten sich neben Wissenschaftlern Verbände, Parlamentarier und Ministerien. Naturgemäß ergaben sich Überschneidungen von Interessen, Meinungen und Zielsetzungen. Bezeichnend sind Unschärfen in der Terminologie: „Ostforschung", „Osteuropaforschung", „Osteuropakunde", „Ostwissenschaft", „Ostkunde" (die sogar als Schulfach angestrebt wurde). Daß hierbei politische Erwägungen mit im Spiele waren, ist unübersehbar; Experten mit unterschiedlichem Hintergrund boten sich an.

In Heidelberg ließ sich mit Gelassenheit reagieren, da keine Tradition von „Ostforschung" zu revidieren oder im nachhinein zu beklagen war. Die Organe der Universität entschieden sich 1964 für die Einrichtung des Faches „Osteuropäische Geschichte". Wesentlich ist diese Entscheidung Werner Conze zu verdanken; für einen Historiker, zu dessen Lehrern Hans Rothfels in Königsberg gehörte, war es naheliegend, zumal er sich selbst schon in den 30er Jahren mit Problemen des polnisch-litauischen Staates, später mit der Wiederentstehung Polens im Ersten Weltkrieg, befaßt hatte.[27] Da die Benennung eines Faches in der Regel allgemein ist, bedurfte es einer näheren Beschreibung[28]; wenn es nicht in das Belieben eines Fachvertreters gestellt sein sollte, womit er sich beschäftigte, waren kollegiale Absprachen erforderlich. Im gegebenen Falle waren Werner Conze und Ahasver von Brandt ebenso förderliche wie geduldige Gesprächspartner. Discutando ergab sich Übereinstimmung in wichtigen Punkten: Die historischen Länder der böhmischen und ungarischen Krone waren nicht Osteuropa zuzurechnen, auch wenn es genealogische Verbindungen und einige Konfliktfelder gab. – Südosteuropa sollte nur insoweit berücksichtigt werden, als diese Region von Entwicklungen in Osteuropa betroffen war oder vermittelnd fungierte.[29] – Wenn der zu behandelnde Gegenstand durch die historische Geographie eine Umgrenzung erfuhr, war es untunlich, eine chronologische Eingrenzung vorzunehmen, auch wenn damit zu rechnen war, daß die Neuzeit auf größeres Interesse stoßen werde. – Endlich sollte der Wiederholung des Mißverständnisses vorgebeugt werden, Geschichte Osteuropas bedeute im wesentlichen Geschichte Rußlands; diese ist im übrigen ohne die Geschichte des Doppelreiches nicht verstehbar, und umgekehrt gilt das gleiche. Das häufig erörterte Thema deutsch-russischer Beziehungen ist nur sinnvoll zu studieren, wenn deutsch-polnische und polnisch-russische Beziehungen einbezogen werden.

Angesichts derartiger Reichweiten konnte es vermessen erscheinen, die Behandlung des Stoffes einem einzigen akademischen Lehrer zu übertragen, oder wenigstens zuzutrauen. Die Annahme eines solchen Auftrags konnte ans Frivole grenzen, jedenfalls bedeutete es den Zwang zum Nachdenken darüber, wie auf die Herausforderung zu reagieren war. Einige Hoffnung ließ sich immerhin aus dem Satz Senecas ableiten: „Homines, dum docent, discunt" (Epp. 7,8). Da dem großen Entwurf, wie ihn Klaus Zernack für das Fach 1977 vorgelegt hat[30], nicht entsprochen

---

[27] R. Koselleck, Werner Conze. Tradition und Innovation, in: Historische Zeitschrift 245 (1987), S. 529–543.

[28] H. Neubauer, Osteuropäische Geschichte. Anmerkungen zum Gegenstand eines jungen Faches in Heidelberg, in: Heidelberger Jahrbücher 14 (1970), S. 144–158.

[29] M. Bernath, Südosteuropäische Geschichte als gesonderte Disziplin, in: Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 20 (1973), S. 135–145.

[30] K. Zernack (wie Anm. 17), S. 32.

werden konnte, mußte ein vertretbares Verhältnis zwischen dem Wünschbaren und dem Machbaren gefunden werden.

Notwendig war ein doppelter „Vorlauf": die Suche nach Räumen in der Nähe des Historischen Seminars und der Universitätsbibliothek und die Einrichtung einer „Werkstatt" in Gestalt einer auf das Fach zugeschnittenen Bibliothek. Beides erforderte einige Geduld, bisweilen Improvisation, auch wenn das „Startkapital" nicht kleinlich bemessen war. Die Bibliothek des Slavischen Instituts bot vielfach Hilfen, bisweilen half dessen Direktor, Dmytro Čyževs'kyj, mit privaten Buchbeständen aus. Es entsprach den kollegialen Verabredungen, daß im Sommersemester 1965 u.a. eine Vorlesung zur Geschichte Polens und ein Seminar zur Terminologie zur Geschichte Rußlands angeboten wurden. Die Erweiterung des Angebotes wurde durch die Vergabe von Lehraufträgen und Gastprofessuren ermöglicht; Voraussetzung dafür war, daß die um Mitarbeit Gebetenen nicht das Honorar (ein echtes *honorarium*) als das für ihre Zusage Entscheidende ansahen.

Es war nie zu prognostizieren, welche Ankündigungen auf welche Resonanz stoßen würden, deren Ausmaß hing von dem Interesse an dem Thema ab, aber nicht allein dies machte Kopfzerbrechen: Es ist jeweils offen, mit welchen Vorkenntnissen bei Teilnehmern gerechnet werden konnte, mithin bestand die Möglichkeit, zwischen Skylla und Charybdis zu geraten: Wurde zuviel vorausgesetzt, so sprach man „über die Köpfe hinweg" oder man vertiefte sich in die Erörterung von Einzelheiten, bis der Zusammenhang verschwamm. Wünschenswert war es stets, Studierende zu einem Blick über den Zaun zu verlocken – nicht nur Studierende der Geschichte. Für Seminarveranstaltungen und Übungen ergab sich die Frage, wie hoch man die Sprachschwelle legen wollte; für „Hauptfächler" verstand sich deren Höhe zwangsläufig, aber es gelang meistens auch, eine Mischform zu finden, in der sich philologische Kenntnisse der Interessenten zu gemeinsamem Nutzen kombinieren ließen. Auf diese Weise konnte man Exklusivität, gleichbedeutend mit spezialistischer Einseitigkeit, vorbeugen. Auch bei Kenntnis des modernen Sprachstandes war es für Studierende im Hauptfach erforderlich, in ältere Sprachformen einzudringen; überdies ist jeweils danach zu fragen, inwieweit ein lateinischer (weströmischer) oder ein griechischer (oströmischer) Überlieferungsweg auszumachen ist. Übersetzungen führen häufig zu Irritationen, weil mit dem Wort auch dessen Inhalt übernommen wird.

Zu berücksichtigen ist darüber hinaus, daß Wörter bei einem ideologisch bestimmten Geschichtsverständnis einer besonders sorgfältigen Analyse bedürfen. Man braucht nur zu einem Begriff wie „Historismus" zu greifen, um deutlich zu machen, daß sich dessen Interpretation durch marxistisch orientierte Historiker und durch „bürgerliche" Kollegen ausschließen.

Unter Heidelberger Umständen wurden durchgängig einige Fragekomplexe verfolgt, die für Osteuropa charakteristisch erschienen und von langer Dauer waren. Sie sollen wenigstens skizzenartig aufgezählt werden:

Im Russischen heißt der Staat „*gosudarstvo*", ein nomen abstractum, abgeleitet von der Benennung des Herrschers als „*gosudar'*", der Staat gilt als uneingeschränktes „Vatererbe" (*otčina*) des Herrschers, dessen Machtfülle noch durch den Titel des „*samoderžec*" (Autokrator) überhöht wird. Das Jagiellonische Reich

nennt sich „*Rzeczpospolita*“ (res publica), eine „Republik“ sui generis: mit einem König an der *Spitze* und den Angehörigen der Adelsschicht (*szlachta*) als „Bürger“. Der *rex* war zu wählen und hatte jeweils *pacta conventa* zu beschwören, die auf eine fortschreitende Aushöhlung der königlichen Gewalt hinausliefen. Seit dem 16. Jahrhundert kommt es zur Einmischung ausländischer Mächte, die sich durch Thronkandidaturen äußerte. Moskauer Großfürsten und Zaren betonten die dynastische Kontinuität – auch wenn sich genealogische Hilfskonstruktionen als erforderlich erwiesen. Ein wichtiges Kennzeichen der Rzeczpospolita waren Elemente des Föderalismus, die sich nicht allein in den Eigenrechten der Landschaften dokumentierten, sondern ebenso im Verhältnis der *Corona Regni Poloniae* zum Großfürstentum Litauen[31], des weiteren zum „königlichen“ und „herzoglichen“ Preußen, zu Livland, zur ukrainischen Kosakenschaft und zu den jüdischen Gemeinden. Die Entwicklung des Moskauer Staates zeigt eine konsequente Zentralisierung durch die Einschmelzung teilfürstlicher Traditionen. – Gemeinsam war beiden Staatswesen, daß sie verhältnismäßig früh – seit dem 14. Jahrhundert – Untertanen fremder Volkszugehörigkeit in ihren Grenzen hatten.

Die Herrschaftsform bedingte jeweils die Normen, die sich – cum grano salis – als „Verfassung“ beschreiben lassen. Das Jagiellonische Doppelreich kannte als Stände die Krone, die Geistlichkeit und den Adel; die letztgenannte Gruppe wurde seit der frühen Neuzeit für das Schicksal des Staates bestimmend, und eben dies wurde zum Problem: Die *szlachta* war in juristischem Sinne eine Gruppe gleichberechtigter „Brüder“; in der Realität herrschte jedoch eine weitgehende Besitzdifferenzierung, von Gebietern über riesige Fürstentümer und zahlreiche Städte bis zu dem „Bruder“, der außer seinem Namen und Wappen, seinem Säbel und seinem Selbstbewußtsein nichts sein eigen nannte, aber er verfügte auf den *sejmiki* und dem Wahlreichstag über eine Stimme. Die Folge waren Kientelbildungen um die Magnaten; Versuche, den *bene nati* politische Rechte nur dann zuzuerkennen, wenn sie auch *possessionati* waren, scheiterten. Der Adel nahm sich auch das Recht zur Bildung von Konföderationen als massive Wahrnehmung des Widerstandsrechts; theoretisch berief man sich darauf, daß Gefahr für die „Republik“ im Verzuge war, praktisch ging es zunehmend um die Durchsetzung von Gruppeninteressen. – Im Osten Europas bestand wenig Raum für einen *cortegiano*. War der russische Adelige bis 1785 lebenslang zum Dienst verpflichtet, so pflegte der „Wohlgeborene“ in Polen sein adeliges Landleben – mit einem kräftigen Schuß „sarmatischen“ Geistes.[32] Großfürsten und Zaren gelang es bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, die grundbesitzende Adelsschicht rechtlich zu nivellieren; die Grenzen zwischen Erbgütern und Dienstgütern wurden aufgehoben, der Adel wurde zu einer zum herrscherlichen Dienst verpflichtete Schicht, die keine korporativen Rechte besaß und ohne repräsentatives Organ blieb. Peter d. Gr. „reformierte“ sie in dem Sinne, daß der „Rang“ (*čin*) an die Leistung im Dienst für den Staat gekoppelt sein sollte, aber es gab Wege, die Regel zu umgehen. Unter Katharina II. kam

---

[31] D. Beauvois (ed.), Les confins de l'ancienne Pologne. Ukraine – Lithuanie – Biélorussie, XVI–XXe siècles. Lille 1988.

[32] Eine überarbeitete Neuübersetzung des „Cortegiano“ von B. Castiglione (1528) veröffentlichte L. Górnicki: Dworzanin polski, 1566.

die Wende: Die Dienstpflicht wurde aufgehoben, der adelige Landbesitz als privates Eigentum anerkannt, damit zusammen das Eigentum an der bäuerlichen Arbeitskraft („Gnadenbrief", 1785). Die gängige Redensart „Der Bauer dient dem Herrn, damit der Herr dem Zaren dienen kann" war damit obsolet geworden. Die Erwartung der Kaiserin, im Adel werde sich ein Pflichtbewußtsein gegenüber dem Staat bilden, war zu optimistisch; der von der Dienstpflicht befreite Stand der „Wohlgeborenen" verfolgte individuelle Interessen.

Läßt man Groß-Novgorod beiseite, so entstand im russischen Raum kein Städtewesen nach dem Muster anderer europäischer Länder. Trotz ihrer wirtschaftlichen Bedeutung wurden Stadtbewohner nicht zu Bürgern, sie blieben Objekte der Verwaltung. Die von Peter verordneten Einrichtungen (*burgomistry*, *magistraty*) fanden keinen Spielraum zur Entfaltung; die Lage änderte sich erst seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts. – Stadtsiedlungen in Polen und – etwas später – in Litauen erlebten seit der Gründung oder Umgründung von Städten *iure Theutonico* einen merklichen Aufschwung, aber schon im 16. Jahrhundert setzte ein Rückschlag ein. Die meisten Städte gerieten in die Hand der Magnaten, im Sejm besaßen sie keine Stimme; die *corona* war nicht imstande, ihnen Rückenstärkung zu gewähren. Die städtische Oberschicht tendierte zur *szlachta*, und das Bürgertum erhielt erst im 19. Jahrhundert wieder eine Chance durch Möglichkeiten wirtschaftlichen Aufstiegs.

Vergleichbar im Rahmen Osteuropas ist das Schicksal der bäuerlichen Schicht insofern, als sich deren Bindung an den Boden und schließlich an den Herrn (Turgenev: „getauftes Eigentum") erst verhältnismäßig spät vollzog (16./17. Jh.). Man sollte indessen darauf achten, daß es sich trotz des gleichförmigen rechtlichen Status' bei dieser Schicht nicht um eine homogene Masse handelte, vor allem nicht in wirtschaftlicher Hinsicht; es gab Unternehmer, die ihrem Status nach Leibeigene waren. Die Folgen der etwa gleichzeitig in Rußland und (Kongreß-)Polen verordneten „Emanzipation" waren ähnlich; die Industrialisierung verschärfte das Agrarproblem und erzeugte eine rasche sozialökonomische Differenzierung zugleich steigende politische Unruhe.

Sucht man nach den Merkmalen von Gesellschaft und gesellschaftlichem Wandel, so findet sich in den Grenzen der beiden Großstaaten Osteuropas eine Vielfalt, die es schwer macht, „die Gesellschaft" eines Staatswesens zu beschreiben. Weder im Moskauer und Petersburger zentralisierten Staat noch im lockeren Gefüge des Jagiellonischen Reiches findet z.B. die ukrainische Kosakenschaft einen definierten Platz. Was „Gesellschaft" darstellt, ist eher die Summe von in sich gefügten Gruppen. In Polen-Litauen fühlt sich der Adel als die „Nation" und die „Gesellschaft". Im Petersburger Imperium wird – nach einem treffenden Ausdruck Dietrich Geyers[33] – Gesellschaft „veranstaltet", von Staats wegen verordnet, und der Staat wacht darüber, daß sie ihre Grenzen einhält; nachdenklich stimmt der Umstand, daß im Russischen das Wort „*popečitel'stvo*" sowohl „Fürsorge" als auch „Bevormundung" bedeuten kann. Die polnische Adelsgesellschaft wirkte demge-

[33] D. Geyer, „Gesellschaft" als staatliche Veranstaltung. Bemerkungen zur Sozialgeschichte der russischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert, in: Jbb. f. Gesch. Osteuropas, N.F. 14 (1966), S. 21–50.

genüber geradezu anarchisch, und man staunt, daß sie sich so lange als lebensfähig erwiesen hat. Zustand und Wandlungen gesellschaftlicher Verhältnisse werden bisweilen mit Hilfe der Völkerpsychologie zu fassen versucht. Für den Historiker ist Vorsicht geboten. Ihm liegt die Frage näher, welche in der Überlieferung ablesbaren Voraussetzungen und Handlungen zu einem erkennbaren Habitus geführt haben. Freilich ist die Begrenztheit generalisierender Aussagen zu beachten. Auch in diesem Zusammenhang ist ein Blick auf die Karte nützlich: Eine „geistesgeschichtliche" Grenze innerhalb Osteuropas erweist sich als dauerhaft, von den Verschiebungen politischer Grenzen wird sie nicht tangiert. Äußerlich dokumentiert sie sich (wenigstens) teilweise in dem Verwendungsbereich der lateinischen und kyrillischen Schrift, wichtiger ist sie jedoch als die Zone, an der die Einzugsbereiche der lateinischen und der griechischen Kirche aufeinandertreffen.

Kirchliche Lehre prägte Bildungsvorstellungen und Kultur im weiten Sinne Jahrhunderte hindurch; Alternativen wurden gewöhnlich als Häresie angeprangert und bekämpft, und beide Kirchen beanspruchten Ausschließlichkeit. Die russische orthodoxe Kirche hatte sich verselbständigt, seit dem 15. Jahrhundert aus dem Jurisdiktionsbereich des Ökumenischen Patriarchats gelöst, die römische in Polen stand fest zum Heiligen Stuhl. Als Folge der Trennung der Kirchen ergaben sich zwei Traditionsstränge mit unterschiedlichen Folgen für die Verhaltensweisen und Anschauungen ihrer Gläubigen, für Reaktionen auf die Realität im Gestalten wie im Hinnehmen.

War im Jagiellonischen Reich die Eigenständigkeit der römischen Kirche so gut wie nie umstritten – die Reformation hatte nur oberflächlichen und kurzlebigen Erfolg –, so übernahm die orthodoxe Kirche in der *Ruś* wie in der *Rossija* das oströmische Muster: Ausgehend von dem Prinzip des „symphonischen" Zusammenwirkens der obersten Gewalten kommt es zur Einverleibung der Kirche in das Staatsgefüge und der Anerkennung des Herrschers als Oberhaupt seiner Kirche. Ein Konflikt zwischen Patriarch und Zar Mitte des 17. Jahrhunderts wurde zu Gunsten des *gosudar'* entschieden; es ließe sich wie im Falle der „Gesellschaft" von Verstaatlichung sprechen. Es mutet wie eine Ironie der Geschichte an, daß einige Tage nach dem Oktoberumsturz 1917 das Moskauer Patriarchat wiedererrichtet werden konnte, selbstverständlich unter einer radikal veränderten Stellung gegenüber der Staatsmacht, aber die Zukunft sollte einen Modus vivendi hervorbringen (1943). Im neuen Polen bestand kein Problem, zumal die Kirche nach der *finis Poloniae* sich als stabilisierende Kraft der nationalen Eigenart mehr als nur bewährt hatte.

Die kirchengeschichtliche Entwicklung hatte zur Folge, daß einigen Phänomenen, die für den „abendländischen" Teil Europas charakteristisch waren, weniger Gewicht beizumessen ist als für dessen Osten, weil sie ihn nur partiell oder in Ausläufern erreichten: Der Konflikt zwischen Kaisertum und Papsttum, das Erlebnis der Kreuzzüge, Reformation und Gegenreformation, Aufklärung, um nur einige Schlagwörter aufzuzählen. Als Mangel sind diese Sachverhalte nur zu bewerten, wenn man bereit ist, im „Abendland" das maßgebliche historische Modell zu sehen. Dem Adjektivum „byzantinisch" haftet häufig ein pejorativer Beigeschmack an, die Nähe zu dem Substantivum „Byzantinismus", Nähe zum Orient, zur Mystik etc. Dagegen spricht die einfache Tatsache, daß z.B. das „römische" Recht in der

Nea Rhomē (Ostrom) kodifiziert worden ist (Westrom lag in der Zeit Justinians an der Peripherie dieses Reiches, das sich bewußt „römisch" nannte). Die Anstrengungen der Byzantologie sind offensichtlich noch nicht hinreichend in das Gesichtsfeld der historisch interessierten Öffentlichkeit vorgerückt. Vor Idealisierung ist zu warnen. Die Wirkungen der *Roma secunda* sind im Osten Europas vielfältig greifbar, weil dort eben dieser zweite Strang europäisch-christlicher Überlieferung nicht allein überlebt, sondern auch Wirkungen entfaltet hat. Die ostslavischen orthodoxen Herrschaftsbildungen galten Jahrhunderte lang als un-europäisch, der „Europäisierung" bedürftig. Nach Eigenwerten wurde weniger gefragt, häufig behalf man sich mit Klischees.[34]

Freilich gab es auch im östlichen Europa derartige Klischees, und sie dienten dort vielen als Selbstbestätigung; man meinte, Werte zu bewahren, die anderswo vergessen oder bewußt aufgegeben worden waren. Die Frage, ob „Rückständigkeit" eventuell eine Chance darstellte, erscheint schon bei Leibniz, sie wird noch heute gelegentlich gestellt.[35] Sie reicht in die Geschichtsvorstellungen hinein, die in der Öffentlichkeit wirksam sind. Die Wissenschaft, die Geschichte in Historie quasi verwandelt, bietet gerade in diesem Zusammenhang Stoff für Überlegungen über ihre eigene Funktion.

Ein Vergleich der russischen mit der polnischen Historiographie des 19. Jahrhunderts ergibt bedeutende Unterschiede: In St. Petersburg und anderswo war es seit dem „Klassiker" Karamzin selbstverständliche Gewohnheit, Reichsgeschichte zu schreiben, gegliedert durch den Wechsel politischer Zentren, Kiew, Moskau, Petersburg; erst nach 1905 konnte sich die Historiographie der Ukrainer und anderer zu Wort melden.[36] Für polnische Historiker ging es scheinbar um die Geschichte eines vergangenen Reiches mit der nostalgischen Erinnerung an vergangene Größe. Diente der einen Seite die gegenwärtige Situation als Selbstbestätigung, so der anderen als Ergebnis historischen Unrechts, zugleich als Begründung eines Anrechts auf Wiederherstellung. War auch die *Rzeczpospolita* vernichtet, so lebte die „Nation" auf dem Wege zu einer „bürgerlichen" Nation weiter, und Beschäftigung mit der Geschichte war – neben dem Fortbestand der römischen Kirche – ein wichtiges Mittel für die Wahrung der Tradition. Das Ende des Ersten Weltkrieges kehrte die Lage um: Die neue Republik Polen knüpfte an die unterbrochene Geschichte an, während die junge Sowjetunion die Überwindung der bisherigen Geschichte feierte – Geschichtsunterricht verschwand aus den Lehrplänen, bis man 1934 den Wert der Geschichte neu entdeckte. Seither besteht eine Trennung zwi-

---

[34] R. Jaworski, Osteuropa als Gegenstand historischer Stereotypenforschung, in: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), S. 63–76. – E. Klug, Das „asiatische Rußland". Über die Entstehung eines europäischen Vorurteils, in: Historische Zeitschrift 245 (1987), S. 265–289.

[35] M. Hildermeier, Das Privileg der Rückständigkeit. Anmerkungen zum Wandel einer Interpretationsfigur der neueren russischen Geschichte, in: Historische Zeitschrift 244 (1987), S. 557–603.

[36] H. Neubauer, Mychajlo Hruševśkyj im historiographischen Zeithorizont, in: Jahrbuch der Ukrainekunde 1985, S. 97–108.

schen der „allgemeinen" und der „vaterländischen" Geschichte, ein Hinweis auf deren Funktion als Mittel zur Erzeugung eines sowjetischen Patriotismus.[37]

Nach 1945 beanspruchte die neue Vormacht auch wissenschaftlich eine maßgebliche Rolle. In Polen zeigte sich eine zurückhaltende Reaktion; auf Kongressen kam es zu zähen Diskussionen.[38] Die Akademie der Wissenschaften der UdSSR bot als Modell 1954–58 eine dreibändige „Istorija Pol'ši" an; eine polnische Gesamtdarstellung machte Konzessionen – z.B. im Blick auf Periodisierungsfragen, man vermied Konflikte, genaues Lesen ließ Vorbehalte erkennen. Heikle Problemkreise ließ man beiseite, dafür wurden andere favorisiert, etwa die Geschichte der „wiedergewonnenen Westgebiete". Seit Mitte der 70er Jahre wird ein neues Selbstbewußtsein polnischer Autoren erkennbar[39], dies auch im Zusammenhang mit einer Methoden-Diskussion. Erörterungen über „weiße Flecken" in der Geschichte der polnisch-sowjetischen Beziehungen haben inzwischen eine bemerkenswerte Schärfe erreicht. Kennzeichnend für die Gegenwart ist der sachlich gewordene Umgangston polnischer Historiker im Gedankenaustausch nicht-sozialistischer Länder.[40] Tabu-Themen gibt es nicht mehr. Unruhe unter sowjetischen Historikern nach dem Vorwurf, sie reagiere zu bedachtsam und nicht mutig genug, Selbstkritik und Selbstbesinnung wird (in zunehmendem Maße) in Konferenzen und Kolloquien geäußert. Einen der Kernpunkte bilden Erörterungen darüber, daß die sowjetische Geschichtswissenschaft sich selbst isoliert, die Verbindung mit der internationalen verloren habe. Für diesen Sachverhalt werden u.a. folgende Gründe genannt: Gängelung, nicht fachwissenschaftlich fundierte Kritik, mangelnder Zugang zu Archiven und zu Literatur; es genüge nicht, „bürgerliche" Publikationen pauschal zu disqualifizieren oder als Fälschung zu „entlarven", bisweilen sogar als ideologische Diversion, wenn auch diese Verfahrensweisen die einzige Möglichkeit böten, ihre Existenz zur Kenntnis zu nehmen. Häufig fällt der Ausdruck „neues Denken" *(novoe myšlenie)*. Es bedeutet nicht zuletzt die Notwendigkeit neuer methodologischer Überlegungen, nachdem es lange als Regel galt, einer amtlich vorgegebenen Richtschnur zu folgen. Dieses Verhalten wird jetzt als Anpassung an eine „Konjunkturlage" *(konjunkturščina)*, als Zeichen der „Stagnation" und des „Dogmatismus" eingeschätzt. Die Kritik – nach innen und außen – müsse endlich „professionell" werden, um international bestehen zu können. Neuere Veröffentlichungen, die einer Revision gleichbedeutend sind, beziehen sich im wesentlichen auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts, doch es zeichnet sich das Bemühen ab, tiefer anzusetzen. Im laufenden Studienjahr bietet die Universität Leningrad einen Kurs „Nichtmarxistische Historiographie der Geschichte Rußlands" an. In einem

---

[37] E. Oberländer, Sowjetpatriotismus und Geschichte. Dokumentation. Köln 1967 (Dokumente zum Studium des Kommunismus, Bd. 4)

[38] K. Zernack, Zwischen Kritik und Ideologie. Methodologische Probleme der polnischen Geschichtswissenschaft auf dem VII. Historikerkongreß in Breslau 1948. Köln, Graz 1964 (Quellenhefte zur Geschichtswissenschaft in Osteuropa nach dem Zweiten Weltkrieg. Reihe I: Polen, Heft 2)

[39] J. Topolski (Red.), Dzieje Polski. Warszawa 1976 (mehrere Neuauflagen). J. Tazbir (Red.), Zarys historii Polski. Warszawa 1979.

[40] T.S. Wróblewski, Ewolucja „Ostforschung" w Republice Federalnej Niemiec (1969–1982). Poznań 1986 (Studium niemcoznawcze Instytutu zachodniego, Nr. 45).

Seminar, das die Akademie der Wissenschaften veranstaltete, wurden die Ziele präzisiert: Es geht vorab um die Kenntnisnahme ausländischer Literatur (auch aus Kreisen der Emigration), um die Voraussetzungen für eine vergleichende Geschichte der Geschichtswissenschaft zu schaffen; zu erreichen sei dies nur durch internationale Kooperation. Dieses Vorhaben bedeute auch Auseinandersetzung mit der Geschichte der eigenen Wissenschaft, darunter auch mit der „Kritik der sowjetischen kritischen Literatur" (kritika sovetskoj kritičeskoj literatury).[41]

Äußerungen dieser Art sprechen dafür, daß es um mehr geht als nur um eine forcierte Entstalinisierung oder um den Verzicht auf Pathos. Dabei ist man sich der Gefahr bewußt, daß neue Klischees (Geschichtsbilder) an die Stelle alter treten könnten, die an Korrosion leiden. Man wird gespannt sein dürfen, wie sich die angestrebte Veränderung auf die Darstellung der Geschichte anderer Länder durch sowjetische Autoren auswirken wird; überdies bleibt abzuwarten, ob sich im Zeichen einer als international verstandenen Geschichtswissenschaft die Historiographie der einzelnen Republiken der Union das Prinzip des „proletarischen Internationalismus" als tragfähig erweist. Man ist, wie offen geäußert wurde, nicht mehr gesonnen, bestehende Probleme mit kosmetischen Mitteln zu beheben. Dies bedeutet, daß man sich nicht damit wird begnügen können, das seit Chruščev propagierte Prinzip der Entstalinisierung auf die Zeit der Herrschaft Stalins zu beziehen, man wird vielmehr nicht allein Symptome, sondern deren Ursachen ins Blickfeld zu nehmen haben.

Es wäre angesichts der sich verändernden historiographischen „Großwetterlage" nicht angemessen, sogar töricht, von außen mit Selbstgerechtigkeit oder gar mit verstohlener Schadenfreude zu reagieren. Auch wenn es bisweilen schwerfällt, sollte man an das Horazische *„ridentem dicere verum"* (Sat. I, 1, 24) denken. Die Gründe dafür, daß sich sowjetische Historiker über Jahrzehnte Vorgaben „von oben" fügten, sind vielfältig: Folge der Erziehung, Karriere-Erwägungen, Sozialprestige, freilich auch fachliches Interesse und Patriotismus. Das erwähnte „neue Denken" wird Zeit brauchen, um sich allgemein zu verbreiten: Geschichtslehrer aller Kategorien sind es gewohnt, sich an approbierten Lehrbüchern zu orientieren, fehlen sie, so ergibt sich Unsicherheit. Angekündigt sind neue Entwürfe – eine neue Geschichte der Kommunistischen Partei ist seit geraumer Zeit als Preisaufgabe ausgeschrieben, sie ist hoch dotiert (1. Preis: 10.000 Rubel), aber entsprechende Manuskripte scheinen noch nicht eingegangen zu sein. Wenn vieles im Fluß ist, ein Ende von Enthüllungen noch nicht abzusehen, scheint Vorsicht geboten.

In seiner Schrift „Was ist Geschichte?" hat E.H. Carr als ein Problem des Historikers angemerkt, er brauche Distanz zu seiner Geschichte, zu deren Produkten er selbst zähle.[42] Die Distanz wird weiter, wenn es sich um die Beschäftigung mit der Geschichte anderer Länder oder Gesellschaften handelt. Ein Vorteil könnte darin liegen, daß Konturen deutlicher hervortreten; auf der anderen Seite ist nicht auszuschließen, daß er Maßstäbe anlegt, die ihm aus dem Umgang mit der eigenen Geschichte als selbstverständlich vorkommen; das Hantieren mit Stereotypen liegt

---

[41] Bemerkenswert sind Äußerungen sowjetischer Historiker während Konferenzen und Colloquia: Istorija SSSR 1989, H. 3, S. 173–192.

[42] E.H. Carr, Was ist Geschichte? Stuttgart ²1969, S. 24 f.

häufig nahe, wenn die eigene Geschichte mit der fremden verglichen wird. Voraussetzung ist die Einsicht, daß die Erfahrung kein Modell – und schon gar kein Gesetz – für die Entwicklung von Staaten und Gesellschaften anbietet. Vergleichen ist ein selbstverständlich gewordenes Verfahren, aber es läßt sich bezweifeln, inwieweit sich damit wertende Aussagen über ganze Epochen begründen lassen; im übrigen muß ein Vergleichen nicht darauf abzielen, Gleichheiten aufzufinden und Abweichungen mit Geringschätzung zu bedenken.

Die Geschichte Europas erweist sich als vielgestaltig (gerade hierin liegt ihre Besonderheit); sie ist ein Thema mit vielen Variationen; Tonarten und Tempi, Taktarten und Formen wechseln, auch Dissonanzen kommen vor. Um im Bilde zu bleiben: Die Aufführung der fortdauernden Komposition „Geschichte Europas" klänge weniger reizvoll, wenn die osteuropäischen Stimmen fehlten. Wie immer man „Geschichte Osteuropas" definieren mag, der Historiker sollte sie vernehmbar machen, eine bisweilen mühsame, aber, wie es scheint, lohnende Aufgabe, die neben dem „Handwerk des Historikers" Nüchternheit und zugleich kontrollierte Passion verlangt.

Die Alte Geschichte in Heidelberg

Géza Alföldy

Einführung

Die Tatsache, daß in der Vortragsreihe „Geschichte in Heidelberg" auch die Althistorie zu Wort kommt, erscheint natürlich, ist jedoch im Rahmen einer Jubiläumsveranstaltung des Historischen Instituts nicht ganz selbstverständlich.[1] Die Alte Geschichte, die sich gerne als eine „historische Altertumswissenschaft" bezeichnet, entfaltete sich zwar nicht nur aus Wurzeln in der Klassischen Philologie und in der Archäologie, sondern auch im Rahmen der Universalhistorie. Zumindest ein Teil unserer Studien- und Prüfungsordnungen bringt zum Ausdruck, daß wir an dem Prinzip der Einheit der Geschichtswissenschaft auch heute festhalten. Die Vorschriften für das Studium des Lehramtsfaches Geschichte sind jedoch die einzige institutionelle Klammer, die das „Gesamtfach" in Heidelberg zusammenhält. Die Alte Geschichte einerseits und die übrigen Disziplinen der Geschichte andererseits werden in getrennten Instituten betrieben; sie gehören zu verschiedenen Fakultäten. Daß die Lehrenden sich regelmäßig zu dem oft anregenden Historikerkolloquium treffen und die Instituts- bzw. Fakultätsgrenzen auch durch vielfache persönliche Kontakte zu überwinden wissen, ist gewiß erfreulich. Der heute beinahe als „Normalstudent" geltende „Magistrand" belegt jedoch nur noch in Ausnahmefällen die beiden Fächer „Alte Geschichte" sowie „Mittlere und Neuere Geschichte". Auch sonst steht es mit der vielbeschworenen Einheit der Geschichte nicht zum besten. Die Zeiten sind jedenfalls vergangen, in denen ein Heidelberger Althistoriker – Eugen Täubler – noch „Über historischen Materialismus und historische Ideenlehre", über „Gegenstand und innere Gliederung der Geschichte", über „Prinzipien und Formen geschichtlicher Periodisierung" Lehrveranstaltungen hielt und sich an den Versuch einer „Entwicklungsgeschichte der geschichtlichen Bewußtseinsfor-

---

[1] Der Vortragscharakter der nachfolgenden Ausführungen wurde weitgehend bewahrt. Dank gebührt Herrn Stud. phil. F. Mitthof, der eine Liste der in Heidelberg von 1801 bis 1961 gehaltenen althistorischen Lehrveranstaltungen zusammenstellte und auch verschiedenen bibliograpischen Hinweisen nachging. Für kritische Ratschläge danke ich vor allem A. Chaniotis, F. Gschnitzer, J.-U. Krause und A. Scheithauer. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt werden, daß sie die in diesem Beitrag vertretenen Ansichten immer teilen. – Einen kurzen Überblick über die Vergangenheit des Heidelberger Seminars für Alte Geschichte gab B. Holtheide, in: 600 Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (1386–1986). Geschichte, Forschung und Lehre, hg. vom Rektor der Universität Heidelberg (München 1986) 143 f.

men" wagte. Deshalb möchte ich gemeinsame Veranstaltungen wie diese Vortragsreihe begrüßen.

Über solche Sternstunden wie Täublers Tätigkeit redet man gewiß nicht ungern. Um seine Vertreibung aus Heidelberg und die darauffolgenden Jahre, in denen die „disziplinübergreifenden" Lehrveranstaltungen in der Alten Geschichte solche Titel trugen wie „Die rassischen und erbbiologischen Grundlagen geschichtlicher Vorgänge", möchte man vielleicht lieber einen Bogen schlagen. Und es ist, wenn auch aus ganz anderen Gründen, gewiß nicht einfach, von der jüngsten Vergangenheit oder gar von der Gegenwart zu reden. Ich möchte jedoch keinen Vorschub leisten dem Vorwurf, den ein ehemals Heidelberger Althistoriker seinen Fachkollegen macht, sie seien „wie eine Herde Elefanten", die, wenn es sich um aktuelle Herausforderungen ihrer Disziplin handelt, nur „ihr jeweils Allerwertestes nach außen kehren".[2] Die Historie ist keine Kunde von Toten, sondern die Erfahrung einer weiter wirkenden Vergangenheit, die wir im Banne der Herausforderungen der Gegenwart verinnerlichen. Deshalb liegt der Sinn der Beschäftigung mit der Heidelberger althistorischen Tradition für mich letztlich in der Frage: Welche Orientierungshilfen gibt uns diese Tradition bei der Suche nach Antworten auf die Grundprobleme unseres Faches von heute? Dementsprechend möchte ich eine skizzenhafte diachronische Übersicht über die Geschichte unserer Disziplin in Heidelberg dazu nützen, die konstitutiven Elemente dieser Tradition aufzuzeigen und dann danach zu fragen, was wir heute mit dieser Erbschaft anfangen können.

Chronologischer Überblick

Als „Geburtsdatum" der Alten Geschichte in Heidelberg betrachten wir das Jahr 1887: Damals wurde mit Alfred von Domaszewski das erste Mal ein Gelehrter für die Vertretung speziell dieser Disziplin nach Heidelberg berufen, und damals wurde eine „Abteilung für Alte Geschichte im Archäologischen Institut" eingerichtet (ein selbständiges Seminar für Alte Geschichte wurde erst 1928 ins Leben gerufen; es zog im folgenden Jahr aus dem Haus Augustinergasse 7 in den Weinbrennerbau um, dessen Platz heute das Kollegiengebäude Marstallhof 2–4 einnimmt). Dennoch existierte die Alte Geschichte in Forschung und Lehre schon lange zuvor, vertreten gleichermaßen durch Klassische Philologen, Archäologen und Universalhistoriker. Namentlich nennen möchte ich zumindest einige Gelehrte, die in den drei letzten Generationen vor Domaszewski mit ihren historisch orientierten Werken und Vorlesungen besonders prägend wirkten. Diese waren u.a. der Philologe Friedrich Creuzer (Professor in Heidelberg 1804–1844), der regelmäßig nicht nur über philologische und archäologische Themen, sondern auch über die Geschichte der Staaten des Altertums las und dessen kalligraphisches Vorlesungsskript über römische „Altertuemer" aus der Zeit um 1820 wir noch heute be-

[2] Chr. Meier, Die Welt der Geschichte und die Provinz des Historikers. Drei Überlegungen (Berlin 1989) 29.

sitzen[3]; der Historiker Friedrich Kortüm (in Heidelberg tätig: 1840–1858), dessen Synthesen über die griechische und römische Geschichte auch als Grundlagen für seine Lehrveranstaltungen dienten[4]; der Archäologe Karl Bernhard Stark (in Heidelberg tätig: 1856–1879), der sich in seinen Vorlesungen neben Kunst und Literatur auch mit Geographie, Ethnographie, Religion und Kulturgeschichte der antiken Völker und Staaten beschäftigte. Auch wenn die Vertreter dieser Generation in Heidelberg keine historischen Darstellungen hervorbrachten, deren Bedeutung und Wirkung etwa an diejenige der Werke von Niebuhr, Droysen oder Mommsen heranreicht, so beeindruckt uns ihre Tätigkeit bis heute. Sie lehrten ihre Schüler kontinuierlich und systematisch auch Geschichte, in der zwar dem Zeitgeist entsprechend einerseits die Überlieferung bei den antiken Historikern, andererseits die Staats- und Privataltertümer im Vordergrund standen, die sich jedoch nicht in kritikloser Autorenlektüre und reiner Antiquitätenkunde erschöpfte, sondern offenbar viel vom Leben der Völker und Staaten des Altertums zu vermitteln vermochte. Zugleich waren sie in Forschung und Lehre nach heutigen Maßstäben geradezu atemberaubend vielseitig.

Alfred von Domaszewski (geb. 1856 in Temesvár)[5] wirkte in Heidelberg 1887–1890 als außerordentlicher Professor, 1890–1924 als Ordinarius; er verstarb im Jahre 1927. Als Zögling der Universität Wien, an der auch Otto Hirschfeld zu seinen Lehrern zählte, und als junger Assistent von Theodor Mommsen in Berlin interessierte er sich – wie zahlreiche Althistoriker seiner Zeit – in hohem Maße für die römische Epigraphik. Im Sinne der Mommsenschen Tradition betrieb er diese Spezialdisziplin auf zwei Ebenen: Zum einen widmete er viel Energie der zeitgemäßen Edition epigraphischer Quellen im Rahmen des Corpus Inscriptionum Latinarum, wofür er in der Nachfolge Mommsens die Inschriften aus Mösien, Dakien sowie Pannonien und dann auch aus Niedergermanien bearbeitete; zum anderen benutzte er die Inschriften in Verbindung mit literarischen und archäologischen Quellen für die Beleuchtung historischer Probleme, vor allem der römischen Religions- und Heeresgeschichte.[6] Von seiner Fähigkeit, unbekannte Inschriften aufzu-

---

[3] Über F. Creuzer, der in Heidelberg das Philologische Seminar ins Leben rief, informiert u.a. die Sammlung seiner autobiographischen Schriften: Aus dem Leben eines alten Professors. Deutsche Schriften V 1 (Leipzig – Darmstadt 1848, Nachdruck ebd. 1898); Schriftenverzeichnis ebd. 344 ff. Vgl. zu ihm auch: Briefe Friedrich Creuzers an Savigny (1799–1850), unter Mitarbeit von I. Schnack hg. von H. Dahlmann (Berlin 1972).

[4] F. Kortüm, Römische Geschichte von der Urzeit bis zum Untergang des abendländischen Reiches (Heidelberg 1843); ders., Geschichte Griechenlands von der Urzeit bis zum Untergang des Achäischen Bundes (Heidelberg 1854).

[5] Nachrufe: W. Kubitschek, Almanach d. Akad. d. Wiss. Wien 1927, 279 ff.; H. Hofmann, Bursians Jahresber. 249 (1935) 115 ff.; kurze Würdigung: K. Christ, Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft (München 1982) 68.

[6] Hauptwerke und Sammelschriften A. von Domaszewskis zu diesen Themenbereichen: Die Fahnen im römischen Heere (Wien 1885); Die Religion des römischen Heeres. Westdeutsche Zeitschr. f. Geschichte und Kunst 14 (1895) 1–124 = in: Aufsätze zur römischen Heeresgeschichte (Darmstadt 1972) 81 ff. (Würdigungen: Siehe bes. G. Wissowa, Deutsche Literaturzeitung 1909, 2629 ff.; E. Birley, in: Aufstieg und Niedergang der römischen Welt II 16.2, Berlin – New York 1978, 1506 ff.); Die Rangordnung des römischen Heeres (siehe unten Anm. 51); Aufsätze zur römischen Heeresgeschichte (Darmstadt 1972). Vollständige

spüren, sie sachkundig zu edieren und in Zusammenschau mit weiteren Quellen historisch auszuwerten, zeugt auch sein zusammen mit Rudolf E. Brünnow vorgelegtes Werk über die römische Provinz Arabia.[7] Über Fachkreise hinaus bekannt wurde seine „Geschichte der römischen Kaiser", die der Persönlichkeit der einzelnen Herrscher gewidmet wurde. Nicht zuletzt wegen des verzeichneten Bildes einzelner Herrscherfiguren wie z.B. des angeblichen Puniers Septimius Severus als rachedurstigen Barbaren gehört dieses Werk des sonst so verdienten Forschers kaum zu den „klassischen" Synthesen über die Geschichte der römischen Kaiserzeit. Es wird etwa durch das z.T. ähnlich orientierte Buch eines anderen Mommsen-Schülers und führenden Epigraphikers unter den Zeitgenossen Domaszewskis, Hermann Dessau, das sich jedoch nicht nur in Kaiserbiographien erschöpft, übertroffen.[8] Ein weiterer Vergleich zwischen diesen beiden Mommsen-Schülern fällt noch deutlicher zuungunsten Domaszewskis aus: Während eine allgemein als „bahnbrechend" bezeichnete Schrift des jungen Dessau über die Historia Augusta, diese merkwürdige Sammlung von Biographien römischer Kaiser, durch ihre Erkenntnisse bis heute eine feste Grundlage für die Forschung bildet, blieb Domaszewskis methodologisch anfechtbaren, späten Untersuchungen zu derselben Quelle eine dauerhafte Wirkung versagt.[9] Doch werden die Kommentare zu einzelnen Biographien in dieser Quellensammlung von verschiedenen Schülern Domaszewskis, der trotz seiner zunehmenden Isolierung im Kreise seiner Kollegen immer ein engagierter Lehrer war, so die Arbeiten von Joseph Michael Heer, Karl Hönn, Johannes Hasebroek und Joseph Schwendemann, noch immer benutzt.[10]

Während Domaszewski, der auch noch als Emeritus Vorlesungen hielt, in Heidelberg fast 4 Jahrzehnte lang wirkte, waren seinem Nachfolger, Eugen Täubler

---

Bibliographie: W. Kubitschek, a.a.O. (wie Anm. 5) 297 ff. und von hier auch H. Hofmann, a.a.O. (wie Anm. 5) 135 ff.

[7] R.E. Brünnow – A. von Domaszewski, Die Provincia Arabia I–III (Straßburg 1904/9).

[8] A. von Domaszewski, Geschichte der römischen Kaiser I–II (Leipzig 1909, 2. Aufl. 1914); vgl. H. Dessau, Geschichte der römischen Kaiserzeit I–II (Berlin 1924/30).

[9] Siehe bes. A. von Domaszewski, Die Personennamen bei den Scriptores Historiae Augustae. Sitz.-Ber. d. Heidelberger Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl., Jg. 1918, 13. Abh. (Heidelberg 1918) (überholt vor allem durch die Arbeiten von R. Syme, H.-G. Pflaum und E. Birley). Weitere Akademie-Sitzungsberichte Domaszewskis wurden der Topographie Roms (1916), der Geographie (1916), den Daten (1917) und dem Staat (1920) in der Historia Augusta gewidmet. H. Dessaus grundlegender Aufsatz: Hermes 24 (1889) 337 ff.; vgl. auch ebd. 27 (1892) 561 ff.

[10] J.M. Heer, Der historische Wert der Vita Commodi in der Sammlung der Scriptores Historiae Augustae (Tübingen 1901); K. Hönn, Quellenuntersuchungen zu den Viten des Heliogabalus und des Severus Alexander im Corpus der Scriptores Historiae Augustae (Leipzig – Berlin 1911); J. Hasebroek, Die Fälschung der Vita Nigri und Vita Albini in den Scriptores Historiae Augustae (Berlin 1916), vom gleichen Verfasser auch: Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Septimius Severus (Heidelberg 1921); J. Schwendemann, Der historische Wert der Vita Marci bei den Scriptores Historiae Augustae (Heidelberg 1923). Domaszewskis Einfluß verrät auch die von J. Hasebroek betreute Dissertation von W. Reusch, Der historische Wert der Caracallavita in den Scriptores Historiae Augustae. Klio Beiheft 24 (Leipzig 1931, Nachdruck Aalen 1963) (der Verf. bekannte sich mir gegenüber noch in hohem Alter zur Schule Domaszewskis als sein „Enkelschüler"). Zu Domaszewskis Verhältnis zu seinen Kollegen und Schülern siehe bes. H. Hofmann, a.a.O. (wie Anm. 5) 123 f., 130 f., 134.

(geb. 1879 in Gostyn bei Posen)[11], nur 8 Jahre an dieser Universität vergönnt (1925–1933). Mit seinem Vorgänger verband ihn, daß auch er unter dem Einfluß Mommsens stand, dessen letzter Assistent (oder wie man heute sagen würde, Hilfskraft) er kurze Zeit war. Doch war dieser „Wanderer zwischen zwei Welten"[12] von einem völlig anderen Profil als Domaszewski. Neben seiner Ausbildung in den klassischen Altertumswissenschaften – u.a. bei Otto Hirschfeld und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff – besaß er auf der Basis der Wissenschaft des Judentums gründliche und vielseitige orientalistische Kenntnisse. Dadurch und dank seiner langjährigen Beschäftigung mit Dokumenten der jüdischen Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit entwickelte er sich zum letzten deutschen Universalhistoriker nach Eduard Meyer. In seinem umfangreichen Oeuvre überwiegt die Geschichte des Judentums von der biblischen Überlieferung bis in das 18. Jahrhundert.[13] Die Alte Geschichte ist in diesem Lebenswerk, um Alfred Heuß zu zitieren, „beinahe nur ein Zwischenspiel"[14], das Täubler nach kurzen früheren Phasen vor allem während seiner Züricher Dozentur und in den anschließenden Heidelberger Jahren – alles zusammengerechnet ungefähr anderthalb Jahrzehnte lang – betrieb. Anders als sein Heidelberger Vorgänger wurde er von Mommsen nicht etwa zur Epigraphik, sondern zur Verfassungsgeschichte angeregt. Diese Interessenrichtung Täublers gipfelt in seinem frühen Werk über die Staatsverträge und Vertragsverhältnisse in Rom[15] und in seinem in Heidelberg entstandenen Buch „Der römische Staat". Das an zweiter Stelle genannte Werk erschien in der von Alfred Gercke und Eduard Norden herausgegebenen „Einleitung in die Altertumswissenschaft" 1935, konnte damals jedoch nicht mehr ausgeliefert werden und wurde der Forschung erst in der von Jürgen von Ungern-Sternberg besorgten Ausgabe aus dem Jahre 1985 zugänglich.[16] Für Täublers Vielseitigkeit und Arbeitskraft ist kennzeichnend, daß er während der Heidelberger Jahre auch über Thukydides, das frühe Italien und

---

[11] Nachrufe, biographische Hinweise und Würdigungen: Siehe bes. S. Stern-Taeubler, Leo Baeck Institute Year Book 3 (1958) 40 ff.; G. Herlitz, ebd. 9 (1964) 69 ff.; V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike. Studien zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte 1933–1945 (Hamburg 1977) 35 ff.; K. Christ, Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft (wie Anm. 5) 168 ff.; J. von Ungern-Sternberg, in: E. Täubler, Der römische Staat (Stuttgart 1985) VI ff.; H. Chantraine, Jahrb. d. Inst. f. Deutsche Gesch., Beiheft X (Tel-Aviv 1986) 134 ff.; G. Alföldy, in: E. Täubler, Ausgewählte Schriften zur Alten Geschichte. HABES 3 (Stuttgart 1987) 3 ff.; besonders ausführlich A. Heuß, Hist. Zeitschr. 248 (1989) 265 ff.

[12] L. Baeck, in: Aufbau 28.8.1953.

[13] Schriftenverzeichnisse: H.-J. Zobel, in: E. Täubler, Biblische Studien. Die Epoche der Richter (Tübingen 1958) IX ff.; J. Hahn, in: E. Täubler, Ausgewählte Schriften zur Alten Geschichte (wie Anm. 11) 326 ff. Weitere Sammlungen verschiedener Schriften Täublers: Tyche. Historische Studien (Leipzig – Berlin 1926, Nachdruck Hildesheim – New York 1979); Aufsätze zur Problematik jüdischer Geschichtsschreibung 1908–1950, hg. von S. Stern-Taeubler (Tübingen 1977).

[14] A. Heuß, a.a.O. (wie Anm. 11) 275.

[15] E. Täubler, Imperium Romanum. Studien zur Entwicklungsgeschichte des Römischen Reichs I. Die Staatsverträge und Vertragsverhältnisse (Leipzig – Berlin 1913, Nachdruck Roma 1964).

[16] E. Täubler, Der römische Staat (wie Anm. 11).

das frühe Rom sowie über den Makkabäerstaat intensiv arbeitete.[17] Unter welchen Umständen dieser vielleicht bedeutendste Wissenschaftler unter den bisher in Heidelberg tätigen Althistorikern nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten seinen Lehrstuhl verlor, dürfte allgemein bekannt sein.[18] Wohl ebenso bekannt ist die Tatsache, daß er später, auch nach seiner 1941 sozusagen im letzten Augenblick erfolgten Auswanderung in die USA, wo er in Cincinnati am Hebrew Union College eine Forschungsprofessur für biblische und hellenistische Literatur erhielt, bis zu seinem Tode im Jahre 1953 nur noch biblische und weitere jüdische Studien, keine Forschungen zur Geschichte der klassischen Antike betrieb. Es ist eine nicht zu beantwortende, jedoch berechtigte Frage, was die Althistorie diesem Gelehrten, dessen Bedeutung von den Zeitgenossen überhaupt nicht richtig erkannt wurde, bei einem anderen Schicksal zu verdanken gehabt hätte. Wir ehrten sein Gedächtnis durch die Veröffentlichung seiner ausgewählten Schriften zur Alten Geschichte anläßlich des 600jährigen Heidelberger Universitätsjubiläums.

Der nächste Ordinarius für Alte Geschichte in Heidelberg war Fritz Schachermeyr (geb. 1895 in Linz/Donau)[19], zuvor schon ordentlicher Professor in Jena, der das Fach mit seinen vielseitigen althistorischen, orientalistischen und archäologischen Interessen unter anderen Voraussetzungen z.T. ähnlich wie Täubler hätte prägen können. Meine verschämte Formulierung an anderer Stelle, daß seine „kurze Tätigkeit in Heidelberg (1936–1940) stark durch die zeitbedingten ideologischen und politischen Strömungen beeinflußt war"[20], bringt seine damalige Einstellung, die sich auch in seiner Forschung und Lehre niederschlug, in einer sehr zurückhaltenden Form zum Ausdruck. Sein 1939 in Heidelberg erschienenes Buch „Zur Rasse und Kultur im minoischen Kreta" verrät schon durch seinen Titel sowohl die

---

[17] Siehe das Schriftenverzeichnis in: E. Täubler, Ausgewählte Schriften zur Alten Geschichte (wie Anm. 11) 330 f.

[18] Außer der in Anm. 11 angeführten Literatur siehe auch E. Wolgast, in: Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986 III. Das zwanzigste Jahrhundert 1918–1985 (Berlin – Heidelberg – New York – Tokyo 1985) 17 f.

[19] Zu seiner Person vgl. F. Schachermeyr, Ein Leben zwischen Wissenschaft und Kunst, hg. von G. Dobesch und H. Schachermeyr (Wien – Köln – Graz 1984). Nachruf: G. Dobesch, Almanach d. Österr. Akad. d. Wiss. 138 (1988) 419 ff.

[20] G. Alföldy, in: ders. (Hg.), Vom frühen Griechentum bis zur römischen Kaiserzeit. Gedenk- und Jubiläumsvorträge am Heidelberger Seminar für Alte Geschichte. HABES 6 (Stuttgart 1989) 3. Zu Schachermeyrs Tätigkeit zwischen 1933 und 1945 vgl. V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike (wie Anm. 11) 98 ff. (vgl. auch 47 ff.); dens., Quaderni di Storia 11 (gennaio/giugno 1980) 35 ff., bes. 54 ff.; K. Christ, Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft (wie Anm. 5) 204, 208. Schachermeyrs Erinnerungen an seine Heidelberger Jahre muten seltsam an. Sie erschöpfen sich weitgehend in Gemeinplätzen wie etwa der Schönheit der Stadt oder in belanglosen Einzelheiten. Von Forschungsarbeit und Lehre erfahren wir überhaupt nichts. Die nationalsozialistische Herrschaft kommt insofern zum Vorschein, als der Verf. sich über „badensische Lokal-Nazis" beklagt, die bei ihm in Fakultätssitzungen aneckten und von denen einer ihm „einmal auch einen Dissertanten ausspannte". Doch litt der Verf. in Heidelberg auch unter dem Lärm in seiner voreilig gemieteten Wohnung, der vom nahegelegenen Übungsplatz der Hitlerjugend und vom „Schulungshaus der nazistischen Mädchen unter unseren Fenstern" verursacht wurde und der ihn hoffen ließ, „recht bald eine Abberufung zu erhalten". Siehe F. Schachermeyr, Ein Leben zwischen Wissenschaft und Kunst (wie Anm. 19) 155 ff.

zentralen Forschungsinteressen als auch die damaligen Ansichten des Verfassers.[21] Er ist im Jahre 1940 aus Heidelberg nach Graz berufen worden. Seine großen Werke über die frühen Kulturen und auch über die spätere Geschichte des antiken Griechenland sind nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden.[22] Er verstarb 1987 in hohem Alter als allgemein verehrter Emeritus der Universität Wien.

Stach unter den in Heidelberg bisher tätigen Vertretern unseres Faches Eugen Täubler als Universalhistoriker besonders hervor, so war durch seine Ausstrahlung als Althistoriker zweifellos Hans Schaefer (geb. 1906 in Breslau) der Einflußreichste.[23] Der von Helmut Berve promovierte, nach einer außerordentlichen Professur in Jena nach Heidelberg berufene Gelehrte, den seine ehemaligen Kollegen und Schüler als einen leidenschaftlich und selbstlos nach wissenschaftlichen Problemen „bohrenden" Forscher und Lehrer bezeichnen, bestimmte das Schicksal seines Faches 20 Jahre lang (1941–1961) an unserer Universität und auch weit darüber hinaus. Der Umfang seines Oeuvres läßt die Bedeutung dieses Mannes bei weitem nicht voll erkennen: Außer seinen frühen Studien zu Staatsform und Politik in der griechischen Geschichte des 6. und 5. Jahrhunderts[24] – die Leipziger Habilitationsschrift über „Herrscher und Volk im archaischen Griechentum" blieb ungedruckt – sowie außer einer Reihe wertvoller Lexikonartikel, kleinerer Rezensionen o.ä. liegen nur die etwas mehr als 20 Artikel und umfangreichen Besprechungen vor, die im postumen Sammelband „Probleme der Alten Geschichte" nochmals herausgegeben wurden.[25] Die Thematik all dieser Publikationen konzentriert sich vor allem auf die Geschichte des archaischen und klassischen Griechentums, obwohl Schaefer – der u.a. auch Assyriologie studiert hatte – nicht nur ein hervorra-

---

21 F. Schachermeyr, Zur Rasse und Kultur im minoischen Kreta (Heidelberg 1939).

22 Schriftenverzeichnis in: F. Schachermeyr, Forschungen und Betrachtungen zur griechischen und römischen Geschichte (Wien 1974) 447 ff. Das Verzeichnis enthält, was der Verf. „von seinem bisherigen Werk als bleibend oder wenigstens als erwähnenswert empfindet" (die in Anm. 21 genannte Schrift wird nicht angeführt).

23 Nachrufe und weitere Würdigungen: H.U. Instinsky, Gnomon 33 (1961) 844 ff.; H. Berve, Heidelberger Jahrb. 6 (1962) 1 ff.; B. Neutsch, Apollo. Boll. dei Mus. Prov. del Salernitano 2 (1962) 57 ff.; V. Ehrenberg, Heidelberger Akad. d. Wiss., Jahresheft 1961/62 (1963) 91 ff.; W. Schmitthenner, Hans Schaefer (1906–1961), Vortragsmanuskript (Privatdruck Heidelberg 1968); ders., in: Vom frühen Griechentum bis zur römischen Kaiserzeit (wie Anm. 20) 7 ff., bes. 9 ff.; H.-G. Gadamer, ebd. 23 f.; vgl. noch Chr. Meier, in: Chr. Schneider (Hg.), Forschung in der Bundesrepublik Deutschland: Beispiele, Kritik, Vorschläge (Weinheim 1983) 39; dens., in: Vom frühen Griechentum bis zur römischen Kaiserzeit (wie Anm. 20) 91 f. Aufschlußreich ist die Antrittsrede Schaefers vor der Heidelberger Akademie der Wissenschaften am 10.2.1945 (!) mit dem für die damalige Zeit unerhörten Bekenntnis zur ideologiefreien Wissenschaft, „daß die selbstlose, nur der Sache zugewandte Forschung, die ganz schlicht der Wahrheit und Erkenntnis mit ihren Mitteln dienen will, einem tief im Wesen des deutschen Volkes verwurzelten Wesenszug entspricht". Abgedruckt ist diese Rede in: H. Schaefer, Probleme der Alten Geschichte (wie Anm. 25) 441 ff. (Zitat: ebd. 443).

24 H. Schaefer, Formen der äußeren Politik in der griechischen Geschichte des 6. und 5. Jahrhunderts (Leipzig 1931); ders., Staatsform und Politik. Untersuchungen zur griechischen Geschichte des 6. und 5. Jahrhunderts (Leipzig 1932).

25 H. Schaefer, Probleme der Alten Geschichte. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge, hg. von U. Weidemann und W. Schmitthenner (Göttingen 1963); ein Verzeichnis der Schriften Schaefers findet sich ebd. 444 ff., ferner in: Heidelberger Jahrb. 6 (1962) 5 ff.

gender Kenner der gesamten griechischen und römischen Geschichte war, sondern sich auch in der Geschichte des Alten Orients bestens auskannte. Seine schöpferische Forschungsrichtung und seine Verdienste werden in einem Nachruf, den der damalige Rektor und der damalige Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg, Fritz Ernst und Kurt Baldinger, unterzeichneten, in folgendem Satz zutreffend komprimiert: „Indem er sich vorzüglich dem Politischen als Mitte der historischen Zusammenhänge zuwandte und dessen ideelle wie gesellschaftliche Voraussetzungen zum Hauptgegenstand seiner Arbeiten machte, hat er maßgebend dazu beigetragen, daß sein Fach zu einer Wissenschaft wurde, die das geistige Leben der Gegenwart vielfach zu befruchten imstande ist".[26] Sein Blick für das Politische in dessen Korrelation mit Staatsrecht, politischer Philosophie und gesellschaftlicher Organisation prägte auch seine Tätigkeit als Lehrer, von deren Erfolg u.a. 18 von ihm betreute Dissertationen von z.T. überdurchschnittlichem Niveau zeugen.[27] Es ist weiterhin sein Verdienst, das Heidelberger Seminar – nicht zuletzt durch den weiteren Ausbau seiner Bibliothek – zu einer hervorragenden Forschungsstätte entwickelt zu haben. Zugleich lud Schaefer bald nach dem Zweiten Weltkrieg führende ausländische Forscher wie Sir Ronald Syme und Hans-Georg Pflaum nach Heidelberg ein und schickte seine Schüler ins Ausland, u.a. nach Oxford und Paris.[28] Er trug damit wesentlich dazu bei, daß die deutsche Althistorie die für unser Fach ebenso selbstverständlichen wie unerläßlichen, durch den Zweiten Weltkrieg jedoch unterbrochenen internationalen Kontakte wieder ausbauen konnte.

---

[26] Nachruf des Rektors der Ruprecht-Karls-Universität und des Dekans der Philosophischen Fakultät auf die Opfer des Flugzeugunglückes vom 23.9.1961 anläßlich der Gedächtnisfeier am 26.10.1961 (Privatdruck Heidelberg 1961).

[27] Darunter: W. Schmitthenner, Octavian und das Testament Caesars (München 1952, Nachdruck 1969, 2. Aufl. 1973); D. Kienast, Cato der Zensor. Seine Persönlichkeit und seine Zeit (Heidelberg 1954, Nachdruck Darmstadt 1979); H. Buchheim, Die Orientpolitik des Triumvirn M. Antonius. Ihre Voraussetzungen, Entwicklung und Zusammenhang mit den politischen Ereignissen in Italien. Abh. d. Heidelberger Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl., Jg. 1960, 3. Abh. (Heidelberg 1960); P. Sattler, Augustus und der Senat. Untersuchungen zur römischen Innenpolitik zwischen 30 und 17 vor Christus (Göttingen 1960). Siehe auch U. Vogel-Weidemann, Die Statthalter von Africa und Asia in den Jahren 14–68 n. Chr. Eine Untersuchung zum Verhältnis Princeps und Senat. Antiquitas, Reihe 1, Bd. 31 (Bonn 1982); diese Arbeit geht auf die 1957 angenommene Heidelberger Dissertation „Die Statthalter von Africa und Asia in den Jahren 14–54 n. Chr." zurück. Ungedruckt blieb u.a. die Heidelberger Dissertation von Chr. Meier, Untersuchungen zur römischen Innenpolitik zwischen 63 und 56 v. Chr. (1956); vgl. jedoch dens., Zur Chronologie und Politik in Caesars erstem Konsulat. Historia 10 (1961) 68 ff. und dens., Pompeius' Rückkehr aus dem Mithridatischen Kriege und die Catilinarische Verschwörung. Athenaeum N.S. 40 (1962) 103 ff. Zur Auseinandersetzung der „Schaefer-Schule" mit dem augusteischen Prinzipat unter Einfluß von R. Syme und mit der Ergänzung des vom englischen Althistoriker geschaffenen Bildes siehe G. Alföldy, Sir Ronald Syme, 'Die römische Revolution' und die deutsche Althistorie. Sitz.-Ber. d. Heidelberger Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl., Jg. 1983, Ber. 1 (Heidelberg 1983) 29 f.; vgl. K. Christ, Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft (wie Anm. 5) 294 f.

[28] Vgl. hierzu K. Christ, Neue Profile in der Alten Geschichte (Darmstadt 1990) 244 f. mit weiterer Literatur, außerdem W. Schmitthenner, in: Vom frühen Griechentum bis zur römischen Kaiserzeit (wie Anm. 20) 20.

Obwohl Schaefer einen umfassenden Überblick über die Geschichte des Altertums besaß, konnte er nicht darüber hinwegsehen, daß die zunehmende Vermehrung unseres Wissens über die Geschichte der Alten Welt an einer größeren Universität wie Heidelberg in Forschung und Lehre eine Aufgabenteilung erforderte. Im Jahre 1960 wurde mit der Berufung des Belgiers Jacques Moreau (geb. 1918 in Lodelinsart bei Charleroi)[29], der vorher in Saarbrücken ein Ordinariat innehatte, ein zweiter Lehrstuhl für Alte Geschichte eingerichtet. Dieser vielseitige Forscher, der sich durch Werke über Geschichte und Archäologie der Kelten, zur provinzialrömischen Archäologie und zur lateinischen Epigraphik, über die Christenverfolgungen und die Spätantike gleichermaßen ausgezeichnet hatte, konnte in Heidelberg nur drei Semester lang wirken. Während einer Forschungsreise fanden Hans Schaefer, Jacques Moreau, ihre Mitarbeiter Christoph Bulst, Hans Hermann Rohrbach, Peter Sattler, Leo Teutsch und Martin Friedenthal sowie die Doktoranden Roland Maier, Gerhard Müller und Siegfried Ries durch das tragische Flugzeugunglück vom 23. September 1961 in der Türkei den Tod.[30] Mit ihrem Leben ging eine zuvor nie dagewesene Blütezeit des Heidelberger Seminars für Alte Geschichte mit einem Schlag zu Ende. Wir können nicht wissen, wie sich die Geschichte unseres Faches innerhalb und außerhalb der Heidelberger Universität ohne diesen Unglücksfall, dessen Opfer wir 1987 in einer akademischen Feier gedachten, entwickelt hätte. Aber es sei zumindest angemerkt, daß Hans Schaefer – dessen Plan, über die griechische Kolonisation ein Buch zu schreiben, ebensowenig verwirklicht werden konnte wie viele andere damalige Vorhaben – erst 1974 hätte emeritiert werden sollen; daß Jacques Moreau erst 1986 das Alter erreicht hätte, in dem ein Professor unter „normalen" Umständen in den Ruhestand tritt; und daß von ihren mit ihnen verstorbenen Schülern mehrere zu den herausragenden Nachwuchskräften unseres Faches zählten.

Der Wiederaufbau des Seminars war in erster Linie ein Verdienst von Fritz Gschnitzer (geb. 1929 in Innsbruck)[31], der die Nachfolge von Hans Schaefer sofort nach dessen Tod als Vertreter des Lehrstuhls angetreten hat und seit 1962 als Ordinarius wirkt, und von Christian Habicht (geb. 1926 in Dortmund)[32], der nach 7jähriger Tätigkeit in Heidelberg (1965–1972) einen Ruf an das Institute for Advanced Study in Princeton annahm; als Honorarprofessor ist er weiterhin Mitglied unserer Universität. Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, daß ich selbst (geb. 1935 in Budapest)[33] 1974 zu seinem Nachfolger berufen wurde. Über die letzten

---

[29] Würdigungen: J. Vogt, Heidelberger Jahrb. 6 (1962) 9 ff.; W. Schmitthenner, in: Vom frühen Griechentum bis zur römischen Kaiserzeit (wie Anm. 20) 13 ff. Schriftenverzeichnis: Heidelberger Jahrb., a.a.O. 14 ff. und in: J. Moreau, Scripta Minora, hg. von W. Schmitthenner (Heidelberg 1964) 306 ff.

[30] Zusammenfassende Würdigung der Genannten: W. Schmitthenner, Ein einschneidendes Ereignis in der Geschichte des Heidelberger Seminars für Alte Geschichte: Erinnerung an Hans Schaefer, Jacques Moreau und die anderen Toten des Unglücks von 1961, in: Vom frühen Griechentum bis zur römischen Kaiserzeit (wie Anm. 20) 7 ff.; über die jüngeren Kollegen und die Doktoranden siehe auch dens., Heidelberger Jahrb. 6 (1962) 19 ff.

[31] Heidelberger Akademie-Antrittsrede: Jahrb. d. Heidelberger Akad. d. Wiss. 1975, 62 ff.

[32] Heidelberger Akademie-Antrittsrede: Jahrb. d. Heidelberger Akad. d. Wiss. 1971, 29 ff.

[33] Heidelberger Akademie-Antrittsrede: Jahrb. d. Heidelberger Akad. d. Wiss. 1978, 112 ff.

drei Jahrzehnte möchte ich nicht in der Form wie über die ältere Vergangenheit berichten. Hier seien nur folgende einschneidende Daten aus der jüngsten Vergangenheit genannt: 1986 Anlauf von Sonderprojekten und Vergrößerung des Mitarbeiterstabes im Rahmen des Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Programms der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 1987/88 100jähriges Jubiläum des Seminars.[34] Von den Entwicklungen, die sich, wie ich glaube, in einem gewissen Sinne als Fortsetzung der früheren Heidelberger Tradition erweisen, wird ohnehin ebenso noch die Rede sein wie von denen, die uns vor neue Probleme stellen.

Die „Heidelberger Tradition"

Die summarische Übersicht mit der etwas einseitigen Konzentration auf die Tätigkeit der Professoren dürfte nicht nur gezeigt haben, daß diese – allein schon durch ihr manchmal besonders langes Wirken an unserer Universität – das Schicksal der Alten Geschichte in Heidelberg maßgebend bestimmten: Es ist auch klar, daß jeder von ihnen ein unverkennbar eigenes Profil besaß und das Fach anders als die übrigen prägte. Ist es dann richtig, von einer „Heidelberger Tradition" der Alten Geschichte zu sprechen, wie dies im In- und Ausland viele tun? Selbstverständlich läßt sich im Sinne der kontinuierlichen Verfolgung eines gemeinsamen theoretischen Ansatzes oder methodischen Prinzips von einer „Heidelberger Schule" nicht reden. Die Schule Hans Schaefers, von der man schon zu seiner Zeit zu Recht sprach, war eine völlig andere als diejenige Alfred von Domaszewskis; und Eugen Täubler konnte schon wegen der kurzen Dauer seiner Tätigkeit in Heidelberg keine „Schule" gründen. Wenn es berechtigt sein sollte, mit einer spezifisch „Heidelberger" Tradition dieser Disziplin zu rechnen, dann müssen ihre konstituierenden Elemente anderswo gesucht werden.

Es führt hoffentlich nicht zu Mißverständnissen, wenn ich damit beginne, was zwar am nächsten liegt, jedoch nach Selbstlob klingen könnte: Wie die Altertumswissenschaft und die Geschichtswissenschaft in Heidelberg im allgemeinen, so stand die Heidelberger Althistorie innerhalb und außerhalb Deutschlands zumeist in dem Ruf, Rang und Niveau zu besitzen. Damit soll natürlich keineswegs behauptet werden, daß Heidelberger Gelehrte und ihre Werke nie angefochten wurden; das gehört zur Wissenschaft, und damit leben wir auch heute. Es mindert jedoch nichts an Domaszewskis oder Schaefers Verdiensten, daß ihre Ansichten nicht allgemein akzeptiert wurden. Täublers Überblick über die Universalhistorie bleibt auch dann bewundernswert, wenn wir mit Heuß staunen, daß ausgerechnet ein Gelehrter von solchem Format auf ein heute als abwegig geltendes theoretisches Konzept wie auf die Idee der alles bestimmenden Bedeutung des historischen Raumes im Sinne der „Geopolitik" hereinfallen konnte.[35]

Die Kriterien, nach denen Rang und Niveau einer Universität oder einer Disziplin an dieser oder jener Hochschule gemessen werden, sind immer fließend und

---

[34] Vgl. darüber G. Alföldy, in: Vom frühen Griechentum bis zur römischen Kaiserzeit (wie Anm. 20) 1 ff.

[35] A. Heuß, a.a.O. (wie Anm. 11) 278 ff.

diskutabel. Ihre „kumulative Evidenz" kann jedoch durchaus etwas aussagen. Für die Einschätzung des Niveaus der Alten Geschichte in Heidelberg in den letzten 100 Jahren dürfte es aufschlußreich sein, daß bis auf Schachermeyr und Moreau, die hier nur ganz kurz wirkten, alle hiesigen Ordinarien dieses Faches zu Mitgliedern der Heidelberger Akademie der Wissenschaften gewählt wurden. Doch genug von den Heidelberger Professoren! Lehrstuhlinhaber prägen zwar das von ihnen vertretene Fach an ihrer Universität oft in hohem Maße; Wissenschaft betreiben aber auch ihre Mitarbeiter und Schüler, und die Qualität ihrer Arbeit verrät vom Niveau eines Institutes u.U. mehr als die Bücher ihrer Lehrer. An dieser Stelle möchte ich die Althistoriker nennen, die ihre entscheidenden Impulse durch Promotion oder auf anderen Wegen ganz oder zumindest teilweise am Heidelberger Seminar für Alte Geschichte (bzw. in seinem Vorgängerinstitut) empfingen und es anderswo zu einer Professur brachten: Diese waren von Domaszewskis Schülern Wilhelm Weber und Johannes Hasebroek[36], dann der von Schachermeyr in Heidelberg habilitierte Ernst Kirsten[37], aus Schaefers Schule Walter Schmitthenner, Hans Buchheim (der sich später als Politikwissenschaftler profilierte), Dietmar Kienast, Christian Meier, Ursula Vogel-Weidemann[38], später Adalberto Giovannini, Peter Kußmaul, Gunther Gottlieb, Helmut Halfmann, Chryssoula Veligianni-Terzi. Die Zahl der Promotionen betrug in diesem Jahrhundert bisher 51 (davon 17 in den letzten 20 Jahren). Für die Veröffentlichung Heidelberger Arbeiten gibt es seit 1986 die eigene Reihe HABES (Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien), in der bis jetzt neun Bände erschienen sind. Die Bibliothek des Seminars galt immer als eine der besten in Deutschland und konnte sich gerade in den letzten Jahren, dank des Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preises, in einem heutzutage sonst kaum vorstellbaren Maße weiterentwickeln. Die wahre Stärke des Seminars, dessen Bibliothek heute nicht viel weniger als 40.000 Bände zählt und das inzwischen auch über modernste Arbeitsinstrumente verfügt, lag freilich immer in der Zusammengehörigkeit der in Heidelberg vertretenen altertumswissenschaftlichen Fächer. Das gilt nicht nur im Hinblick auf die Existenz mehrerer hervorragend ausgestatteter Fachbibliotheken, die sich gegenseitig ergänzen. Besonders wichtig sind die vielfachen Anregungen, die unsere Disziplin dank der unmittelbaren Zusammenarbeit nicht nur von ihren „Mutterdisziplinen", der Klassischen Phi-

---

[36] W. Weber: Vgl. J. Vogt, Gnomon 21 (1949) 176 ff.; V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike (wie Anm. 11) 48, 75 ff.; A. Demandt, in: Berlin und die Antike. Aufsätze. Ergänzungsband zum Katalog der Ausstellung im Schloß Charlottenburg, hg. von W. Arenhövel und Ch. Schreiber (Berlin 1979) 92; K. Christ, Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft (wie Anm. 5) 210 ff.; I. Stahlmann, Imperator Caesar Augustus. Studien zur Geschichte des Principatsverständnisses in der deutschen Altertumswissenschaft bis 1945 (Darmstadt 1988) 155 ff. – J. Hasebroek: Vgl. V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike (wie Anm. 11) 41 und bes. E. Pack, Geschichte in Köln 21 (1987) 5 ff.; zu einem Teil seiner Arbeiten siehe hier Anm. 10.

[37] Vgl. zu ihm den Nachruf von F. Schachermeyr, Almanach d. Österr. Akad. d. Wiss. 1987, 359 ff. Schriftenverzeichnis in: E. Kirsten, Landschaft und Geschichte in der antiken Welt. Geographica Historica 3 (Bonn 1984) 279 ff., Nachträge bei F. Schachermeyr, Almanach d. Österr. Akad. d. Wiss., a.a.O. 367.

[38] Zu ihren in Heidelberg entstandenen Dissertationen siehe Anm. 27.

lologie und Archäologie, sondern auch von der Ur- und Frühgeschichte, der Assyriologie, der Ägyptologie und weiteren Fächern erhielt und erhält.

Vor allem seit dem Zweiten Weltkrieg, als dies in einem ganz anderen Maße als zuvor möglich wurde, zog das Seminar auch viele auswärtige Gelehrte an. Um nur drei Namen zu nennen: Der 1989 verstorbene Sir Ronald Syme pflegte hier 4 Jahrzehnte lang enge Kontakte, und wir sind stolz darauf, daß dieser vielleicht namhafteste Vertreter unseres Faches in diesem Jahrhundert seinen letzten Vortrag in Deutschland bei uns gehalten hat[39]; der Althistoriker Eric Birley, sein Landsmann, ist Ehrendoktor unserer Universität[40]; und Hans-Georg Pflaum, der ungekrönte König der römischen Epigraphik in seiner Generation, war nicht nur häufig Gast in Heidelberg sowohl zu Schaefers Zeiten als auch später, sondern war im Jahre 1976 für einige Wochen am Seminar sogar angestellt, um einen Teil unserer Münzsammlung zu katalogisieren, offiziell in der Eigenschaft einer „geprüften wissenschaftlichen Hilfskraft".[41] Von den rund 170 Gastvorträgen auswärtiger Gelehrter am Seminar in den letzten drei Jahrzehnten (die zahlreichen Vorträge hiesiger Forscher in dem vor 15 Jahren ins Leben gerufenen Althistorischen Forschungskolloquium seien hier nur am Rande erwähnt) wurde der weitaus größere Teil von Kollegen aus dem Ausland gehalten. Sie vertraten 20 Länder: Belgien, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Israel, Italien, Jugoslawien, Kanada, die Niederlande, Österreich, Polen, Rumänien, Schweden, die Schweiz, die Sowjetunion, Spanien, Südafrika, die Tschechoslowakei, Ungarn, die USA.[42] Besonders hervorzuheben sind die vielen Gastwissenschaftler, die als Gastprofessoren, Humboldt-Stipendiaten und Inhaber anderer Forschungsstipendien – manche wiederholt – längere Zeit an unserem Seminar verbrachten. Zahlen kann ich aus den letzten 25 Jahren nennen: Es waren bzw. sind 46 Gelehrte aus 17 Ländern (wobei ich anmerken darf, daß in den letzten Jahren Kollegen aus Osteuropa aus Mitteln des Leibniz-Preises bewußt gefördert wurden). Dazu kommen noch die in Heidelberg stets zahlreichen ausländischen Studenten. Man liest nicht ohne Rührung in einer Publikation eines führenden Althistorikers aus den USA, daß seine Ergebnisse zuerst im Rahmen eines Althistorischen Kolloquiums im Nebenraum der Heidelberger „Unionsstube" vorgestellt wurden[43], oder in einer Schrift eines spanischen Kollegen, daß er bei einem Besuch in Heidelberg anläßlich einer ganz gewöhnlichen privaten Einladung die Anwesenheit von Vertretern nicht weniger als 9 Nationen feststellte.[44] Zahlreiche ehemalige Heidelberger Stipendiaten sind führende Vertreter unseres Faches in

---

[39] Am 26.5.1989 in der Alten Aula über „Unrecognized Authors from Spain". Am nächsten Tag erhielt Sir Ronald Syme anläßlich der Jahresfeier der Heidelberger Akademie der Wissenschaften deren Medaille.

[40] Vgl. hierzu: E. Birley, Überlegungen zur Geschichte des römischen Heeres. Vortrag anläßlich der Promotion zum Doctor honoris causa an der Universität Heidelberg am 12. Mai 1986. Anhang: G. Alföldy, Laudatio auf Eric Birley (Privatdruck Heidelberg 1987).

[41] Von den vielen Würdigungen, die dieser Gelehrte nach seinem Tode erhielt, sei hier die eigene nur als Zeichen des tiefen Eindruckes genannt, den H.-G. Pflaum gerade in Heidelberg hinterließ: Gnomon 52 (1980) 203 ff.

[42] Bald nachdem dieser Vortrag gehalten worden war, bereicherte sich diese Liste erfreulicherweise um ein bisher leider so stark isoliertes Land wie Albanien.

[43] E. Champlin, Zeitschrift f. Papyrologie u. Epigraphik 60 (1985) 159.

[44] M. Mayer, in: Géza Alföldy Doctor honoris causa (Bellaterra 1988) 8.

ihren Heimatländern geworden. Es ist nicht hoch genug zu schätzen, was unser Seminar den ausländischen Gästen an Rat, Anregung, fördernder Kritik und oft auch an menschlicher Ausstrahlung verdankt. Gerade deshalb sehe ich in diesen traditionell vielfältigen ausländischen Kontakten nicht nur ein Zeichen für das internationale Ansehen unseres Seminars, sondern einen ebenso charakteristischen wie grundlegenden Zug des hiesigen wissenschaftlichen Lebens überhaupt.

Obwohl institutionalisierte Kontakte von der Art, wie wir sie heute etwa mit Rom oder Barcelona pflegen, erst in der letzten Generation möglich wurden, hat diese Offenheit gegenüber dem Ausland und somit die Bereitschaft zur unmittelbaren Verarbeitung von vielfachen Impulsen der internationalen Forschung wahrhaftig eine lange Tradition. Sie reicht zurück auf die Zugehörigkeit Domaszewskis zu jener Elite der lateinischen Epigraphik nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Österreich-Ungarn, Serbien, Bulgarien, Rumänien und anderswoher, die Mommsen für die Zusammenarbeit am Corpus Inscriptionum Latinarum gewann; auf die Beziehungen Täublers u.a. zu seiner früheren Schweizer Wahlheimat; auf das hohe Ansehen Schaefers, Moreaus und Habichts in der internationalen Fachwelt. Sie wurde vertieft durch Vortrags- und Forschungsreisen sowie Forschungsaufenthalte im Ausland, die – unter unvergleichlich ungünstigeren Voraussetzungen, als sie heute selbstverständlich sind – von Domaszewski und später von Schaefer und seinen Schülern unternommen wurden. Und sie dürfte auch von einer weiteren Tatsache untrennbar sein: Von Domaszewski an, dessen Wiener Wesensart und Sprache viele Zeitgenossen so prägnant und zugleich so angenehm empfanden[45], war die Mehrheit der bis heute in Heidelberg tätigen Professoren für Alte Geschichte außer in Deutschland auch noch in einer anderen Heimat – Täubler außer im abendländischen Humanismus auch in der Kultur des Judentums – verwurzelt.

Die Offenheit gegenüber der internationalen Forschung dürfte einer der Gründe dafür sein, daß die Heidelberger althistorische Tradition durch eine breite Vielfalt von Interessen in Forschung und Lehre gekennzeichnet ist. Die Geschichte des Altertums wurde hier – mit wechselnden Schwerpunkten – immer als eine Einheit und als ein Ganzes betrachtet. Selbstverständlich läßt sich der allgemeine, unvermeidliche Prozeß der zunehmenden Spezialisierung auch an der Geschichte unseres Faches in Heidelberg sozusagen von Generation zu Generation verfolgen. Wer könnte heute wie Friedrich Creuzer noch gleichermaßen Bücher schreiben über Herodot, die Kunst der Griechen, den Dionysoskult, die antiken Gemmen, die römischen Staats- und Privataltertümer, die altrömische Kultur am Oberrhein und Neckar, um von seinen Opuscula mythologica philosophica historica et grammatica ganz zu schweigen?[46] Oder wie die Privatdozenten Ferdinand Bissing oder Wilhelm Oncken in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts hintereinander Arbeiten über Athen und die Politik seiner Staatsmänner im 5. Jahrhundert v. Chr. und Frankreich unter Ludwig XVI., über verschiedene Probleme der griechischen Geschichte und das Deutsche Reich im Jahre 1872 vorlegen?[47] Überblicks-

---

[45] H. Hofmann, a.a.O. (wie Anm. 5) 120 f.

[46] Vgl. hierzu Anm. 3 mit Hinweis auf die Bibliographie von F. Creuzer.

[47] F. Bissing, Athen und die Politik seiner Staatsmänner von der Niederlage der Perser bis zu dem Waffenstillstande des Perikles 479–445 v. Chr. (Heidelberg 1862); ders., Frankreich

vorlesungen über die einzelnen Epochen der gesamten griechisch-römischen Geschichte muß ein Althistoriker auch heute halten können (obwohl die bei uns heute praktizierte Arbeitsteilung natürlich entschieden bequemer ist). Für mich persönlich ist es jedoch nichtsdestoweniger beängstigend, zu betrachten, was etwa Schaefer nach Ausweis des Verzeichnisses seiner Seminare aus dem Gesamtbereich der Alten Geschichte offenbar im Detail zu überblicken vermochte, von Täublers Universalhistorie gar nicht mehr zu reden. Jedoch haben wir gesehen, daß eine Arbeitsteilung unter Althistorikern mit unterschiedlichen Spezialgebieten schon von Schaefer als notwendig erachtet wurde. Sie war eigentlich bereits vorher da, denn z.B. die griechische Epigraphik wurde zu Domaszewskis Zeiten vom Archäologen Friedrich von Duhn vertreten, und 1928–1945 las regelmäßig auch der Papyrologe Friedrich Bilabel über viele zentrale und spezielle Themen der Alten Geschichte.

Man kann jedenfalls feststellen, daß in Heidelberg, in der Lehre ohnehin, aber auch in der Forschung, immer die gesamte griechisch-römische Geschichte, zumeist auch mit Rückgriff auf den Alten Orient, präsent war. Dank vor allem der vielseitigen Interessen von Fritz Gschnitzer und der weitverzweigten wissenschaftlichen Arbeit anderer Mitglieder unseres Seminars ist das glücklicherweise auch heute nicht anders. Die Forschungsgebiete, die am Seminar gegenwärtig besonders gepflegt werden, lassen sich folgendermaßen auflisten: Staaten und Kulturen des Vorderen Orients und ihre Beziehungen zum Griechentum, die mykenischen Linear-B-Tafeln als Sprach- und Geschichtsquellen, die Geschichte der homerischen Welt, des frühen und des klassischen Griechentums mit den Schwerpunkten Verfassungs- und Sozialgeschichte, Griechenland im Zeitalter des Hellenismus, die Galater in Kleinasien, die griechische Epigraphik der klassischen und auch der nachklassischen Zeit, die Verfassungsgeschichte der klassischen und späten römischen Republik, die Geschichte der römischen Kaiserzeit mit besonderem Akzent auf Sozial-, Verwaltungs- und Heeresgeschichte, Historiographie sowie Geistes- und Mentalitätsgeschichte, die Sozialgeschichte der Spätantike, die Geschichte der nördlichen und westlichen Provinzen des Imperium Romanum, die römische Epigraphik, neuerdings auch die römische Numismatik und die antike Technikgeschichte. Mir scheint nichts zentral Wichtiges gänzlich ausgeklammert zu bleiben. In den durchschnittlich 25 Lehrveranstaltungen pro Semester schlägt sich von all dem vieles unmittelbar für die Studenten nieder. Und auch wenn wir von unseren neuen Forschungsergebnissen nicht mehr wie Alfred von Domaszewski[48] Heidelberger Bürgern in den Kneipen erzählen können, sprechen unsere zahlreichen Vortragsveranstaltungen und Forschungskolloquien nicht nur unmittelbare Fachkollegen an.

Das Interesse an der synthetischen Betrachtung der Alten Geschichte zeigte sich im 19. Jahrhundert sehr deutlich in den zusammenfassenden Darstellungen der

---

unter Ludwig XVI (Heidelberg 1872); W. Oncken, Athen und Hellas. Forschungen zur nationalen und politischen Geschichte der alten Griechen. 1. Teil: Einleitung, Kimon, Ephialtes (Leipzig 1865), 2. Teil: Perikles, Kleon, Thukydides (Leipzig 1866); ders., Das Deutsche Reich im Jahre 1872 (Berlin 1873).

[48] H. Hofmann, a.a.O. (wie Anm. 5) 131.

griechischen und römischen Geschichte, die Friedrich Kortüm veröffentlichte.[49] Domaszewskis „Geschichte der römischen Kaiser" und Täublers Heidelberger Hauptwerk, „Der römische Staat", veranschaulichen, daß die Bereitschaft zur Synthese, obwohl in enger werdenden Bereichen der Alten Geschichte, auch in unserem Jahrhundert vorhanden war.[50] Vielleicht ist es nicht unangemessen zu erwähnen, daß heutzutage viele Studenten, die sich in der griechischen und römischen Sozialgeschichte orientieren möchten, von ihren Lehrern in verschiedenen Ländern auf Abrisse verwiesen werden, die in Heidelberg entstanden und in mehrere Sprachen übersetzt wurden.[51]

Die zahlreichen ausländischen Gastwissenschaftler und Stipendiaten wurden jedoch nicht von Generalisten, sondern von Spezialisten nach Heidelberg gezogen. Ein ganz zentrales Element der hiesigen althistorischen Tradition dürfte darin liegen, daß viele hier tätige Gelehrte, Professoren und Nichtprofessoren, ohne den Blick für die Einheit des Altertums zu verlieren, auf ihren – wechselnden – speziellen Arbeitsgebieten Spitzenforschung leisteten. Ich möchte den Charakter und die Bedeutung dieser spezialisierten Spitzenforschung an einem mir vertrauten Beispiel illustrieren. Alfred von Domaszewskis 1908 erschienenes Werk „Die Rangordnung des römischen Heeres" war bahnbrechend.[52] Hier hat sich ein Wissenschaftler eine Frage gestellt, der noch niemand systematisch nachgegangen war, nämlich „die kunstreiche Organisation des römischen Heeres der Kaiserzeit in ihren historischen Bedingungen und in ihrer allmählichen Umbildung zum endlichen Verfalle zu begreifen". Diese Frage war wichtig, „denn in sicher erkennbaren und messbaren Grössen spiegelt das Heer die politischen und sozialen Wandlungen des Staates wieder und offenbart uns die Ursachen, die allmählich die Grundlagen des Staates aufgelöst haben". Für die Beleuchtung dieser Problematik trug der Verfasser ein weit verstreutes, zuvor noch nie für sein Thema systematisch ausgewertetes Quellenmaterial, nämlich die Inschriften, zusammen. Um dieses Quellenmaterial zum Sprechen zu bringen, entwickelte er eine besondere Methode, indem er aus den aufeinanderfolgenden Rangstufen einzelner epigraphisch bezeugter Soldatenlaufbahnen eine übergreifende Rangordnung rekonstruierte. Trotz aller Schwächen, die sich aus den lückenhaften Quellen, aus einzelnen Irrtümern Domaszewskis, aus seinen oft vorschnellen Verallgemeinerungen und aus seinen Vorurteilen – z.B. über einen „Verfall" des Heeres seit Septimius Severus – ergaben, und trotz einer

---

[49] Siehe Anm. 4.

[50] Siehe Anm. 8 und 11.

[51] F. Gschnitzer, Griechische Sozialgeschichte von der mykenischen bis zum Ausgang der klassischen Zeit (Wiesbaden 1981; spanische Ausgabe 1987, italienische Ausgabe 1988); G. Alföldy, Römische Sozialgeschichte (Wiesbaden 1975, 2. Aufl. ebd. 1979, 3. Aufl. Stuttgart 1984, englische Ausgaben 1985 und 1988, spanische Ausgabe 1987, italienische Ausgabe 1987, griechische Ausgabe 1988, portugiesische Ausgabe 1989, französische Ausgabe 1991, polnische Ausgabe im Druck).

[52] A. von Domaszewski, Die Rangordnung des römischen Heeres. Bonner Jahrb. 117 (1908) 1–275; siehe jetzt: A. von Domaszewski, Die Rangordnung des römischen Heeres. 2. durchgesehene Auflage. Einführung, Berichtigungen und Nachträge von B. Dobson (Köln 1967). Würdigungen: Siehe bes. M. Bang, Deutsche Literaturzeitung 1910, 1774 ff. und jetzt das Vorwort von E. Birley zur 2. Auflage, S. I, sowie die Einführung von B. Dobson, ebd. S. III ff. Nachfolgende Zitate: Ebd. S. 1.

beachtlichen Vermehrung des Quellenmaterials in unserem Jahrhundert ist dieses schwer lesbare, spröde und immer wieder kritisierte Buch bis heute nicht ersetzt. Die 1967 erschienene, unter Aufsicht des nach Domaszewski am ehesten kompetenten Forschers auf diesem Gebiet, Eric Birley, von seinem Schüler Brian Dobson besorgte 2. Auflage – mit zahlreichen Verbesserungen und Ergänzungen – wird sicher noch lange das Hauptinstrument der einschlägigen Forschung bleiben.

Wenn originelle Fragestellung, vollständige Heranziehung der einschlägigen Quellen, ein adäquates methodisches Konzept für ihre Auswertung, die Auslösung kritischer Diskussion und eine über Generationen hindurch spürbare Fortwirkung als Merkmale von Spitzenforschung gelten dürfen, dann ließe sich hier noch einiges mehr nennen. Täublers Forschungsergebnisse sind – z.T. jedenfalls – nicht nur nicht veraltet, sondern werden vielmehr erst in unserer Zeit richtig entdeckt. Zur Neuausgabe seines Werkes „Der römische Staat" 50 Jahre nach der Erstpublikation schrieb Alfred Heuß über diese „denkwürdige und obendrein auch mutige Schrift": „Auf kleinem Raum findet man nirgends anderswo im althistorischen Schrifttum so viele treffende Bemerkungen, die, weit entfernt von bloßen Einfällen, das Ergebnis gründlichen und kritischen Nachdenkens sind ..." Es ist „ein Jammer", daß dem Verfassungsspezialisten „vor über fünfzig Jahren eine solche Ladung kompakter Belehrung und Anregung vorenthalten blieb. Ein Trost ist allerdings, daß T.s «Römischer Staat» auch bei dem heutigen Stand der Wissenschaft von seiner Aktualität nichts verlieren kann".[53] Schaefers „klassische" Aufsätze aus den 40er und 50er Jahren, so etwa „Besonderheit und Begriff der attischen Demokratie im 5. Jahrhundert", „Das Problem der Demokratie im klassischen Griechentum" oder „Politische Ordnung und individuelle Freiheit im Griechentum"[54], sind nach wie vor nicht nur für den Spezialisten, sondern für jeden angehenden Althistoriker Pflichtlektüre. Und mehrere Arbeiten seiner Schüler, so etwa Peter Sattlers vor 30 Jahren erschienene Dissertation über Augustus und den Senat[55], sind heute nicht weniger grundlegend.

Naturgemäß wechselten die Schwerpunkte von Zeit zu Zeit, von Forscher zu Forscher. Dennoch gibt es eine erstaunliche Kontinuität in zwei großen Bereichen. Der eine ist die griechisch-römische Verfassungsgeschichte, verkörpert durch die Interessen und Arbeiten von Eugen Täubler, Hans Schaefer, Fritz Gschnitzer. Der andere ist die griechische und die lateinische Epigraphik, allerdings im Gegensatz zu der verfassungshistorischen Tradition mit einer deutlichen Trennung der Vertreter der einen und der anderen Sparte. Es möge mir gestattet sein, der epigraphischen Tradition in Heidelberg etwas genauer nachzugehen. Sie ist weder 100 noch 200, sondern 400 Jahre alt: Sie reicht zurück bis Jan Gruter, Professor und Biblio-

---

[53] A. Heuß, a.a.O. (wie Anm. 11) 297 f.

[54] Diese ursprünglich 1948, 1951 und 1957 zum Teil an entlegenen Stellen publizierten Beiträge sind bequem zugänglich in: H. Schaefer, Probleme der Alten Geschichte (wie Anm. 25) 136 ff., 212 ff., 307 ff.; der an dritter Stelle genannte Aufsatz findet sich auch in: F. Gschnitzer (Hg.), Zur griechischen Staatskunde. Wege der Forschung, Bd. XCVI (Darmstadt 1969) 139 ff.

[55] Siehe Anm. 27; siehe von diesem Gelehrten auch den Sammelband Studien aus dem Gebiet der Alten Geschichte (Wiesbaden 1962).

thekar in Heidelberg 1593–1620.[56] Sein 1603 in Heidelberg erschienenes Werk „Inscriptiones antiquae totius orbis Romani in corpus absolutissimum redactae" war eine Summe der im 16. Jahrhundert von Humanisten aus mehreren Ländern besonders aktiv betriebenen Arbeit zur Erfassung römischer Inschriften und somit ein Vorläufer des Corpus Inscriptionum Latinarum. Dabei war Gruter – ein Belgier wie Jacques Moreau, der sich in Heidelberg offenbar als sein Nachfolger fühlte[57] – durch seine engen Kontakte mit der damaligen internationalen Gelehrtenwelt auch in anderer Hinsicht Vorläufer der Zukunft seiner Wissenschaft. Im 19. Jahrhundert wurde in Heidelberg Inschriftenkunde kontinuierlich unterrichtet, schon lange bevor Mommsen der lateinischen Epigraphik zum Rang einer eigenständigen Disziplin verhalf. Die akademische Laufbahn August Boeckhs, des Vaters der griechischen Epigraphik, begann in Heidelberg, wo er 1807–1810 Professor war.[58] Über griechische „Antiquitäten" und speziell über griechische Epigraphik lasen später der Privatdozent Karl Friedrich Hermann (in Heidelberg tätig 1827–1831), der Historiker Heinrich Gelzer (1874–1878) und der Archäologe Friedrich von Duhn (1884–1910), sowohl über griechische als auch über lateinische Inschriftenkunde die Philologen Friedrich Creuzer (1804–1844) und Karl Ulrich Kayser (1850–1867), über lateinische Epigraphik der Philologe und Politiker Carl Zell (1847–1851), der Bibliothekar Carl Zangemeister (1883–1899) und dann natürlich auch Alfred von Domaszewski. Zells heute vergessenes „Handbuch der römischen Epigraphik"[59] enthielt – in einer Zeit, als man noch nicht auf das Corpus Inscriptionum Latinarum zurückgreifen konnte – eine hervorragende Sammlung epigraphischer Dokumente in der Art der späteren „Inscriptiones Latinae Selectae" von Hermann Dessau und einen systematischen Teil mit wichtigen Beobachtungen. Zangemeister verdanken wir die Edition der Wandinschriften von Pompei und der Inschriften der Germania superior im Corpus Inscriptionum Latinarum. Domaszewski schließlich setzte der lateinischen Epigraphik in Heidelberg die Krone auf.[60]

---

[56] Siehe zu ihm G. Smend, Jan Gruter. Sein Leben und Wirken (Bonn 1939); jüngst E. Wolgast, in: Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986 I. Mittelalter und frühe Neuzeit 1386–1803 (Berlin – Heidelberg – New York – Tokyo 1985) 41 f.; E. Mittler u.a. (Hg.), Bibliotheca Palatina. Katalog zur Ausstellung vom 8. Juli bis 2. November 1986 (Heidelberg 1986) 440 ff.

[57] Vgl. W. Schmitthenner, in: Vom frühen Griechentum bis zur römischen Kaiserzeit (wie Anm. 20) 15.

[58] Siehe zu ihm jetzt die zahlreichen Beiträge in den Akten des von A. Jähne 1985 in Berlin/Ost organisierten Kolloquiums: August Boeckh (1785–1867). Forscher, Hochschullehrer, Zeitzeuge. Wiss. Zeitschr. d. Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschaftswiss. Reihe 36, 1987, Heft 1, ferner H. Schneider, in: M. Erbe (Hg.), Berlinische Lebensbilder: Geisteswissenschaftler (Berlin 1989) 37 ff. (Boeckh in Heidelberg: ebd. 40), jeweils mit weiterer Literatur.

[59] C. Zell, Handbuch der römischen Epigraphik I–II (Heidelberg 1850/52).

[60] Vgl. den Nachruf von W. Kubitschek, a.a.O. (wie Anm. 5) 294: „Als einen König der Wissenschaft haben ihn alle gefeiert: sowohl jene, die mit ihm übereinstimmten und ihm folgen wollten, als auch alle jene, die ihm zu widersprechen sich genötigt sahen und seine Lektüre schwer verdaulich fanden." Es gehörte zur Tragik dieses großen Forschers und Lehrers, daß er gerade auf seinem ureigensten Forschungsgebiet, nämlich in der römischen Epigraphik, keinen geeigneten Schüler fand, der sein Werk hätte ähnlich fortsetzen können wie er selbst dasjenige seines eigentlichen Meisters Theodor Mommsen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde bei Berufungen auf die Bedeutung der Epigraphik bewußt Rücksicht genommen. Bei der Errichtung des zweiten Lehrstuhls fiel die Wahl auf Jacques Moreau nicht zuletzt wegen seiner epigraphischen Interessen (und damals gab es auch Überlegungen, Hans-Georg Pflaum für Heidelberg zu gewinnen). Welchen Rang Christian Habicht als Vertreter der griechischen Epigraphik besaß und besitzt, ist ebenso allgemein bekannt wie die besondere Hingabe der gegenwärtigen Professoren und zahlreicher ihrer Mitarbeiter sowie Schüler einerseits zur griechischen, andererseits zur römischen Inschriftenkunde.

Es gibt also offenbar eine „Heidelberger Tradition der Alten Geschichte". Damit soll kein „Heidelberg-Mythos" geschaffen werden, zumal niemand auf die Idee käme zu behaupten, daß sich diese Tradition des Faches von derjenigen anderer Universitäten in Deutschland und in vielen anderen Ländern grundsätzlich unterscheidet. Selbstverständlich ist all das, was ich als Merkmale der „Heidelberger Tradition" genannt habe, keineswegs unser Privileg. Enge Beziehungen zu anderen altertumswissenschaftlichen Fächern, intensive Auslandskontakte, Interesse für das Altertum als ein Ganzes und Spitzenforschung auf einzelnen Spezialgebieten existieren an vielen Universitäten ebenso in Deutschland wie im Ausland; eigentlich dürften sie an keinem Ort fehlen, an dem die Alte Geschichte voll und sinnvoll präsent sein möchte. Selbst die ganz konkrete, aktuelle Konstellation des Seminars mit einer weit überdurchschnittlichen Fachbibliothek, mit besonders regen Auslandskontakten, mit der Abdeckung so gut wie des gesamten Bereiches der Alten Geschichte einschließlich eines Rückgriffes auf den Alten Orient und mit der schwerpunktmäßigen Pflege u.a. der Epigraphik in lebhafter internationaler Zusammenarbeit ist nicht alleinstehend. Von der Alten Geschichte an der Universität Köln in unserer Gegenwart etwa ließe sich das alles ebenfalls berichten. Auch wenn einzelne Forscher nicht selten gegen den Strom ihrer Zeit schwammen, war die Entwicklung der Alten Geschichte in Heidelberg immer in den viel breiteren Entwicklungsprozeß dieses Faches in Deutschland und der internationalen Forschung verankert, und es wäre ein eigenes Thema, zu ermitteln, wie die einzelnen Vertreter dieses Faches durch wissenschaftliche, aber auch durch allgemeine kulturelle, ideologische, politische oder soziale Hintergründe und Strömungen ihrer Zeit beeinflußt wurden. So gesehen ist die „Heidelberger Tradition" letztlich nichts anderes als ein Teil der im internationalen Umfeld eingebetteten Tradition der deutschen Altertumswissenschaft, deren besondere Arbeitsweise sich vor allem durch die Nähe an den Quellen, wahrhaft historische Fragestellung, zielstrebige Produktivität und hohe Qualität charakterisieren läßt. Allerdings: Die Ideale dieser Forschungstradition wurden von jedem einzelnen anders verwirklicht, und die zeitbedingten Einflüsse wurden jeweils individuell verarbeitet, ganz zu schweigen von den persönlich bedingten Unterschieden in der Art, Forschung und Lehre zu betreiben. Alfred von Domaszewski war schon mit seinen breiten historischen Interessen und seinem dynamischen, manchmal ungezügelten wissenschaftlichen Temperament ein ganz anderer Forschertyp als etwa ein weiterer großer Kenner der kaiserzeitlichen Militärgeschichte unter seinen Zeitgenossen, der eher zurückhaltende, stets höchst präzise Emil Ritterling, und trotz vieler gemeinsamer Interessen in der älteren griechischen Geschichte hat Hans Schaefer vielfach ganz andere Wege als

sein Lehrer Helmut Berve eingeschlagen.[61] Gerade durch die spezifische Art, wie die einzelnen Vertreter unseres Faches in Heidelberg die Alte Geschichte repräsentierten, und durch ihre spezifischen Leistungen besitzt die Heidelberger Tradition unverkennbar ihre ganz eigenen Akzente, ihr eigenes Gewicht und somit ihr eigenes Profil.

Aus der Vergangenheit in die Zukunft

Wir befinden uns also in einer Tradition, die unsere eigene ist und zugleich im Rahmen der allgemeinen Entwicklung unserer Wissenschaft in Deutschland und in der internationalen Fachwelt steht. Auch die Probleme und Herausforderungen, mit denen die Alte Geschichte heute in Heidelberg konfrontiert ist, sind zumeist allgemeiner Natur. Natürlich mangelt es an Arbeitsräumen; die Bibliothek platzt bald aus allen Nähten; die Perspektive, in der sich der Bücherbestand nach den „goldenen Leibniz-Jahren" ab 1991 weiterentwickeln sollte, ist alles andere als ermutigend. Doch meine ich, daß erfolgreiche Forschung und Lehre hier und anderswo auch unter unvergleichlich ungünstigeren Voraussetzungen als heute bei uns möglich war und ist, und ich hoffe, daß eines Tages alle Angehörigen und Benutzer unseres Seminars begreifen, was sie von ausländischen Stipendiaten und auswärtigen Besuchern Tag für Tag hören können – nämlich, wie gut die Arbeitsmöglichkeiten bei uns sind. Über seine Zeit, „in der das Studium immer mehr verflacht, in der die Kenntnisse der Studenten einen beschämenden Tiefstand erreicht haben und in der die Anforderungen oft weit über Gebühr gesunken sind", beklagte sich schon Hans Schaefer, und es würde mich nicht wundern, wenn es schon Täubler oder Domaszewski ähnlich ergangen wäre.[62] Dennoch ist es ermutigend zu beobachten, wie zielstrebig sich immer wieder junge Männer und Frauen ihrem Studium und Beruf widmen, und daß ihre Leistungen hinter denjenigen ihrer Vorgänger nicht zurückbleiben. Es gibt allerdings immer wieder auch solche, die alle Vorteile wie selbstverständlich in Anspruch nehmen, die gebotenen Chancen für ihr wissenschaftliches Vorwärtskommen jedoch nicht nutzen; sie werden merken müssen, daß man sich in dieser Disziplin mit so etwas wie einer „35-Stunden-Woche" (wenn wenigstens diese Stunden voll ausgenützt wären!) nicht längerfristig durchmogeln kann. Wer die Wissenschaft nicht als eine Selbstverwirklichung in

---

[61] Nicht unerwähnt bleiben soll hier übrigens auch die unterschiedliche Einstellung des Lehrers und des Schülers zu den Herausforderungen der Jahre 1933–1945; vgl. hierzu einerseits K. Christ, Profile der Alten Geschichte (wie Anm. 28) 125 ff., bes. 169 ff. (über H. Berve), andererseits W. Schmitthenner, in: Vom frühen Griechentum zur römischen Kaiserzeit (wie Anm. 20) 9, siehe auch hier Anm. 23 (zu H. Schaefer).

[62] H. Schaefer, Probleme der Alten Geschichte (wie Anm. 25) 443 (aus der in Anm. 23 erwähnten Antrittsrede kurz vor dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft), vgl. hierzu auch V. Ehrenberg, a.a.O. (wie Anm. 23) 94 f. Eine ähnliche Klage führt im Zusammenhang mit der Frage, welche Resonanz E. Täubler bei Studenten erzielt haben dürfte, A. Heuß, a.a.O. (wie Anm. 11) 303. Domaszewski wird die Äußerung zugesprochen, er habe – nach dem Ersten Weltkrieg – geglaubt, „die Allgemeinbildung wäre ausgestorben im deutschen Vaterland", siehe H. Glockner, Heidelberger Bilderbuch (Bonn 1969) 254.

der leidenschaftlichen Suche nach der Wahrheit, als Entelecheia, betrachtet, der ist fehl am Platze. Um so mehr Sorge bereitet die Zukunft der qualifizierten Nachwuchskräfte, deren Zahl bei uns im Vergleich mit anderen Althistorischen Seminaren der Bundesrepublik aus verschiedenen Gründen überdurchschnittlich hoch ist. Doch sind die Zukunftsperspektiven junger Wissenschaftler in unserem Fach nachweislich günstiger als in zahlreichen Nachbarfächern, und der bisherige Werdegang nicht weniger Heidelberger Nachwuchskräfte dürfte ebenfalls zu vorsichtigem Optimismus Anlaß geben.

Wenn heute ein Althistoriker im Hinblick auf die Zukunft seines Faches wirklich von Sorge erfüllt sein muß, dann ist das die anläßlich des 100jährigen Seminarjubiläums und auch öfters gestellte Frage unseres schon anfangs zitierten ehemals Heidelberger Kollegen, ob die Alte Geschichte, wenn sie in der bisherigen Art weitermacht, nicht in eine „wissenschaftliche Sackgasse" gerät. Allerdings sehe ich die eigentlichen Probleme etwas anders als Christian Meier, der von mangelnder Fragestellung, zu engem Horizont und von einem dadurch drohenden Provinzialismus spricht.[63] Auch bin ich nicht der Ansicht, daß der von ihm jetzt propagierte neue Weg, nämlich der Vergleich der Antike mit anderen Hochkulturen, unsere Probleme behebt. Einzelne Forscher gingen bereits vor Generationen komparatistisch vor; der Heidelberger Privatdozent Doergens las schon um 1870 über „Vergleichende Geschichte der Monarchie" bei Römern, Romanen und anderen Völkern, und was das von Christian Meier geforderte vergleichende Studium der Entstehung der Philosophie in Griechenland, Indien und China betrifft, so habe ich darüber in Heidelberg – zwar nicht von einem Althistoriker, sondern vom Altphilologen Albrecht Dihle – bereits vor mehreren Jahren einen ausgezeichneten Vortrag gehört. Auch glaube ich nicht, daß dieser komparative Ansatz – so fruchtbar er auch sein mag – uns immer erfolgreich weiterführt. Ich sehe die Hauptgefahr für unser Fach darin, daß wir in rapide steigendem Maße einen solchen Reichtum an Wissenswertem anhäufen, daß wir darunter ersticken. Mit anderen Worten: Die Menge der neu ermittelten Quellen (in unserem Falle sind das vor allem die Inschriften, die Papyri und die Ergebnisse der archäologischen Forschung), vor allem aber die Zahl der Versuche, die alten und neuen Quellen zu interpretieren, nimmt dermaßen zu, daß nicht nur der Blick für die Geschichte der Alten Welt als ein Ganzes verlorenzugehen droht, sondern auch die Fähigkeit des einzelnen Forschers, sich selbst auf seinen immer enger werdenden Spezialgebieten zu orientieren. Er ist immer weniger in der Lage, seine Detailforschung in einem breiten, wirklich historischen Kontext einzuordnen und läuft sogar Gefahr, daß er in der unendlichen Fülle der Fachliteratur selbst auf seinem engen Gebiet Wichtiges übersieht oder nicht merkt, daß seine „neuen" Erkenntnisse schon von anderen erzielt wurden. Das Schreckgespenst des Provinzialismus oder, um ein Bild Christian Meiers aufzugreifen, die Sinnlosigkeit eines Strickstrumpfes, „der länger und län-

[63] Chr. Meier, Neue Herausforderungen und Chancen in der Alten Geschichte, in: Vom frühen Griechentum bis zur römischen Kaiserzeit (wie Anm. 20) 91 ff.; siehe auch dens., Die Welt der Geschichte und die Provinz des Historikers (wie Anm. 2) 11 ff.

ger wird, inzwischen viel länger als jedes Bein"[64], droht hier, nicht wegen des fehlenden Vergleiches der Griechen und Römer mit Indien und China.

Ich möchte diesen Trend am Beispiel eines eigenen Arbeitsgebietes, der Epigraphik Hispaniens, illustrieren. In Zusammenarbeit mit der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik in München wurde als Grundlage für eine Neuausgabe des II. Bandes des Corpus Inscriptionum Latinarum eine Kartei für die rund 18.000 römischen Inschriften der Iberischen Halbinsel aufgebaut; sie umfaßt über 50.000 Karteikarten mit einer vielfach größeren Anzahl bibliographischer Angaben, die sich auf die einzelnen Texte beziehen. Darüber hinaus muß man in unserer Gegenwart jährlich rund 100 laufende Zeitschriften allein aus Spanien und Portugal, außerdem Hunderte von weiteren Publikationen aus anderen Ländern durchsehen, um die stets wachsende neue Literatur zur hispanischen Epigraphik zu finden. Zugegebenermaßen steht in der einschlägigen Literatur oft überhaupt nichts Neues – aber dessen muß man sich zuerst vergewissern. Und oft findet sich wirklich Wichtiges an ganz entlegener Stelle. Dabei ist dieses mühsame Datensammeln erst die Anfangsstufe der „Grundlagenforschung". Welche Gefahren drohen erst den Arbeiten, in denen versucht wird, aufgrund dieses Quellenmaterials die Geschichte des römischen Hispanien zu rekonstruieren, ganz zu schweigen davon, daß für dieses Unternehmen nicht nur die Kenntnis der übrigen, u.a. der noch weiter verstreuten archäologischen Quellen erforderlich wäre, sondern auch Vertrautheit mit der Geschichte des Imperium Romanum im allgemeinen? Vor allem aber: Wie sollte man schließlich zu einer ähnlichen Kenntnis sämtlicher Regionen der römischen Welt wie Hispaniens gelangen, um die Geschichte des ganzen Römischen Reiches zu überblicken?

Man wird sich mit keiner Alten Geschichte abfinden wollen, die sich im konzept- und zusammenhanglosen Weiterstricken an unendlichen und trotzdem engen Strümpfen erschöpft. Allerdings halte ich die Beschäftigung nur noch mit Problemen, für deren Lösung es nur ganz wenige Quellen gibt oder bei deren Behandlung die Quellen durch theoretische Konstruktionen ersetzt werden, für keine Alternative. Die überzeugende Antwort auf die Frage, wie sich die Alte Geschichte weiterentwickeln soll, finde ich letztlich einzig und allein in dem, was diesem Fach in Heidelberg und anderswo zu einer großen Tradition verholfen hat: in der sinnvollen Verbindung der übergreifenden historischen Fragestellung mit intensiv, zeitgemäß und vor allem erfolgreich betriebenen Spezialforschungen.[65] Das Grundkonzept kann und darf kein anderes sein als bisher: Wir streben nach der historischen Erfassung der antiken Welt in ihrer Einheit und zugleich in ihrer Vielfalt, und Spezialforschung hat nur unter diesem Aspekt einen Sinn. Das gilt beispielsweise für die Epigraphik: Sie darf kein Selbstzweck werden, sondern muß immer dazu dienen, daß wir die Geschichte, und das heißt nicht nur einzelne Fakten, sondern Zusammenhänge, nämlich Strukturen und Prozesse, erfassen – wie dies die großen

---

[64] Chr. Meier, Die Welt der Geschichte und die Provinz des Historikers (wie Anm. 2) 15.

[65] An diesem Punkt weiß ich mich natürlich auch mit Chr. Meier einig: Die Welt der Geschichte und die Provinz des Historikers 29. Meine eigene Auffassung über den Sinn und die Möglichkeiten der althistorischen Forschungsarbeit findet sich in: G. Alföldy, Die römische Gesellschaft. Ausgewählte Beiträge. HABES 1 (Stuttgart 1986) 12 ff.

Vertreter dieser Spezialdisziplin seit Mommsen oder Domaszewski taten. Aber weiterkommen wird man immer nur durch die intensive Erforschung einzelner Spezialgebiete aufgrund der vorhandenen Quellen, nicht durch bloßes Theoretisieren aufgrund abstrakter Fragestellungen. So und nur so kann das allgemeine historische Konzept seine Fruchtbarkeit für die konkrete Forschungsarbeit zeigen, indem es ermöglicht, die Einzelheiten der Spezialforschung in einem breiten historischen Zusammenhang zu sehen und somit wiederum unser Gesamtbild über die Einheit und Vielfalt der Antike zu bereichern. In der Epigraphik beispielsweise, um nochmals dieses Forschungsgebiet als Exempel zu bemühen, wird das nur gelingen, wenn wir die einzelnen Texte in ihrem historischen Kontext sehen. Beispielsweise bei der Beschäftigung mit epigraphischen Dokumenten der augusteischen Zeit heißt das, die innovative Bedeutung des Mediums „Inschrift" für die Selbstdarstellung maßgebender gesellschaftlicher Kräfte und Gruppen in einem veränderten soziopolitischen und ideologischen System zu erkennen. Und unsere Gegenwart zeichnet sich nicht nur dadurch aus, daß das Quellenmaterial und die Fachliteratur zu den einzelnen Spezialgebieten mit herkömmlichen Mitteln unübersichtlich wird, sondern auch durch die Entwicklung neuer Methoden und Techniken, die einen sinnvollen Überblick selbst über riesige Datenmassen ermöglichen.

Die Voraussetzungen für eine so verstandene Alte Geschichte sind bei uns, wie ich meine, günstig. Daß wir den Blick für die Frage, wie die Alte Welt in ihrer Einheit und Vielfalt als Ganzes „eigentlich gewesen" ist, hoffentlich nicht verlieren, dürfte nicht nur in Hinsicht auf die vielfachen wissenschaftlichen Interessen der Seminarmitglieder und auf die Qualität der Bibliothek erwartet werden. Ebenso entscheidend sind nach wie vor einerseits die engen Beziehungen zu den anderen altertumswissenschaftlichen Fächern, die auf anderen methodischen Wegen das gleiche Ziel wie wir erreichen möchten, andererseits die lebhaften Kontakte mit der internationalen Forschung u.a. mit der Folge, daß bei uns neueste Erkenntnisse und neueste Strömungen auf den unterschiedlichsten Gebieten unserer Disziplin von den kompetentesten Forschern aus aller Welt so oft und so unmittelbar zur Diskussion gestellt werden. Und wie leicht können bei uns selbst Studenten, wenn sie dies nur ernsthaft wollen, in die weiterführende Spezialforschung einsteigen – sinnvollerweise auf den Gebieten, für welche die Interessen und Erfahrungen bei der jetzigen Zusammensetzung des wissenschaftlichen Mitarbeiterstabes, die besonders reichen Bestände in der Bibliothek, unsere weiteren Materialsammlungen und nicht zuletzt unsere intensiven Kontakte mit ebenfalls spezialisierten ausländischen Forschungszentren die besten Voraussetzungen bieten. Welche Möglichkeiten es dabei gibt, die Fülle der Quellen und der Literatur zumindest auf einigen Gebieten dank Datenbank, Photothek, Inschriftenarchiven, Autorendateien und Spezialbibliographien ganz anders als normalerweise möglich zu überschauen, dürfte inzwischen allgemein bekannt sein, und solche Materialsammlungen dürften wie ein Hoffnungsschimmer auf dem mit Daten überfüllten Horizont erscheinen.[66]

---

[66] Epigraphische Datenbank: G. Alföldy – M. Clauss – L. Krempl – N. Schäfer, Epigraphische Datenbank Heidelberg – Eichstätt – Berlin, in: Actes du Colloque „Épigraphie et informatique" (Lausanne 1989) 155 ff.; vgl. auch G. Alföldy, Deutsche Universitäts-Zeitung 1988, Nr. 22, 22 ff. Weitere teils im Aufbau befindliche, teils fertiggestellte Archive und

Natürlich wäre an allen genannten Punkten noch vieles ausbaufähig. Hier seien nur einige Stichworte erwähnt: noch mehr fächerübergreifende Diskussion als bisher, sei es durch den weiteren Ausbau unseres Forschungskolloquiums, sei es durch gemeinsame Lehrveranstaltungen; forcierter Austausch geeigneter Studenten mit ausländischen Zentren; leichterer Zugang der Öffentlichkeit zu unseren ohnehin für jeden offenen Materialsammlungen. Es ließe sich noch vieles mehr nennen, und für Anregungen sind wir immer ebenso offen wie dankbar. Insgesamt gesehen glaube ich jedoch, daß wir nicht auf dem falschen Wege sind, sondern auf der Basis der bisherigen Tradition zumindest bis zum Ende dieses Jahrtausends sinnvoll existieren können, ohne provinziell zu werden. Ich sehe unsere Chance darin, daß diese Tradition schöpferisch, gemäß den Anforderungen unserer Zeit, verinnerlicht und weitergeführt wird. Darüber, wie unsere Generation mit ihren Aufgaben fertig wurde und ob sie sich der Heidelberger althistorischen Tradition würdig erwies oder nicht, werden dann ebenso unsere Nachfolger zu urteilen haben wie über die Frage, ob die Alte Geschichte nicht doch ganz neue, bisher völlig ungeahnte Wege suchen müßte.

Datensammlungen am Seminar: Epigraphische Photothek (bisher mit mehr als 10.000 Inschriftenfotos aus Rom, Italien, Spanien, Deutschland, Ungarn, Algerien, Tunesien, der Türkei, Syrien, Jordanien und aus weiteren Ländern); Kartei der antiken Inschriften Hispaniens (erstellt in Zusammenarbeit mit der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des Deutschen Archäologischen Instituts, München); Kartei für das Supplement zum VI. Band des Corpus Inscriptionum Latinarum (erstellt in Zusammenarbeit mit dem Istituto di Epigrafia Latina der Universität Rom); Sammlung der Inschriften der augusteischen Zeit; Epigraphische Bibliographie; Bibliographie zur römischen Sozialgeschichte; Kartei der Angaben über soziale Mobilität im römischen Kaiserreich (1.–3. Jahrhundert) bei den antiken Autoren. Der größte Teil dieser Materialsammlungen entstand im Rahmen des Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Programms der Deutschen Forschungsgemeinschaft während der Jahre 1986–1990, die Mobilitätskartei vor allem dank der Förderung durch die Fritz-Thyssen-Stiftung in den Jahren 1984–1986.

Gegenwärtige Tendenzen der deutschen Geschichtswissenschaft

Volker Sellin

Das Thema, das mir gestellt ist, hat seine eigenen Schwierigkeiten. Zwar handelt es sich um eine durchaus typische Aufgabe für den Historiker, insofern verlangt wird, angesichts einer Fülle von Einzelerscheinungen so etwas wie die maßgebenden Entwicklungen zu bestimmen. Zugleich aber wird in meiner Person eine Selbstdeutung dieses besonderen Wissenschaftszweigs gefordert, und gegen Selbstdeutungen sind Historiker aus guten Gründen prinzipiell mißtrauisch. Bei dem vorliegenden Thema besteht die Gefahr, daß das Urteil über das, was geschieht, mitbestimmt wird durch die Meinung darüber, was geschehen oder vielleicht auch nicht geschehen *sollte*.

Vielleicht wird man es mir nachsehen, daß ich von bestimmten Standpunkten ausgehe. *Ein* Standpunkt ist die Überzeugung, daß historische Forschung und die Verbreitung historischer Kenntnisse sinnvoll und notwendig sind. Ein anderer Standpunkt ist, daß ich glaube, daß es in dieser Wissenschaft einen Fortschritt gibt.

Den Fortschritt der deutschen Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren und Jahrzehnten könnte man im Sinne der Themenstellung auf Tendenzbegriffe bringen.

So sehe ich zunächst eine Tendenz zur Verfeinerung der Methoden und zur Erweiterung des Methodenspektrums. Als Beispiele nenne ich stichwortartig nur zwei so gegensätzliche Methoden wie die Begriffsgeschichte und die Elektronische Datenverarbeitung.

Weiter gibt es generell eine Tendenz zur Theoretisierung, d.h. die Tendenz zur theoretischen Reflexion auf die jeweils verwendeten Methoden und Begriffe, aber auch ein wachsendes Bedürfnis, geschichtswissenschaftliche Erklärungen theoretisch, und das heißt häufig: unter Rückgriff auf Ergebnisse systematischer Sozialwissenschaften, zu untermauern.

Damit hängt zusammen eine Tendenz zur Präzisierung, zu größerer Genauigkeit. Man denke an die Debatte über die Julikrise 1914 und den heute erreichten Standard in der Deutung der Politik Bethmann Hollwegs im Sinne von Riezlers Theorie des kalkulierten Risikos. Daran zeigt sich zugleich die wachsende Bereitschaft der Historiker, selber Modelle und Theorien zu entwickeln und zu erproben.

Zu den Fortschritten zähle ich auch die in den letzten 10–20 Jahren erfolgte Ausweitung der Sachbereiche, die für die historische Forschung erschlossen worden sind. Dabei werden – nebenbei sei es gesagt – auch die Aktualität und die Erneuerungsfähigkeit der Geschichtswissenschaft manifest. Kaum ein Lebensbereich bleibt heute ausgespart. Die Palette umfaßt gegenwärtig Themen wie die Ge-

schichte des Wirtshauses, der Trunkenheit, der Prostitution, der Gerüche, des Lesens, der Krankheit, des Hungers, des Todes, des Fests, des Denkmals und des Mülls. Auch Themen wie die Geschichte der Familie und der Ehe, der Frau und der Jugend werden erst seit etwa 15 Jahren in Deutschland behandelt. Diese Ausweitung der Gegenstandsbereiche hat dazu geführt, daß eine Fülle neuer Quellengattungen für die Geschichtswissenschaft fruchtbar gemacht wurde: Grundrisse von Häusern und Wohnungen, Adreßbücher, Testamente, bildliche Darstellungen aller Art.

Die genannten Fortschritte werden allerdings mit Tendenzen erkauft, die man nicht ebenso vorbehaltlos begrüßen kann.

Hier ist vor allem die wachsende Spezialisierung zu nennen. Rein chronologisch wird in Stellenausschreibungen allein die Neuere Geschichte mittlerweile in bis zu vier Epochen eingeteilt: Frühe Neuzeit, 19. Jahrhundert, Zeitgeschichte und hier und da noch speziell Nachkriegsgeschichte. Hinzu kommen regionale Spezialisierungen von der jeweiligen Landesgeschichte bis zur osteuropäischen oder auch amerikanischen Geschichte sowie die sachlichen Einschränkungen: Sozialgeschichte, Geschichte der Internationalen Beziehungen, Geschichtstheorie.

Eine gewisse Verengung des Gesichtskreises ist die unvermeidliche Folge solcher Spezialisierungen. Diese Verengung kann auch nur in Grenzen durch eine – übrigens noch kaum irgendwo existierende – Arbeit in Forschergruppen aufgewogen werden, weil die Geschichtswissenschaft zu den Fächern gehört, in denen – jedenfalls bisher – die bedeutenden Leistungen in der Regel aus dem Einfallsreichtum, der Phantasie und der Risikobereitschaft des Einzelforschers hervorgewachsen sind. Die Chance zur Entwicklung und erfolgreichen Umsetzung dieser Qualitäten erscheint jedoch um so höher, je größer die Zahl der Epochen und Gesellschaften ist, zu denen ein Historiker sich aufgrund eigener Forschungen einen Zugang erarbeitet hat.

Eine weitere eher problematische Tendenz ist die zunehmende Hermetisierung der Geschichtswissenschaft. Für den Nichthistoriker, und zwar nicht nur für das Publikum, sondern auch für den Vertreter einer Nachbarwissenschaft, werden die geschichtswissenschaftlichen Arbeiten immer schwerer zugänglich. Die Spezialisierung der Themen bei gleichzeitiger Vermehrung der Zahl der Historiker hat dazu geführt, daß der Stellenwert und die Aussage einer einzelnen Publikation häufig erst deutlich werden, wenn man die gesamte Diskussion, zu der sie ein Beitrag sein soll, zur Kenntnis genommen hat. Die Verlagerung solcher Diskussionen in Fachzeitschriften tut ein übriges, um Nichthistorikern den Einblick zu erschweren.

Hinzu kommt die Spezialisierung der Sprache des Historikers. Die Begriffe werden technischer und abstrakter. Der Abstand zur Alltagssprache vergrößert sich. Diese Tendenz erscheint unaufhaltsam, auch wenn mancher hier des Guten – oder vielmehr Nichtguten – zuviel tun mag. Wie dem auch sei: Das Schreiben ist eine eigene Kunst. Schließlich hat bisher nur ein einziger Historiker den Nobelpreis für Literatur errungen, und das ist lange her.

Übrigens ist eine Folge der Hermetisierung auch der Umstand, daß es heute eine deutliche Kluft gibt zwischen dem, was Historiker für ihre Fachgenossen, und dem, was sie oder vielmehr zumeist andere für ein größeres Publikum schreiben.

Historische Bücher aus der Feder von deutschen Professoren mit wissenschaftlichem Anspruch, die gleichzeitig Verkaufszahlen von Bestsellern erreichen, sind selten. Lothar Galls Bismarck-Biographie gehört dazu.[1] Im Handel erfolgreiche historische Bücher sind in den letzten Jahren in der Regel entweder von Außenseitern und Publizisten wie Sebastian Haffner und Joachim Fest oder von ausländischen Historikern gekommen: man denke an Emmanuel Le Roy Ladurie oder an Barbara Tuchman.

Die Ursachen für den Mangel an öffentlicher Resonanz der Historiker in Deutschland sind sicher nicht nur bei diesen selbst zu suchen. Vielleicht ist hierzulande eine bestimmte Form intellektueller Kultur zu schwach entwickelt, die nicht nur Kunst und Dichtung, sondern auch Politik und Gesellschaft umgreift. Den Markt gewinnt das politische Drama oder das Kuriose, Fremdartige und Sensationelle. Nicht zufällig steht das auch bei uns so erfolgreiche Buch „Montaillou" von Emmanuel Le Roy Ladurie Umberto Ecos „Namen der Rose" näher als einem Werk moderner Sozialgeschichtsschreibung.[2] Auch die verbreitete Vorliebe für die politische Biographie spricht eher für ein Interesse am Dramatischen oder Epischen als an der Auseinandersetzung mit pointierten Thesen. Die gegenwärtige Inflation an Gesamtdarstellungen zur deutschen Geschichte bestätigt diese Diagnose und wird mit Sicherheit an der gegebenen Interessenlage nicht viel ändern.

Nach diesen Vorbemerkungen wird man erwarten, daß ich mich jetzt den inhaltlichen Tendenzen der deutschen Geschichtswissenschaft der Gegenwart zuwende und also Gegenstände, Epochen oder Aspekte benenne, die zur Zeit besondere Aufmerksamkeit finden oder wo neuerdings wichtige Fortschritte der Erkenntnis oder des Verstehens erzielt worden sind.

Aus drei Gründen verbietet es sich, das Thema in diesem Sinne aufzufassen:

Erstens würde ein schlechter Beitrag daraus werden, denn die Vielfalt dessen, wofür sich Historiker gegenwärtig mit gutem Recht interessieren, läßt sich kaum auf eine überschaubare Zahl von gemeinsamen Nennern bringen, und so würde ich am Ende nur Titel und Projekte aufzählen können.

Zweitens würde eine so verstandene Aufgabe die Kompetenz eines einzelnen übersteigen, und so will ich zufrieden sein, wenn ich bis zum Ende meines Beitrags wenigstens einige wesentliche Fragen aus demjenigen Bereich der Geschichtswissenschaft habe anschneiden können, für den ich am ehesten sprechen kann, nämlich aus dem Gebiet der Neueren Geschichte.

Das will ich denn auch versuchen, bin aber drittens der Meinung, daß vor Eintritt in die Diskussion einzelner Forschungsrichtungen eine viel grundsätzlichere Frage gestellt werden muß.

Es ist die Frage nach der geschichtlichen Identität dessen, der sich seiner Geschichte vergewissert, oder vielmehr: die Frage nach den Selbstidentifikationen, die das Ethos des Historikers in der Verfolgung seiner jeweiligen Thematik ausmachen.

---

[1] Lothar Gall, Bismarck. Der Weiße Revolutionär, Frankfurt, Berlin, Wien 1980.

[2] Emmanuel Le Roy Ladurie, Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor 1294 bis 1324, deutsche Ausgabe, Berlin 1980.

Der einzelne Historiker kann seine Identität auf verschiedene Weise bestimmen: in Deutschland z.B. als Deutscher im Unterschied zum Franzosen, als Europäer im Unterschied zum Amerikaner oder zum Asiaten, als Angehöriger der westlichen Zivilisation in Abhebung von anderen Zivilisationen usw.

Weiter kann die Identitätsbestimmung verschiedene Inhalte annehmen und mit verschiedenen Wertungen behaftet werden. Ich will zwar nicht davon sprechen, daß die Deutschen sich in der Vergangenheit gelegentlich gerne als das Volk der Dichter und Denker verstanden und die Briten zu Krämerseelen degradiert haben, aber es ist doch offenkundig, daß es historische Rollen oder Funktionen gibt, die Nationen sich selbst zuschreiben und die einen großen Einfluß ausüben auf ihr Geschichtsbewußtsein.

Die Identitätsproblematik zeigt sich jedoch noch in einem anderen Sinne. Die moralische und politische Katastrophe Deutschlands unter dem Nationalsozialismus hat zu der Frage geführt, ob eine Identifikation mit der bisherigen deutschen Geschichte überhaupt möglich sei.

Die Klagen über den angeblichen Traditionsverlust der Deutschen klingen uns noch in den Ohren. Indessen haben die Geschichtswissenschaft der DDR und mit ihr die marxistischen Faschismustheorien eine Möglichkeit aufgezeigt, wie man eine Identifikation mit der deutschen Vergangenheit vermeiden kann: Man erklärt alles, was geschehen ist, als das Werk der bis dato herrschenden Klassen, postuliert oder vollbringt eine revolutionäre Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse und setzt damit einen neuen Anfang.

Auch die Historiker der DDR haben sich mit Epochen vor 1933 bzw. 1945 beschäftigt. Aber dies geschah ausdrücklich nicht in Identifikation mit der deutschen Vergangenheit im ganzen, sondern ausschließlich mit allem, was den aus ihrer Sicht fortschrittlichen Kräften der deutschen Geschichte zugerechnet werden konnte, also mit den sogenannten ausgebeuteten Klassen und ganz besonders mit der Arbeiterbewegung.[3]

Nun gibt es auch in der Bundesrepublik Versuche, sich von der Last der deutschen Geschichte zu befreien. Auch Historiker sind daran beteiligt, und einige von ihnen bekennen sich ganz offen zu der Absicht, der deutschen Geschichte den Prozeß zu machen.

Um die Bedeutung dieses Vorgangs ins rechte Licht zu rücken, erscheint es angebracht, sich zunächst noch einmal dessen zu erinnern, daß die Entwicklung der modernen Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus zu den großen Leistungen des 19. Jahrhunderts gehört. Wie jede andere, so bedarf auch diese Wissenschaftstradition der fortlaufenden Überprüfung und Weiterentwicklung, aber bisher sind keine wirklich durchschlagenden Argumente dafür vorgetragen worden, auch ihre Grundsätze in Frage zu stellen. Mit den Grundsätzen des Historismus jedoch ist die Anstrengung eines Prozesses gegen die Geschichte nicht vereinbar.

Die Kritik am Historismus ist in den letzten Jahrzehnten in Mode gekommen. Von den Unzulänglichkeiten der Methode des Verstehens ist die Rede. Rankes Diktum, daß es darauf ankomme, zu ermitteln, „wie es eigentlich gewesen", wird nur noch zitiert, um belächelt zu werden. Wolfgang Mommsen überschrieb 1971

[3] Vgl. unten.

einen Essay über den damaligen Stand der Geschichtswissenschaft in Deutschland mit dem provozierend gemeinten Titel „Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus".[4] Mit schneller Zunge wird von einigen Historikern ein Paradigmawechsel in der Geschichtswissenschaft verkündet. Dieser Paradigmawechsel soll sich im Zeichen einer ganz besonderen Art von geschichtswissenschaftlicher Kritik vollzogen haben.

Der Begriff von Kritik, auf den hier rekurriert wird, stammt von einem berühmten Gegner des Historismus aus dem 19. Jahrhundert: von Friedrich Nietzsche. Die explizite Anknüpfung an den Nietzscheschen Ansatz findet sich vor allem bei zwei Historikern unserer Tage: bei Ernst Schulin, Freiburg, und bei Hans-Ulrich Wehler, Bielefeld.

Nietzsche hat in seiner zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung von 1873 mit dem Titel „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" bekanntlich behauptet, „daß ein Übermaß der Historie dem Lebendigen schade", andererseits aber drei Arten der Historie herausgestellt, die dem Leben dienen könnten: die monumentalische, die antiquarische und die kritische Art der Historie.[5] Soweit ich sehe, hat die Geschichtswissenschaft von diesen bis vor kurzem im wesentlichen nur das antiquarische Motiv als legitim anerkannt, wenn auch eher für die Vorhöfe ihrer eigentlichen Arbeit. Das pure antiquarische Interesse wird als nützlich, aber als zu wenig problemorientiert betrachtet. Immerhin hat Wolfgang Mommsen in dem bereits genannten Essay der Historie als eine ihrer wesentlichen Aufgaben eine „bewahrende Funktion", „gleichsam die Rolle eines Kollektivgedächtnisses" zugeschrieben.[6] Auch Nietzsche hatte von der Funktion der antiquarischen Historie gesprochen, „Leben zu bewahren".[7]

Vom monumentalischen Interesse hält die Geschichte als Wissenschaft wenig. Die Hoffnung auf Belehrung und Ermutigung durch das große Beispiel mag zur Historie hinführen, aber es ist nicht Aufgabe der Geschichtswissenschaft, herausragende Taten zu rühmen und zu verherrlichen. Die Lehrmeisterin Geschichte hat ebenfalls der Historismus zu Grabe getragen.[8] Eine Auferstehung ist nicht wahrscheinlich.

So ist es denn auch die dritte, die kritische Art von Historie im Sinne der Nietzscheschen Einteilung, auf die sich Wehler und Schulin berufen.

Die Kritik – das Unterscheidenkönnen – steht seit jeher im Mittelpunkt jeder geschichtswissenschaftlichen Tätigkeit: angefangen von der Quellenkritik über die kritische Lektüre der Literatur bis hin zur Sachkritik. Jedem Historiker ist geläufig, daß er unterscheiden muß zwischen dem, was einer sagt und was er meint, und zwischen dem, was einer sagt und was er tut; daß er unterscheiden muß zwischen

---

[4] Wolfgang J. Mommsen, Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus, 2. Aufl., Düsseldorf 1972.

[5] Friedrich Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, in: ders., Werke in drei Bänden, hg. von Karl Schlechta, Bd. 1, 2. Aufl., Darmstadt 1960, S. 219.

[6] Mommsen, Geschichtswissenschaft, S. 30.

[7] Nietzsche, Vom Nutzen, S. 228.

[8] Reinhart Koselleck, Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte, in: ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt 1979, S. 38–66.

dem, was einer nicht wußte, obwohl er es hätte wissen können, und dem, was er nicht wissen konnte; daß Begriffe einen verschiedenen Sinn haben können, je nachdem wer sie gebraucht und wann er sie gebraucht. Vertraut ist dem Historiker auch die Aufgabe der Ideologiekritik. Er hat gelernt, Aussagen daraufhin zu analysieren, welche Funktion sie in einem bestimmten Lebens- oder Handlungszusammenhang haben sollten.

Nietzsche hatte jedoch weder die Quellenkritik, noch die Sachkritik, noch die Ideologiekritik im Auge, als er die kritische Art der Historie postulierte. Kritik ist hier vielmehr eine Art der Distanzierung. Der Mensch, so schreibt Nietzsche, „muß die Kraft haben und von Zeit zu Zeit anwenden, eine Vergangenheit zu zerbrechen und aufzulösen, um leben zu können: dies erreicht er dadurch, daß er sie vor Gericht zieht, peinlich inquiriert und endlich verurteilt; jede Vergangenheit aber ist wert verurteilt zu werden ... Es ist nicht die Gerechtigkeit, die hier zu Gericht sitzt; es ist noch weniger die Gnade, die hier das Urteil verkündet: sondern das Leben allein, jene dunkle, treibende, unersättlich sich selbst begehrende Macht".[9]

Um 1960 glaubt Hans-Ulrich Wehler einen „folgenreichen Einschnitt in der Entwicklung der westdeutschen Geschichtswissenschaft" zu erkennen. Zuvor sei, so schreibt er, „in der deutschen historiographischen Tradition Nietzsches 'kritische Geschichte' nur von Außenseitern wie Franz Mehring, Arthur Rosenberg und Eckart Kehr, mithin ganz sporadisch praktiziert worden".[10] Jetzt dagegen werde sie zum Leitgedanken derjenigen Form der Geschichtswissenschaft, die allein verdient, modern genannt zu werden.

Ernst Schulin gab 1979 eine Sammlung von Aufsätzen heraus unter dem Titel „Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch". In der Einleitung definierte er den Begriff „Traditionskritik" unter Berufung auf Nietzsches „kritische Historie", die, so Schulin, „von der Vergangenheit befreien soll", und er bezeichnete es als „ein nicht leicht zu überschätzendes Versäumnis", daß dieser Hinweis Nietzsches wissenschaftsgeschichtlich niemals aufgenommen worden sei.[11]

Unter den deutschen Historikern der Gegenwart hat keiner so scharfsichtig wie Thomas Nipperdey die Implikationen dieses Programms herausgearbeitet. Wer auf diese Weise Geschichtswissenschaft betreibe, werfe sich zum Ankläger und Richter zugleich, ja überdies auch zum Gesetzgeber auf.[12]

Es liegt auf der Hand, daß es nicht Aufgabe des Historikers sein kann, der Geschichte den Prozeß zu machen. Nietzsche hat sehr wohl erkannt, daß in einem solchen Prozeß die Gerechtigkeit nicht auf dem Richterstuhl sitzen könnte. Daß er dies wußte, war ein Stück Einsicht, das derselbe Historismus vermittelt hatte, den er doch gleichzeitig angriff. Daß eine Zeit nach ihren eigenen Maßstäben und in den Grenzen ihrer je gegebenen Möglichkeiten beurteilt werden müsse, ist eine je-

---

[9] Nietzsche, Vom Nutzen, S. 229.

[10] Hans-Ulrich Wehler, Zur Lage der Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik 1949–1979, in: ders., Historische Sozialwissenchaft und Geschichtsschreibung. Studien zu Aufgaben und Traditionen deutscher Geschichtswissenschaft, Göttingen 1980, S. 22.

[11] Ernst Schulin, Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken, Göttingen 1979, S. 16.

[12] Thomas Nipperdey, 1933 und die Kontinuität der deutschen Geschichte, in: ders., Nachdenken über die deutsche Geschichte. Essays, München 1986, S. 198.

ner kardinalen Maximen der modernen Geschichtswissenschaft, die sie nicht preisgeben kann, ohne sich selbst in Frage zu stellen. Wen Hans-Ulrich Wehler auf die Anklagebank setzen möchte, das sind natürlich in erster Linie Hitler und seine Helfershelfer, seine Steigbügelhalter und Verbündeten und so auch das breite Spektrum seiner Vorläufer, einschließlich der Sozialstruktur und der Herrschaftsbeziehungen in weiten Bereichen der deutschen Geschichte. Nicht zufällig bezeichnete Wehler das Erscheinen von Fritz Fischers „Griff nach der Weltmacht" 1961 als den ersten Schritt zu jenem Paradigmawechsel zur kritischen Historie im Sinne Friedrich Nietzsches.[13] Denn Fischer hatte zu beweisen versucht, daß Deutschland nicht nur 1939, sondern auch 1914 schon einen Angriffskrieg vom Zaun gebrochen und damit den Weltkrieg in Kauf genommen habe, um seine Großmachtansprüche durchzusetzen. Wehler nennt diese These charakteristischerweise nicht eine neue Entdeckung oder Interpretation, sondern er spricht von Fischers „vehementer Attacke gegen die kriegsverursachenden und -verlängernden Wirkungen der reichsdeutschen Expansionspolitik", und er fährt fort: „damit war ... die Frage der Kontinuität in der modernen deutschen Geschichte mit neuer Brisanz aufgeworfen".[14]

Die Kontinuität, die Wehler im Auge hat, läßt sich mit ein paar knappen Stichworten umreißen. Er meint die angebliche Kontinuität des Obrigkeitsstaats, des Machtmißbrauchs, der verhinderten Demokratisierung, der Expansionspolitik, des übersteigerten Nationalismus. Der Prozeß, den er führen möchte, läuft auf die Identifikation der Bösewichter hinaus: des Bonapartisten und Sozialimperialisten Bismarck, des Kriegstreibers Tirpitz, des verantwortungslosen Bethmann Hollweg oder des militaristischen Ludendorff. Und all dies geschieht um des Nachweises willen, daß die deutsche Gesellschaft vor 1933 eine verfehlte Entwicklung genommen habe, daß ihre Machteliten der Legitimation entbehrt hätten und daß die Tradition der deutschen Politik einen Kurs eingeschlagen habe, bei dem die Katastrophe vorauszusehen war.

Diese Art der pauschalen Verurteilung steht m.E. in Gefahr, die Anerkennung der eigenen Identität preiszugeben, ohne die ein sinnvoller Umgang mit der Vergangenheit gar nicht möglich wäre. Würde sich denn die Mühe lohnen, mit der wir bis in kleinste und entlegenste Verästelungen hinein nach den Ursachen für Entwicklungen forschen, die wir als verfehlt ansehen, wenn die Erklärung all dessen am Ende nicht dazu führte, daß wir uns in unserer eigenen geschichtlichen Identität doch wiederfinden können? Im Verstehen werden Fehlentwicklungen als Versäumnisse erkennbar, die auch hätten vermieden werden können. Nur aus dem Bewußtsein, daß wir zu diesem Vermeiden prinzipiell fähig gewesen wären, erwächst, so glaube ich, der Mut, die Zukunft erneut zu wagen.

Alternativen sehe ich nicht. Der bei der älteren Generation von Historikern beliebte Ausweg, auf die Tragik der Umstände zu verweisen, erscheint mir hohl, weil wir uns doch nicht aus der Verantwortung stehlen können, an die unser Gewissen uns mahnt. Der Versuch, zu verschweigen und zu verdrängen, ist in der Tat nur eine Zeitlang gelungen. Er war ein Selbstbetrug und konnte schon deshalb nicht

---

[13] Fritz Fischer, Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18, Düsseldorf 1961.

[14] Wehler, Zur Lage, S. 23.

dauerhaft erfolgreich sein, weil es genug andere gab, die uns zur Rede stellten. Die vermeintlich emanzipatorische Totalkritik im Sinne Nietzsches ist ebenfalls ein Selbstbetrug, weil sie die eigene Identität verleugnen will, aber sie ist darüber hinaus auch eine Illusion, weil wir die Traditionen, in denen wir stehen, nicht einfach abwerfen können.

Stellung beziehen zu Traditionen, die einen im Griff haben, kann man nur, wenn man sie kennt. Kennenlernen kann man sie aber nicht mit Nietzsches kritischer Historie, sondern nur mit Hilfe der „historistischen" Geschichtswissenschaft, die alle Wertungen zurückstellt, solange sie Sachverhalte ermittelt.

Thomas Nipperdey hat hervorgehoben, daß die „Kontinuitätshistorie", die sich auf Nietzsche beruft, auch die Grunderfahrung aller Geschichte mißachte, nämlich daß historische Situationen niemals völlig determiniert sind, und daß es gerade auch eine der Leistungen des Historismus gewesen sei, daß er gelehrt habe, die Offenheit einer Konstellation und die Pluralität gegebener Handlungs- oder Entwicklungsmöglichkeiten zu beachten.[15] Auch die Einsicht in diese prinzipielle Offenheit dient dem Leben. Auf ihr allein beruht nicht zuletzt die Hoffnung, sich kritisch mit einer Tradition auseinandersetzen und sie auf diese Weise ihrer Macht über uns entäußern zu können.

Zum Programm einer Traditionskritik im Sinne einer solchen identitätswahrenden Selbstprüfung gehört gewiß die schonungslose Offenlegung der Versäumnisse, des Unrechts und der Illusionen in unserer Geschichte, aber zugleich eben auch die Suche nach den noch unentwickelten Potentialen, die gleichfalls in unserer Tradition und damit in uns selbst angelegt sind.

Diese Art von produktiver Traditionskritik ist nötig, um den Weg für Lebensmöglichkeiten in der Zukunft freizulegen, und ich meine, daß es zu den denkwürdigen Leistungen der Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik gehört, daß sie sich von Anfang an um die Aufklärung des Nationalsozialismus bemüht hat. Die Gründung des Instituts für Zeitgeschichte 1951 und die Begründung der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 1953 stehen für dieses Engagement, und vielleicht ist der Hinweis nicht überflüssig, daß beide Initiativen bereits zu Beginn der vielgeschmähten 50er Jahre lagen.

Aus heutiger Sicht erscheinen die Erklärungsversuche von damals sicher in vieler Hinsicht als zu einfach und der komplexen Realität des Dritten Reichs nicht angemessen. Die Tendenz zur Dämonisierung Hitlers, die Vorstellung der durchorganisierten totalitären Diktatur, schließlich die geradlinige Ableitung des Geschehens aus Hitlers Programm und Weltanschauung – all dies will uns heute nicht mehr genügen. Das tut der Entschiedenheit des damaligen Aufklärungswillens jedoch keinen Abbruch, denn die skizzierten Deutungsversuche reflektieren durchaus das damals vorherrschende Verständnis von Politik überhaupt. Das Modell der totalitären Diktatur z.B. wurde damals autoritativ von dem Heidelberger Politologen Carl Joachim Friedrich vorgetragen, und es schien gut zu der unbestreitbaren Tatsache zu passen, daß Hitlers Politik auf den ersten Blick sehr weitgehend den in „Mein Kampf" 1924 niedergelegten Absichten entsprach.[16]

---

[15] Nipperdey, 1933, S. 202, 204 f.

[16] Carl Joachim Friedrich, Totalitäre Diktatur, Stuttgart 1957.

Immerhin lassen sich die Wurzeln für ein differenzierteres und tieferes Verständnis der Entwicklung ebenfalls bereits in der Mitte der 50er Jahre ausmachen. Karl Dietrich Bracher stellte in seinem gewichtigen Werk von 1955 über die Auflösung der Weimarer Republik Probleme der Machtstruktur und des Machtverfalls in der Weimarer Demokratie in den Mittelpunkt der Untersuchung.[17] Ein Jahr zuvor hatte Werner Conze in der *Historischen Zeitschrift* den Bruch der Großen Koalition im März 1930, der in die Ära der Präsidialkabinette überleitete, als eine strukturelle Krise des Parteienstaats in Deutschland interpretiert.[18]

Diese Art von strukturgeschichtlicher Analyse ist seither mit großem Erfolg weiterentwickelt worden, und zwar sowohl für die Vorgeschichte des Nationalsozialismus als auch für das Dritte Reich selbst.

Für die Erforschung des Dritten Reichs ist dabei vor allem die Entdeckung folgenreich geworden, daß die in der Totalitarismusthese implizierte Vorstellung einer monolithischen Herrschaftsstruktur der Wirklichkeit des Regimes nicht entspricht. Spätestens mit dem Erscheinen von Martin Broszats Darstellung „Der Staat Hitlers" von 1969 ist eine äußerst fruchtbare struktur- und prozeßanalytische Forschungsrichtung ins Leben getreten, welche das Widerspiel gegensätzlicher Kräfte, die Überlappung von Kompetenzen, kurz: den wesentlich polykratischen Charakter des Regimes herausarbeitet.[19] Hans Mommsen ist in dieser Richtung bis zu der These gegangen, daß die Vernichtung der Juden letztlich auf ein komplexes Zusammenwirken ganz unterschiedlicher Faktoren zurückzuführen sein könnte, ohne daß es eines ausdrücklichen Befehls des Führers hierzu bedurft hätte.[20]

Parallel zu dieser neuen Sicht der politischen Struktur des Dritten Reichs entwickelte sich das Interesse für die gesellschaftliche Realität dieser Epoche – freilich in ganz unterschiedlichen Perspektiven.

Mit dem allmählichen Abtreten der Generation, die selbst noch Verantwortung unter dem Nationalsozialismus getragen hatte, wurde seit den frühen 60er Jahren zunehmend nach der Rolle der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen im Dritten Reich gefragt. Das war zunächst kein im strengen Sinne sozialgeschichtliches Interesse, sondern vielmehr die Frage, welchen Teil der Verantwortung Ärzte, Juristen, Professoren, Beamte, Unternehmer usw. an dem Geschehen trugen. Sie führte jedoch zugleich auf eine ganz anders gemeinte Frage, nämlich auf die Frage nach der sozialen Realität der Epoche. In den letzten Jahren hat gerade der sozialgeschichtliche Ansatz bei der Erforschung des Nationalsozialismus einen beträchtlichen Aufschwung genommen.

Daß es sinnvoll sei, sozialgeschichtliche Analysen auf einen Zeitraum von 12 Jahren zu begrenzen, möchte man allerdings bezweifeln. Die Chance des sozialgeschichtlichen Ansatzes liegt in Wirklichkeit gerade darin, gesellschaftliche Konti-

---

[17] Karl Dietrich Bracher, Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie, Villingen 1955.

[18] Werner Conze, Die Krise des Parteienstaates in Deutschland 1929/30, in: Historische Zeitschrift 178 (1954), S. 47–83.

[19] Martin Broszat, Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung, München 1969.

[20] Hans Mommsen, Die Realisierung des Utopischen: Die „Endlösung der Judenfrage" im „Dritten Reich", in: Geschichte und Gesellschaft 9 (1983), S. 381–420.

nuitäten über die politisch definierten Abschnitte hinaus aufzuzeigen oder aber angesichts der politischen Wechselfälle die wirklichen Brüche in der gesellschaftlichen Entwicklung zu identifizieren.

Vor allem gegen die Flut der Alltagsgeschichten muß man mißtrauisch sein. Ich sehe ihren relativen Wert in erster Linie im didaktischen Bereich. Die Forschung kann es sich nicht zur Aufgabe machen, die Verständnislosigkeit und Uninformiertheit der vielen und die Dumpfheit ihres Alltags zu reproduzieren. Geschichtswissenschaft hat vielmehr die Funktion, sichtbar zu machen, was der Zeitgenosse nicht gesehen hat und zumeist auch nicht sehen konnte.

Was wir nicht sehen, ist gemeinhin all das, was sich hinter unserem Rücken vollzieht, und die Aufgabe des Historikers besteht gerade darin, hinter der verwirrenden Vielfalt von überlieferten Tatsachen aller Art zu ermitteln, was eigentlich geschehen ist. Der Weg, wie wir von der Fülle der Fakten zu einem relevanten historischen Urteil gelangen, kann dabei von vielerlei Art sein: Interpretation von Texten, Verstehen von Motivationen und Konzepten, statistische Auswertung von Daten entsprechend einer bestimmten Hypothese, Erklärung von sozialen Handlungen aufgrund sozialer Theorien usw. Immer steht am Ende eine Aussage, die es erlaubt, das Einzelne auf die eine oder andere Art auf ein Allgemeines zu beziehen. Für dieses Allgemeine gibt es verschiedene Namen, je nachdem, worauf es gerade ankommt und wovon wir handeln: Struktur, Prozeß, Konflikt, Milieu, Mentalität, Konstellation, Interessenlage und so fort.

Ich rufe diese Selbstverständlichkeiten nur deshalb in Erinnerung, weil die Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik bis zum heutigen Tag von Debatten über das Verhältnis von Strukturgeschichte und Ereignisgeschichte begleitet wird, die ihrerseits z.T. wiederum überlagert werden von der davon zu unterscheidenden Debatte über das Verhältnis von Sozialgeschichte und politischer Geschichte. Der Streit über die Alltagsgeschichte ist nur die neueste Variante derselben Kontroverse.

Die Debatte über die Strukturgeschichte wurde in den 50er Jahren durch die Auseinandersetzung mit Fernand Braudel angestoßen. Braudel hatte in seinem 1949 publizierten Werk „La Méditerranée et le Monde méditerranéen à l'époque de Philippe II" die Epoche Philipps II. dreimal hintereinander auf drei verschiedenen Zeitebenen durchlaufen. Die erste Ebene bezeichnete Braudel als eine Geschichte fast ohne Bewegung, die Geschichte des Menschen im Verhältnis zu seiner Umwelt, eine Geschichte also, die nur ganz allmähliche Veränderungen kennt. Die zweite Ebene sollte eine Geschichte in langsamen Rhythmen sein: eine Sozialgeschichte, eine Geschichte von Gruppen und Institutionen, von Staaten und Kulturen. Als dritte Ebene bezeichnete Braudel die traditionelle Geschichte in der Dimension des Individuums, nicht des Menschen, die „histoire événementielle", eine Geschichte mit kurzen, raschen, nervösen Ausschlägen.[21]

Braudel unterschied also verschiedene Zeitebenen und differenzierte die Geschichte in eine geographische, eine gesellschaftliche und eine individuelle Zeit. Später konzentrierte er sich auf die beiden Pole der „histoire de longue, même de

[21] Fernand Brandel, La Méditerranée et le Monde méditerranéen à l'époque de Philippe II, Paris 1949, p. XIII.

très longue durée" und der „histoire événementielle" oder des „temps court, à la mesure des individus", und als Schlüssel zur Geschichte der langen Dauer bezeichnete er die Strukturgeschichte.[22]

Diese Art der Präsentation hat der Sache der Strukturgeschichte in Deutschland mehr geschadet als genützt. Denn die strikte Trennung der verschiedenen Zeitebenen durch Braudel leistete der Meinung Vorschub, als Historiker müsse man sich zwischen Ereignis- und Strukturgeschichte entscheiden. Speziell gegen die Zumutung einer Strukturgeschichte wurde schon bald eingewandt, Braudel vermöge mit seiner Konzeption nicht zu zeigen, wie die Zeitebenen zusammenhingen, und deshalb könne er auch den Wandel von Strukturen nicht erklären.[23] Da erschien es doch sicherer, auf den bewährten Bahnen einer Geschichtsschreibung weiterzuschreiten, die sich weniger durch einseitige und konsequente Vorliebe für das bloß Ereignishafte, als vielmehr dadurch auszeichnete, daß sie sich für theoretische Fragen dieser Art nicht weiter interessierte.

Die skizzierten Einwände verkannten die kritische Funktion der Position von Braudel. Braudel wollte kein Modell für die künftige Analyse von geschichtlichen Zusammenhängen liefern, sondern durch die künstliche Isolierung der verschiedenen Zeitebenen auf die Notwendigkeit hinweisen, mit größerer Entschiedenheit und Bewußtheit als bisher hinter die Kulissen des bloß Ereignishaften zu blicken und die Phänomene langer Dauer zu einem expliziten Gegenstand der wissenschaftlichen Betrachtung zu machen. Strukturgeschichte in diesem Sinn ist denn auch in der Tat bis zum heutigen Tag das Programm der französischen Annales-Schule geblieben, der Braudel angehörte.

Die Skepsis gegenüber der Strukturgeschichte hatte in der Bundesrepublik über das Gesagte hinaus auch darin ihren Grund, daß sie weithin mit der Sozialgeschichte, die Ereignisgeschichte dagegen mit der politischen Geschichte gleichgesetzt wurde. Das bestärkte nicht wenige politische Historiker erst recht in ihrem guten Gewissen dabei, auch weiterhin mit strukturanalytischer Zurückhaltung an ihr Material heranzugehen. Erschien ihnen Strukturgeschichte methodisch unzulänglich, so behandelte Sozialgeschichte einen anderen Gegenstand, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß es hochwichtige und aktuelle Fragen an die Geschichte gab, die auf den staatlich-politischen Bereich abzielten.

Nun gilt – glücklicherweise – auch für Historiker, daß man wohl unterscheiden muß zwischen dem, was sie sagen, daß sie tun, und dem, was sie wirklich tun. Niemand würde heute einer politischen Geschichtsschreibung, die sich in der Anhäufung von Details und im Erzählen von Abläufen erschöpfte, Beifall zollen.

Verlangt wird selbstverständlich die Analyse von Interessenlagen, von Handlungsspielräumen, von politischen Konzeptionen und ähnlichem, um daraus ein Ereignis oder eine politische Entscheidung im einzelnen zu deuten und plausibel zu machen. Die Frage ist also gar nicht, ob in der politischen Geschichte nach strukturellen Gegebenheiten gefragt werden soll, sondern allein, welche Strukturen für ein

---

[22] Ders., Histoire et sciences sociales. La longue durée (1958), in: ders., Ecrits sur l'histoire, Paris 1969, S. 45, 50 f.

[23] Vgl. Dieter Groh, Strukturgeschichte als „totale" Geschichte?, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 58 (1971), S.318.

Phänomen von Bedeutung gewesen sind und wie groß im einzelnen der Anteil des Individuums, des Zufalls oder eben struktureller Determinanten gewesen sein mag. Anders ausgedrückt: Auch die politische Geschichte ist niemals ohne Strukturanalyse ausgekommen. Gewachsen sind jedoch die Ansprüche an Qualität und Gewicht solcher Analysen.

In der Tat hat das Maß strukturanalytischer Reflexion und Vertiefung innerhalb der politischen Geschichte in den letzten drei Jahrzehnten vor allem mit Bezug auf die gesellschaftliche Dimension der Politik ganz erheblich zugenommen.

Der politischen Geschichtsschreibung kam dabei zugute, daß die Sozialgeschichte in Deutschland ihren Gegenstand bis heute niemals in radikaler Absonderung von aller Politik verstanden hat. Mit anderen Worten: Sozialgeschichte sollte nicht sein, was Trevelyan mit seinem berühmten Diktum die „Geschichte" genannt hat „unter Außerachtlassung der Politik".[24]

Darin liegt eines der wesentlichen Kennzeichen der westdeutschen Sozialgeschichtsschreibung im Unterschied zu den Annales-Historikern oder auch zu bestimmten angelsächsischen Schulen. Das heißt natürlich nicht, daß es nicht auch in der westdeutschen Geschichtswissenschaft zahlreiche Untersuchungen und ganze Themenbereiche gäbe, in denen politische Fragestellungen im engeren Sinne kaum vorkommen: die Historische Demographie zum Beispiel, Untersuchungen zur Familiengeschichte, zur Mentalitätsgeschichte, zur Geschichte der Ernährung und der Nahrungsgewohnheiten oder zur Sozialgeschichte der Medizin. Es heißt aber, daß diese Forschungen letztlich bezogen bleiben auf die Vorstellung eines Gesamtgefüges im Sinne der alten societas civilis, innerhalb derer Politisches und Gesellschaftliches sich wechselseitig durchdringen und lediglich als Momente oder Aspekte in bestimmten Perspektiven isoliert werden können.

In der Bundesrepublik mußte sich die Sozialgeschichte ihren Platz innerhalb einer so verstandenen integrativen Gesamtgeschichte seit den 50er Jahren erst mühsam erkämpfen. So kam es zu einer polemischen Frontstellung zwischen Sozialgeschichte und Politikgeschichte, die inzwischen ihre Funktion erfüllt hat und deswegen als überwunden gelten kann. Dabei ist aus heutiger Sicht bemerkenswert, daß die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in der Bundesrepublik, wie sie maßgeblich in Heidelberg durch Werner Conze angeregt wurde, noch stark von politikgeschichtlichen Fragestellungen bestimmt waren. So standen zunächst die Geschichte sozialer Bewegungen, die Parteiengeschichte und die Verbandsgeschichte im Vordergrund, und das heißt, daß die neue Sozialgeschichte in erster Linie danach fragte, auf welche Art und Weise sich gesellschaftliche Bedürfnisse und Interessen politisch artikulierten. Erst viel später – etwa seit Anfang der 70er Jahre – wurden das soziale Verhalten und die sozialen Lagen einzelner Gruppen als solche thematisiert, wobei wie schon bei der Parteien- und Verbandsgeschichte ein besonderer Akzent auf der Erforschung der Fabrikarbeiterschaft lag und bis heute liegt. Einkommensverhältnisse, Ernährung und Wohnung der Arbeiter, ihre regionale und soziale Mobilität, ihre Arbeitsbedingungen, ihr Organisations- und Streikverhalten, ihre Lektüre und ihre Kultur machen nach wie vor einen dominierenden

[24] George Macaulay Trevelyan, Kultur- und Sozialgeschichte Englands, Deutsche Ausgabe, Hamburg 1948, S. 7.

Bereich der sozialgeschichtlichen Forschung in der Bundesrepublik aus. Dagegen ist für andere soziale Gruppen noch viel zu tun – so für das Bürgertum und den Adel, aber auch für den Bereich der ländlichen Gesellschaft insgesamt.

Für die integrative Gesamtgeschichte, die Politisches und Soziales umgreift, gibt es keine allgemein akzeptierte Bezeichnung. Hans-Ulrich Wehler gebraucht hierfür den Begriff Gesellschaftsgeschichte, entsprechend Hobsbawms Begriff der History of Society, die zu unterscheiden ist von der Social History; aber dieser Name hat den Nachteil, daß er dazu zwingt, mit zwei verschiedenen Begriffen von Gesellschaft gleichzeitig zu operieren.[25] Im Grunde böte sich der vertraute Begriff der Allgemeinen Geschichte hierfür an. Nur wird aus kontingenten historischen Gründen darunter bisher überwiegend eine einseitig politische Geschichte verstanden.

Worauf es hier zunächst ankommt, ist jedenfalls die Feststellung, daß die polemische Konfrontation zwischen Politikgeschichte und Sozialgeschichte im wesentlichen überwunden ist durch die Einsicht, daß Politik letztlich eine gesellschaftliche Funktion, wie umgekehrt die Gesellschaft mannigfach politisch determiniert ist.

Sofern dieser Nexus konsequent thematisiert wird, lassen sich in vielen Bereichen neue und weiterführende Fragestellungen entwickeln, von denen sich einige durchaus auch an traditionelle Forschungsrichtungen anknüpfen lassen.

So ist neben die traditionelle Ideengeschichte heute ein ganzes Bündel von neuen Formen der Bewußtseinsgeschichte getreten. Die Begriffsgeschichte etwa thematisiert bereits die unreflektierten Wahrnehmungsweisen, die in die Sprache der Texte eingehen, aus denen der Historiker bisher die Geschichte von Ideen rekonstruiert hatte. Im Verein mit der Sozialgeschichte der Ideen und mit der Mentalitätsgeschichte bildet sie eine komplexe Forschungsrichtung, in der Vorstellungen einerseits auf soziale Gegebenheiten zurückbezogen, andererseits aber zur Erklärung sozialer und politischer Praxis verwendet werden. Ziel ist die Erforschung der Begriffswelt und der Wahrnehmungsweisen sozialer Gruppen und Kollektivitäten, um sowohl für individuelles als auch und gerade für kollektives Verhalten adäquate Erklärungshypothesen entwickeln zu können. Ein wichtiges Anwendungsgebiet solcher Forschungen ist z.B. der soziale Protest, wo es u.a. darum geht, die komplexen Bewußtseinsvorgänge freizulegen, die zur kollektiven Wahrnehmung sozialer Deprivation geführt haben.[26]

Das in den vergangenen Jahren neu erwachte Interesse für die Volkskultur, für symbolische Manifestationen wie Katzenmusiken und Karnevalsbräuche, für Feste und Denkmäler, für die subjektive Seite sozialer Differenzierung und sozialer Diffusion hat in diesem Zusammenhang gerade erst begonnen, einen Bereich freizulegen, für den noch kein überzeugender Name gefunden wurde. Man spricht – un-

---

[25] Hans-Ulrich Wehler, Sozialgeschichte und Gesellschaftsgeschichte, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.), Sozialgeschichte in Deutschland, Bd. 1, Göttingen 1986, S. 33–52, hier bes. S. 33 f.

[26] Vgl. Werner Giesselmann, Protest als Gegenstand sozialgeschichtlicher Forschung, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.), Sozialgeschichte in Deutschland, Bd. 3, Göttingen 1987, S. 59

scharf – vielfach von der anthropologischen Dimension der Geschichte oder auch von einer neuen Form der Kulturgeschichte.

Nun ist offenkundig, daß die gesellschaftliche Wirklichkeit einer Epoche wesentlich bestimmt ist durch den Stand ihrer wirtschaftlichen Entwicklung, wie wiederum diese bestimmt ist vom Stand der Technik und der Wissenschaft. Wissenschaftsgeschichte und Technikgeschichte sind in Deutschland im Vergleich zu den angelsächsischen Ländern bisher nur schwach entwickelt, und noch viel weniger wissen wir über die Zusammenhänge zwischen kulturellen Normen, wissenschaftlichen Entdeckungen, wirtschaftlichem und sozialem Verhalten und Politik.

Die Offenlegung derartiger Zusammenhänge steht m.E. auf der Tagesordnung; nicht notwendig im Sinne einer Gesamtdeutung des historischen Prozesses, aber als Maxime der Forschung am jeweils gewählten Gegenstand. Es geht darum, soweit möglich auch bei einer monographischen Untersuchung die integrale Perspektive an die Stelle sektoraler Abschottung zu setzen.

Ich denke, daß ein derartiger Vorsatz beispielsweise bei der Konzeption einer modernen Ansprüchen genügenden Geschichte des Nationalismus von Nutzen sein könnte. Die Geschichte des Nationalismus ist bisher allzu einseitig ideen- und politikgeschichtlich analysiert worden. Sozial- und kulturgeschichtlich ausgerichtete Untersuchungen sind Mangelware, wenngleich in den letzten Jahren auch hier zu Einzelthemen unkonventionelle Arbeiten von hohem Rang publiziert wurden.

Im Nachweis der Mechanismen und Stufen des Prozesses, der von der kleinen Schar national gesinnter Intellektueller wie Görres, Humboldt, Fichte und Arndt um 1815 zu der Illusion eines ganzen Volkes im Jahre 1914 führte, als gelte es im Krieg zwischen den europäischen Nationen die höchsten Ideale der Menschheit zu verwirklichen und zu verteidigen, sehe ich eine wichtige Aufgabe einer politischen Sozialgeschichte. Sie eignet sich um so mehr zu einer wohlverstandenen Traditionskritik im eingangs definierten Sinne, als das Phänomen sich in anderen Ländern Europas in ähnlicher Weise zeigte, ohne daß dort später ein dem Nationalsozialismus vergleichbares Regime an die Macht gekommen wäre.

Hieran zeigt sich zugleich die Notwendigkeit, über die Geschichte der eigenen Nation hinauszublicken und weit stärker als bisher vergleichend zu arbeiten. Mit der Gründung deutscher historischer Auslandsinstitute in Paris, London und Washington und der Verstärkung der neueren Abteilung am über 100 Jahre alten Institut in Rom hat die deutsche Geschichtswissenschaft ihre Forschungsmöglichkeiten in dieser Richtung erheblich ausgeweitet. Die Gründung zahlreicher Universitätsinstitute für osteuropäische Geschichte seit Ausgang der 50er Jahre hat den Zugang zu dieser Region erschlossen. Lehrstühle für Gebiete außerhalb Europas – etwa in Heidelberg für Südasien – weisen noch darüber hinaus.

Ein mustergültiges Projekt vergleichender Forschung war die von Theodor Schieder in Köln eingerichtete Abteilung des Historischen Seminars für die Erforschung europäischer Nationalbewegungen. Für die vorrevolutionäre Epoche gibt es vergleichende Untersuchungen zur Entwicklung der ständischen Verfassung, z.T. in Fortführung von Anregungen Otto Hintzes. Im Bereich der politischen und sozialen Strukturen des Absolutismus fehlen bisher weitgehend überzeugende vergleichend angelegte Arbeiten; am ehesten noch liegen sie für den sogenannten auf-

geklärten Absolutismus vor, sind hier allerdings mit dem Mangel behaftet, daß die Konzeption des aufgeklärten Absolutismus im allgemeinen nicht präzise genug gefaßt wird.

Für das Zeitalter der Französischen Revolution ist unter vergleichenden Gesichtspunkten Robert R. Palmers zweibändige Darstellung von 1959 und 1964 bisher nicht übertroffen worden.[27]

Für das 19. und 20. Jahrhundert gilt noch immer der Vorrang der Nationalgeschichten. In den vergangenen 10 Jahren sind mindestens fünf neue Darstellungen zur deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert (oder größeren Teilen davon) erschienen, zuletzt Hans-Ulrich Wehlers „Deutsche Gesellschaftsgeschichte".[28] Eine Darstellung der europäischen Geschichte des 19. Jahrhunderts hat neuerdings niemand versucht.

Dabei haben die Zeitgenossen in den einzelnen Ländern sich durchaus auch als Zeugen und Betroffene eines gesamteuropäischen, z.T. selbst die Vereinigten Staaten mitumgreifenden Geschehens verstanden. Das gilt für die großen politischen Strömungen ebenso wie für die sozialen Bewegungen, gilt für Revolution und Reaktion, für Industrialisierung und soziale Frage, ja selbstverständlich auch für die nationalen Bestrebungen. Wie anders wäre das Eintreten der deutschen Liberalen des Vormärz für die polnische Revolution und für den Freiheitskampf der Griechen zu verstehen!

Der Imperialismus wird traditionell in hohem Maße als Gesamtphänomen in den Blick genommen, so daß auch die vergleichende Betrachtung verhältnismäßig weit fortgeschritten ist. Das hängt mit der frühen Entwicklung von Imperialismustheorien zusammen, da deren Überprüfung und die Erfindung neuer Theorien die Berücksichtigung aller empirischen Fälle verlangt.

Dagegen ist die vergleichende Faschismusforschung nicht sehr weit vorangekommen. Damit daß man den Nationalsozialismus einfach als deutschen Faschismus bezeichnet, ist noch nichts gewonnen.

Sicher spricht vieles dafür, daß deutsche Historiker in erster Linie deutsche Geschichte betreiben. Über das Maß jedoch müßte man sich erst einmal verständigen. Hinzu kommt, daß viele deutsche Historiker nicht einmal den Gesamtbereich dessen, was ehemals zu Deutschland gehörte, in den Blick zu nehmen pflegen. So werden die habsburgischen Länder, die zum Alten Reich und bis 1866 zum Deutschen Bund gehörten, vielfach kaum noch einbezogen.

Daß die DDR es westdeutschen Historikern nicht gerade leicht gemacht hat, ihre kurze Geschichte zu erforschen, liegt auf der Hand, doch gehört die Bewußtseinsverengung vieler Historiker auf die Bundesrepublik inzwischen, wie zu hoffen ist, der Vergangenheit an.

---

[27] Robert R. Palmer, The Age of the Democratic Revolution. A Political History of Europe and America, 1760–1800, 2 vols., Princeton 1959/1964.

[28] Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bände 1 und 2, München 1987. Inzwischen hat auch Thomas Nipperdey einen weiteren Band seiner Deutschen Geschichte vorgelegt: Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1990.

Die Notwendigkeit der Erforschung des Nationalsozialismus und seiner Vorgeschichte bis zurück ins 18. Jahrhundert oder zur Reformation hat sicher und mit Recht zahlreiche Energien gebunden und auf die deutsche Geschichte hin orientiert. Aber gerade im Interesse dieser Fragestellung wäre auch der Blick über die Grenzen Deutschlands hinaus gefordert. Die Sonderwegs-Debatte, die wir vor einigen Jahren erlebt haben, krankte offenkundig daran, daß viele von denjenigen, die Deutschland im Zeitalter der Demokratisierung und Industrialisierung eine Entwicklung zusprachen, die im Vergleich zu westlichen Ländern widersprüchlich, halbherzig und verbogen verlaufen sei, die demgegenüber zum heimlichen Vorbild der Normalität genommene Entwicklung, etwa in England oder Frankreich, gar nicht genau genug überblickten. Ein Paradebeispiel ist die Diskussion um die Revolution von 1848. Daß sie vor den Thronen stehengeblieben sei, wird den deutschen Liberalen zum Vorwurf gemacht. Nun, die Französische Revolution ist 1789 zunächst auch vor dem Thron Ludwigs XVI. stehengeblieben, und die Vertreibung Louis Philippes in Frankreich 1848 hat das Ergebnis ebenfalls nicht demokratischer werden lassen: auf die kurzlebige zweite Republik folgte der plebiszitäre Diktator Napoléon III. Eine allgemeine und solidarische Erhebung der Völker ist nicht einmal innerhalb des alten österreichischen Kaiserstaats gelungen. Um wieviel weniger hätte die deutsche Nation hoffen können, ihre Einheit nach Beseitigung der deutschen Fürsten gegen den Widerstand Europas durchzusetzen! Und daß die österreichische wie die russische Regierung vor militärischer Intervention nicht zurückgeschreckt wären, zeigen die Ereignisse in Polen 1831, in Italien 1848 und 1849 und in Ungarn 1849 mit aller wünschenswerten Deutlichkeit.

Der Rückblick auf diese Epoche ist in diesen Tagen hochaktuell. Fast eineinhalb Jahrhunderte nach dem gescheiterten Versuch der Paulskirche wurde dem deutschen Volk noch einmal die Chance gegeben, seine nationale Einheit in freier Selbstbestimmung und ohne äußeren Krieg, vielmehr im Rahmen einer europäischen Friedensordnung zu verwirklichen.

So muß eine Reflexion auf die gegenwärtige Situation der Geschichtswissenschaft in Deutschland in unseren Tagen der Frage nachgehen, was in dieser Hinsicht die jüngsten Entwicklungen in Osteuropa und besonders in der bisherigen DDR bedeuten. Auch hier ist namentlich für einen deutschen Historiker wiederum in ausgezeichneter Weise die Frage nach der Identität gestellt, aus der er sein Verhältnis zu dieser Entwicklung und zur Geschichte der beiden deutschen Staaten und schließlich die Einbettung dieser Geschichte in die deutsche Tradition insgesamt bestimmt.

Zunächst einmal liegt auf der Hand, daß die Beobachtung der Umwälzungen in den sozialistischen Ländern unseren politischen Erfahrungsschatz beträchtlich erweitert und damit der historischen Beurteilung auch in ganz anderen Bereichen neue Gesichtspunkte geliefert hat.

Ich greife nur einige Tatsachen heraus, von denen ich glaube, daß sie gerade für die deutsche Geschichte von besonderem Gewicht sind. Zunächst erscheint mir mit Blick auf die DDR der Umstand bedeutsam, daß selbst eine über 40 Jahre anhaltende Indoktrination unter Bedingungen eines nahezu perfekten Überwachungsstaats es offensichtlich nicht vermocht hat, politische Zustimmung zum Regime zu

erzeugen, den Gedanken der Zusammengehörigkeit aller Deutschen auszulöschen und das Bedürfnis nach persönlicher Freiheit und Selbstgestaltung abzutöten.

Zum zweiten erscheint es des Nachdenkens wert, daß sich in der DDR eine demokratische Revolution vollzogen hat, die an innerer Folgerichtigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Das dürfte manchen westdeutschen Historiker, der die deutsche Geschichte durch die Tradition der Revolution von oben bestimmt sehen wollte, zur Überprüfung seiner Positionen veranlassen. Die massenhafte Bereitschaft zur Revolution in der DDR ist ihrerseits ein Faktum der deutschen Geschichte geworden, das auch die früheren Revolutionen in Deutschland in eine neue Perspektive rückt. Der Vergleich namentlich mit dem Vormärz und der Revolution von 1848/49 drängt sich in vielfältiger Hinsicht auf. Die Gleichzeitigkeit der demokratischen Bewegungen im heutigen ostmitteleuropäischen Raum erinnert an das Konzept von der brüderlichen Solidarität der Nationen im Zeichen eines allgemeinen Völkerfrühlings im Vormärz. Die anfänglichen Vorbehalte gegen eine Wiedervereinigung Deutschlands in den Hauptstädten des Westens wie in Moskau lassen die außenpolitischen Risiken der deutschen Nationalstaatsgründung im 19. Jahrhundert erneut aufscheinen.

Drittens kann es nicht ausbleiben, daß infolge der Umwälzungen zum zweiten Mal in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts eine Vergangenheit bewältigt werden muß. Die künftige Entwicklung dieses Problems wirft jedenfalls mit Sicherheit ein neues Licht auf eine Fülle von Fragen, die uns in der Bundesrepublik seit Jahren und in jüngster Zeit eher stärker als zuvor beschäftigt haben.

In diesem Zusammenhang muß natürlich auch viertens die Frage nach der Bewertung der Geschichtswissenschaft in der DDR gestellt werden.

Die Geschichtswissenschaft der DDR ist in der Bundesrepublik überwiegend mit Nichtachtung oder Geringschätzigkeit behandelt worden. Das hatte mehrere Gründe: Die strikte Unterwerfung unter die Direktiven der SED, vor allem in den ersten beiden Jahrzehnten der Geschichte der DDR, sowie die Verpflichtung auf die Ideologie des historischen und dialektischen Materialismus ließen die Historie im anderen Teil Deutschlands als eine simple Legitimations- und Akzeptanzproduzentin erscheinen. Die anfänglich selektiv auf bestimmte Ereignisse und Epochen der deutschen Geschichte sowie auf die Erforschung der angeblich „ausgebeuteten" Klassen gerichtete Geschichtswissenschaft erschien darüber hinaus von vornherein einseitig und bot für viele Bereiche nicht einmal Positionen an.

In den letzten eineinhalb Jahrzehnten hatte sich in der Geschichtswissenschaft der DDR jedoch ein Wandel vollzogen. Das Dogma von der starren Aufeinanderfolge der sogenannten ökonomischen Gesellschaftsformationen wurde gelockert. Damit wurde eine differenziertere Betrachtungsweise, die Berücksichtigung von Besonderheiten und konkreten Umständen, möglich. Vor allem aber war die DDR-Historie allmählich zu einer integralen Aufgabenstellung übergegangen. Sie nahm nicht mehr nur selektiv einzelne Perioden, sondern die gesamte deutsche Geschichte in den Blick, und sie beschränkte sich nicht mehr auf die Betrachtung der Arbeiterklasse. Vielmehr bezog sie nun auch „Ausbeuterklassen" und „reaktionäre

Kräfte" in die Betrachtung ein.[29] Sie gelangte zu einer „positiven Würdigung des Wirkens und der Leistungen" selbst „ausbeutender Klassen", sofern sie objektiv zum Fortschritt beigetragen haben.[30] Vor diesem Hintergrund ist das in den 80er Jahren erscheinende Interesse z.B. für Friedrich den Großen und für Bismarck zu deuten.

Die skizzierte Neuorientierung der DDR-Geschichtswissenschaft seit den 70er Jahren stand im Zusammenhang mit einer Diskussion um „Erbe und Tradition".[31] Diese Diskussion beruhte zwar auf der nicht hinterfragten Voraussetzung, daß die Geschichtswissenschaft zur Legitimation des Regimes beizutragen habe, sie schuf jedoch die Bedingungen für eine historische Forschung, die prinzipiell die gesamte Überlieferung zu ihrem Gegenstand machen konnte.

Das Verhältnis zwischen Erbe und Tradition wurde dabei folgendermaßen bestimmt: Das Erbe wurde angesehen als die Summe der Überlieferung bzw. des Bestands an geschichtlicher Erinnerung; Traditionen dagegen wurden definiert durch eine selektive „Wertung des Erbes vom Standpunkt einer bestimmten Klasse und einer bestimmten Weltanschauung".[32] Die politische Funktion dieser Form von Traditionsbildung lag in der „Ausbildung einer sozialistischen nationalen Identität", die in dem Bewußtsein bestehen sollte, daß die DDR „das progressive Erbe der gesamten deutschen Geschichte in seiner ganzen Weite und Vielfalt" zur Geltung bringe.[33] Dementsprechend erschien die DDR als „das Werk vieler Generationen"[34] und die „Sozialistische Einheitspartei Deutschlands" als „Erbin alles Progressiven in der deutschen Geschichte".[35]

Ich habe aus einem Sammelband über die „Geschichtsdebatte in der DDR" (Untertitel) zitiert, der 1989 erschienen ist.[36] Heute klingen solche Sätze wie Reminiszenzen einer versunkenen Epoche. Was die Geschichtswissenschaft legitimieren sollte, ist zusammengebrochen.

Nach Schätzungen war mehr als ein Drittel der in der DDR-Geschichtswissenschaft geleisteten Arbeit der Geschichte der DDR selber gewidmet.[37] Daß der Zusammenbruch des SED-Regimes gerade auf diesem Feld zu einschneidenden Revisionen zwingt, liegt auf der Hand.

---

[29] Günther Heydemann, Geschichtswissenschaft und Geschichtsverständnis in der DDR seit 1945, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament", B 13/87 (1987), S. 23.

[30] Helmut Meier/Walter Schmidt, Einleitung, in: dies. (Hg.), Erbe und Tradition in der DDR. Die Diskussion der Historiker, Köln 1988, S. 11.

[31] Ebda.

[32] Kurt Hager, Die Gesellschaftswissenschaften vor neuen Aufgaben (1980), zit. nach Meier/Schmidt, Einleitung, S. 17.

[33] Meier/Schmidt, Einleitung, S. 12.

[34] Erich Honecker, Alle Vorzüge des Sozialismus nutzen (1974), zit. ebda.

[35] Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (1976), zit. ebda., S. 14.

[36] Ebda.

[37] Alexander Fischer/Günther Heydemann, Weg und Wandel der Geschichtswissenschaft und des Geschichtsverständnisses in der SBZ/DDR seit 1945, in: dies. (Hg.), Geschichtswissenschaft in der DDR, Bd. 1: Historische Entwicklung, Theoriediskussion und Geschichtsdidaktik, Berlin 1988, S. 26.

Hinzu kommt, daß die Umwälzung das propagierte eigenständige „sozialistische Nationalbewußtsein" und damit die behauptete nationale Identität eines Volks der DDR im Zeichen des Sozialismus als Chimäre entlarvt hat. Gleichwohl gibt es Leistungen innerhalb der Geschichtswissenschaft der DDR, an die auch in Zukunft angeknüpft werden kann. Sie finden sich vor allem in Bereichen, deren Deutung innerhalb der herrschenden Ideologie nicht so unmittelbar und präzise festgelegt war, wie dies etwa vom Imperialismus oder vom Nationalsozialismus gilt. Dazu gehören etwa die Agrar- und die ländliche Sozialgeschichte, wo es eine Reihe vorzüglicher Arbeiten gibt. Auch die Reformationsgeschichte und die Geschichte der Jakobiner in Deutschland wären zu nennen.

Für die Zukunft stellt sich die Frage, welchen Platz die Erfahrung DDR in einer Gesamtdeutung der deutschen Geschichte beanspruchen wird. Wird man die Geschichte der DDR als Episode abtun, erzwungen durch äußere Gewalt? Oder sind in diesen 40 Jahren in der DDR auch Traditionen begründet worden, die Bestand haben und vielleicht sogar auf das übrige Deutschland ausstrahlen? Wird man in der konkreten Wirklichkeit des Regimes Züge ausmachen, die es von gleichzeitigen sozialistischen Regimen unterscheiden und vielleicht zu einer charakteristischen Konfiguration sehr deutscher Traditionen gehören?

Bevor ich abschließe, möchte ich nach den vielen Überlegungen im einzelnen eine Frage explizit machen, die gleichsam unausgesprochen über allem stand, was ich vorgetragen habe. Was ist aus heutiger Sicht eigentlich der spezifische Gegenstand des Historikers? Gehört prinzipiell alles dazu, was sich in der Vergangenheit ereignet hat und was übrigbleibt, wenn man die Gebiete der Spezialhistorien wie Kunst-, Rechts-, Kirchen-, Wirtschafts-, Literaturgeschichte usw. abgetrennt hat? Und wenn es sich wirklich so verhielte, würde das heißen, daß die unspezifisch so genannte Geschichte von den Restposten her definiert werden müßte, die andere haben liegen lassen?

So fassen die Historiker ihre Aufgabe zweifellos nicht auf, aber zugleich können sie doch nicht bestreiten, daß sie mit der genauen Bestimmung des Gegenstands, dessen Geschichte sie erforschen, ihre Schwierigkeiten haben. Allgemeine Geschichte, History of Society, Gesellschaftsgeschichte, Geschichte der deutschen, der französischen, der englischen Nation – diese vertrauten Begriffe besagen im Grunde wenig.

Und doch weisen sie darauf hin, worin der eigentliche Gegenstand der Geschichtswissenschaft besteht. All diese Begriffe sind auf politische Gemeinschaften bezogen. Daß es sich um Gemeinschaften handelt – es war die Rede von Gesellschaft, Nation usw., – das schließt aus, daß das Politische hierbei, im Sinne des auf Machiavelli zurückgehenden Politikverständnisses, auf die Technik des Machterwerbs und des Machterhalts reduziert wird. Die Geschichte, die wir verstehen wollen, kann heute weder bloße Machtgeschichte noch einfach Regierungsgeschichte sein. Der Gegenstand, nach dem wir in der Geschichte fragen, läßt sich eher im Ausgang vom aristotelischen Begriff des Politischen erfassen. Für Aristoteles war Politik ein Teil der praktischen Philosophie. Ihre Aufgabe war die Ermöglichung des guten und gerechten Lebens in der Polis-Gemeinschaft.

Von daher könnte man sagen: die spezifische Frage der Geschichtswissenschaft an die Tradition ist die Frage nach der Verwirklichung des guten und gerechten Lebens in der politischen Gemeinschaft. In eine so definierte Aufgabenstellung ist die Machtgeschichte eingeschlossen, aber zugleich auch Probleme wie soziale Schichtung, Wirtschaftsweisen, Einkommen und Vermögen, Bildung und Kultur, Kunst und Literatur, Recht und Verfassung. Auch die umgebende Natur gehört dazu, die Fruchtbarkeit der Böden, das Klima, die Verkehrslage usf. – immer unter der Fragestellung, inwieweit diese Faktoren das politisch-soziale Leben beeinflußt und mitgestaltet und die Entfaltung des Menschseins in der Gesellschaft gefördert haben.

Im Sinne des Aristoteles bleibt somit der spezifische Gegenstand der Geschichte das Politische und die Geschichte eine politische Wissenschaft. Darin liegt zugleich der Bildungswert beschlossen, den die Geschichte in einer demokratischen Gesellschaft haben muß: Wir treiben Geschichte, nicht um Regeln des Verhaltens aufzustellen, sondern um Erfahrungen zu vermitteln, aus denen unser Urteil Maßstäbe gewinnt, und um Denkweisen einzuüben, die das Leben in der Gemeinschaft ermöglichen und fördern.

Geschichte in Heidelberg – Aktenstücke und Statistiken*

Joachim Dahlhaus

Die Anfänge des Historischen Seminars

Das Wort „Seminar" wandte man seit der frühen Neuzeit gern auf Ausbildungsstätten für Geistliche und Lehrer an. Auch die Universitätsseminare, die seit dem 18. Jahrhundert entstanden, sollten ursprünglich der Berufsvorbereitung dienen, doch wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts die Einführung in die wissenschaftliche Forschung zum Hauptzweck.

Innerhalb der Philosophischen Fakultät der seit 1802 badischen Universität Heidelberg hatte zwei Menschenalter lang das (anfangs mit einem Pädagogischen Seminar verbundene) Philologische Seminar eine Monopolstellung. Erst seit 1869

---

* Die meisten der hier veröffentlichten Materialien wurden in der Ausstellung „100 Jahre Historisches Seminar der Universität Heidelberg" präsentiert, die vom 27. Oktober bis zum 24. November 1989 im Foyer des Rathauses und vom 16. bis zum 21. Dezember 1989 in der Alten Universität zu Heidelberg zu sehen war.

Die mitgeteilten Aktenstücke sind in der Zeit von 1861 bis 1943 überwiegend im Verkehr zwischen Universitätsorganen und -angehörigen auf der einen und der staatlichen Unterrichtsverwaltung auf der anderen Seite entstanden. Zuständig für die Hochschulen waren in Baden 1808–1881 das Ministerium des Innern, 1881–1911 das Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts, 1911–1945 das Ministerium des Kultus und Unterrichts (1933–1934: des Kultus, des Unterrichts und der Justiz). Letzterem war 1934–1945 das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung übergeordnet.

Die im badischen Kultusministerium zusammengekommenen Akten hat das Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) aufgenommen (Abt. 235), während das Universitätsarchiv Heidelberg (UA) Bestände enthält, die innerhalb der Universität – so beim Rektorat (Abt. A, B), bei den Fakultäten (H) oder bei Instituten (K) – erwachsen sind.

Allerdings geriet 1945 viel Schriftgut von Universitätsstellen, das noch nicht dem UA einverleibt war, in Verlust. Davon war auch die Überlieferung in den hier interessierenden Instituten betroffen. Was erhalten blieb, befindet sich z.T. noch im Historischen Seminar bzw. Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde, z.T. inzwischen im UA: Bestände K-VI/2 (Historisches Seminar) und K-VI/4 (Kriegsgeschichtliches Seminar).

Der folgende Beitrag stützt sich indes mehr auf die Ministerial- und Rektoratsakten, von denen vorab erwähnt seien die Spezialfaszikel zu den Lehrstellen/Lehrstühlen für Geschichte: GLA 235/3115, 29879; UA A-676; B-7526 – zur Professur für Wehrwissenschaften: UA B-7532 – zum Historischen Seminar: GLA 235/3227, 3778, 29964; UA A-576; B-6621/1, 2 – zum Kriegsgeschichtlichen Seminar: GLA 235/29988 – zum Fränkisch-Pfälzischen Institut: GLA 235/29965; UA B-6613.

Für einige der edierten Dokumente gibt es mehrere Textzeugen: in solchen Fällen wird die jeweilige Druckvorlage mit (!) markiert. Sowohl Unterstreichungen wie Sperrungen der Vorlagen werden durch Sperrdruck wiedergegeben.

wurden weitere Seminare geschaffen, davon einige allerdings noch im Zusammenhang mit Reformen des Gymnasiums und der Gymnasiallehrerausbildung.

Neben den Seminaren entwickelten sich – zum Teil aus älteren Vorläufern und namentlich in den naturwissenschaftlichen Disziplinen – „Institute", die mit größeren Sammlungen oder Apparaturen arbeiteten. Auch und gerade nachdem die Naturwissenschaftlich-Mathematische von der Philosophischen Fakultät abgezweigt war (1890), ging in dieser die Vermehrung der Seminare und Institute weiter: ein Spiegel der ständigen Ausweitung und Differenzierung der Forschung und Lehre. 1969 traten vier kleinere Fakultäten an die Stelle der bisherigen Philosophischen Fakultät, zu deren ältesten Seminaren das Historische gehörte (Nr.1).

Von den Universitäten, die 1889 im Deutschen Reich bestanden, erhielt die Ruperto-Carola allerdings als letzte ein historisches Seminar (Nr.2).

Mit der offiziellen Einrichtung historischer Seminare wurden die historischen Übungen institutionalisiert, die in den 1820er Jahren als alternativer Veranstaltungstyp neben den Geschichtsvorlesungen aufgekommen waren. Die älteren Seminare wurden zumeist, freilich mit unterschiedlichen Akzenten, der Vorbereitung künftiger Geschichtswissenschaftler wie auch Geschichtslehrer gewidmet. Der Staat stellte laufende Haushaltsmittel bereit, anfangs hauptsächlich zur Prämiierung von Seminarmitgliedern. Allmählich begann man auch seminareigene Büchereien zu schätzen, und nach 1870 setzte sich der besondere Arbeitsraum mit Präsenzbibliothek als Standard durch. Die historischen Seminare nahmen so die gleichen Merkmale an wie die Universitätsseminare allgemein: eigener Etat, eigene Bibliothek, eigenes Lokal.

Die tonangebenden Heidelberger Historiker lehrten bis ins dritte Viertel des 19. Jahrhunderts Geschichte vornehmlich in politisch-pädagogischer Absicht und wandten sich in großen Vorlesungen an eine breite Hörerschaft. Sieht man von „praktischen Übungen" ab, die schon früher sporadisch mit Spezialkollegs in Hilfswissenschaften, zumal in Diplomatik, verbunden waren, so sind „historische Übungen" erstmals von Ludwig Häusser angekündigt worden, und zwar in den Wintersemestern 1856/57 bis 1862/63 und wieder 1865/66 (vgl. Nr.3). Einen ziemlich gleichmäßigen zweisemestrigen Rhythmus hielt Wilhelm Wattenbach von 1862 bis 1873 ein, während Häussers Nachfolger Heinrich von Treitschke (1867–1874) wegen Schwerhörigkeit solche Veranstaltungen nicht durchführen konnte. Die 1873/74 zur Vertretung der mittelalterlichen bzw. der neueren Geschichte berufenen Ordinarien Eduard Winkelmann und Bernhard Erdmannsdörffer boten dann aber beide durchweg in jedem Semester Übungen an.

Erdmannsdörffer äußerte schon bei seinem Wechsel nach Heidelberg den Wunsch nach einem historischen Seminar (Nr.4), doch ist von weiteren Schritten lange nichts zu vernehmen. Den entscheidenden Anstoß gab wohl die Erweiterung des Archäologischen Instituts um eine Abteilung für alte Geschichte aufgrund einer Zusage, die Alfred von Domaszewski bei seiner Berufung zum Extraordinarius für dieses Fach 1887 erwirkt hatte (Nr.5).

Auf Antrag Erdmannsdörffers baute man 1889 zwei Zimmer im Hause Schulgasse 2 zu einem Übungs- und Arbeitsraum um und schuf so ein wesentliches Element des Historischen Seminars (Nr.6–8). Dieses siedelte im Mai 1907 in fünf

Räume des dritten Stocks des vormaligen Bibliotheksgebäudes Augustinergasse 15 um, erhielt im August 1933 das erste Obergeschoß im Südflügel der Neuen Universität und dehnte sich nach und nach fast über den ganzen Flügel aus.

Das Historische Seminar war von Anfang an nur für die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit zuständig. Die alte Geschichte blieb im Archäologischen Institut beheimatet, bis die entsprechende Abteilung 1928 als Seminar verselbständigt wurde. Enger mit dem Historischen Seminar verknüpft waren und sind jüngere Einrichtungen zur Pflege historischer Teilgebiete wie Kriegsgeschichtliches Seminar, Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde, Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Seminar für Osteuropäische Geschichte und Südasien-Institut/Fachrichtung Geschichte.

Das Heidelberger Historische Seminar blieb im Unterschied zu älteren Seminaren am Ort und zu auswärtigen Seminaren des gleichen Fachs offenbar ohne ministeriell genehmigtes oder erlassenes Statut. Die Leitung übernahmen die Inhaber der Lehrstühle (Ordinarien) für mittelalterliche Geschichte einerseits, für neuere Geschichte anderseits. In der Führung der Geschäfte wechselten die beiden Direktoren sich jährlich ab (Nr.9). Eine förmliche Gliederung des Seminars in zwei Abteilungen, die dem Nachfolger Erdmannsdörffers zugestanden wurde, scheiterte am Widerstand des anderen Direktors (Nr.10, 11).

Zu den traditionellen Lehrstühlen kamen 1957 eine außerordentliche Professur für neuere Geschichte, die 1965 zum Ordinariat erhoben wurde, und 1962 ein Ordinariat für mittelalterliche und neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der historischen Hilfswissenschaften. Nach dem Tode von Fritz Ernst rückten 1964 auch die Inhaber dieser neuen Professuren zu Seminardirektoren auf.

1

Institute und Seminare der Philosophischen Fakultät 1804 – 1969 (von der Eingliederung der „Staatswirthschafts hohen Schule" bis zur Auflösung der Fakultät)

Änderungen der Fakultätszugehörigkeit werden mit Hilfe der folgenden Siglen angezeigt:

H	Handelshochschule Mannheim (1933 aufgehoben und teilweise in die Universität Heidelberg überführt)
J	Juristische Fak.
M	Medizinische Fak.
Na	Naturwissenschaftlich-Mathematische Fak. (1890 von der Phil. Fak. abgezweigt)
Po	Polytechnische Schule Karlsruhe
St	Wirtschaftswissenschaftliche bzw. (seit 1935) Staats- und Wirtschaftswissenschaftliche Fak. (1934–1946, Teile von H, J und Phil. Fak. umfassend)
	Nachfolger von Phil. Fak. und Na (G) 1969:
G	Fak. für Geowissenschaften
Ne	Neuphilologische Fak.
O	Fak. für Orientalistik und Altertumswissenschaft
Ph	Philosophisch-Historische Fak.
So/W	Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fak. (1979 geteilt: Fak. für Sozial- und Verhaltenswissenschaften/ Wirtschaftswissenschaftliche Fak.)

		1890	1969
	Modellkabinett	Na	
	Physikalisches Kabinett/Inst.	Na	
	Chemisches Laboratorium (1815–1852 bei M)	Na	
	Mineralienkabinett (1813–1819 bei M) → 1878 Mineralogisch-Geologisches Inst.	Na	
	Botanische Gärten (in wechselnder Zahl und Lage, teilweise bis 1827/47 bei M)	Na	
1807	Philologisch-Pädagogisches Sem. → 1818 Philologisches Sem. (1934–1946 Griechisch-Lateinisches Sem.) → 1968 Sem. für Klassische Philologie		O
1833	(von M) Zoologisches Kabinett/Inst.	Na	
1848	Archäologische Sammlung → 1866 Archäologisches Inst.		O
1868	Phytophysiologisches Inst. → 1878 Botanisches Inst.	Na	
1869	Mathematisch-Physikalisches Sem.	Na	
1871	Staatswissenschaftliches Sem. (1903 zu J)		

		1890	1969
1872	(von Po) Landwirtschaftliches Inst.		
	→ 1880 Landwirtschaftliche Sammlungen	Na	
1873	Sem. für Neuere Sprachen		
	→ 1878 Germanisch-Romanisches Sem.		
	→ 1923/24 a) Deutsches Sem.		
	→ 1961 Germanistisches Sem.		Ne
	b) Englisches Sem.		
	→ 1955 Anglistisches Sem.		Ne
	c) Romanisches Sem.		Ne
1876	Landwirtschaftliches Sem. (bis 1880)		
1889	Historisches Sem.		Ph
1897	Orientalisches Sem.		O
1897	Volkswirtschaftliches Sem.		
	→ 1924 Inst. für Sozial- und Staatswissenschaften (1934–1946 bei St)		
	→ 1948 Alfred-Weber-Inst. für Sozial- und Staatswissenschaften		W
1899	Geographisches Sem.		
	→ 1933 Geographisches Inst.		G
1904	Philosophisches Sem.		Ph
1909	Sprachwissenschaftliches Sem.		Ne
1910	Ägyptologisches Inst.		O
1916	Kunsthistorisches Inst.		Ph
1921	Musikwissenschaftliches Sem.		Ph
1926	Inst. für Zeitungswesen (1934–1946 bei St)		
	→ 1935 Inst. für Zeitungswissenschaft		
	→ 1948 Inst. für Publizistik		
	→ 1960 Inst. für Soziologie und Ethnologie		So
1928	Sem. für Alte Geschichte		O
1931	Slavisches Inst.		Ne
1933	(von H) Psychologisches Inst. (1938–1942 aufgehoben)		So
1934	Lehrstätte für Frühgeschichte		
	→ 1947 Frühgeschichtliches Inst.		
	→ 1958 Inst. für Ur- und Frühgeschichte		O
1934/35	Kriegsgeschichtliches Seminar (bis 1945)		
1935	Lehrstätte für Deutsche Volkskunde (bis 1945)		
1938	Inst. für Fränkisch-Pfälzische Landes- und Volksforschung		
	→ 1939 Inst. für Fr.-Pf. Geschichte und Landeskunde (1942–1945 Inst. für Fr.-Pf. Volks- und Landesforschung)		Ph
1939	Volks- und Kulturpolitisches Inst. (bis 1945)		
1941	Lehrstätte für Schrift- und Buchgeschichte (bis 1945)		
1946	(von H über St) Dolmetscher-Inst.		Ne
1949	Inst. für Agrarwissenschaft (bis 1954)		
1952	Pädagogisches Sem.		
	→ 1966 Erziehungswissenschaftliches Sem.		So
1952	Universitäts-Papyrussammlung		O

		1969
1955	Politisches Sem.	
	→ 1958 Inst. für Politische Wissenschaft	Ph
1957	Inst. für Sozialgeschichte der Gegenwart	
	→ 1958 Inst. für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte	W
1957	Sem. für Lateinische Philologie des Mittelalters	Ne
1958	Inst. für International Vergleichende Wirtschafts- und Sozialstatistik	W
1962	Sinologisches Sem.	O
1964	Sem. für Osteuropäische Geschichte	Ph

Grundlage: Hermann Weisert, Zeittafel zur Geschichte der Universität Heidelberg, Heidelberg 1986; dazu vor allem Adreßbücher, Personal- und Vorlesungsverzeichnisse der Universität und einschlägige Akten im GLA und UA.

2

Die historischen Seminare der Universitäten im Deutschen Reich 1889

	Jahr der Eröffnung	Initiator(en)/ Gründungsdirektor(en)
1) Königsberg	1833	Friedrich Wilhelm Schubert
2) Breslau	1843	Gustav Adolf Harald Stenzel
3) München	1857	Heinrich von Sybel
4) Würzburg	1858	Franz Xaver Wegele
5) Bonn	1861	Heinrich von Sybel
		Johann Wilhelm Loebell
6) Greifswald	1863	Arnold Schaefer
7) Marburg	1865	Ernst Adolf Herrmann
8) Rostock	1865	Georg Voigt
9) Freiburg/Br.	1870	Carl Mendelssohn-Bartholdy
		Theodor Ritter von Kern
10) Erlangen	1872	Carl Hegel
11) Kiel	1872	Rudolf Usinger
		Alfred Freiherr von Gutschmid
12) Straßburg	1872	Julius Weizsäcker
		Hermann Baumgarten
13) Halle/S.	1875	Ernst Dümmler
		Gustaf Droysen (jr.)
14) Tübingen	1875	Carl von Noorden
15) Gießen	1876	Wilhelm Oncken
16) Göttingen	1876	Julius Weizsäcker
		Reinhold Pauli
17) Leipzig	1877	Carl von Noorden
18) Jena	1881	Dietrich Schäfer
19) Berlin	1885	Julius Weizsäcker
20) Heidelberg	1889	Bernhard Erdmannsdörffer
		Eduard Winkelmann

Literatur: 1) Hans Prutz, Über die Entwickelung der historischen Professur in Königsberg, in: Bericht über die sechste Versammlung deutscher Historiker zu Halle a. S., 4. bis 7. April 1900, Leipzig 1900, S.25; Walther Hubatsch, Die Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. in der deutschen Geistesgeschichte 1544–1944. Exkurs: Zur Geschichte des Historischen Seminars an der Universität Königsberg im 19. Jahrhundert, in: W. H. [u.a.], Deutsche Universitäten und Hochschulen im Osten, Köln und Opladen (1964), S.32–35. – 2) Friedrich Andreae, Zur Geschichte des Breslauer Historischen Seminars, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 70, 1936, bes. S.324–326. – 3) Hedwig Dickerhof-Fröhlich, Das historische Studium an der Universität München im 19. Jahrhundert, München (1979), S.94–96, 166f., 187–189. – 4) Jürgen Petersohn, Franz Xaver Wegele und die Gründung des Würzburger Historischen Seminars (1857), in: Vierhundert Jahre Universität Würzburg, hrsg. von Peter Baumgart, Neustadt an der Aisch 1982, bes. S.509–537. – 5) Wilhelm Levison, Das Historische Seminar, in: Geschichte der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Bonn am Rhein, Bd.II, Bonn am Rhein 1933, bes. S.255–257; ND. in: Paul Egon Hübinger, Das Historische Seminar der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, Bonn 1963, S.8–10; weiterhin ebd. S. 84f., 90–92, 274–282. – 6) Adolf Hofmeister† [u.a.], Aus der Geschichte des Historischen Instituts, in: Festschrift zur 500-Jahrfeier der Universität Greifswald, 17. 10. 1956, Bd.II (Greifswald 1956), bes. S.93f., 113; Johannes Schildhauer, 100 Jahre Historisches Institut Greifswald, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 14, 1965, bes. S.183. – 7) Ingrid Kräling, Marburger Neuhistoriker 1845–1930, Marburg 1985, S.137–142, 398f., 451f. – 8) Helga Schultz, Gerhard Heitz und Karl-Friedrich Olechnowitz, Die Entwicklung geschichtswissenschaftlicher Studien an der Universität Rostock seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, in: Wiss. Zs. der Universität Rostock. Ges.- u. sprachwiss. R. 19, 1970, S.363f.; Lothar Elsner/Gerhard Heitz, 25 Jahre Historisches Institut/Sektion Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, 1956–1981, Rostock 1981, S.4, 7, 50. – 9) Hans-Günter Zmarzlik, Die Geschichtswissenschaft an der Universität Freiburg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Clemens Bauer, Ernst Walter Zeeden, H.-G. Z., Beiträge zur Geschichte der Freiburger Philosophischen Fakultät, Freiburg im Breisgau 1957, S.167. – 10) Waltraud Riesinger und Heidrun Marquardt-Rabiger, Die Vertretung des Faches Geschichte an der Universität Erlangen von deren Gründung (1743) bis zum Jahre 1933, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 40, 1980, S.211f. – 11) Karl Jordan, Geschichtswissenschaft, in: Geschichte der Christian-Albrechts-Universität Kiel 1665–1965, Bd.5, Tl.2, Neumünster 1969, S.64f. – 12) Die Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg. Ihre Entwicklung und ihre Bauten, bearb. von S. Hausmann, Strassburg i. Els. 1897, S.32. – 13) Heinz Schulz-Falkenthal, Zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte an der Universität Halle, in: Wiss. Zs. der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Ges.- u. sprachwiss. R. 10, 1961, S.921. – 14) Heinz Seewald, Die Vertretung der Geschichtswissenschaft an der Universität Tübingen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1837–1907). Phil. Diss. (masch.) Tübingen (1949), S.120–126, 254f. – 15) Hans Georg Gundel, Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen im 20. Jahrhundert, in: Ludwigs-Universität – Justus Liebig-Hochschule 1607–1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier, Gießen 1957, S.225 mit Anm.8 (S.248). – 16) Hartmut Boockmann, Geschichtsunterricht und Geschichtsstudium in Göttingen, in: Geschichtswissenschaft in Göttingen, hrsg. von H. B. und Hermann Wellenreuther, Göttingen (1987), S.179. – 17) Werner Fläschendräger, „Den besten Theil der Wirksamkeit ... verdanke ich der Errichtung eines seminaristischen Instituts". Zur Vor- und Gründungsgeschichte des Historischen Seminars an der Universität Leipzig im Spiegel der Quellen, in: Leipziger Beiträge zur Universitätsgeschichte 3, 1989, S.78–85. – 18) Brief des Leiters des Universitätsarchivs Jena, Dr. Herz, vom 4. 2. 1991; vgl. dagegen noch Alma mater Jenensis. Geschichte der Universität Jena. Hrsg. von Siegfried Schmidt [u.a.], Weimar 1983, S.206, 239. – 19) Max Lenz, Das historische Seminar, in: M. L., Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Bd.III, Halle a. d. S. 1910, bes. S.255f.; Eugen Meyer, Die mittelalterliche Geschichte an der Berliner Universität während der letzten hundert Jahre, in: Studium Berolinense. Aufsätze und Beiträge zu Problemen der Wissenschaft und zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Hrsg. von Hans Leussink [u.a.], Berlin 1960, S.633f.

3

Die Philosophische Fakultät unterbreitet dem Ministerium des Innern ein von Ludwig Häusser verfaßtes Gutachten über die Berufung eines zweiten Professors der Geschichte.

Heidelberg, 2. August 1861

Entwurf, im Kontext von der Hand Häussers: UA H-IV-102/59 Bl.299–302 Nr.52 – Ausfertigung: GLA 235/3115(!)

[...]
Der gegenwärtige alleinige Vertreter[1] *des historischen Faches behandelt die Geschichte in einem Cyklus von vier größeren Vorlesungen, die sich auf zwei Semester vertheilen und deren jeder 4 – 6 Stunden wöchentlich gewidmet sind. Diese Vorträge umfassen: vom Alterthum die römische Geschichte, dann die gesammte deutsche Geschichte, die Geschichte der europäischen Staaten im 16n, 17n und 18n Jahrhundert und die der neueren Zeit seit 1789. Dazu kommen denn noch für einen kleineren Kreis derer, die sich besonders für historische Studien interessiren, in jedem Wintersemester die historischen Uebungen, die in der Regel in der Lektüre und Interpretation eines mittelalterlichen Quellenschriftstellers mit selbständigen Ausarbeitungen bestehen.*
[...]

4

Bernhard Erdmannsdörffer (an den Hochschulreferenten im Innenministerium, Wilhelm Nokk): nimmt den Ruf nach Heidelberg in die Nachfolge Heinrich von Treitschkes an.

Breslau, 18. Januar 1874

Autograph Erdmannsdörffers: GLA 235/3115

[...] *Wie mir Treitschke schreibt, wird von Seiten der Facultät Gewicht darauf gelegt, daß ich, neben den Vorlesungen, auch praktische historische Übungen halte, und dies entspricht völlig meinen eigenen Wünschen, so wie ich auch hier und in Greifswald die Leitung des Seminars gehabt habe*[2]*; es wäre recht erfreulich, wenn es dahin zu bringen wäre, daß für das wissenschaftliche historische Studium auch in Heidelberg ein eigenes historisches Seminar eingerichtet werden könnte, wie es bis jetzt, meines Wissens, dort nicht besteht; es würde da allerdings wol zuvörderst von uns, von Prof. Winkelmann und mir, der Beweis zu erbringen sein, daß wir das dazu erforderliche Material von Studenten, die ernstlich arbeiten können und wollen, an der Hand haben. Und darauf, denke ich, werden wir beide, neben anderem, ernstlich unser Augenmerk zu richten haben. Sollte ich übrigens in*

---

[1] Häusser.
[2] Greifswald SS 1871–SS 1873, Breslau WS 1873/74.

diesem Punkte unrichtig berichtet sein und es gäbe in Heidelberg doch schon etwas, was den officiellen historischen Seminaren an anderen Universitäten entspräche, so würde ich mir erlauben, ganz ergebenst zur Erwägung zu stellen, ob ein hohes Ministerium angemessen finden würde, eine Abtheilung desselben meiner Leitung anzuvertrauen. Doch dies sind Dinge, worüber sich besser später wird sprechen lassen, wenn ich erst den neuen Boden, den ich betreten soll, einigermaßen aus eigener Anschauung kenne.

[...]

5

Alfred von Domaszewski (an den Hochschulreferenten im Justizministerium, Ludwig Arnsperger): äußert sich zu dem Ruf nach Heidelberg auf das Extraordinariat für alte Geschichte.

[Wien, Februar 1887]

Autograph Domaszewskis ohne Orts- und Zeitangabe: GLA 235/3115

[...]

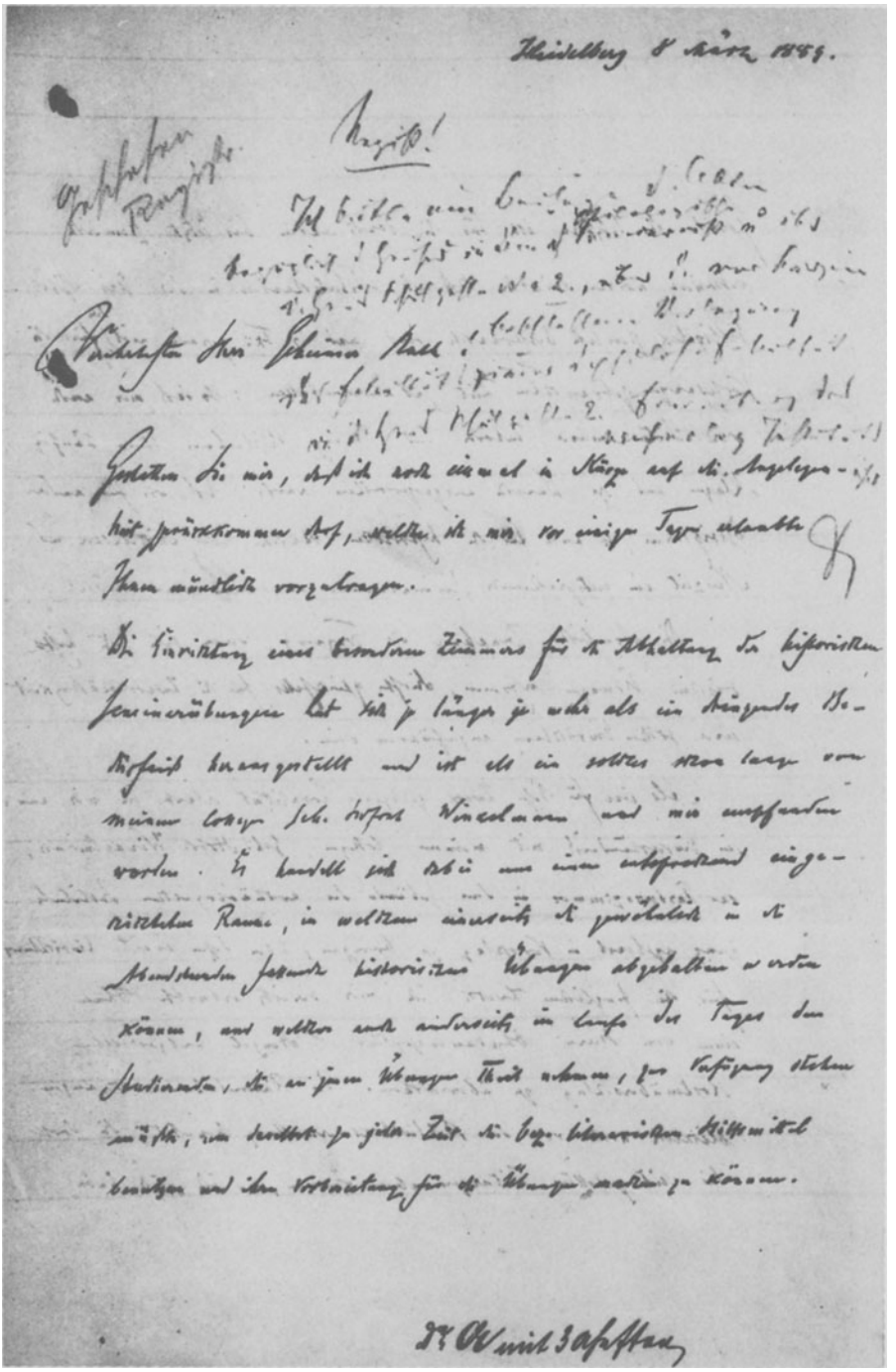
Auch habe ich sowohl während meiner eigenen Studienzeit als auch später als Lehrer die Wichtigkeit des archaeologisch-epigraphischen Seminars der Universität Wien als Grundlage für eine erspriessliche Lehrthätigkeit gerade der Docenten der alten Geschichte kennen gelernt[3]*. Existirt ein derartiges Seminar oder ein analoges Institut an der Universität Heidelberg, welches geeignet wäre die wissenschaftliche Beschäftigung mit der alten Geschichte zu fördern, oder würde die Grossherzogliche Regierung principiell geneigt sein die nothwendigen Mittel für die Herstellung eines Apparates an Lehrmitteln, besonders Büchern zu gewähren, dessen Bestand nach dem Bedarf der jeweiligen Uebungen sich allmälich und ohne grosse Kosten vermehren würde?*[4]

[...]

---

[3] Domaszewski studierte 1875–1882 in Wien und war dort seit 1885 Privatdozent.

[4] Am 29. Febr. 1888 eröffnete das Justizministerium dem Engeren Senat, Domaszewski *die Errichtung eines archäologisch-epigraphischen Seminars für das wissenschaftliche Studium alter Geschichte* zugesichert zu haben (UA A-434 [IX, 13, Nr.86b]). Domaszewski nannte am 25. April diese Anstalt kurz *historisches Seminar* (GLA 235/29963). Sie trat noch im selben Jahr ins Leben – aber als Teil des Archäologischen Instituts, das dafür räumlich erweitert und am 1. Mai mit einem außerordentlichen Zuschuß (für 1888 und 1889 je 600 M) zugunsten von Unterricht und Übungen in alter Geschichte bedacht wurde (UA A-572/7 Bl.77).



Brief Bernhard Erdmannsdörffers vom 8. März 1889 (Nr. 6), erste Seite (Bildmaßstab 1:1,2)

6

Erdmannsdörffer (an den Hochschulreferenten, wie Nr.5): beantragt die Einrichtung eines Raumes für Übungen und Studien über mittelalterliche und neuere Geschichte.

Autograph Erdmannsdörffers: GLA 235/3778. – Auf S. 1 Bleistiftnotiz Arnspergers: *R e g i s t(ratur)! Ich bitte um Beilage d. Akten bezüglich d. Hauses in dem d. philologische Seminar ist u. über d. Haus Schulgasse N° 2., über d. vor kurzem beschlossene Verlegung des Fakultätszimmer d. philos. Fakultät in d. Haus Schulgasse 2. Erweiterung des archäolog. Instituts usw. Dr. A.*

Heidelberg 8 März 1889.

Verehrtester Herr Geheimer Rath!

Gestatten Sie mir, daß ich noch einmal in Kürze auf die Angelegenheit zurückkommen darf, welche ich mir vor einigen Tagen erlaubte Ihnen mündlich vorzutragen.

Die Einrichtung eines besonderen Zimmers für die Abhaltung der historischen Seminarübungen hat sich je länger je mehr als ein dringendes Bedürfniß herausgestellt und ist als ein solches schon lange von meinem Collegen Geh. Hofrat Winkelmann und mir empfunden worden. Es handelt sich dabei um einen entsprechend eingerichteten Raum, in welchem einerseits die gewöhnlich in die Abendstunden fallenden historischen Übungen abgehalten werden können, und welcher auch anderseits im Laufe des Tages den Studierenden, die an jenen Übungen Theil nehmen, zur Verfügung stehen müßte, um daselbst zu jeder Zeit die bez. literarischen Hilfsmittel benutzen und ihre Vorbereitung für die Übungen machen zu können.

Gerade das letztere ist für die Studierenden bis jetzt ziemlich erschwert worden dadurch, daß die Arbeitsstunden in der Universitätsbibliothek ziemlich beschränkte sind und z. Th. gerade mit der für die Vorlesungen gebrauchten Zeit zusammenfallen; so daß mir auch von Seiten meiner Zuhörer und Übungs-theilnehmer schon häufig Klagen und der Wunsch ausgesprochen wurde, daß, wie für andere Disciplinen, so auch für die historischen Studien über Mittelalter und Neuzeit ein entsprechender Seminarraum gewonnen werden möchte.

Die erfreuliche Zunahme der Frequenz, deren sich die historischen Übungen erfreuen, dürfte gleichfalls für die Zweckmäßigkeit einer solchen Einrichtung anzuführen sein.

Als eine für diesen Zweck geeignete Localität erlaube ich mir nun, im Einverständniß mit meinem Collegen, Geh. Hofr. Winkelmann, das Parterrezimmer in dem Gebäude des archäologischen Instituts ganz ergebenst in Vorschlag zu bringen, über dessen event. Einrichtung für den fraglichen Zweck ich mir bereits erlaubte Ihnen einen von Herrn Oberbauinspector v. Stengel aufgestellten Kostenüberschlag zu überreichen. Die Räumlichkeit ist augenblicklich noch von der Bibliotheksverwaltung benutzt; die dort bei Seite gestellten Zeitungen aber können, wie ich mich habe berichten lassen, ohne alle Schwierigkeit sofort an andere Stelle gebracht werden.

Ich erlaube mir, wie ich bereits mündlich ausführlicher gethan, Ihnen, verehrtester Herr Geheimer Rath, diese Angelegenheit freundlich zu empfehlen, mit der Bitte dieselbe Sr. Excellenz dem Herrn Minister[5] *vorzutragen und bei demselben dahin wirken zu wollen, daß die beantragte Einrichtung genehmigt und, wo möglich, noch im Laufe der Osterferien ausgeführt werden möchte, so daß im bevorstehenden Sommersemester das fragliche Zimmer schon in Gebrauch genommen werden könnte.*

Ich verharre mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr
ganz ergebenster
Dr. B. Erdmannsdörffer.

7

Das Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts genehmigt die Herrichtung eines Raumes für das Historische Seminar.

Karlsruhe, 25. März 1889

Erlaß Nr.4715 – Entwurf, gez. N(okk), Dr. A(rnsperger): GLA 235/3778 – Ausfertigungen, gez. Nokk: GLA 424e/146 Bl.494(!); UA A–479/6 – Abschriften: GLA 235/3227; UA A-479/4; H-IV-102/121 Bl.176 Nr.82

[...]

Großh. Bezirksbauinspektion Heidelberg wird auf den Bericht vom 21. d. Mts. Nro 484. unter Rücksendung der Anlagen erwidert, daß man die Herrichtung der in dem Hause Nro 2. der Schulgasse im Erdgeschoß gegen den Hof gelegenen bisher von der Universitätsbibliothek benützten zwei Räumlichkeiten für das historische Seminar der dortigen Hochschule genehmige.

Der erforderliche Credit im Betrag von 860 M.

– achthundertsechzig Mark –

wird Gr. Inspektion durch den Senat bei der Universitätskasse eröffnet werden.

[...]

8

Erdmannsdörffer (an den Hochschulreferenten, wie Nr.5): beantragt nach Herrichtung des Raumes für die historischen Übungen Heizmittel und die Regelung des Hausdienstes sowie eine einmalige größere Aufwendung und ein jährliches Aversum für die Bibliothek.

Autograph Erdmannsdörffers: GLA 235/3227

---

[5] Wilhelm Nokk.

Heidelberg 28 October 1889.

Hochgeehrtester Herr Geheimer Referendär!

Sie haben mir gestattet, daß ich Ihnen noch einmal von meinen resp. unseren Wünschen in Bezug auf die historischen Übungen an hiesiger Universität und die dafür erforderlichen Veranstaltungen sprechen darf; ich möchte heute – und hoffentlich ist es noch nicht zu spät dazu – von dieser Erlaubniß Gebrauch machen.

Das für diese Übungen bestimmte Zimmer ist jetzt vollständig hergerichtet und wird in dem jetzt begonnenen Semester zum ersten Mal in Gebrauch genommen werden. Hierbei stellen sich aber zunächst noch einige kleine Erfordernisse heraus.

1.) Da bei der Anschaffung von Kohlen für die Universitätsinstitute dieses Zimmer noch nicht berücksichtigt worden ist, so möchte ich um eine entsprechende Anweisung für Beschaffung von solchen bitten, und zwar würde dieselbe danach zu bemessen sein, daß das betr. Zimmer nicht allein in den Seminarstunden geheizt werden, sondern den ganzen Tag über den Studierenden für ihre Arbeiten zugänglich sein soll. Es würde sehr erwünscht sein, wenn diese Anweisung sofort geschehen könnte, damit der Benutzung des Zimmers kein Hinderniß im Weg steht. Es würden dafür etwa 40 Centner Kohlen im Preiße von 50 Mk. erforderlich sein; wozu dann noch etwa für 20 Mk. Holz kommen würde.

2.) Der Hausdiener im Archaeologischen-Instituts-Gebäude würde die Obliegenheit übernehmen müssen, Heizung und Reinigung etc des Historischen Seminarzimmers zu besorgen und auch sonst für etwa vorkommende Erfordernisse zu Diensten zu sein. Ich würde bitten, daß ihm ein dahin gehender Auftrag ertheilt und ihm zugleich eine entsprechende Vergütung, vielleicht von 100 Mk. im Jahr, zugewiesen werde.

Wie ich mir erlaubt habe, Ihnen schon mündlich mitzutheilen, gehen nun aber unsere Wünsche und Bitten noch etwas weiter.

Die Anlegung einer Handbibliothek für die Zwecke der historischen Übungen ist ein sehr dringendes Bedürfniß; es bedarf für diesen Satz hier keiner Ausführung und Begründung. Um eine solche Bibliothek einzurichten, würde zunächst eine einmalige größere Aufwendung erforderlich sein, mittels deren einerseits die nöthigen Einrichtungen von Büchergestellen u.a., anderseits die Beschaffung eines ersten Grundstocks der unentbehrlichsten Quellenwerke und Hilfsmittel bestritten werden könnte. Ich erlaube mir, dafür etwa die Summe von 1500 Mk. in Vorschlag zu bringen, und zwar mit der Maßgabe, daß von derselben ein Theil zu verwenden sein würde für die gemeinschaftlichen äußeren Einrichtungen, das übrige je zur Hälfte dem Leiter der mittelalterlichen und dem der neuhistorischen Übungen für die betreff. Bücheranschaffungen zur Verfügung stünde. Es würde die Sache der beiden genannten Leiter sein, sich über gewisse Anschaffungen, welche für beide Gebiete von Wichtigkeit sind, unter einander zu verständigen.

Endlich würde, um diese Bibliothek der historischen Übungen zu vervollständigen und dem Bedürfniß entsprechend fortzuführen ein jährliches Aversum erforderlich sein. Ich möchte in Bezug auf die Höhe desselben Ihrem Ermessen nicht vorgreifen; ich erlaube mir nur ganz unmaßgeblich die Aufstellung daß, da aus

diesem Aversum auch natürlich die nicht unerheblichen Buchbinderkosten und sonstige etwa sich ergebende kleinere Nebenkosten bestritten werden müßten, die Summe von etwa 3 – 400 Mk für jede der beiden Abtheilungen vielleicht nicht zu groß sein würde.

Ich hege die Hoffnung, daß diese geplanten Neueinrichtungen zu ihrem Theil dazu beitragen werden, die selbständigen historischen Studien unserer Studierenden zu beleben und zu fördern. Der Mangel derselben ist bisher von Lehrern und Lernern immer als ein Hinderniß empfunden worden, um so mehr als fast alle anderen Universitäten mit entsprechenden Anstalten versehen sind, und als auf den zu eigener Bethätigung anleitenden, seminaristischen Unterricht in neuerer Zeit, gewiß mit Recht, größeres Gewicht gelegt wird als es früher geschah.

Bei dem so dankenswerthen und verständnißvollen Entgegenkommen, welches Sie, verehrtester Herr, dieser Angelegenheit von Anfang an gewidmet haben, darf ich hoffen, daß Sie auch meiner heutigen Anregung dieselbe wolgeneigte Gesinnung darbringen werden und verharre als

Ihr
hochachtungvoll ergebenster
Dr. B. Erdmannsdörffer[6].

9

Erdmannsdörffer an den Engeren Senat: berichtet u.a. über die Regelung der Geschäftsführung des Historischen Seminars.

Heidelberg, 14. Dezember 1890

Autograph Erdmannsdörffers: UA A-576

[...]

Wir beehren uns zugleich anzuzeigen, daß nach Vereinbarung zwischen den beiden Directoren des Historischen Seminars, Geh. HR. Dr. Winkelmann und HR. Dr. Erdmannsdörffer, die äußere Geschäftsleitung von Jahr zu Jahr abwechselnd von ihnen geführt werden wird, und daß dieselbe zunächst für die Zeit vom 15 October 1890 bis dahin 1891 von dem unterzeichneten Director übernommen worden ist.

Die Direction des Historischen Seminars,
p. t. Erdmannsdörffer.

[...]

[6] Das Ministerium traf am 18. Nov. 1889 Anordnungen zu den Punkten 1 und 2, bewilligte am 1. Okt. 1890 *für Bücheranschaffungen einen einmaligen außerordentlichen Zuschuß von 600 Mk* und teilte am 27. Mai 1892 mit, das Seminar erhalte vom zurückliegenden 1. Jan. an ein jährliches Aversum von 600 M (GLA 235/3227).

10

Das Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts ordnet die Gliederung des Historischen Seminars in zwei Abteilungen an.

Karlsruhe, 17. Juli 1901

Erlaß Nr.26130 – Entwurf, gez. D(usch), B(öhm): GLA 235/3227 – Ausfertigung, gez. Dusch: UA A-576(!) – Abschriften: GLA 235/3115; UA A-576; H-IV-102/132 Bl.110 Nr.38c

[...]

Den engeren Senat der Universität Heidelberg setzen wir zur weiteren Eröffnung in Kenntnis, dass – einer dem Geh. Hofrat Professor Dr. Marcks bei seiner Berufung gegebenen Zusicherung entsprechend – das dortige historische Seminar unter Beibehaltung seiner einheitlichen Gestaltung im Uebrigen in eine Abteilung für mittelalterliche Geschichte und in eine solche für neuere Geschichte mit der Massgabe gegliedert wird, dass beide Abteilungen – soweit nicht gemeinsame Angelegenheiten in Frage stehen – selbstständig sind.

Zum Direktor der Abteilung für mittelalterliche Geschichte wird Professor Dr. Schäfer und zum Direktor der Abteilung für neuere Geschichte Geh. Hofrat Professor Dr. Marcks ernannt.

Bezüglich der Verteilung des Aversums des historischen Seminars mit jährlich 660 Mk. auf die beiden Abteilungen sehen wir einem Vorschlag nach Benehmen mit den beiden Direktoren der Abteilungen entgegen.

Hinsichtlich der gleichfalls im Benehmen mit den Abteilungsdirektoren zu treffenden Regelung der allgemeinen Verhältnisse des Seminars wäre s. Zt. Anzeige zu erstatten[7].

[...]

11

Erich Marcks und Dietrich Schäfer teilen mit, das Historische Seminar weiterhin in der bisherigen Weise verwalten zu wollen.

Autograph von Marcks, mitunterschrieben von Schäfer: GLA 235/3227

---

[7] Marcks hatte den Wunsch, *daß formell zwei Seminar-Abteilungen geschaffen würden*, am 14. Mai 1901 dem damaligen Hochschulreferenten Arnsperger übermittelt und ihm schon am 22. *für die gütige Gewährung* gedankt (GLA 235/3115). Schäfer äußerte am 9. Aug. in einem Privatbrief an Arnspergers Nachfolger Franz Böhm Bedenken und die Absicht, den Kollegen zur Beibehaltung der bisherigen Ordnung zu bewegen (GLA 52/XIV [Nachlaß Böhm] Nr.439).

Heidelberg den 12. Novb. 1901.

An den Engeren Senat der Universität
Heidelberg.

Historisches Seminar betr.

Die unterzeichneten Direktoren des Historischen Seminars beehren sich, anläßlich der Zuschriften des Engeren Senats n° 1526 und 2251 vom 19. Juli und 8. Novb. d. J. an die Philosophische Fakultät, Folgendes mitzuteilen: 1) dass sie von den Entscheidungen des Großherzoglichen Ministeriums vom 17. Juli d. J. (n° 26130) Kenntnis genommen haben, und daß der mitunterzeichnete Prof. Marcks sich, im Einvernehmen mit dem ebenfalls unterzeichneten Prof. Schäfer, die ihm durch diese Entscheidungen zugesicherten Rechte auf Gliederung des Historischen Seminars und Vorstandschaft der neugeschichtlichen Abteilung für jede Zukunft wahrt; dass aber 2) die beiden Direktoren übereingekommen sind, zunächst die Verwaltung des Historischen Seminars in der bisherigen Weise, d. h. in jährlichem Wechsel der Geschäftsführung und ohne grundsätzliche zahlenmäßige Verteilung des Aversums, weiterzuführen, und darum bitten, vielleicht später, sofern die hierbei zu machenden Erfahrungen dazu Anlaß geben sollten, Vorschläge für eine Neuregelung der allgemeinen Verhältnisse des Seminars und der Verteilung des Aversums machen zu dürfen.

Ehrerbietigst

D. Schäfer
E. Marcks[8].

[8] Die Übereinkunft wurde am selben Tage von Marcks in einem Privatschreiben an den Hochschulreferenten wortreich kommentiert (GLA 52/XIV [Nachlaß Böhm] Nr.270) und am 29. Nov. 1901 vom Minister gebilligt (UA A-576).

Aversum und Bibliothek des Historischen Seminars

Gleich nach der Herrichtung des ersten Domizils des Historischen Seminars begann der Aufbau einer Bibliothek, die zunächst als Hilfsmittel für die Übungen gedacht war, sich mittlerweile aber zu einer stattlichen Forschungsbibliothek ausgewachsen hat.

Die ersten Bücher waren Geschenke oder wurden aus Sonderzuschüssen bezahlt. Seit 1892 wird dem Seminar im Budget der Universität und damit des Staates jährlich ein bestimmter Betrag zur Beschaffung von Lehrmitteln (und anderem Sachbedarf) angewiesen, das (Sach-)Aversum (vgl. Anm.6). Dieses Aversum erhöhte sich – von verschiedenen Rückschlägen (Inflation, Weltwirtschaftskrise, Beginn des Zweiten Weltkriegs) abgesehen – bis gegen Ende der 50er Jahre mit verhaltenem Tempo und schwoll dann stürmisch an, um seit 1980 nahezu zu stagnieren (Nr.12, 13).

Auch zusätzlich zum Aversum wurden vom Ministerium öfters außerordentliche Zuschüsse gewährt, so schon 1892 3000 Mark – das Fünffache des damaligen Aversums – zum Kauf der Foliobände der Monumenta Germaniae historica, der nach wie vor grundlegenden Sammlung von Quellen zur mittelalterlichen deutschen (und europäischen) Geschichte (vgl. Nr.14). Anträge auf Sonderzuweisungen verraten zuweilen auch politische Rücksichtnahmen (Nr.15).

Weitere Finanzmittel erbrachten die Gebühren, die von den Seminarmitgliedern bis 1959 zu entrichten waren und früher durchaus ins Gewicht fielen.

Die Bibliotheken des Historischen Seminars und des Instituts für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde umfaßten Ende 1989 etwa 65300 + 16400 Bände; in jedem der zurückliegenden fünf Jahre wurden durchschnittlich 970 + 340 Bände erworben; 119 + 58 Zeitschriften werden laufend bezogen.

Allein durch Spenden finanziert, wird seit 1986 im Historischen Seminar die „Schurman-Bibliothek für amerikanische Geschichte" aufgebaut.

12

Jährliche Aversen[9]

a) Historisches Seminar 1892 – 1989
b) Kriegsgeschichtliches Seminar (1933/34) 1934/35 – 1942/43
c) Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde 1939/40 – 1989

Quellen: GLA 235/3227, 29964, 29965, 29988; UA A-576; B-6613; B-6621/1, 2; Akten im Historischen Seminar und Fränkisch-Pfälzischen Institut

[9] Von 1920 bis 1961 begann das Rechnungsjahr am 1. April.

			a	b	c
1892–1897	je	M	600		
1898–1901	"	"	660		
1902–1903	"	"	860[10]		
1904–1905	"	"	1.060[10]		
1906–1907	"	"	1.160[10]		
1908–1913	"	"	1.000		
1914–1915	"	"	1.200		
1916		"	1.000		
1917		"	900		
1918–1919	je	"	1.200		
1920/21		"	2.500		
1921/22		"	3.500		
1922/23		"	12.000		
1923/24		"	500.000		
(1923 Nov.15–1924 März 31		GM	90)		
1924/25–1925/26	je	RM	900		
1926/27–1927/28	"	"	1.200		
1928/29–1929/30	"	"	1.300		
1930/31–1931/32	"	"	2.000		
1932/33		"	1.440		
1933/34		"	1.440[11]		
1934/35		"	1.500	400	
1935/36		"	2.000	400	
1936/37		"	2.000	600	
1937/38–1938/39	je	"	2.000	1.000	
1939/40		"	2.000	1.000	2.000
1940/41		"	1.350	650	1.300
1941/42–1942/43	je	"	3.000	2.000	2.000
...					
1947/48–1948/49	je	RM	3.000		2.000
1949/50–1956/57	"	DM	5.000		2.000
1957/58		"	7.610		2.220
1958/59		"	9.000		2.700
1959/60		"	9.400		2.700
1960/61		"	12.000		3.200
(1961 Apr.1–Dez.31		"	9.900		2.650)
1962–1963	je	"	16.800		5.400
1964		"	19.800		5.400
1965		"	26.300		6.650
1966		"	29.422		6.251
1967		"	29.750		5.650
1968		"	30.600		5.650
1969		"	32.440		5.990
1970		"	45.700		6.600
1971–1972	je	"	42.000		6.600
1973–1975	"	"	52.000		6.600
1976		"	68.300		8.000
1977–1978	je	"	70.000		10.000
1979		"	76.200		13.600
1980		"	80.000		14.300
1981–1982	je	"	85.000		14.300
1983		"	80.750		13.585
1984–1989	je	"	85.750		13.585

[10] Auch für Heizung und Beleuchtung.

[11] Davon am 9. Okt. 1933 RM 250 *für Zwecke der Wehrkunde* bestimmt (GLA 235/29988; UA K-VI/4 Fasz. „Allgemeines, Aversum").

13

Die Seminare und Institute der Philosophischen (Philosophisch-Historischen) Fakultät und ihre Aversen 1892, 1939/40 und 1989

Quellen: GLA 235/391, 3393; Auskunft der Zentralen Universitätsverwaltung

a) 1892

	M
Archäologisches Institut	2.600
– Abteilung für Alte Geschichte	600
Germanisch-Romanisches Seminar	1.000
Historisches Seminar	600
Philologisches Seminar	2.400
Staatswissenschaftliches Seminar	514

b) 1939/40 (Rechnungsjahr)

	RM
Ägyptologisches Institut	750
Archäologisches Institut	2.850
Deutsches Seminar	1.500
Englisches Seminar	1.000
Geographisches Institut	2.000
Griechisch-Lateinisches Seminar	2.000
Historisches Seminar	2.000
Institut für Fränkisch-Pfälzische Landes- und Volksforschung	2.000
Kriegsgeschichtliches Seminar	1.000
Kunsthistorisches Institut	2.500
Lehrstätte für Deutsche Volkskunde	1.000
Lehrstätte für Frühgeschichte	800
Musikwissenschaftliches Seminar	1.400
Orientalisches Seminar	400
Philosophisches Seminar	1.400
Romanisches Seminar	900
Seminar für Alte Geschichte	800
Slawisches Institut	400
Sprachwissenschaftliches Seminar	350
Volks- und Kulturpolitisches Institut	4.000

c) 1989

	DM
Historisches Seminar	85.750
Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde	13.585
Institut für Politische Wissenschaft	73.700
Kunsthistorisches Institut	135.460
Musikwissenschaftliches Seminar	29.735
Philosophisches Seminar	85.470
Seminar für Osteuropäische Geschichte	15.200

14

Eduard Winkelmann und Bernhard Erdmannsdörffer ersuchen um einen außerordentlichen Zuschuß zum Ankauf eines Exemplars der Monumenta Germaniae historica.

Heidelberg, 22. Oktober 1892

Autograph Winkelmanns, datiert und mitunterschrieben von Erdmannsdörffer: GLA 235/3227

Hohem Großh. Ministerium der Justiz, des
Kultus und des Unterrichts!

Das historische Seminar der
Universität Heidelberg betr.

Zu den unentbehrlichsten Hülfsmitteln für die Schulung der Studirenden der Geschichte gehört das nationale Quellenwerk der Monumenta Germaniae historica und Universitätsbibliotheken und Bibliotheken der historischen Seminare wetteifern deshalb in der Anschaffung von möglichst vielen Exemplaren, die allerdings jetzt theils wegen der Konkurrenz, theils weil vollständige Exemplare besonders der älteren Reihe im Buchhandel überhaupt nicht mehr zu haben sind, hoch im Preise stehen, auf der anderen Seite aber auch eine Anlage sind, die im Werthe nicht nur nicht verlieren, sondern stets steigen wird. Gegenüber den Preisen, die in letzter Zeit für solche Exemplare gezahlt wurden, ist es nicht zu hoch, wenn der Antiquar I. Hess in Ellwangen jetzt die ältere theilweise vergriffene Reihe von 32 Foliobänden zu 3000 Mark anbietet.

Da von den beiden Exemplaren unserer Universitätsbibliothek das eine gar nicht, das zweite wegen seiner Kostbarkeit nicht an Studenten verliehen wird, das historische Seminar aber nicht wie das in Freiburg in der glücklichen Lage ist, ein Exemplar zu besitzen, so daß Studenten die Monumenta nur in den paar für sie bestimmten Bibliotheksstunden benützen und sich deshalb kaum an größere Arbeiten wagen können, erlauben sich die unterzeichneten Direktoren des historischen Seminars wegen jenes Nothstands und wegen der selten eintretenden Möglichkeit ihm abzuhelfen, bei hohem Ministerium das unterthänigste Gesuch zu stellen:

in diesem ganz ausserordentlichen Falle dem historischen Seminar einen ausserordentlichen Zuschuß bis zu dreitausend Mark zum Zwecke jenes Ankaufs bewilligen

und

im Falle der Bewilligung sie von derselben wo möglich telegraphisch unterrichten zu wollen, damit der unzweifelhaft sofort eintretenden Konkurrenz um jenes Exemplar zu Gunsten Heidelbergs begegnet werden kann.

Sie glauben ferner dieses Gesuch durch den Hinweis darauf unterstützen zu dürfen, daß die Anschaffung eines Exemplars für das historische Seminar – die Seminarien vieler Universitäten besitzen deren sogar mehrere – früher oder später doch sich unerläßlich zeigen, daß sie aber mit jedem Jahre schwieriger und deshalb sich auch kostspieliger stellen wird, und sie erlauben sich als selbstverständlich hinzuzufügen, daß sie, wenn das hohe Ministerium ihrem Gesuche zum Besten des Geschichtsstudiums an unserer Universität, wie sie hoffen, stattgiebt, sich bemühen werden, in den Unterhandlungen mit dem Antiquar jenen an sich nicht zu hohen Preis noch zu ermässigen.

Die Anschaffung der später erschienenen Quartbände der Monumenta ist nicht von gleicher Dringlichkeit, da diese fortwährend im Buchhandel zu haben sind und sich nach und nach beschaffen lassen, bis dahin aber einer der Unterzeichneten das in seinem Privatbesitze befindliche Exemplar dieser Quartbände gern den Studenten zur Verfügung stellt.

Eines hohen Ministeriums

ganz ergebenste

Heidelberg 22 October 1892.

Erdmannsdörffer. Winkelmann[12].

15

Willy Andreas beantragt beim Kultusministerium Sonderzuweisungen an das Historische Seminar.

Ausfertigungen: GLA 235/3227

a) Heidelberg, 30. Dezember 1926

[...]

Der Etat der neueren Abteilung ist, obwohl wir uns in Anschaffungen gerade im vergangenen Jahr weitgehende Zurückhaltung auferlegt haben, durch unvermeidliche Ausgaben ganz besonders schwer belastet worden. [...] *Fast täglich erscheinen wertvolle, schwer zu entbehrende Memoiren-Werke, man kann wohl sagen, in einer Zahl wie sie keine frühere Zeit hervorgebracht hat. Dies liegt natürlich in den ge-*

---

[12] Die Mittel wurden unter Verteilung auf drei Jahresraten am 25. Okt. 1892 bewilligt. Zwar war das Werk inzwischen verkauft, doch konnte noch im selben Jahr ein weniger vollständiges Exemplar erworben werden (GLA 235/3227).

waltigen Ereignissen der letzten beiden Jahrzehnte begründet. Insbesondere zur engeren und weiteren Vorgeschichte des Krieges und des Zusammenbruchs erscheinen fast täglich Publikationen in unübersehbarer Menge. [...] *Ich muß hier ferner hinweisen auf die Berichte und Protokolle des Verfassungsausschusses der Weimarer Nationalversammlung (M 21.-), Hugo Preuss, Staat, Recht und Freiheit (M 23.-) und andere Werke zur Vorgeschichte der Weimarer Verfassung und allgemeinen deutschen Verfassungsentwicklung überhaupt. Sie müssen schon deshalb vorhanden sein, weil die Studenten, sowohl Historiker wie Soziologen und Nationalökonomen, in meinem Kolleg über die „Geschichte der Reichsverfassung von 1849 bis 1926" auf sie hingewiesen werden. Ich werde überdies demnächst Uebungen zur Vorgeschichte der Weimarer Verfassung veranstalten. Ich halte es als ein Gebot der staatsbürgerlichen Erziehung für notwendig, daß unsere Jugend sich in allen Fragen, die unser Verfassungsleben betreffen, auf Grund eigener Lektüre einigermaßen auskenne. Mit vorstehenden Ausführungen habe ich nur auf einige Gegenstände der neuesten Geschichte hingedeutet, deren Behandlung mit Recht jede Regierung von dem Neuhistoriker verlangen kann.* [...]

b) Heidelberg, 21. Juli 1933

[...]

Vor allem aber melden sich bei dieser Gelegenheit langjährige Wünsche nach Ergänzung unserer Bibliothek, die wir aus dem sehr verringerten Aversum nicht befriedigen konnten, wieder besonders dringend. Wir gestatten uns, in diesem Zusammenhang vor allem auf das österreichische Aktenwerk zum Ausbruch des Weltkrieges hinzuweisen, dessentwegen wir uns schon einmal in einer Eingabe vom November 1932 an das damalige Ministerium wenden mussten. Das Werk, das in gleicher Weise von dem hier in Heidelberg besonders gepflegten grossdeutschen Gesichtspunkt wie vor allem auch für das Kriegsschuldproblem wichtig ist, wäre von uns sogleich beschafft worden, wenn es nicht auf einen Schlag zum Preis von 330.- RM erschienen wäre. Wir haben Aussicht, das Werk durch einen reichsdeutschen[13] *Buchhändler, der es fest auf Lager hat, zu bekommen, da eine Neubestellung aus Österreich aus nationalpolitischen Gründen natürlich heute unmöglich ist.*

Eine Vermehrung der rassenkundlichen Werke unserer Bibliothek wäre uns besonders wichtig, und auch die Anschaffung der Literatur der nationalsozialistischen Revolution, soweit es sich nicht um die Flut ausgesprochener politischer Tagesliteratur handelt, macht uns bei der Inanspruchnahme unseres geringen Etats mit Fortsetzungswerken Schwierigkeiten. Die Abteilung „Auslandsdeutschtum", die von uns übrigens stets besonders gepflegt wurde, weist doch gewisse Lücken auf, die sich aus den Kürzungen der letzten Jahre leider ergaben. Für die Pflege einer organisch aufgefassten Landes- und Siedlungsgeschichte, wie sie in den letzten Jahrzehnten besonders im Rheinland und in Niedersachsen aufgeblüht ist, fehlten ebenfalls die Mittel zur Beschaffung der auf diesem Gebiete sehr wichtigen monographischen Einzelliteratur, da der wichtigsten Literatur zur grossen politischen Geschichte der Vorrang gegeben werden musste.

[...]

---

[13] *reichs-* von Andreas mit der Hand nachgetragen.

„Lehrer" und Assistenten am Historischen Seminar

Das Personal des Historischen Seminars bestand in den ersten Jahren allein aus den beiden Direktoren. 1908 wurde der Privatdozent Otto Cartellieri zum „Lehrer am historischen Seminar" ernannt: die Anfängerübungen (zur mittelalterlichen Geschichte), die er schon bisher durchgeführt hatte, sollten ihm künftig (mit 200 Mark/Semester) vergütet werden (Nr. 16). Der nichtetatmäßige außerordentliche Professor Karl Stählin wurde 1910 als Leiter der Anfängerübungen zur neueren Geschichte entsprechend gestellt, und bis in die 30er Jahre waren die „Proseminare" im allgemeinen Sache von Privatdozenten und nichtbeamteten Professoren mit besonderem Lehrauftrag.

Bereits habilitiert waren auch die ersten Inhaber der 1923 geschaffenen „Vollassistentenstelle", Friedrich Baethgen und Hajo Holborn (vgl. Nr. 17, 34, 35a). Dessen Nachfolger wurden auch als Nichthabilitierte zur Lehre herangezogen, nämlich zur Abhaltung eines technischen Einführungskurses in das Studium der mittleren und neueren Geschichte (Nr. 18).

Nach dem Zweiten Weltkrieg fiel der technische Kurs fort, wurden aber auch die eigentlichen Proseminare zumeist von Nichthabilitierten durchgeführt. Seit 1955 nahm die Zahl der Assistenzen erheblich zu, 1967/69 schuf man 3 Stellen für Akademische Räte, denen vornehmlich Lehraufgaben zukamen und -kommen. 2 Mittelbaustellen fielen 1980/82 Sparmaßnahmen zum Opfer, eine dritte ist seit 1976 in eine Universitätsdozentur/Professur verwandelt.

Ende 1989 zählen zum Historischen Seminar 1 Hochschulassistent (Beamter auf Zeit) und als Wissenschaftliche Mitarbeiter 2 Akademische Oberräte und 4 Wissenschaftliche Angestellte (diese mit befristeten Verträgen), die alle regelmäßig auch in der Lehre tätig sind.

16

Karl Hampe und Hermann Oncken beantragen die Ernennung des Privatdozenten Otto Cartellieri zum Lehrer am Historischen Seminar.

Heidelberg, 12. Januar 1908

Autograph Hampes, mitunterschrieben von Oncken: GLA 235/1864 Bl.17

An das Großherzogl. Ministerium der Justiz etc.

richten die unterzeichneten Direktoren des Heidelberger historischen Seminars ergebenst den Antrag, den Privatdozenten Herrn Dr. O. Cartellieri zum Lehrer am historischen Seminar ernennen und ihm vom Sommersemester 1908 ab eine Remuneration für je zwei Übungsstunden im Semester nach dem üblichen Satze erteilen zu wollen.

Herr Dr. Cartellieri hat dem historischen Seminar seit dem Sommer 1904 durch acht Semester hindurch wertvolle und von den Studenten geschätzte Dienste durch Leitung der proseminaristischen Übungen geleistet. Die Zahl der Teilnehmer

daran hat sich in den letzten 6 Semestern zwischen 19 und 33 bewegt. Für die Direktoren des historischen Seminars besteht ein unbedingtes Bedürfnis, die Anfänger erst in solchen proseminaristischen Übungen vorbilden zu lassen und zugleich die eigentlichen Seminarübungen bei den in den letzten Jahren allzu stark angeschwollenen Teilnehmerzahlen wenigstens in etwas entlasten zu können. Nach vierjähriger unentgeltlicher und erfolgreicher Lehrtätigkeit verdient Dr. Cartellieri wohl diese kleine Anerkennung, die zugleich seine finanzielle Lage um ein weniges erleichtern würde.

Die unterzeichneten Direktoren wären daher dem Großh. Ministerium für Bewilligung obigen Antrages sehr dankbar.

K. Hampe.

Heidelberg d. 12. Januar 1908

H. Oncken[14]

17

Hampe (an den Hochschulreferenten im Kultusministerium, Victor Schwoerer): schlägt die Schaffung einer Assistentenstelle am Historischen Seminar und ihre Besetzung mit dem Privatdozenten Friedrich Baethgen vor.

Autograph Hampes: GLA 235/1743

Heidelberg d. 29. April 23.
Werderplatz 12.

Hochgeehrter Herr Geh. Oberregierungsrat!

Am 1. Oktober d. J. legt Herr Prof. Bresslau[15] *die Leitung der Scriptoresabteilung der Monumenta Germaniae nieder. Damit verliert unser Privatdozent Dr. Baethgen seine Stellung als Mitarbeiter, von der er bisher gelebt hat. Es ist ihm allerdings die Möglichkeit geboten, sich nach Berlin umzuhabilitieren und dann dort seine Tätigkeit als Mitarbeiter fortzusetzen. Ich würde aber seine sehr wertvolle Kraft für die proseminaristischen Übungen höchst ungern verlieren, und er selbst würde vorziehen hier zu bleiben und frei von der Monumententätigkeit, die ihn bisher völlig in Anspruch nahm, Zeit zu einer größeren eignen Arbeit zu gewinnen, wenn er die nötigen Existenzmittel erhält. B. ist ja ein junger Gelehrter, an dessen Aufrücken in der akademischen Laufbahn nicht zu zweifeln ist.* [...] *Er muß nur noch durch eine größere, nicht editorische Arbeit mehr bekannt werden und hat dazu jene Befreiung vom Monumentendienst nötig.*

Sie werden sich erinnern, daß er vor 2 Jahren etwa hier schon ein Privatdozentenstipendium hatte, auf dessen weiteren Genuß er verzichtete, sobald er die Monumentenstelle bei Bresslau erhielt. Ich glaube deshalb, daß man ihm auf An-

---

[14] Dem Antrag wurde am 25. Jan. 1908 entsprochen (GLA 235/1864 Bl.18; 235/3227; ÜA A-576).

[15] Harry Bresslau lebte und arbeitete bis 1918 in Straßburg, seitdem in Heidelberg.

trag der Fakultät, woran nicht zu zweifeln wäre, jene 70% der X. Tarifklasse vom 1. Okt. ab nicht wohl versagen könnte.

Es bietet sich aber auch eine andre Lösung, die, wie mir scheint, für die Regierung vorteilhafter wäre. Wie mir Prof. Andreas sagt, ist ihm für das Histor. Seminar eine Assistentenstelle bewilligt worden. Diese ist in der Tat durch den Zwang der Umstände zu einer Notwendigkeit geworden. Die Bücher des Seminars werden letzthin sehr viel stärker benützt, da die Studenten sich nur wenig eignes anschaffen können; es bedarf daher einer beständigen Überwachung und Wiederherrichtung der stark zerlesenen Bücher, auch einer verstärkten Aufsicht gegen widerrechtliche Entfremdungen. Alles das kann der bisherige Student nicht mehr leisten. Darüber hinaus ist auch eine ständige Beratung der Studenten, wie in andern Seminaren wünschenswert, die nur ein reiferer Assistent leisten kann. Es würde sich nun empfehlen, Herrn Dr. Baethgen die Stelle eines Assistenten zu übertragen. Nur dürfte das allerdings nicht eine minderbesoldete Hülfsassistentenstelle sein, sondern eine normale Assistentenstelle, wie sie etwa Dr. Rothacker oder Schmitthenner[16] *hat. Unser Seminar hat ja tatsächlich mit seinen beiden Abteilungen für Neuzeit und Mittelalter + Hülfswissenschaften einen ausgedehnteren Betrieb, als das philosophische und geographische Seminar. Wenn die Schaffung einer solchen Stelle für Dr. B. zum 1. Okt. in Aussicht genommen werden könnte, so würden wir uns bis dahin mit dem bisherigen freiwilligen Bibliothekar (der gratis arbeitet, da die bisherige Besoldung vom Aversum doch zu gering war) behelfen können. Sehr zu begrüßen wäre es, wenn das bis zum 1. Okt. eingesparte Assistentengehalt in irgendeiner Form der Bibliothek des Historischen Seminars zugeführt werden könnte, da diese mangels außerordentlicher Stiftungen sehr notleidet. Ich schreibe dies in vollem Einverständnis mit Prof. Andreas, der glücklich installiert ist und demnächst seine Vorlesungen eröffnet. Wenn Sie mir Aussicht auf diese letztere Lösung machen könnten, so würde ich den Antrag an die Fakultät betreffs Gewährung der 70% zurückhalten.*

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr sehr ergebener K. Hampe[17].

18

Andreas ersucht das Ministerium, dem Assistenten des Seminars einen Auftrag für technische Einführungskurse zu erteilen.

Ausfertigung: GLA 235/29879 Bl.112

---

[16] Erich Rothacker und Heinrich Schmitthenner, Privatdozenten und Assistenten am Philosophischen bzw. Geographischen Seminar.

[17] Auf Antrag der Fakultät wurde am 29. Juni 1923 die Assistentenstelle zum 1. Okt. errichtet und ihre Übertragung an Baethgen genehmigt (GLA 235/1743; 235/3227; UA B-6621/1).

Historisches Seminar
der Universität

Heidelberg, den 29. März 1930

Dem Ministerium des Kultus und Unterrichts *Karlsruhe*

gestatte ich mir, auch im Namen meines zur Zeit verreisten Kollegen Hampe, ein Gesuch um Erteilung eines Auftrages für technische Einführungskurse in das Studium der mittleren und neueren Geschichte an den Assistenten des Historischen Seminars, Herrn Dr. Jacobs, ergebenst zu unterbreiten.

Bei dem grossen Andrang zu den historischen Studien ist es unser Bestreben, im Interesse der sehr erschwerten Erfassung und gründlichen Durchbildung der einzelnen Studierenden die Seminarschulung in einem so geregelten und in sich zusammenhängenden Aufbau zu gestalten, wie es mit dem Prinzip der freien wissenschaftlichen Betätigung der Dozenten und Studenten nur irgend vereinbar ist. Es hat sich dabei mehr und mehr erwiesen, dass die den Herren Privatdozenten übertragenen Proseminare, denen die Einführung in die historische Arbeit selbst an Hand bestimmter sachlich umschriebener, für Anfänger geeigneter Stoffe und Problemstellungen obliegt, die Ausbildung in der Handhabung des technischen Apparats einer so ausgedehnten und für sehr viele Arbeiten auch noch bibliographische Kenntnisse auf verschiedenen Grenzgebieten erfordernden Wissenschaft, wie es die Geschichte ist, nicht nebenher in wünschenswerter Gründlichkeit leisten können. Anfragen über ganz elementare bibliographische oder quellenkundliche Angelegenheiten, die aber bei der komplizierten Apparatur des modernen Wissenschaftsbetriebes bestimmte Kenntnisse erfordern, werden häufig noch von fortgeschrittenen Semestern an uns gerichtet und beweisen die Wichtigkeit einer solchen Ausbildung. Wir betrachten deren Uebernahme als zum Tätigkeitsfeld des Assistenten gehörig, und so hat Herr Dr. Jacobs schon im Sommersemester 1929 im Auftrag der Direktoren des Seminars einen Einführungskurs von 2 Wochenstunden gehalten, dessen Besuch seine Ansetzung durchaus rechtfertigte. Es zeigte sich aber, dass durch die mit dem Charakter dieses Kurses als blossen Aktes der Seminarverwaltung gegebene geringe Publizierungsmöglichkeit nur am schwarzen Brett des Seminars eine grössere Anzahl von Interessenten nicht erfasst worden war. Um einen Anschlag auch am schwarzen Brett der Universität und für spätere Semester die auch an anderen Universitäten übliche Anführung im Vorlesungsverzeichnis zu ermöglichen, bitte ich daher das Ministerium ergebenst, Herrn Dr. Jacobs einen entsprechenden Auftrag erteilen zu wollen.

In ausgezeichneter Hochachtung
ergebenst
W. Andreas
Geschäftsführender Direktor des Historischen Seminars[18].

---

[18] Der Auftrag erging am 10. Apr. 1930 (GLA 235/29879 Bl.113; UA B-7526; H-IV-102/155 Bl. 254 Nr. 38).

Das Kriegsgeschichtliche Seminar

Während der Herrschaft des Nationalsozialismus trat neben das Historische Seminar ein Kriegsgeschichtliches Seminar unter der Direktion Paul Schmitthenners.

Der ehemalige Offizier hatte sich 1928 in Heidelberg für Geschichte des Kriegswesens habilitiert. Seit 1925 Abgeordneter der Deutschnationalen Volkspartei im badischen Landtag, schloß er sich 1933 den Nationalsozialisten an und avancierte zum Staatskommissar, Staatsrat, Staatsminister. Von 1940 an nahm er die Geschäfte des badischen Kultusministers wahr und leitete die entsprechende Abteilung der Zivilverwaltung im Elsaß. 1938–1945 „führte" er als Rektor die Universität Heidelberg (vgl. Nr. 23).

Schon im Mai 1933 wurde hier ein Extraordinariat für Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kriegsgeschichte und Wehrkunde geschaffen und Schmitthenner – als persönlichem Ordinarius – übertragen (Nr. 19). Vier Jahre später widmete man zu seinen Gunsten das bisher von Karl Jaspers bekleidete Philosophie-Ordinariat in eine ordentliche Professur für Wehrpolitik und Wehrwissenschaft um.

Als das Historische Seminar im Sommer 1933 in die Neue Universität zog, wurde es formal in eine Abteilung für mittlere und neuere Geschichte - unter den bisherigen Direktoren – und eine kriegsgeschichtlich-wehrkundliche Abteilung untergliedert. Aus letzterer, die zunächst zwei, dann vier Räume beanspruchte, entwickelte sich bis 1935 ein selbständiges Seminar, freilich ohne daß die hochfliegenden Pläne seines Leiters sich voll verwirklichten (Nr. 20-22). Zwar wurde ihm 1934 eine Schreibkraft zugestanden, sie sollte aber auch für die andere Abteilung arbeiten (vgl. Nr. 24). Für den Assistenten (vgl. Nr. 34, 35b) gab es erst im Kriege eine Planstelle, und die finanzielle Ausstattung blieb – zumindest bis in den Krieg hinein – bescheiden (vgl. Nr. 12).

Der Zusammenbruch brachte dem Direktor und dem Assistenten die Entlassung, dem Kriegsgeschichtlichen Seminar selbst die Auflösung: Räume und einen Teil der Bücher „erbte" das Historische Seminar.

19

Der Minister des Kultus, des Unterrichts und der Justiz an die Philosophische Fakultät: kündigt die Errichtung einer Professur für Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kriegsgeschichte und Wehrkunde an und fordert, umgehend das Einverständnis mit der beabsichtigten Übertragung der Stelle an Paul Schmitthenner zu erklären.

Karlsruhe, 12. Mai 1933

Erlaß Nr. A 11406 - Ausfertigungen, gez. Dr. Wacker: UA H-IV-102/157 Bl.110 Nr. 20(!); B-7532 Bl.43

[...]

Die badische Regierung betrachtet es als eine besonders dringliche Aufgabe, den Wehrwillen im deutschen Volke zu wecken und zu stärken. In besonderem Maße ist die akademische Jugend hierzu berufen, diesen Gedanken zu pflegen und in das Volk hineinzutragen. Es ist daher in Aussicht genommen, zur Durchführung dieser Aufgabe bereits in diesem Sommersemester an der Universität Heidelberg im Rahmen der im Staatsvoranschlag zur Verfügung stehenden Professorenstellen eine Professur für Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kriegsgeschichte und Wehrkunde zu errichten. Im Hinblick auf die Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit besteht zu meinem Bedauern nicht die Möglichkeit, die Besetzung dieser Professur in dem üblichen Berufungsverfahren aufgrund der Vorlage von Berufungsvorschlägen durch die zuständigen Organe der Universität Heidelberg vorzunehmen. Ich beabsichtige, die genannte Professur dem Privatdozenten Staatsrat Dr. Paul Schmitthenner, der seit dem Jahre 1928 für das Fach „Geschichte des Kriegswesens" an der Universität Heidelberg habilitiert ist, unter Verleihung der Amtsbezeichnung und der akademischen Rechte eines ordentlichen Professors zu übertragen. Ich ersuche, dieses außerordentliche Verfahren nach Maßgabe der geschilderten Verhältnisse zu würdigen und umgehend das dortige Einverständnis zu erklären[19].

[...]

20

Schmitthenner (an den Hochschulreferenten im Kultusministerium, Eugen Fehrle): entwirft die künftige Rolle des Faches Wehrkunde und bittet um die baldige Errichtung der kriegsgeschichtlich-wehrkundlichen Abteilung im Historischen Seminar.

Abschrift: GLA 235/29988

Dr. Paul Schmitthenner
Staatsrat im bad.
Kabinett
Prof. an der Univers.
Heidelberg.

Heidelberg, den 22. Juli 1933.

Sehr geehrter Herr Ministerialrat!

1. Am nächsten Dienstag Abend halte ich das obligatorische Einführungskolleg für alle Studenten in das Fach Wehrkunde. Ich muß dabei naturgemäß auch Ausführungen machen allgemeiner Art über den obligatorischen Charakter des Faches, da ja dies für die Studenten besonders wichtig ist. Ich nehme dabei an, daß

[19] Die Fakultät beriet am 17. Mai 1933 und erklärte am 18. durch ihren Dekan *freudig und dankbar ihre Zustimmung*, immerhin unter Hinweis auf ihre Rechte. Der Reichsstatthalter ernannte Schmitthenner am 19. Mai mit Wirkung vom 16. (UA H-IV-102/157 Bl.35, 112, 113 Nr. 8, 20b, 20c).

die Einrichtung so kommt, wie wir sie mehrfach besprochen haben und wie ich sie zuletzt nach Rücksprache mit Ihnen am 28. Juni 1933 erbeten habe:

Innerhalb der ersten 4 Semester 2 je zweistündige Pflichtvorlesungen für alle Studierenden (wohl auch Studentinnen, da es sich ja um Gesinnung- und Wissenbildung handelt.) Meine Vorlesung und Übung im diesjährigen Sommersemester gilt für die Teilnehmer als 1. obligatorische Vorlesung. Für diejenigen, die im kommenden Wintersemester im 4. Semester sind, wird nur 1 Pflichtvorlesung verlangt. Das gleiche gilt für diejenigen, die im kommenden Wintersemester in einer noch höheren Semesterzahl stehen.

Semesterprüfung am Anfang oder am Schluß eines Semesters nach Wunsch. Es werden dabei zahlreiche Studenten zusammengefaßt und seminarmäßig geprüft.

Das Fach Geschichte mit besonderer Berücksichtigung von Kriegsgeschichte und Wehrkunde wird als Hauptfach für Staatsprüfungen eingeführt, ebenso für Doktorprüfungen.

2. Ich möchte dann noch die Bitte aussprechen, die Errichtung der Kriegsgeschichtlich-wehrkundlichen Abteilung im Historischen Seminar unter meiner Direktion so rechtzeitig zu verfügen, daß sie noch im Vorlesungsverzeichnis aufgenommen werden kann. Da dessen Druck z. Zt. bevorsteht, ist diese Verfügung sehr eilig. Desgleichen möchte ich um baldige Genehmigung der erbetenen Gelder bitten.

3. Schließlich möchte ich die Bitte aussprechen, daß die beiden Räume für die Kriegsgeschichtlich-wehrkundliche Abteilung im örtlichen Anschluß an das Historische Seminar zugeteilt werden, weil sonst der Lehrbetrieb insbesondere die Bücherei-Frage schwer leiden müßte.

Ich werde am Montag Vormittag bei Ihnen in Karlsruhe anrufen.

Mit freundlichen Empfehlungen und
Heil Hitler
bin ich Ihr stets ergebener
gez. Paul Schmitthenner[20].

---

[20] Mit dem Brief ist eine Aktennotiz vom 31. Juli 1933 kopiert: *Teilweise mündlich erledigt.* Als Gründungsurkunde der kriegsgeschichtlich-wehrkundlichen Abteilung des Historischen Seminars mag ein Ministerialerlaß vom 19. Sept. 1933 gelten, der Schmitthenner zwei Räume in der Neuen Universität in Aussicht und 200 RM für Bücher zur Verfügung stellte (UA K-VI/4 Fasz. „Allgemeines, Aversum"). Eine offizielle Umbenennung der Abteilung ist nicht zu belegen. Schon Anfang Juli 1934 gebrauchte Schmitthenner ein Dienstsiegel mit der Umschrift *Seminar für Kriegsgeschichte · Universität Heidelberg ·* (UA H-IV-102/158 Bl.699 Nr. 199), als Fremdbezeichnung aber begegnet noch jahrelang der alte Name.

21

Schmitthenner beantragt beim Ministerium des Kultus und Unterrichts die Schaffung einer ordentlichen oder gehobenen Assistenz für das Kriegsgeschichtliche Seminar[21].

Heidelberg, 10. November 1938

Ausfertigung: GLA 235/29988

[...]

Begründung: Das Kriegsgeschichtliche Seminar der Universität Heidelberg wurde im Sommer 1933 ins Leben gerufen. Es wurde damals, da das Reich noch den Versailler Vertragsbestimmungen unterstand, als kriegsgeschichtlich-wehrkundliche Abteilung im Historischen Seminar der Universität Heidelberg getarnt. In Wirklichkeit war das Kriegsgeschichtliche Seminar von Anfang an ein selbständiges Seminar mit eigenem Direktor, eigenem Assistent mit Sondervertrag und eigener Schreibhilfe. Es bestand lediglich eine Raumgemeinschaft mit dem Historischen Seminar zur Unterbringung der Bücherei des Kriegsgeschichtlichen Seminars, da andere Räumlichkeiten nicht zur Verfügung standen. Von Anfang an erfreute sich das Kriegsgeschichtliche Seminar der Universität Heidelberg, das von mir in wehrpolitischem Sinne ausgerichtet wurde und in dieser Art wohl einzigartig in Deutschland ist, eines regen Zuspruchs. In der Zeit seines Bestehens wies das Kriegsgeschichtliche Seminar folgende Besucherziffern auf:

WS 1933/34	*25*
SS 1934	*20*
WS 1934/5	*30*
SS 1935	*38*
WS 1935/6	*56*
SS 1936	*35*
WS 1936/7	*35*
SS 1937	*39*
WS 1937/8	*50*
SS 1938	*34*
WS 1938/9	*38*
Summa:	*400*

Aus den angegebenen Zahlen geht hervor, daß das Kriegsgeschichtliche Seminar eine außerordentlich breite Wirksamkeit entfaltete. Über den Rahmen der Universität hinaus wurde und wird das Kriegsgeschichtliche Seminar sehr häufig in Anspruch genommen von den Organisationen der Partei, von der Wehrmacht und der Öffentlichkeit mit vielfachen Anfragen.

[...]

---

[21] Das Ministerium antwortete am 8. Dez. 1938, *dem Antrag* könne *im gegenwärtigen Zeitpunkt* [...] *nicht entsprochen werden* (GLA 235/29988).

22

Rektor Schmitthenner stellt (beim Wehrbezirkskommando Heidelberg) den Antrag auf Unabkömmlichkeit von Dr. Bernhard Herr, Hilfsassistent des Kriegsgeschichtlichen Seminars[22].

Heidelberg, 9. März 1940

Mehrfertigung: GLA 235/29988

[...]

Begründung.

Dem Kriegsgeschichtlichen Seminar sind folgende kriegswichtige Arbeiten übertragen:

1. Die Erforschung der Haltung und des Anteils der Universität Heidelberg während des Weltkrieges und am Weltkriege. Auftraggeber ist das Institut für die Erforschung der Geschichte des neuen Deutschland, Sachbearbeiter Oberst Nicolai. Es sind zu untersuchen: Professorenschaft, Studentenschaft, Presse, Publizistik, Literatur, Universitätsakten. Die gewonnenen Erkenntnisse sollen für den gegenwärtigen Krieg ausgewertet und nutzbar gemacht werden.

2. Die Leitung und Beratung der studentischen Arbeitskreise innerhalb des Kriegspropagandaeinsatzes der deutschen Studentenschaft an der Universität Heidelberg. Auftraggeber: Der Beauftragte des Reichsstudentenführers für den studentischen Kriegseinsatz, Dr. Hans Bähr.

3. Die Spezialaufgabe, die gesamte neuere französische und englische militärische und wehrwissenschaftliche Publizistik und Literatur zu untersuchen und auszuwerten in Bezug auf das Verhältnis zwischen Frankreich und England. Es soll ferner herausgearbeitet werden die politische Haltung und Zielsetzung des französischen und englischen Soldatentums. Auftraggeber: Reichspropagandaministerium.

Diese verantwortungsvollen und umfangreichen Aufgaben können von dem derzeitigen Assistenten des Kriegsgeschichtlichen Seminars, Dr. phil. habil. W. H. Ganser, allein nicht durchgeführt werden. Er bedarf hierfür dringend der Unterstützung durch einen Hilfsassistenten. Dieser muß verfügen über eine abgeschlossene historische, wehrpolitische, wehrwissenschaftliche und fremdsprachliche Fachausbildung. Es muß überdies eine Persönlichkeit sein von absoluter politischer Zuverlässigkeit, hoher wissenschaftlicher Befähigung und militärischen Kenntnissen. Herr Dr. Herr, militärisch ausgebildet und aus dem Kriegsgeschichtlichen Seminar als Fachwissenschaftler hervorgegangen, ist eine solche Persönlichkeit. Er ist überdies eingearbeitet. Dies ist von besonderer Wichtigkeit, da die in Auftrag gegebenen Untersuchungen sofort in Angriff zu nehmen und das erarbeitete Material sofort und laufend den entsprechenden amtlichen Stellen zur Verfügung zu stellen sind.

[...]

---

22 Das Wehrbezirkskommando gab am 16. März 1940 einen ablehnenden Bescheid (UA K-VI/4 Fasz. „Schriftwechsel mit Reichskriegsministerium Berlin und Wehrmachtsstellen“).

23

Der Direktor des Kriegsgeschichtlichen Seminars, Schmitthenner, richtet an den Minister des Kultus und Unterrichts in Straßburg i. E. einen Antrag auf Sondermittel. Der Antrag wird vom Dekan der Philosophischen Fakultät, Eugen Fehrle, *warm* befürwortend dem Rektor Schmitthenner und von diesem befürwortend dem Minister (abermals Schmitthenner) vorgelegt.

Heidelberg, 26., 29. und 30. Januar 1943

Mehrfertigung mit Stempeln und drei Unterschriften[23]: UA B-6621/1.

[23] Ein sinnfälliges Zeugnis personeller Verflechtungen, verirrt zwischen Akten, die das Historische Seminar betreffen; ebd. eine (Teil-)Bewilligung vom 16. Febr. 1943, gez. *Im Auftrag: Fuhs.* Vgl. auch GLA 235/29988.

Die Gründung des Instituts für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde

Die Gründung des Instituts ist bedingt durch den Aufschwung der deutschen landesgeschichtlichen Forschung im ersten Drittel unseres Jahrhunderts. Günther Franz zog als Inhaber des Lehrstuhls für mittlere und neuere Geschichte 1935/36 im Historischen Seminar eine landeskundliche Abteilung auf und projektierte bereits ein „Institut für fränkisch-pfälzische Landes- und Volksforschung". Der Geograph Wolfgang Panzer und der Franz-Nachfolger Fritz Ernst erwirkten 1938 die Gründung des Instituts (Nr. 24, 25), das einen eigenen Assistenten (vgl. Nr. 35c) und ein relativ hohes Aversum (vgl. Nr. 12) erhielt, aber in den Räumen des Historischen Seminars verblieb. Als es am 10. Juli 1939 eröffnet wurde, erschien es überraschend als „Institut für fränkisch-pfälzische Geschichte und Landeskunde" – zur Abgrenzung gegen das stärker politisierte Fach der deutschen Volkskunde, das 1942 freilich einbezogen werden mußte (Nr. 26, 27).

Der Krieg brachte die Institutstätigkeit zum Erliegen; sie wurde erst in den 50er Jahren von Ernst und Panzers Nachfolger Gottfried Pfeifer offiziell wiederaufgenommen. Die durch Ernsts Tod 1963 verwaiste Direktorenstelle wurde 1966 mit dem Lehrstuhl Ahasver von Brandts verbunden, während die Geographen sich nach ihrer Übersiedlung ins Neuenheimer Feld aus der Leitung des Instituts zurückzogen, das so (wieder) stärker den Charakter einer Abteilung des Historischen Seminars angenommen hat.

24

Die folgende Denkschrift wurde mit Begleitbrief vom 29. Juni 1937 an das Ministerium des Kultus und Unterrichts geschickt. Sie basiert auf einem Entwurf, den Günther Franz im Oktober 1936 (vgl. bei Anm. az) maschinenschriftlich niedergelegt und der sich – von Wolfgang Panzer und Fritz Ernst mit zahlreichen handschriftlichen Änderungen versehen – im Institut erhalten hat.

Hier wird die letzte Fassung nach deren Urschrift (GLA 235/29965 – Durchschriften: UA B-6613; Institut) dargeboten, wobei Abweichungen von der ersten Fassung durch Antiqua bzw. * (bei Auslassungen) gekennzeichnet und die Varianten der ersten Fassung in den Fußnoten wiedergegeben werden, Unterschiede rein orthographischer Art indes unberücksichtigt bleiben.

Denkschrift über die Notwendigkeit der Errichtung eines Instituts für fränkisch[a]-*pfälzische Landes-* und Volksforschung[a] *an der Universität Heidelberg.*
Von Professor Dr. Wolfgang Panzer und Dr. Fritz Ernst.
(Nach einem Entwurf *von Professor Dr. Günther Franz* *[b]).

---

[a] *pfälzische Landeskunde*
[b] *Prof. der mittleren und neueren Geschichte und Direktor des Historischen Seminars*

In den letzten Jahren ist vielfach davon gesprochen worden, daß die neue Universität heimat- und landschaftsgebunden sein müsse. Für die deutsche Westmark war diese Forderung nicht neu. Gerade aus der besonderen Gefährdung dieses Grenzlandes heraus war unmittelbar nach dem Kriege an der Universität Bonn *unter Professor Aubin ein „Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande" gegründet worden, das in seinem Aufbau und seiner Arbeit vorbildlich wurde für* viele[c] *entsprechende*[c] *Einrichtungen an anderen Orten. Diesem Institut, dessen Arbeitskreis der Raum der preußischen Rheinprovinz und die angrenzenden Gebiete, also vor allem Luxemburg und Belgien, war, trat mit entsprechenden Aufgaben am Oberrhein in den letzten Jahren das Alemannische Institut in Freiburg* *[d] *unter Professor Th. Mayer zur Seite. Es betreut, wie sein* *[e] *Name sagt, den alemannischen Raum Südbadens mit offenem Blick in das Elsaß und die Schweiz. Es trifft sich hier in seiner Arbeit mit dem wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt.*

In diesem planmäßigen Aufbau landeskundlicher Forschung am Rhein klafft in der Mitte, im rheinfränkischen oder altpfälzischen Raume, eine Lücke. Der natürliche Mittelpunkt für die Erforschung *dieses Gebietes ist Heidelberg.* Der[f] *Universität Heidelberg* erwächst *bei aller gesamtdeutschen Verpflichtung hier die* besondere *Aufgabe* der wissenschaftlichen *Betreu*ung des *geschichtlichen Raumes, in* den *sie gestellt ist,* eine Aufgabe, *aus der*[f] *sie für ihre eigene Arbeit neue Kräfte empfangen kann.*

Die Schwierigkeiten eines planmäßigen Arbeitseinsatzes[g] *lagen,* und liegen teilweise auch heute noch, an dem Vorhandensein *innerstaatlicher Grenzen* *[g]. *Bis*[h] *zur Auflösung des alten Reiches seit der Stauferzeit*[h] *fand dieses Gebiet seine natürliche Einheit in dem pfälzischen Kurfürstentum. Die Kurpfalz stellte kein geschlossenes Territorium dar, war vielfach zersplittert, aber die Splitter umfaßten und durchdrangen doch das ganze Gebiet, so daß auch die anderen* politisch[i] nicht zur Pfalz gehörigen Teile von ihr stark beeinflußt wurden[i]. *Durch die napoleonischen Staatsgrenzen wurde dieser Raum seiner* alten[k] *Einheit beraubt. Der Rhein trennte fortan die linksrheinische zu Bayern gehö*rende[l] *Rheinpfalz von der rechts-*

---

[c] *alle entsprechenden*

[d] *nunmehr Institut für geschichtliche Landeskunde der Oberrheinlande*

[e] *ursprünglicher*

[f] *Die Gründe, daß Heidelberg bisher nicht die Aufgabe erkannt, die ihm hier gestellt war, liegen zum Teil in der früheren geistigen Struktur der Hochschule, die heute überwunden ist. Heidelberg glaubte eine gesamtdeutsche, wenn nicht universale Universität zu sein, die der besonderen Bindungen an seine Umwelt entbehren könne, ja sie womöglich nur als Fesseln empfand. Mit den Trägern dieser Anschauungen sind auch diese selbst beseitigt. Auch die Universität Heidelberg weiß heute, daß sie bei aller gesamtdeutschen Verpflichtung in einen geschichtlichen Raum gestellt ist, den sie zu betreuen hat und aus dem*

[g] *Aufbaus lagen aber nicht allein bei der Hochschule. Auch die innerstaatlichen Grenzen traten hemmend dazwischen*

[h] [Lies: *Seit der Stauferzeit bis zur Auflösung des alten Reiches*]

[i] *hiervon ihr Gepräge erhielten*

[k] *natürlichen*

[l] *gehörige*

rheinischen badischen Pfalz. Andere Gebiete kamen[m] an *Hessen oder auch* an *Preußen* *[m]. *Die linksrheinische Pfalz hatte keine Universität. Ihr akademischer Nachwuchs konnte allenfalls* in[n] den *ersten Semestern*[n] *die alte Landesuniversität besuchen,* die[o] Prüfung[o] *mußte er an einer bayrischen Hochschule in Würzburg, Erlangen oder München* ablegen[p]. *Diese drei bayrischen Hochschulen hatten aber jeweils in Franken und Altbayern ihre besonderen Aufgaben. Für sie* *[q] *konnte die Pfalz nur Nebenland sein*[q]. *Auch in der Pfalz selbst fehlte* es[r] an Organisationen des *geistigen Zusammenhalts*[r]. *Erst nach dem Kriege erhielt das Land überhaupt eine eigene wissenschaftliche Bibliothek. Vorher war nur das Archiv und das Museum in Speyer wissenschaftliche Forschungsstätte*[s] *[s].

*Aber auch von Heidelberg aus wurde und wird die landes*kund*liche*[t] *Forschung durch die territoriale Trennung erschwert. Solche Forschung kann sich nur nach den alten geschichtlichen und geographischen Räumen, nicht nach den modernen Grenzen richten. Die Forschung darf nicht am Rheine stehen bleiben, sondern sie muß ebenso wie die Arbeit in Freiburg und Bonn über den Rhein hinübergetragen werden,* die[u] ober*rheinischen* Randlandschaften[u] *von Wertheim bis Saarbrücken umfassen und von hier aus den Blick nach dem nördlichen fränkischen Teile des Elsaß und vor allem nach Lothringen und Luxemburg offen halten.*

Als Grundlage für diese Arbeit ist[v] *im letzten Jahr im Historischen Seminar der Universität eine landeskundliche Abteilung neu aufgestellt* worden[v]. *Ihr sind die bisherigen* landesgeschichtlichen[w] *Bestände des* Historischen *Seminars zugeführt worden. Aus Dubletten der Universitätsbibliothek Heidelberg, der Landesbibliotheken Karlsruhe und Speyer, der Stadtbibliothek Mannheim, aus Geschenken zahlreicher historischer Vereine,* von *Gemeinden und Privatpersonen und endlich aus einer Stiftung der Gesellschaft der Freunde der Universität, die es* *[x] *erlaubte, die Bibliothek Albert Becker zu erwerben, wurde ein Grundstock von* etwa *1500 Bänden geschaffen, der jedoch der planmäßigen Ergänzung bedarf. Vor allem* mußy eine landeskundliche *Karten*abteilung noch neu errichtet werden[y]. *Von vornherein wurde über den rein geschichtlichen Bereich hinaus das gesamte landeskundliche Schrifttum gesammelt. Die Bibliothek bildete* die *Grundlage für* eine[z] *landeskundliche Arbeitsgemeinschaft, die* vor[aa] einem Jahr unter der Leitung von

---

[m] *wurden zu Hessen oder auch zu Preussen geschlagen*
[n] *die ersten Semester*
[o] *Examen*
[p] *machen*
[q] *war die Pfalz und konnte nur sein Nebenland*
[r] *ein geistiger Zusammenhalt*
[s] *Forschungsstätten. Heidelberg galt als Ausland*
[t] *landesgeschichtliche*
[u] *und den gesamten mittelrheinischen Raum*
[v] *habe ich – neuaufgestellt*
[w] *nicht sehr großen*
[x] *mir*
[y] *auch Karten*
[z] *die*
[aa] *ich Ende des SS 1935 mit einer Reihe von Fachgenossen der Fakultät gebildet habe. Die Arbeitsgemeinschaft hat im ersten Arbeitssemester sich in Einzelreferaten über den pfälzi-*

Professor Dr. Franz sich an landeskundliche Arbeiten machte. *In Verbindung mit der planungswissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft der Universität und der studentischen Fachschaftsarbeit wurden Einzeluntersuchungen durchgeführt*[aa], die teilweise im Rahmen des studentischen Reichsleistungswettkampfes mit Preisen ausgezeichnet wurden. Die Arbeit erlitt dann zunächst eine Unterbrechung durch die plötzliche Wegberufung von Professor Franz nach Jena.

Die[ab] *Vorbereitungen sind heute soweit fortgeschritten, daß* wir[ac] *den Antrag stellen möchten*[ac], *diese Arbeitsansätze zusammenzufassen in einem neu zu errichtenden*

Institut für fränkisch-pfälzische Landes- und Volksforschung
an der Universität Heidelberg.

Für die Einrichtung und den Aufbau dieses Instituts gestatten[ad] wir uns[ad] *folgende Vorschläge zu machen:*

*[ae] *Leitung: Zu Leitern des Instituts werden ernannt:* *[af] *Professor Dr. Wolfgang Panzer* als Geograph und der auf den Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte berufene Dozent Dr. Fritz Ernst, *da Geschichte und Geographie den Kern der Arbeitsgebiete des Instituts abgeben werden.* Von[ag] diesen Kernfächern aus soll im Interesse der Sache die engste Verbindung nach allen Seiten geknüpft werden, es liegt im Ermessen der Leiter, die Vertreter der einschlägigen Fächer um ihre Mitarbeit zu bitten. Es ist dabei vor allem gedacht an weitere Vertreter der Geschichte und Geographie, an die Vertreter der Frühgeschichte, der Germanistik, der Volkskunde, an das Institut für Raumforschung, ebenso wie an die dem Bereich der Naturwissenschaft angehörenden Nachbardisziplinen, so an die Mineralogie, Geologie, die Anthropologie, die Rassenkunde, die Botanik und die Zoologie[ag].

*[ah] *Arbeitsbereich: Kerngebiet ist das badische Unterland um Heidelberg. Darüber hinaus soll vom Institut der Raum zwischen der schwäbisch-fränkischen Sprachgrenze im Süden und der Grenze der preußischen Rheinprovinz im Norden*

---

schen Raum unterrichtet. Im 2. Semester wurden in Verbindung – Einzeluntersuchungen durchgeführt

[ab] *Diese*

[ac] *ich – möchte*

[ad] *gestatte ich mir*

[ae] *1.*

[af] *der Unterzeichnete und*

[ag] *Um zu zeigen, daß es sich bei dem Institut jedoch nicht um die Angelegenheit eines oder zweier Fächer, sondern um eine Sache der gesamten Universität handelt, wird ein Beirat geschaffen. Ihm gehören an: 1. der Rektor, 2. der Dekan der philosophischen Fakultät, 3. der Leiter der planungswissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft der Universität, 4. der Leiter der kulturwissenschaftlichen Fachschaft der Studentenschaft als Vertreter des Studentenschaftsführers, 5. einzelne Dozenten, die auf Vorschlag der Leiter vom Rektor berufen werden. Ich würde dafür zunächst (dem Abc nach) vorschlagen die Professoren: Andreas, Brinckmann, Fehrle, Krieck, Schmitthenner, Schrade, Wilser, Wahle und der neuzuberufende Professor für Germanistik. Der Beirat tritt unter Leitung des Rektors oder des von ihm bestellten Vertreters in jedem Semester einmal zusammen, um den Bericht über die Arbeiten des Instituts entgegenzunehmen und Beschlüsse über die künftige Arbeit zu fassen*

[ah] *2.*

erfaßt werden. Nach Westen hat das Institut vor allem den lothringischen Raum mit zu umfassen.

Das Institut erhält die Aufgabe, in Forschung und Lehre die Landes- und Volksforschung dieses Gebietes zu betreiben. Es[ai] soll besonders darauf geachtet werden, daß die Arbeit des Institutes für die weitere Öffentlichkeit nutzbar gemacht wird[ai].

*[ak] *Unterbringung:* [...][al]

*[am] *Mittel für die Einrichtung des Instituts: Hierfür beantragen*[an] wir[an], *einen einmaligen Betrag von* 4000[ao] RM[ap] *zur Verfügung zu stellen.* Davon[aq] *sind zu verwenden:*

1[ar]) 500[ar] RM *für die Inneneinrichtung* [...]

2as) *3500* RM *für die Bücherei. Grundstock der Bücherei wird,* wie oben gesagt, *die landeskundliche Abteilung des Historischen Seminars. Sie wird vom Seminar an das Institut abgegeben. Das Seminar bekommt die Aufwendungen, die es im letzten Jahr aus seinem Aversum für diese Abteilung gemacht hat, aus Mitteln des Instituts ersetzt. Die Aufwendungen haben etwa 1000* RM *betragen,* [...]

*[at] *Mittel für den laufenden Unterhalt des Instituts:* Wir[au] *beantragen* 1[au]) *ein jährliches Aversum von 2000* RM, *das nach Ermessen der Institutsleiter für Bücheranschaffungen* oder[av] *für bestimmte Forschungsaufgaben zu verwenden* wäre[aw].

2[ax]) *die Einrichtung einer Assistenten- oder Hilfsassistentenstelle. Da sich* diese *vorerst*[ax] *wohl kaum ermöglichen lassen wird, werden die Assistenten des Geographischen und Historischen Seminars mit der Institutsverwaltung beauftragt. Ihnen wird zur Unterstützung die Schreibhilfe des Historischen Seminars* (und des Kriegsgeschichtlichen Seminars), *Fräulein Käthe Fehringer, beigegeben,* die bei dem Aufbau und der Verwaltung der oben genannten landeskundlichen Bücherei wesentliche Mithilfe geleistet hat. Fräulein[ay] Fehringer[ay] *ist bisher halbtägig be-*

---

ai *Von den beteiligten Dozenten sind Vorlesungen und Uebungen zu halten. Die Lehrerschaft der Volks- und höheren Schulen ist in Ferienkursen planmäßig zu schulen*

ak *3* [von Hand nachgetragen]

al [Franz schlägt vor, das Institut im Hörsaal des Historischen Seminars einzurichten. – Panzer und Ernst erklären sich damit einverstanden, vorläufig die Bücherei des Instituts in den Räumen des Historischen Seminars zu belassen.]

am *4.* [Ziffer von Hand korrigiert aus *3*]

an *beantrage ich*

ao *6000* [so]

ap *Mark* [auch weiterhin]

aq *Sie*

ar *a) 1500*

as *b*

at *5.* [Ziffer von Hand korrigiert aus *4*]

au *Ich beantrage a*

av *aber auch*

aw *ist*

ax *b) da sich die Einrichtung – vorerst*

ay *Sie*

schäftigt, ihre ganztägige Einstellung ist laut Schreiben[az] A 19372 des Ministeriums vom 2. Oktober 1936 *für* den Haushaltsplan 1937 *in Aussicht* gestellt gewesen. Da die endgültige Entscheidung darüber immer noch nicht gefallen ist, beantragen wir nunmehr für das neue Institut die Einstellung von Fräulein Fehringer als halbtägige Hilfskraft, [...][az]

3[ba]) *einen Exkursionsfond von 500* RM. *Gerade dieser Fond ist unentbehrlich, da für die Arbeit des Instituts zahlreiche, auch mehrtägige Exkursionen, gelegentliche Lager in der Landschaft usw. un*erläßlich[bb] *sind.*

Die Ansätze zu allen[bc] diesen Punkten *sind* möglichst niedrig gelegt[bc]. *Zum Vergleich führen*[bd] wir[bd] *an, daß das* kürzlich[be] *errichtete Saarpfälzische Institut in Kaiserslautern, das als reines Forschungsinstitut sehr viel beschränktere Aufgaben zu erfüllen hat und auch in seinem Arbeitsbereich* *[bf] *begrenzter ist, von Seiten des Bayrischen Staates und des Kreises Pfalz einen einmaligen Beitrag*[bg] *von 15000* RM *und*[bg] *jährliche Mittel in Höhe von 8000* RM *zugesagt bekommen hat.*

Die[bh] Arbeit des Instituts ist, wie oben erwähnt, schon seit längerer Zeit in Angriff genommen. Im Hinblick auf die zu erwartende Gründung sind von geographischer und historischer Seite Untersuchungen eingeleitet worden, die erst im Rahmen des neuen Instituts zur vollen Wirkung kommen können. Andere Untersuchungen sind vorbereitet. So hängt der Beginn einer planmäßigen, umfassenden Arbeit nur von der baldigen Gründung des Instituts ab[bh].

Komm. Direktor des Historischen Seminars der Universität Heidelberg:
Ernst.

Direktor des Geographischen Instituts der Universität Heidelberg:
Panzer[24].

[az] *Schreiben* [Lücke] *bereits für das nächste Etatsjahr in Aussicht genommen, sie wäre jetzt durchzuführen*

[ba] *c*

[bb] *unentbehrlich*

[bc] *3 und 4* [lies: *4 und 5*] *sind gering gewählt*

[bd] *führe ich*

[be] *eben*

[bf] *(wie erwähnt)*

[bg] *Betrag von 15000 und*

[bh] *6.* [Ziffer von Hand korrigiert aus *5*] *Eröffnung. Ich würde es begrüßen, wenn die Mittel so rechtzeitig zur Verfügung gestellt werden würden, daß das Institut zu Ende des Wintersemesters oder doch zu Beginn des Sommersemesters eröffnet werden kann. Die Eröffnung müßte unter Zuziehung der beteiligten Stellen des Staates und der Partei in einem feierlichen Rahmen stattfinden. Der Festakt würde am besten mit einigen Vorträgen der Leiter oder Mitarbeiter des Instituts verbunden werden, in denen diese über die Arbeitsvorhaben des Instituts zu berichten hätten*

[24] Das Kultusministerium erklärte sich am 9. Aug. 1937 *bereit, die Genehmigung* zur Errichtung des Instituts *beim Reichserziehungsminister zu beantragen, sobald die Frage der Finanzierung geregelt sein wird.* Doch erst als Ernst an die Universität Hamburg gerufen worden war, erreichten er und Panzer am 25. Okt. 1938 in Karlsruhe bestimmte Zusagen (GLA 235/29965).

25

Der Minister des Kultus und Unterrichts an den Rektor: errichtet ein Institut für fränkisch-pfälzische Landes- und Volksforschung.

Karlsruhe, 22. Dezember 1938

Erlaß Nr. A 22777 – Entwurf, gez. F(rank) u. a.: GLA 235/29965 – Ausfertigung, i. V. gez. Frank: UA B-6613(!) – Abschriften: ebd. sowie Institut

[...]

Mit Zustimmung des Herrn Reichserziehungsministers errichte ich mit sofortiger Wirkung an der Universität Heidelberg ein Institut für fränkisch-pfälzische Landes- und Volksforschung.

Zu Direktoren des Instituts werden die Professoren Dr. Fritz Ernst und Dr. Wolfgang Panzer ernannt. Das Institut ist demnach den Lehrstühlen für mittlere und neuere Geschichte und für Geographie angegliedert. Für die Verbindung und Zusammenarbeit mit weiteren Lehrstühlen soll im Wege einer noch zu erlassenden Institutssatzung Sorge getragen werden, für deren Fassung ich mir Vorschläge vorzulegen ersuche.

Wegen der Ausstattung des Instituts mit Mitteln ist mit besonderem Erlaß einstweilen Entschließung getroffen worden[25]*. Eine endgültige Regelung bleibt für den Zeitpunkt des Vollzugs des Haushaltsplans für das Jahr 1939 vorbehalten.*

[...]

26

Eugen Fehrle fordert seine Beteiligung an dem Institut.

Ausfertigung: UA B-6613

Lehrstätte
für deutsche Volkskunde
an der Universität Heidelberg
Der Leiter:
Prof. Dr. Eugen Fehrle

Heidelberg, den 8. Juli 1939.

An den Herrn Rektor der Universität Heidelberg.

Sehr geehrte Magnifizenz!

Sie baten mich gestern um eine für Sie persönlich bestimmte Äußerung über das Institut für pfälzische und fränkische Volksforschung und die Beteiligung der Volkskunde daran. Ich gebe sie Ihnen anbei.

---

[25] Damit wurden beiden Direktoren je 1000 RM als einmaliger Zuschuß bewilligt (UA B-6613).

Ich kann es vor mir selber, vor der Partei und vor meinen Nachfolgern nicht verantworten, daß ich die Gründung eines Institutes für Landes- und Volksforschung mit Ausschluß der Volkskunde mitangesehen hätte.

Wenn von Herrn Ernst die Volkskunde als letzte der Hilfswissenschaften mit aufgeführt wird, so kann das nicht als Mitbeteiligung gezählt werden, wie sie der Volkskunde gebühren würde.

Der Reichsleiter Rosenberg hat mich vor der Gründung seiner Arbeitsgemeinschaft aufgefordert, mit meiner Lehrstätte seiner Arbeitsgemeinschaft beizutreten. In den Besprechungen darüber wurde anerkannt, daß in meiner Lehrstätte die Volkskunde als eine geschichtlich-politische Wissenschaft getrieben wird, wie sie die Partei wünscht, als eine Hauptgrundlage weltanschaulicher Schulung. Wenn bei einem neuen Institut für Landes- und Volksforschung die Volkskunde nur am Rande mitgenannt ist, so setzt das eine vorgestrige Auffassung von Volkskunde voraus, nach der unsere Wissenschaft sich mit blauen Bauernmöbeln abgibt und den Relikten vergehender Volksanschauung nachtrauert. Würde ich zu der hier beabsichtigten Gründung ja sagen, so würde ich mich dieser vorgestrigen Auffassung anschließen und mich gegen die Haltung der Partei versündigen.

Ich würde mich auch schämen müssen vor meinen Nachfolgern wenn einmal über die Geschichte der Volksforschung an der Universität Heidelberg geschrieben würde.

Schließlich habe ich durch mein bisheriges Arbeiten erwiesen, daß wohl kein Dozent der Universität Heidelberg mehr für die Landeskunde und Volksforschung und Heimatkunde dieser Gegend getan hat als ich. [...][26]

In der Pfalz arbeite ich durch Vorträge bis nach Zweibrücken. Wie diese Vorträge in der Kampfzeit aufgefaßt worden sind, zeigt die Tatsache, daß der katholische Pfarrer von Haßloch seinerzeit seinen Gläubigen bei schweren Strafen verboten hat hinzugehen. Auch mit Studenten arbeite ich dort und mit den pfälzer Vertretern der Volkskunde. Noch manches könnte ich anführen, doch dies soll genügen. Ich habe bisher im stillen gearbeitet. Es kam mir darauf an, der Sache zu dienen.

Wo aber ein Institut für solche Forschungen begründet wird, muß ich fordern, daß ich leitend beteiligt bin[27].

Heil Hitler!

Eugen Fehrle.

---

[26] [Fehrle stellt die Badische Flurnamensammlung, seine Vortragstätigkeit in Badisch-Franken und dadurch angeregte Arbeiten heraus.]

[27] Fehrle hatte noch Ende 1938 eine entsprechende Kampagne gestartet. Vorliegenden Brief schrieb er zwei Tage vor der geplanten feierlichen Institutseröffnung. Unmittelbar vor diesem Akt verständigten sich Vertreter des Kultusministeriums, der Rektor, Fehrle und seine Kontrahenten darauf, das Institut ohne Mitdirektion des Volkskundlers als *Institut für fränkisch-pfälzische Geschichte und Landeskunde* firmieren zu lassen. Die Umbenennung, die Ernst und Panzer schon am Jahresanfang vorgeschlagen hatten, wurde am 4./22. Aug. 1939 von Berlin und Karlsruhe aus sanktioniert. Gleichwohl nahm Fehrle seine Bemühungen alsbald – spätestens im März 1940 – wieder auf (GLA 235/29965; UA B-6613).

27

Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung ermächtigt den Minister des Kultus und Unterrichts in Karlsruhe zur Neuordnung des Instituts.

Berlin, 10. Juli 1942

Erlaß W K 810 – Ausfertigung, i. A. gez. Harmjanz: GLA 235/29965

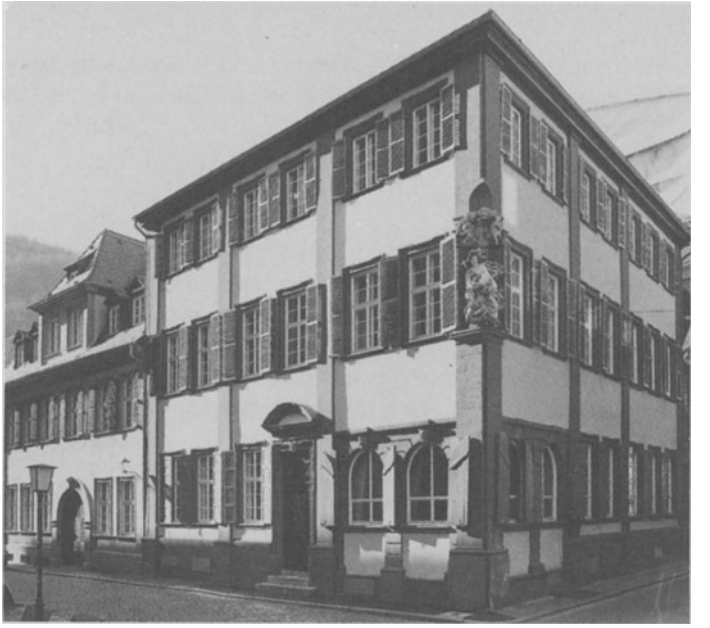
[...]

Ich erteile Ihnen die Ermächtigung, vorläufig folgendes anzuordnen:

1. *Das Institut für fränkisch-pfälzische Geschichts- und Landeskunde an der Universität Heidelberg erhält die Bezeichnung „Institut für fränkisch-pfälzische Volks- und Landesforschung".*
2. *Das Institut zerfällt in 3 Hauptabteilungen:*
   für Volkskunde (Professor Dr. Fehrle), für Geschichte (Professor Dr. Ernst), für Erdkunde (Professor Dr. Panzer).
   Das Institut wird von den drei Lehrstuhlinhabern geleitet.
   Die Geschäftsführung wechselt jährlich zwischen den drei Direktoren.
3. *Dem Institut wird ein wissenschaftlicher Beirat angegliedert,* [...]. *In diesen Beirat sind Wissenschaftler aus allen Gebieten aufzunehmen mit dem Ziel der Gewährleistung einer möglichst umfassenden Bearbeitung des fränkisch-pfälzischen Raumes; gegebenenfalls könnten sogar neue Abteilungen angegliedert werden.*
4. *Vor oder bei Beginn des Semesters wird unter dem Vorsitz des jeweils geschäftsführenden Direktors eine Sitzung des Beirates durchgeführt, um die Arbeitsaufgaben festzulegen und die zur Verfügung stehenden Geldmittel für die einzelnen Aufgaben anzusetzen*[28].

[...]

[28] Die Anordnungen unter 1–4 kehren wörtlich in einem Erlaß des badischen Kultusministers vom 23. Juli 1942 wieder, der zunächst nicht bei der Universität ankam, ihr deshalb am 14. Sept. nochmals zugesandt wurde. Ein darin geforderter Satzungsentwurf wurde von Ernst am 2. Febr. 1943 eingereicht und in modifizierter Form vom Rektor am 19. Apr. 1944 in Kraft gesetzt. Gleichzeitig hatte Ernst die Institutsgeschäftsführung an Fehrle abzugeben, der sie bis zum Kriegsende behielt (GLA 235/29965; UA B-6613; B-6673/2: hier die Stücke vom 14. Sept. 1942 zwischen Akten zur Lehrstätte für Deutsche Volkskunde).



Domizile des Historischen Seminars in Aufnahmen von etwa 1985:
Oben: Schulgasse 2 (Erdgeschoß, Hofseite, 1889–1907)
Unten: Seminarienhaus Augustinergasse 15
(2. Obergeschoß, hinter den Fenstern 10–14 von links, 1907–1933)
und Südflügel der Neuen Universität (seit 1933, ausgehend vom 1. Obergeschoß)

Studentenstatistik

Das Historische Seminar besitzt für die Zeit vom WS 1911/12 an Verzeichnisse bzw. Karteien der Mitglieder, d.h. derjenigen Personen, die das Recht zur Benutzung der Seminarbibliothek durch Lösen einer Seminarkarte erworben haben. Bis 1959 waren dafür im allgemeinen Gebühren zu entrichten. Die Mitgliedschaft ist nicht auf eingeschriebene Geschichtsstudenten beschränkt, doch sind diese durchweg zahlreicher als die Seminarmitglieder (Nr.28).

Über die jeweilige Zahl der Fachstudenten wie auch über ihre Zusammensetzung nach Studienzielen (und bisherigen Studienzeiten) unterrichtet seit 1970 allsemesterlich die von der Universität herausgegebene Studentenstatistik (Nr.29).

Reguläre Abschlußprüfungen sind die Wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an Gymnasien, die von einer staatlichen Kommission abgenommen wird, und die Magisterprüfung sowie die Promotion, die universitätsintern veranstaltet werden.

Für Lehramtskandidaten bildet Geschichte *ein* Fach, das Alte, Mittlere und Neuere Geschichte umfaßt. In den anderen Studiengängen sind Alte Geschichte (die zur Fakultät für Orientalistik und Altertumswissenschaft zählt) einerseits, Mittlere und Neuere Geschichte anderseits besondere Fächer, zu denen noch die Osteuropäische Geschichte, die Geschichte Südasiens und die Historischen Hilfswissenschaften kommen. Letztere können nur als Nebenfach studiert werden (vgl. Nr.30).

28

Frequenz des Historischen Seminars

Quellen: Mitgliederbücher bzw. für WS 1959/60 – WS 1980/81 Mitgliederkartei (Zeichnungen: Harald Drös)

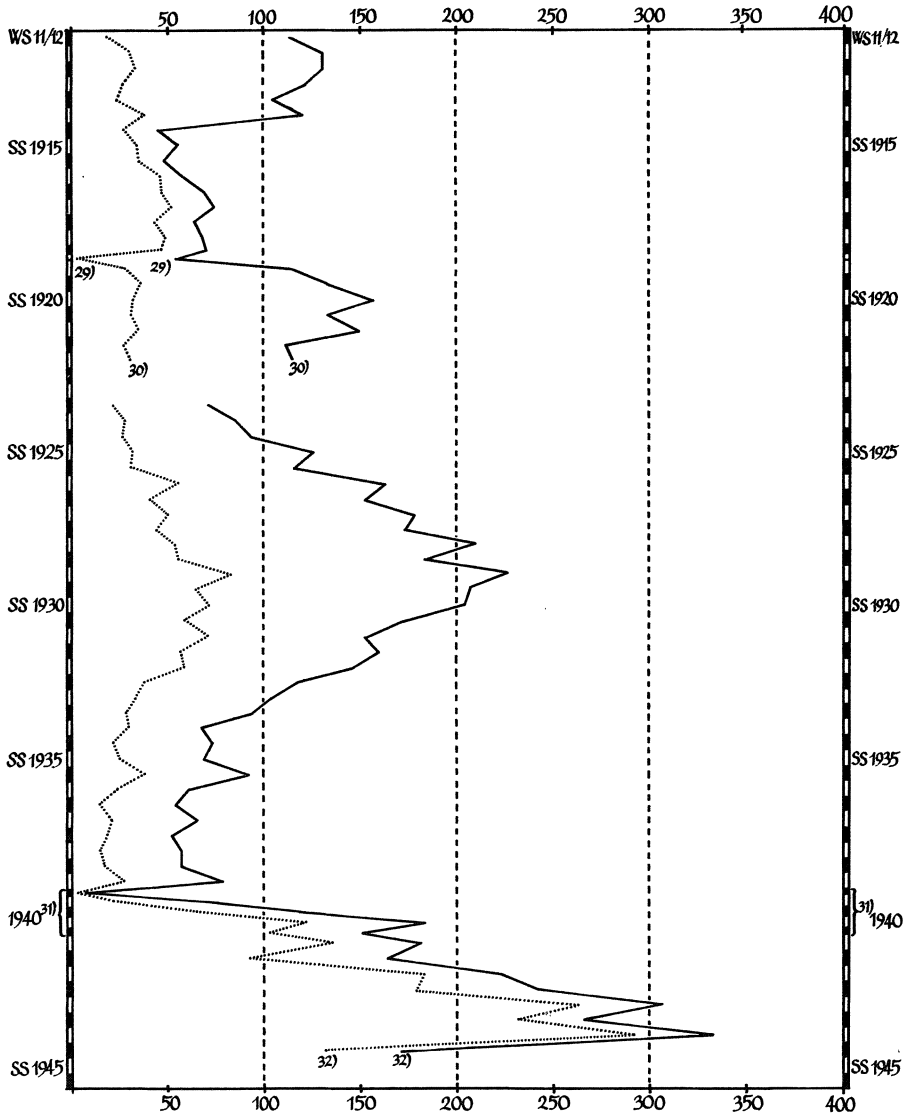
Mitglieder/Semester i, ———: insgesamt w, ····· : weiblich

a) WS 1911/12 – WS 1945/46

	i	w
WS 1911/12	114	19
SS 1912	131	30
WS 1912/13	131	33
SS 1913	122	27
WS 1913/14	105	24
SS 1914	120	38
WS 1914/15	45	27
SS 1915	55	34
WS 1915/16	48	35
SS 1916	57	46
WS 1916/17	69	47
SS 1917	74	52
WS 1917/18	64	43
SS 1918	68	49
WS 1918/19	70	47
ZS 1919[29]	54	3
SS 1919	114	28
WS 1919/20	133	36
SS 1920	157	32
WS 1920/21	133	31
SS 1921	150	35
WS 1921/22	112	27
SS 1922	115	31
WS 1922/23[30]	.	.
SS 1923[30]	.	.
WS 1923/24	71	22
SS 1924	86	28
WS 1924/25	94	27
SS 1925	126	32
WS 1925/26	116	31
SS 1926	163	56
WS 1926/27	153	41
SS 1927	179	51
WS 1927/28	174	45
SS 1928	209	54
WS 1928/29	183	56

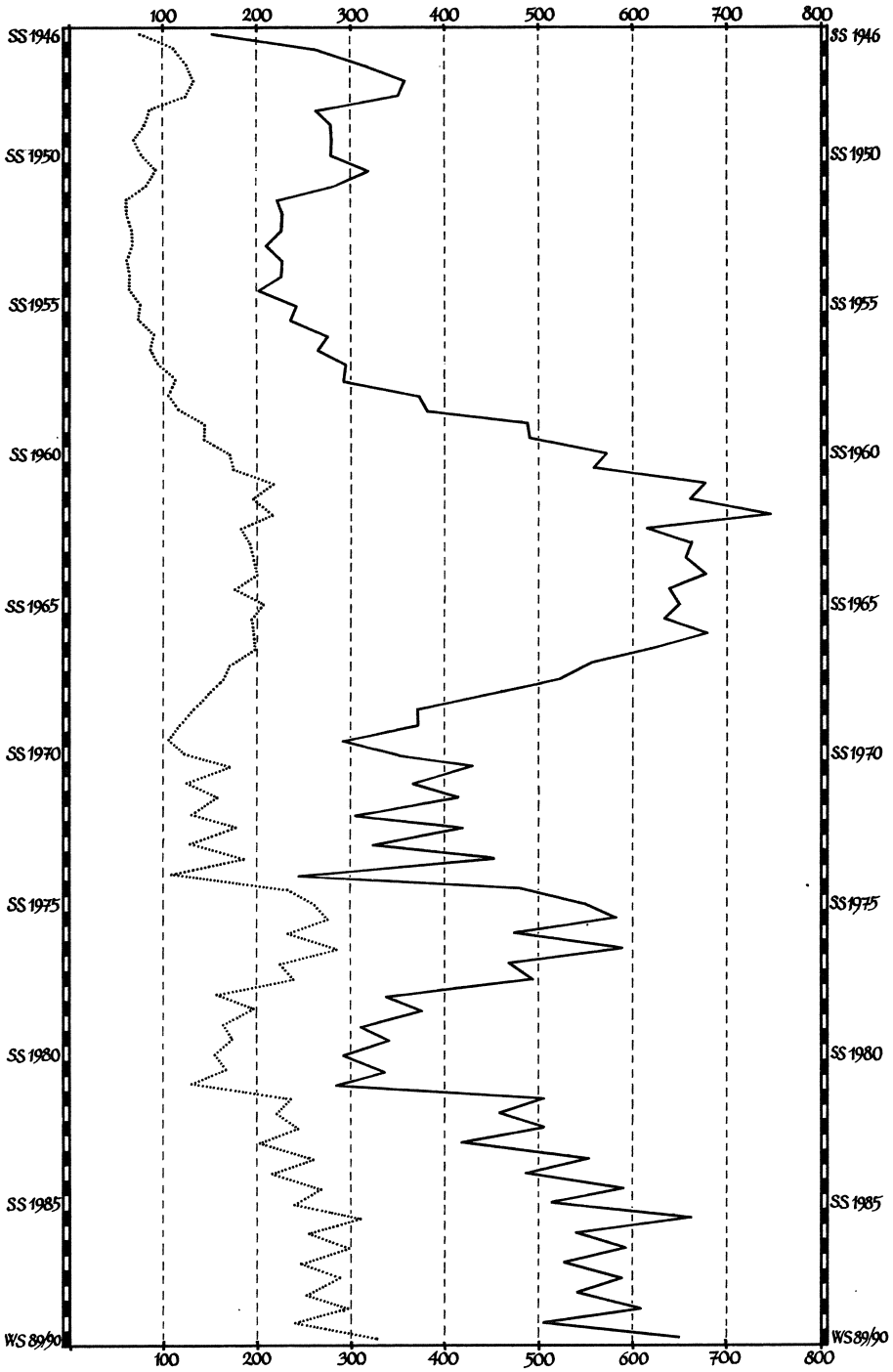
	i	w
SS 1929	226	83
WS 1929/30	207	65
SS 1930	204	72
WS 1930/31	171	59
SS 1931	153	71
WS 1931/32	160	57
SS 1932	146	59
WS 1932/33	118	38
SS 1933	103	33
WS 1933/34	94	29
SS 1934	68	30
WS 1934/35	73	22
SS 1935	69	25
WS 1935/36	92	38
SS 1936	60	24
WS 1936/37	54	15
SS 1937	65	21
WS 1937/38	52	19
SS 1938	57	15
WS 1938/39	57	17
SS 1939	79	27
ZS 1939[31]	7	3
1. T 1940[31]	77	22
2. T 1940[31]	119	65
3. T 1940[31]	184	122
T 1941[31]	151	103
SS 1941	182	136
WS 1941/42	164	93
SS 1942	223	183
WS 1942/43	242	179
SS 1943	306	263
WS 1943/44	266	232
SS 1944	333	292
WS 1944/45	171	132
SS 1945[32]	.	.
WS 1945/46[32]	.	.

[29] Zwischensemester für Kriegsteilnehmer Febr. – Apr. 1919.
[30] Mitgliederbuch nicht geführt.
[31] Zwischensemester 1939, 1.–3. Trimester 1940, Trimester 1941.
[32] Seminar geschlossen.


50
100
150
200
250
300
350
400
WS 11/12
SS 1915
SS 1920
SS 1925
SS 1930
SS 1935
1940 31)
SS 1945
29)
30)
32)

b) SS 1946 – WS 1989/90

	i	w		i	w
SS 1946	152	74	SS 1968	461	149
WS 1946/47	265	111	WS 1968/69	372	132
SS 1947	315	125	SS 1969	372	118
WS 1947/48	359	133	WS 1969/70	291	105
SS 1948	352	124	SS 1970	351	122
WS 1948/49	263	85	WS 1970/71	430	171
SS 1949	279	80	SS 1971	366	125
WS 1949/50	281	69	WS 1971/72	412	158
SS 1950	280	76	SS 1972	305	129
WS 1950/51	319	92	WS 1972/73	419	177
SS 1951	282	82	SS 1973	323	128
WS 1951/52	223	61	WS 1973/74	453	186
SS 1952	228	61	SS 1974	244	108
WS 1952/53	227	66	WS 1974/75	479	232
SS 1953	210	66	SS 1975	550	261
WS 1953/54	227	61	WS 1975/76	583	275
SS 1954	226	64	SS 1976	474	233
WS 1954/55	202	63	WS 1976/77	589	284
SS 1955	243	76	SS 1977	468	224
WS 1955/56	237	73	WS 1977/78	493	238
SS 1956	276	90	SS 1978	338	156
WS 1956/57	265	86	WS 1978/79	376	195
SS 1957	295	94	SS 1979	310	164
WS 1957/58	293	112	WS 1979/80	341	173
SS 1958	373	105	SS 1980	292	155
WS 1958/59	382	117	WS 1980/81	335	167
SS 1959	488	145	SS 1981	284	130
WS 1959/60	491	143	WS 1981/82	506	237
SS 1960	572	171	SS 1982	458	222
WS 1960/61	558	175	WS 1982/83	505	244
SS 1961	678	218	SS 1983	417	203
WS 1961/62	662	197	WS 1983/84	553	260
SS 1962	746	217	SS 1984	487	216
WS 1962/63	614	183	WS 1984/85	590	268
SS 1963	664	193	SS 1985	513	240
WS 1963/64	658	197	WS 1985/86	663	310
SS 1964	678	200	SS 1986	539	255
WS 1964/65	639	177	WS 1986/87	592	298
SS 1965	651	207	SS 1987	527	247
WS 1965/66	634	195	WS 1987/88	588	288
SS 1966	680	197	SS 1988	541	253
WS 1966/67	622	198	WS 1988/89	609	297
SS 1967	555	171	SS 1989	505	241
WS 1967/68	523	165	WS 1989/90	650	328


100
200
300
400
500
600
700
800
SS 1946
SS 1950
SS 1955
SS 1960
SS 1965
SS 1970
SS 1975
SS 1980
SS 1985
WS 89/90

29

Zahlen der Studierenden im Fach (Mittlere und Neuere) Geschichte differenziert nach Studienzielen WS 1970/71 – WS 1989/90

Quelle: Studentenstatistik der Universität Heidelberg

Abkürzungen: HF = Hauptfach, NF = Nebenfach

	Prüfung f. Lehramt an Gymnasien		Magister-prüfung		Promotion		sonstige Abschlüsse[33]		Summe
	HF	NF	HF	NF	HF	NF	HF	NF	
WS 1970/71	317	175	33	.	55	.	7	167[34]	754
SS 1971	310	156	31	49	64	74	12	36	732
WS 1971/72	325	193	37	53	69	78	12	44	811
SS 1972	310	200	37	50	68	77	10	43	795
WS 1972/73	351	238	38	55	62	80	9	42	875
SS 1973	344	199	34	55	55	69	13	31	800
WS 1973/74	386	249	50	75	53	68	10	36	927
SS 1974	395	238	52	74	50	62	5	23	899
WS 1974/75	459	273	65	141	52	83	3	19	1095
SS 1975	418	269	75	162	54	83	2	16	1079
WS 1975/76	452	277	88	154	53	93	3	16	1136
SS 1976	408	253	85	153	49	88	4	15	1055
WS 1976/77	408	261	106	183	56	89	5	14	1122
SS 1977	392	255	107	193	51	81	7	13	1099
WS 1977/78	410	270	115	207	53	83	4	16	1158
SS 1978	380	232	124	186	54	89	8	21	1094
WS 1978/79	364	188	149	205	60	99	8	25	1098
SS 1979	360	162	161	218	63	94	9	26	1093
WS 1979/80	334	136	192	249	68	98	9	28	1114
SS 1980	336	123	204	252	66	99	6	25	1111
WS 1980/81	349	103	234	297	71	116	4	24	1198
SS 1981	359	96	260	288	72	118	7	23	1223
WS 1981/82	371	82	327	349	73	121	11	27	1361
SS 1982	334	62	329	366	70	114	12	27	1314
WS 1982/83	298	51	408	420	71	124	15	21	1408
SS 1983	279	39	420	425	67	131	19	22	1402
WS 1983/84	315	28	464	469	74	138	18	27	1533
SS 1984	308	20	469	470	69	145	19	19	1519
WS 1984/85	297	15	518	515	70	151	16	24	1606
SS 1985	280	10	511	518	64	149	18	21	1571
WS 1985/86	272	11	548	537	63	165	8	17	1621
SS 1986	259	9	558	520	59	155	8	16	1584
WS 1986/87	254	7	589	561	52	160	12	16	1651
SS 1987	235	7	590	566	54	159	20	14	1645
WS 1987/88	258	6	637	598	50	168	15	18	1750
SS 1988	255	4	634	579	44	163	18	17	1714
WS 1988/89	277	5	669	595	52	160	22	23	1803
SS 1989	267	4	648	580	54	151	19	23	1746
WS 1989/90	294	6	672	589	61	138	19	15	1794

[33] HF und NF: Erweiterungsprüfung für das Lehramt an Gymnasien, Prüfung im Ausland, unbestimmt; nur NF: Prüfungen für Kleine Fakultas und Lehramt an Realschulen.

[34] einschl. Magisterprüfung und Promotion.

30

Abgeschlossene Prüfungen WS 1983/84 – WS 1989/90

1) Wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an Gymnasien:
Geschichte (= Alte, Mittlere und Neuere Geschichte)

a) 1. Hauptfach b) 2. Hauptfach/Nebenfach

2) Magisterprüfung:
Mittlere und Neuere Geschichte
(+ Historische Hilfswissenschaften [nur Nebenfach],
Osteuropäische Geschichte, Geschichte Südasiens)

a) 1. Hauptfach b) 2. Hauptfach/Nebenfach

3) Promotion:
Fächer wie unter 2

a) Hauptfach b) Nebenfach

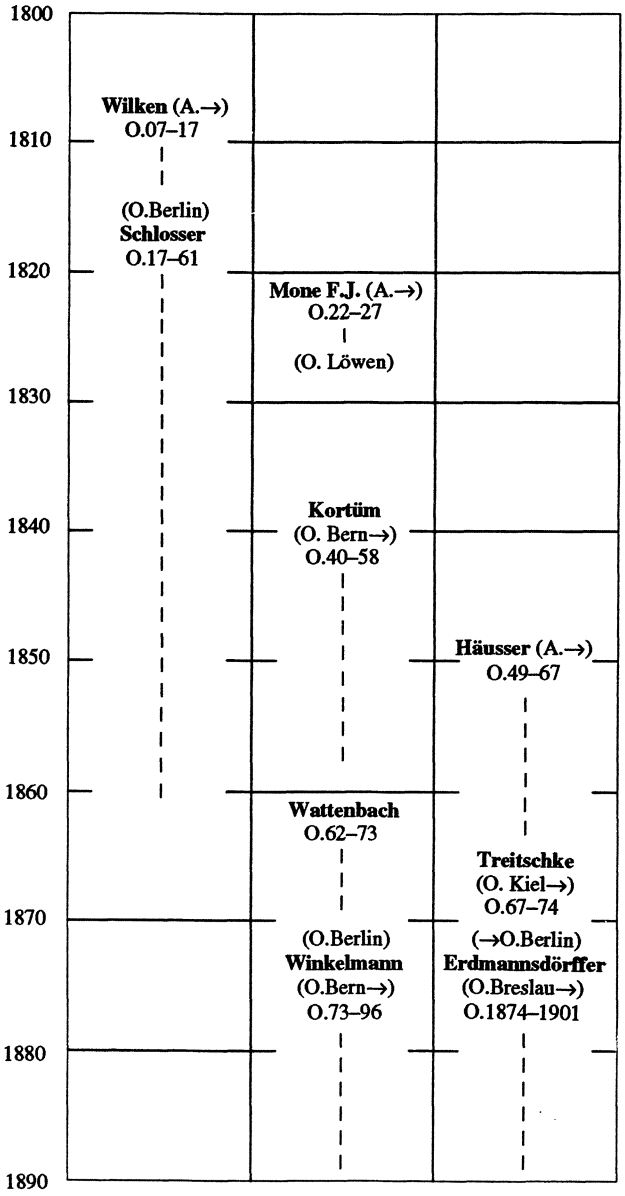
Unter 2b und 3b sind nur die Fälle erfaßt, in denen das 1. oder alleinige Hauptfach ein Fach der Philosophisch-Historischen Fakultät ist.

	1a	1b	2a	2b	3a	3b	Summe
WS 1983/84	8	14	–	2+2	5+1	3+1	36
SS 1984	12	9	3	5	1	3	33
WS 1984/85	9	12	6+1	5+1	2+1	6+1	44
SS 1985	6	20	4+1	5	2+1	3	42
WS 1985/86	2	7	4	3+1	1+3	1+1	23
SS 1986	11	7	5	4	2	3+1	33
WS 1986/87	2	6	7+1	2	1	2	21
SS 1987	3	7	3+1	4	2+1	2+1	24
WS 1987/88	6	2	5+1	7+1	1+1	1	25
SS 1988	5	10	10	6	1+1	2+1	36
WS 1988/89	8	2	5+3	3+1	2	2	26
SS 1989	7	5	11+1	4+1	2+1	2	34
WS 1989/90	3	7	8+1	6+1	–	1	27

Geschichtsprofessoren und -dozenten vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gründung des Historischen Seminars

Abkürzungen: A. außerordentlicher Professor (Extraordinarius) H. Honorarprofessor
O. ordentlicher Professor (Ordinarius) P. Privatdozent

31 Ordinarien



32 Nichtordinarien

Wolfter A.1788–1805 **Wilken** A.05–07(→O.) **Kopp** P.07→H.08–10 **Wagemann** P.11–14 →A.14–20 (→O.Lüttich)	**Wundt** A.1790–1808	**Dümgé** P.05–11 A.11–14	**Saalfeld** P.07–08		1800
	Mone F.J. P.17–19 →A.19–22 (→O.)				1810
Eiselein A.27–32	**Mittler** P.29–35 (A.Zürich)	**Gervinus** P.30–35 A.35–36 (→O.Göttingen)			1820
Hagen P.38–45 A.45–49	**Häusser** P.40–45 A.45–49 (O.)	**Gervinus** H.44–53			1830
Mone F. P.55–60 **Bissing** P.62–71	**Kluckhohn** P.58–60 (→P.München) **Oncken W.** P.62–66 →A.66–70 (→O.Gießen)				1840
Gelzer (P.Basel→) A.73–78 (→O.Jena)	**Gaedeke** P.70–77 A.77–82 (O.Dresden)	**Mendelssohn-Bartholdy** P.64→A.67–68 (→O.Freiburg) **Waltz** P.68→A.74–75 (→O.Dorpat) **Kleinschmidt** P.75–87	**Scherrer** P.66–86	**Doergens** P.67–80	1850
Koch P.84–88 →A.1888–1913	**Thorbecke** P.86–92	A.1887–1900	A.1886–1917	**Domaszewski** (P.Wien→) A.87–91(→O.)	1860
					1870
					1880
					1890

Das wissenschaftliche Personal in der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte und Nachbarfächern seit 1889

Abkürzungen:

Ang.	Angestellte(r)	o.	ordentlich
ao.	außerordentlich	PDoz.	Privatdozent(in)
apl.	außerplanmäßig	UDoz.	Universitätsdozent
Ass.	Assistent(in)	Vw.	Verwalter(in) einer wissenschaftlichen Assistentenstelle
Doz.	Dozent		
em.	emeritiert		
G.	Geschichte	W.	Wissenschaft(en)
HProf.	Honorarprofessor	w.	wissenschaftlich
ma.	mittelalterlich		

Seminare und Institute werden nur mit ihren zuletzt gültigen Namen genannt. Die Verzeichnisse sind bis zum 30. Juni 1991 fortgeführt.

33

Ordinarien, planmäßige Extraordinarien
und Direktoren der Seminare bzw. Institute

a) Historisches Seminar

1) Winkelmann, Eduard, o. Prof. f. G. des Mittelalters WS 1873/74 (Dir. d. Sem. 1889)– †1896 Febr. 10 (Nachf.: 3)
2) Erdmannsdörffer, Bernhard, o. Prof. f. neuere G. SS 1874 (Dir. d. Sem. 1889)– †1901 März 1 (Nachf.: 4)
3) Schäfer, Dietrich, o. Prof. f. ma. G. u. gesch. HilfsW. WS 1896/97–WS 1902/03 (Nachf.: 5)
4) Marcks, Erich, o. Prof. f. neuere G. WS 1901/02–SS 1907 (Nachf.: 6)
5) Hampe, Karl, o. Prof. f. ma. G. u. gesch. HilfsW. SS 1903–WS 1933/34, em. (Nachf.: 8)
6) Oncken, Hermann, o. Prof. f. neuere G. WS 1907/08–WS 1922/23 (Nachf.:)
7) Andreas, Willy, o. Prof. f. neuere G. SS 1923 – entlassen 1946 Febr. 18/em. 1949 Nov. 1 (Nachf.: 10)
8) Franz, Günther, ao. Prof. f. mittlere u. neuere G. SS 1935–SS 1936 (Nachf.:)
9) Ernst, Fritz, Doz. u. Vertreter d. Lehrstuhls f. ma. G. SS 1937 → o. Prof. (bis 1939 persönl.) f. mittlere u. neuere G. WS 1937/38– †1963 Dez. 21 (Nachf.: 14)
10) Kühn, Johannes, o. Prof. f. neuere G. SS 1949–SS 1955, em. (Nachf.:)
11) Conze, Werner, o. Prof. f. neuere G. SS 1957–WS 1978/79, em. (Nachf.: 18)
12) Albertini, Rudolf von, ao. Prof. f. neuere G. WS 1957/58 → o. Prof. (bis 1965 persönl.) 1960 (Dir. d. Sem. 1964)–SS 1967 (Nachf.: 15)
13) Brandt, Ahasver von, o. Prof. f. ma. u. neuere G. mit bes. Berücks. d. hist. HilfsW. WS 1962/63 (Dir. d. Sem. 1964)–SS 1974, em. (Nachf.: 16)

14) Classen, Peter, o. Prof. f. ma. u. neuere G. SS 1966– †1980 Dez. 23 (Nachf.: 19)
15) Koselleck, Reinhart, o. Prof. f. neuere G. SS 1968–WS 1972/73 (Nachf.: 17)
16) Jakobs, Hermann, o. Prof. f. ma. u. neuere G. mit bes. Berücks. d. hist. HilfsW. seit WS 1975/76
17) Wolgast, Eike, UDoz. u. Vertreter d. Lehrstuhls f. neuere G. WS 1975/76 → o. Prof. seit SS 1976
18) Sellin, Volker, Prof. (Ordinarius) f. neuere G. seit WS 1980/81 (Rektor seit 1987)
19) Miethke, Jürgen, Prof. (Ordinarius) f. ma. u. neuere G. seit WS 1983/84

b) Kriegsgeschichtliches Seminar

1) Schmitthenner, Paul, persönl. o. Prof. f. G. mit bes. Berücks. d. KriegsG. u. Wehrkunde SS 1933 → o. Prof. f. Wehrpolitik u. WehrW. 1937 – entlassen 1945 Apr. 30

c) Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde

1) Ernst, Fritz, 1938–1963
2) Brandt, Ahasver von, 1966–1974
3) Jakobs, Hermann, seit 1975
Mitdirektoren:
die o. Prof. f. Geographie Wolfgang Panzer 1938–1945, Gottfried Pfeifer 1949–1969, Werner Fricke 1970–1978, der o. Prof. f. deutsche Volkskunde Eugen Fehrle 1942–1945

d) Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

1) Conze, Werner, 1957–1979 (Nachf.: 4)
2) Maschke, Erich, o. Prof. f. Sozial- u. WirtschaftsG. WS 1956/57 (Dir. d. Inst. 1958)–WS 1967/68, em. (Nachf.:)
3) Schremmer, Eckart, Dr. sc. oec., o. Prof. f. Sozial- u. WirtschaftsG. seit SS 1968
4) Sellin, Volker, seit 1980

e) Seminar für Osteuropäische Geschichte

1) Neubauer, Helmut, ao. Prof. f. osteuropäische G. WS 1964/65 → o. Prof. (bis 1968 persönl.) 1965–WS 1989/90, em.

f) Südasien-Institut, Fachrichtung Geschichte

1) Rothermund, Dietmar, M.A., Ph.D., ao. Prof. f. neuere G. Südasiens WS 1968/69 → o. Prof. seit 1970

34

Sonstige Professoren und Dozenten

1) Scherrer, Johannes, Dr. iur. et phil., PDoz. f. G. 1866 → ao. Prof. 1886– †1917 Febr. 19
2) Kleinschmidt, Arthur, PDoz. f. G. 1875 → ao. Prof. 1887–1900
3) Koch, Adolf, PDoz. f. G. u. ihre HilfsW. 1884 → ao. Prof. 1888–1913, Venia legendi entzogen
4) Thorbecke, August, PDoz. f. G. 1886–1892
5) Heyck, Eduard, ao. Prof. f. ma. G. (mit Lehrauftrag f. badische u. pfälzische G. u. gesch. HilfsW.) 1892–1896
6) Neumann, Carl, PDoz. f. G. u. KunstG. 1894 → ao. Prof. 1897–1903
7) DuMoulin Eckart, Richard Graf, PDoz. f. G. 1894 → ao. Prof. 1897–1898
8) Wille, Jakob, HProf. f. LandesG. u. gesch. HilfsW. 1898 → o. HProf. 1908– †1929 Juli 22
9) Cartellieri, Alexander, PDoz. f. G. 1899 → ao. Prof. 1902
10) Cartellieri, Otto, PDoz. f. G. 1904 → ao. Prof. 1910– †1930 Apr. 13
11) Stählin, Karl, PDoz. f. G. 1905 → ao. Prof. 1910–1914
12) Fehling, Ferdinand, PDoz. f. mittlere u. neuere G. 1906 → ao. Prof. 1912–1920
13) Wild, Karl, PDoz. f. mittlere u. neuere G. 1906 → ao. Prof. 1913 → o. HProf. 1926– †1926 Sept. 27
14) Wätjen, Hermann, PDoz. f. G. 1908 → ao. Prof. 1914–1919
15) Windelband, Wolfgang, PDoz. f. neuere G. 1914 → ao. Prof. 1922–1925
16) Baethgen, Friedrich, PDoz. f. mittlere u. neuere G. 1920 → ao. Prof. 1924–1927
17) Ritter, Gerhard, PDoz. f. mittlere u. neuere G. 1921–1924
18) Schramm, Percy Ernst, PDoz. f. mittlere G. 1924–1929
19) Holborn, Hajo, PDoz. f. mittlere u. neuere G. 1926–1933
20) Raumer, Kurt von, PDoz. f. mittlere u. neuere G. 1928 → ao. Prof. 1935–1939
21) Schmitthenner, Paul, PDoz. f. G. d. Kriegswesens 1928–1933
22) Steinhausen, Georg, o. HProf. f. KulturG. 1932– †1933 März 30
23) Lenel, Walter, o. HProf. f. ma. G. 1932–1933, Lehrbefugnis entzogen
24) Tellenbach, Gerd, PDoz. f. mittlere G. u. hist. HilfsW. 1933–1937
25) Westermann, Ascan, o. HProf. f. Genealogie 1934– †1947 Juli 18
26) Fuchs, Walther Peter, Dr. habil. u. Doz. f. mittlere u. neuere G. 1936 → apl. Prof. 1942–1945, 1949 → (ao. Prof. an der TH Karlsruhe 1952 → o. Prof. ebd. 1958–1962, zugleich in Heidelberg) Lehrbeauftragter 1952 → HProf. 1957–1962
27) Ganser, Wilhelm Hubert, Dr. habil. 1939, Doz. f. KriegsG. u. allg. neuere G. 1940–1945, beurl. PDoz. f. neuere G. seit 1966
28) Ahlhaus, Joseph, apl. Prof. f. ma. G. 1940–1945, PDoz. 1948 → apl. Prof. 1949– †1952 März 28
29) Trautz, Fritz, PDoz. f. ma. u. neuere G. 1958 → apl. Prof. 1964–1965
30) Lipgens, Walter, PDoz. f. neuere G. 1960 → apl. Prof. 1966–1967

31) Fischer, Wolfram, Dr. phil. et rer. pol., PDoz. f. Sozial- u. WirtschaftsG. 1960–1961
32) Werner, Karl Ferdinand, PDoz. f. ma. u. neuere G. 1961–1965
33) Koselleck, Reinhart, PDoz. f. neuere G. 1965–1966
34) Zinsmaier, Paul, HProf. f. hist. HilfsW. 1967– †1986 Juni 3
35) Rothermund, Dietmar, M.A., Ph.D., PDoz. f. neuere G. 1967–1968
36) Mommsen, Hans, PDoz. f. neuere G. 1967–1968
37) Groh, Dieter, PDoz. f. neuere G. 1970 → UDoz. 1970 → w. Rat 1972–1974, apl. Prof. 1973–1974 (Nachf.: 41)
38) Moraw, Peter, PDoz. f. ma. u. neuere G. 1971–1972
39) Hippel, Wolfgang von, PDoz. f. neuere G. 1973–1974
40) Soell, Hartmut, PDoz. f. neuere G. 1974 → UDoz. 1976 → apl. Prof. 1977 → C3-Prof. seit 1979 (Mitglied des Bundestages seit 1980)
41) Junker, Detlef, w. Rat u. apl. Prof. f. neuere G. 1975 → C3-Prof. seit 1979
42) Sellin, Volker, PDoz. f. neuere G. 1975 → UDoz. 1976–1977
43) Kulke, Hermann, PDoz. f. G. Südasiens 1975 → apl. Prof. 1982–1988
44) Schaab, Meinrad, HProf. f. LandesG. Südwestdeutschlands seit 1976
45) Bulst, Neithard, PDoz. f. ma. G. 1976 → UDoz. 1977–1978
46) Kämpfer, Frank, PDoz. f. G. Cst- u. Südosteuropas 1976–1979
47) Lütt, Jürgen, PDoz. f. G. Südasiens 1977 → apl. Prof. seit 1989
48) Fried, Johannes, PDoz. f. ma. G. 1977–1980
49) Schwerin, Kerrin Gräfin, PDoz. f. G. Südasiens seit 1977
50) Hentschel, Volker, Dr. rer. pol., PDoz. f. neuere G. mit bes. Berücks. d. Sozial- u. WirtschaftsG. 1978–1980
51) Engelhardt, Ulrich, PDoz. f. neuere G. 1980 → apl. Prof. seit 1988
52) Giesselmann, Werner, PDoz. f. neuere G. seit 1984, Vertreter d. Professur Soell seit 1987
53) Maier, Lothar, PDoz. f. ost- u. südosteuropäische G. 1985–1986
54) Wolf, Armin, PDoz. f. ma. G. u. hist. HilfsW. seit 1985
55) Schwarzmaier, Hansmartin, HProf. f. hist. HilfsW. seit 1988
56) Zimmermann, Clemens, PDoz. f. neuere G. seit 1989, Vertreter d. Lehrstuhls Sellin seit 1990
57) Reichert, Folker, PDoz. f. ma. G. 1990 → HochschulDoz. seit 1990
58) Seidel-Menchi, Silvana, PDoz. f. neuere G. seit 1990

35

Assistenten und vergleichbare wissenschaftliche Mitarbeiter

a) Historisches Seminar

1) Baethgen, Friedrich, (Prof. 1924) Dr., Ass. 1923 Okt.–1927 März
2) Holborn, Hajo, Dr., Ass. 1927 Apr.–1928 Apr.
3) Jacobs, Hans Haimar, (Dr. 1928, habil. 1936), Ass. 1928 Mai–1937 Jan.
4) Schoenstedt, Friedrich, Dr., Ass. 1937 Febr.–1944 (Juni), in Rußland vermißt

5) Steibelt, Margrit, Dr., Vw. 1947 Okt.–1948 Juli
6) Trautz, Fritz, (Dr. 1949), Vw. 1948 Aug. → w. Ass. 1949–1954 Febr. (beurl. 1950 Okt.–1952 Sept.)
7) Krabusch, Hans, Dr., Vw. 1950 Okt.–1952 Aug.
8) Werner, Karl Ferdinand, Dr., w. Ass. 1954 März–1961 Juli
9) Koselleck, Reinhart, Dr., w. Ass. 1955 Okt.–1960 Sept.
10) Bahne, Siegfried, (Dr. 1959), Vw. 1958 Apr.–1960 Aug.
11) Groh, Dieter, Dr., w. Ass. 1960 Juli–1961 Dez.
12) Sprigade, Klaus, (Dr. 1962), Vw. 1960 Juli → w. Ass. 1962 → Akadem. Rat z. A. 1967 → ... Rat 1971 → ... Oberrat 1972– †1990 Nov. 23
13) Schieder, Wolfgang, (Dr. 1962), Vw. 1960 Okt. → w. Ass. 1962–1967 Dez. (beurl. seit 1965 Juni)
14) Moraw, Peter, Dr., w. Ass. 1961 Aug.–1966 Okt.
15) Mommsen, Hans, Dr., w. Ass. 1963 Jan.–1968 März (beurl. seit 1967 Apr.)
16) Goetze, Jochen, Dr., Vw. 1965 Apr. → w. Ass. 1966 → Akadem. Rat z. A. 1969 → ... Rat 1972 → ... Oberrat seit 1974
17) Burchardt, Lothar, (Dr. 1966), Vw. 1965 Juni–1967 Okt.
18) Bulst, Neithard, (Dr. 1968 Gießen), Vw. 1966 Nov. → w. Ass. 1968–1977 Dez. (beurl. seit 1977 Apr.)
19) Wieland, Volker, Dr., w. Ass. 1967 März → w. Ang. 1974–1974 Sept.
20) Jaeckel, Horst, Dr., w. Ass. 1967 Apr.–1968 Okt.
21) Denker, Herwig, Dr., Akadem. Rat z. A. 1967 Juli → ... Rat 1971– †1982 Apr. 23
22) Singer, Heinz, Vw. 1967 Okt.–1970 Dez.
23) Hippel, Wolfgang von, Dr., Vw. 1967 Nov. → w. Ass. 1968–1968 Okt.
24) Hoock, Jochen, (Dr. 1971 Paris), Vw. 1968 Mai → w. Ass. 1971–1973 März
25) Prutscher, Uwe, Vw. 1968 Aug.–1970 Juli
26) Soell, Hartmut, Dr., w. Ass. 1968 Nov.–1976 Febr.
27) Sellin, Volker, Dr., w. Ass. 1968 Nov.–1976 Febr.
28) Fried, Johannes, Dr., w. Ass. 1970 Aug.–1979 Sept.
29) Arnscheidt, Margrit, Dr., w. Ass. 1971 Jan.–1974 März
30) Schultz, Heiner, w. Ang. 1973 Okt.–1974 März
31) Sommer, Antje, w. Ang. 1974 Okt.–1976 Sept.
32) Giesselmann, Werner, Dr., w. Ang. 1975 Juni–Dez., w. Ass. 1976 Apr.–1986 Sept. (beurl. 1980 Apr.–1982 März, 1985 Okt.–1986 Juli)
33) Dahlhaus, Joachim, w. Ang. 1975 Okt.–1978 Dez.
34) Schomerus, Heilwig, (Dr. 1977), w. Ang. 1977 Okt.–1978 Sept.
35) Däuble, Friedrich, w. Ang. 1978 Okt.–1980 Sept.
36) Reichert, Folker, (Dr. 1982), w. Ang. 1979 Aug. → HochschulAss. 1984–1990 März (beurl. 1982 März–1983 Febr.)
37) Hollerbach, Marion, (Dr. 1981), w. Ang. 1980 Apr.–1982 Sept.
38) Martin, Norbert, w. Ang. 1980 Apr.–1985 März
39) Zimmermann, Clemens, (Dr. 1981), w. Ang. 1980 Nov.–1981 Dez.
40) Bühler, Arnold, (Dr. 1984), w. Ang. 1982 März–1983 Febr., 1985 Apr.– 1990 März

41) Blastenbrei, Peter, (Dr. 1986), w. Ang. 1982 Dez.–1986 Sept.
42) Charnitzky, Jürgen, w. Ang. 1982 Dez.–1987 Nov.
43) Maurer, Barbara, w. Ang. 1985 Okt.–1986 Juli, 1986 Okt.–1990 Sept.
44) Wolf, Karl Henning, w. Ang. 1987 März–1990 Febr.
45) Loetz, Francisca, w. Ang. 1988 Apr.–1989 Sept.
46) Berger Waldenegg, Christoph, (Dr. 1990), w. Ang. 1989 Okt. → Hochschul-Ass. 1991
47) Schaffrodt, Petra, w. Ang. seit 1990 Apr.
48) Kaufhold, Martin, w. Ang. seit 1990 Okt.
49) Machoczek, Ursula, w. Ang. seit 1991 März

b) Kriegsgeschichtliches Seminar

1) Ganser, Wilhelm Hubert, Dr., Ass. mit Sondervertrag 1934 Juli → w. Ass. 1941–1945 Nov.

c) Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde

1) Ibach, Helmut, Dr. (habil. Leipzig 1940), Ass. mit Sondervertrag 1939 Apr. → w. Ass. 1942–1946 Jan. (beurl. 1941 Mai–1942 Mai)
2) Trautz, Fritz, Dr., Ass. mit Sondervertrag 1955 Mai → w. Ass. 1958–1959 Okt.
3) Moraw, Peter, (Dr. 1961), Vw. 1960 Juni–1961 Juli, w. Ass. 1966 Nov.–1972 März (beurl. 1968 Apr.–1970 Dez., seit 1971 Nov.)
4) Klafki, Eberhard, Vw. 1961 Aug.–1962 Dez.
5) Gebauer, Ruth, Vw. 1965 Okt.–1966 Okt.
6) Arnscheidt, Margrit, (Dr. 1968), Vw. 1968 Juni–1970 Dez.
7) Singer, Heinz, w. Ang. 1971 Nov.–1972 Aug.
8) Aschoff, Diethard, Dr., w. Ass. 1972 Nov.–1976 Aug.
9) Reichert, Folker, w. Ang. 1977 Mai–1978 Sept.
10) Dahlhaus, Joachim, (Dr. 1986), w. Ang. seit 1979 Jan.

d) Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Dem Lehrstuhl für neuere Geschichte zugeordnet:

1) Stuke, Horst, (Dr. 1958 Münster), Vw. 1957 Apr. → w. Ass. 1958–1964 Apr.
2) Groh, Dieter, Dr., w. Ass. 1962 Jan.–1968 Okt.
3) Hüllbüsch, Ursula, Dr., w. Ass. 1964 Mai–1970 Sept.
4) Hippel, Wolfgang von, Dr., w. Ass. 1968 Nov.–1974 Apr.
5) Engelhardt, Ulrich, Dr., w. Ass. 1970 Okt.–1978 Sept.
6) Hentschel, Volker, Dr., w. Ass. 1974 Mai–1980 Sept.
7) Schomerus, Heilwig, Dr., w. Ang. 1978 Okt.–1980 Sept.
8) Becht, Hans-Peter, (Dr. 1985 Mannheim), w. Ang. 1981 Jan.–1985 Dez.
9) Zimmermann, Clemens, Dr., w. Ang. 1982 Jan. → HochschulAss. 1984–1990 März
10) Reutter, Friederike, w. Ang. 1986 Apr.–1988 Dez.
11) Loetz, Francisca, w. Ang. seit 1989 Okt.
12) Lutzer, Kerstin, w. Ang. seit 1990 Okt.

Register der Personennamen

Ahlhaus, Joseph 194f., 316
Albertini, Rudolf von 155, 314
Althoff, Friedrich 54
Alting, Heinrich 176
Andreas, Willy 53, 90, 93f., 103, 117, 125, 127, 137–143, 145–149, 163, 175, 188–191, 193f., 205, 283f., 287f., 298, 314
Anschütz, Gerhard 140
Arndt, Ernst Moritz 84, 256
Arnscheidt, Margit 318f.
Arnsperger, Ludwig 271, 273f., 277
Aschoff, Diethard 319
Asnaworjan-Asnaurow, Felix 203
Aubin, Hermann 98, 118, 296

Bähr, Hans 293
Baethgen, Friedrich 55f., 61f., 66, 98, 285ff., 316f.
Bahne, Siegfried 318
Baldinger, Kurt 226
Baluze, Etienne 9
Bartsch, Karl 44
Bauer, Karl Heinrich 109f.
Baumgarten, Hermann 90, 268
Beatty, David 27
Becht, Hans Peter 319
Becker, Albert 297
Becker, Alfons 23
Beinert, Bertold 156
Below, Georg von 21, 185
Bennigsen, Rudolf von 131
Bentley, Richard 10
Berdjaev, Nikolaj Aleksandrovic 204
Berger Waldenegg, Christoph 319
Berges, Wilhelm 118–120
Bergstraesser, Arnold 140
Berr, Henri 30
Bertram, Ernst 63
Berve, Helmut 99f., 225, 237
Bettmann, Siegfried 143
Bilabel, Friedrich 232
Birley, Eric 222, 230, 234
Bissing, Ferdinand 231
Blastenbrei, Peter 319
Bloch, Gustave 29
Bloch, Marc 1f., 7, 17, 28–30, 32–37
Bluntschli, Johann Kaspar 44
Boeckelmann, Friedrich 176
Boeckh, August 11, 235
Böhm, Franz 277
Bohnenberger, Wilhelm 196
Bossuet, Jacques-Bénigne 24
Boutruche, Robert 7, 37
Bracher, Karl Dietrich 251
Brackmann, Albert 60, 64
Brandenburg, Erich 128
Brandi, Karl 95, 117
Brandt, Ahasver von 40, 114–118, 122f., 126, 197, 209, 295, 314f.
Braubach, May 4
Braudel, Fernand 1, 29f., 32f., 35f., 150, 170, 252f.
Bresslau, Harry 21, 46, 54f., 286f.
Brinkmann, Carl 140, 298
Broszat, Martin 251
Brünnow, Rudolf 222
Bruguière, André 34–36
Brunner, Otto 20, 101, 118, 172
Bubnoff, Nicolai von 204
Buchheim, Hans 229
Buckle, Henry Thomas 160
Bühler, Arnold 318
Bulst, Christoph 227
Bulst, Neithard 123, 317f.
Burchardt, Lothar 318
Burckhardt, Carl Jacob 147, 168
Burckhardt, Jacob 137, 139

Carr, Edward Hallet 216
Cartellieri, Alexander 51, 66, 70, 316
Cartellieri, Otto 66, 285f., 316
Charnitzky, Jürgen 319
Classen, Johann 41
Classen, Peter 66, 114, 117–124, 126, 157, 197–199, 315

Comte, Auguste 29
Conring, Hermann 13
Conze, Werner 20, 111, 113, 126f., 149–154, 156f., 162, 169f., 172, 198, 209, 251, 254, 314f.
Creuzer, Friedrich 39, 175, 220f., 231, 235
Curtius, Ernst 41
Curtius, Georg 41
Curtius, Ludwig 140
Čyževskyj, Dmytro 210

Däuble, Friedrich 318
Dahlhaus, Joachim 318f.
Dahlmann, Friedrich Christoph 11f., 75
Dann, Otto 21
Dante Alighieri 163f.
Darwin, Charles 15, 26
Delbrück, Hans von 134
Demoulin, Robert 28
Den Boer, Pim 28
Denker, Herwig 318
Dessau, Hermann 222, 235
Dibelius, Otto 112
Diener, Hermann 53
Digeon, Claude 7f.
Dihle, Albrecht 238
Dilthey, Wilhelm 52, 162f.
Dirlmeier, Ulf 123
Dobson, Brian 234
Dölker, Helmut 196
Dönniges, Wilhelm 16
Doergens, Hermann 313
Domaszewski, Alfred von 46, 58f., 220–223, 228, 231–237, 240, 264, 271, 313
Dove, Alfred 185
Droysen, Gustav (jr.) 268
Droysen, Johann Gustav 11, 21, 24, 160, 162, 221
Duby, Georges 1, 33
Dümgé, Carl George 71f., 313
Dümmler, Ernst 41, 44, 46, 55, 268
Duhn, Friedrich von 232, 235
Dumoulin-Eckhardt, Richard Graf 70, 89, 316
Durand, Carl 156
Durkheim, Emile 29
Dusch, Alexander Freiherr von 277

Eckhardt, Hans Felix von 205
Eco, Umberto 245
Eiselein, Joseph 72, 313
Elze, Reinhard 117
Engelhardt, Ulrich 156, 317, 319
Erasmus von Rotterdam 13
Erdmannsdörffer, Bernhard 47, 68, 71, 83, 85–90, 136, 145, 154, 161, 163, 183f., 264f., 268, 270, 272ff., 276, 282f., 312, 314
Erger, Johannes 156
Ernst, Fritz 1, 12, 102–110, 112–117, 125, 146f., 175, 180, 192–197, 226, 265, 295, 298–303, 314f.
Ernst, Victor 103, 196

Favier, Jean 25
Fèbvre, Lucien 1, 3, 17, 28, 30, 33
Fehling, Ferdinand 136, 316
Fehringer, Käthe 299f.
Fehrle, Eugen 109, 144, 192f., 290, 294, 298, 301ff., 315
Fénelon, François 24
Fest, Joachim 245
Fichte, Johann Gottlieb 161, 256
Ficker, Julius 47f.
Fischer, Fritz 249
Fischer, Wolfram 317
Fleckenstein, Josef 57, 61
Forst de Battaglia, Otto 204
Francke, August Hermann 10
Frank, Paul 301
Frank, Walter 135, 192
Franz, Günther 98–103, 106, 108, 113, 145f., 190–92, 194, 295, 298f., 314
Freher, Marquard 176
Fricke, Werner 315
Fried, Johannes 123, 317f.
Friedenthal, Martin 227
Friedrich, Carl Joachim 250
Fuchs, Walter Peter 145f., 155, 194, 316
Fuhs, Michel 294
Furet, François 35
Fustel de Coulanges, Numas Denis 8f., 29

Gadamer, Hans-Georg 13, 61f., 149
Gaedeke, Arnold 70, 313
Gaettens, Richard 156
Gall, Lothar 245
Ganser, Wilhelm Hubert 145, 293, 316, 319
Ganshof, François Louis 29, 37
Gebauer, Ruth 319
Gebser, Anna 48
Geibel, Emanuel 41
Gelzer, Heinrich 46, 70, 235, 313
George, Stefan 58–63, 132
Gercke, Alfred 223
Gerlich, Alois 117

Gervinus, Georg Gottfried 40, 72–82, 84f., 91f., 162–166, 169, 313
Geyer, Dietrich 212
Giesebrecht, Wilhelm 8f., 18f., 41
Giesselmann, Werner 156, 317f.
Giovannini, Adalberto 229
Giry, Arthur 7
Goebbels, Joseph 55
Görres, Joseph 256
Goethe, Johann Wolfgang von 15, 139
Goetz, Leopold Karl 201
Goetz, Walter 139
Goetze, Jochen 318
Goldschmidt, Levin 44
Gothein, Eberhard 51, 53, 58f., 86, 140, 162, 167–169, 205
Gottlieb, Gunther 229
Gradmann, Robert 196
Gregor von Tours 24
Grimm, Jakob 18
Groh, Dieter 156, 317ff.
Groh, Wilhelm 94, 98, 102
Grundmann, Herbert 61, 63f., 100
Gruter, Jan 39, 234f.
Gschnitzer, Fritz 219, 227, 232, 234
Güntert, Hermann 99, 102
Guillot, Olivier 3
Gundolf, Friedrich 55, 59, 63, 132, 140
Gutschmid, Alfred Freiherr von 268

Habicht, Christian 227, 231, 236
Hachenberg, Karl Paul 176
Häusser, Ludwig 40, 44f., 48, 67, 70–81, 84f., 157, 163, 175, 177, 180–182, 188, 264, 270, 312f.
Haffner, Sebastian 245
Hagen, Karl 70, 73–75, 78, 81, 84, 92, 163, 313
Halecki, Oskar 206
Halfmann, Helmut 229
Haller, Johannes 52, 103–106,
Hammer von Purgstall, Josef 22f.
Hammerstein, Notker 13
Hampe, Charlotte 55
Hampe, Karl 41, 52–66, 71, 96, 98f., 103, 106, 108, 112, 125, 139–141, 144, 157, 163, 188, 190f., 285–288, 314
Harmjanz, Heinrich 303
Hartog, François 29
Hasebroek, Johannes 222, 224
Hausrath, Adolf 44
Heer, Joseph Michael 222
Hegel, Carl 268
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 15, 24, 161, 168
Heidegger, Martin 94, 173
Heimpel, Hermann 5, 118
Hellpach, Willy 140, 147
Hellwig, Fritz 145
Helmholtz, Hermann von 44
Hennings, Marie von 46
Hentschel, Volker 156, 317, 319
Herder, Johann Gottfried 24, 206
Hermann, Gottfried 12
Hermann, Karl Friedrich 235
Herr, Bernhard 293
Herrmann, Ernst Adolf 268
Hess, I. 282
Hettner, Alfred 193
Heuß, Alfred 223, 228, 234
Heuß, Theodor 83
Heyck, Eduard 89, 316
Heyne, Christian Gottlob 10
Hintze, Otto 52, 128, 170, 256
Hippel, Wolfgang von 156, 317
Hirschfeld, Otto 221, 223
Hirsch, Paul 156
Hobsbawm, Eric John Ernest 255
Hölzle, Erwin 100
Hönn, Karl 222
Hoetzsch, Otto 201, 208
Hoffmann, Ernst 55, 140, 146f.
Holborn, Hajo 60, 143, 285, 316f.
Hollerbach, Marion 318
Holtheide, Bernhard 219
Holtzmann, Walther 55
Hoock, Jochen 318
Hruševs'kyj, Mychajlo 201
Hübinger, Paul Egon 6
Hüllbüsch, Ursula 319
Huizinga, Johan 139, 169
Humboldt, Wilhelm von 10, 162, 166, 256
Hume, David 160f., 164
Huppert, George 13

Ibach, Helmut 319
Iggers, Georg Gerson 25
Instinsky, Hans-Ulrich 118f.
Ipsen, Gunther 149

Jacobs, Hans Haimar 60, 288, 317
Jaeckel, Horst 318
Jäger, Wolfgang 55
Jaffé, Philipp 42
Jakobs, Hermann 315
Jaspers, Karl 58, 109, 146, 289
Jellicoe, John Rushworth 27
Jellinek, Georg 146
Joffre, Joseph 27

Jullian, Camille 3f., 7f., 29
Junker, Detlef 317

Kaegi, Werner 147
Kaehler, Siegfried August 136
Kämpfer, Frank 317
Kahler, Erich von 63
Kaiser, Jakob 153
Kallen, Gerhard 117
Kant, Immanuel 161
Kantorowicz, Ernst Hartwig 58–64, 66, 98
Karamzin, Nikolaj Michajlovič 214
Kaufhold, Martin 319
Kayser, Karl Ulrich 235
Kayser, Wilhelm 145
Kehr, Eckart 248
Kehr, Paul 55, 60f.
Kern, Theodor Ritter von 268
Kienast, Dietmar 229
Kienast, Walther 19, 98, 100, 102
Kirn, Paul 100
Kirsten, Ernst 229
Klafki, Eberhard 319
Kleinschmidt, Arthur 71, 202, 206, 313, 316
Klewitz, Hans-Walter 105, 117
Klinkenberg, Hans-Martin 117
Kluckhohn, August 313
Knies, Karl Gustav Adolf 168, 184f.
Koch, Adolf 47, 70, 72, 89, 136, 187f., 313, 316
Koehler, Heinrich 147
Kötzschke, Rudolf 100, 204
Kollár, Jan 206
Kollnig, Karl 190, 195
Kopp, Ulrich Friedrich 313
Kortüm, Friedrich 70, 73, 79, 84, 221, 233, 312
Koselleck, Reinhart 20, 137, 148, 155f., 162, 171–174, 315, 317f.
Koser, Reinhold 52
Krabusch, Hans 195, 318
Kraus, Andreas 23
Krieck, Ernst 98, 102f., 143, 145, 298
Kroyer, Theodor 55
Kühn, Johannes 126f., 147–150, 155, 162, 171, 314
Künßberg, Eberhard von 140
Kulke, Hermann 317
Kußmaul, Peter 229

Labrousse, Ernest 33
Lachmann, Karl 15
Ladner, Gerhard 60
Lamprecht, Karl 27f., 30, 51, 54, 86, 160, 162
Lanfranchi-Strina, Bettina 49
Lautenschlager, Friedrich 187
Le Goff, Jacques 30, 35–37
Le Roy Ladurie, Emmanuel 245
Lemarignier, Jean-François 3
Lemberg, Hans 201
Lenel, Walter 95f., 143, 316
Lenz, Max 128
Lichtenberger, Henri 26
Lintzel, Martin 98, 106
Lipgens, Walter 156, 316
Loebell, Johann Wilhelm 268
Loetz, Francisca 319
Löwe, Heinz 117f.
Luden, Heinrich 18
Luder, Peter 42
Lütt, Jürgen 317
Lutzer, Kerstin 319

Mabillon, Jean 1, 8f.
Machiavelli, Niccolò 26, 130, 166, 261
Machoczek, Ursula 319
Maier, Lothar 317
Maier, Roland 227
Mandrou, Robert 33
Marcks, Erich 49, 53, 68, 85–90, 103, 127f., 135–137, 163, 185, 203, 277f., 314
Martin, Norbert 318
Maschke, Erich 34, 98, 102, 111f., 123, 154–156, 195, 197f., 315
Masur, Gerhard 147
Mattiat, Eugen 103
Maurer, Barbara 319
Mayer, Theodor 199, 296
Mazon, Brigitte 36
Mehring, Franz 248
Meier, Christian 229, 238f.
Meinecke, Friedrich 96, 104, 128, 130, 134–137, 143, 164, 185
Mendelssohn-Bartholdy, Carl 268, 313
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 70
Meyer, Eduard 223
Meyer von Knonau, Gerold 55
Michelet, Jules 29
Miethke, Jürgen 315
Milojčič, Vladimir 199
Mitteis, Heinrich 140
Mitthof, François 219
Mittler, Theodor 313
Moeller van den Bruck, Arthur 204
Moeser, Justus 181
Mommsen, Hans 156, 251, 317f.

Mommsen, Theodor 3–6, 8, 11, 13, 221, 223, 230, 235, 240
Mommsen, Wilhelm 99f.
Mommsen, Wolfgang 246f.
Mone, Franz Joseph 40, 48, 71f., 84, 175, 312f.
Mone, Fridegar 313
Monod, Gabriel 7
Moraw, Peter 108, 123, 317ff.
Moreau, Jacques 227, 229, 231, 235f.
Moser, Johann Jakob 181
Motte, Olivier 7f.
Müller, Gerhard 227
Müller, Karl Alexander von 99, 137
Muratori, Lodovico Antonio 9

Nadler, Gottfried 188
Naumann, Friedrich 131
Neubauer, Helmut 315
Neumann, Carl 140, 316
Nicolai, Walther 293
Niebuhr, Barthold Georg 1, 10–12, 14f., 39, 46, 76
Niethammer, Lutz 156
Nietzsche, Friedrich 5, 9f., 26, 56, 58f., 162, 247–250
Nipperdey, Thomas 155, 248, 250
Nippold, Friedrich 44
Nitzsch, Karl Wilhelm 44
Nokk, Wilhelm 270, 274
Noorden, Carl von 268
Norden, Eduard 223

Oncken, Hermann 53, 58, 93, 125, 127–137, 141, 143, 149, 151, 157, 162–164, 186, 203, 285f., 314
Oncken, Wilhelm 44, 84, 181, 269, 313
Orosius 23f.

Palmer, Robert R. 257
Panzer, Friedrich 140
Panzer, Wolfgang 108f., 191–193, 295, 298–303
Pauli, Reinhold 268
Perlbach, Max 48
Perthes, Clemens Theodor 24
Pertz, Georg Heinrich 16, 41, 45
Petry, Ludwig 117
Pfaff, Volkert 55
Pfeifer, Gottfried 195, 245, 315
Pflaum, Hans-Georg 222, 226, 230, 236
Philipp, Werner 208
Pirenne, Henri 27f., 30, 36
Platzhoff, Walter 98
Prutscher, Uwe 318
Püttner, Johann Stephan 181

Pufendorf, Samuel von 13, 202

Radbruch, Gustav 146, 205
Ranke, Leopold von 1, 6–9, 11f., 15f., 19, 24–26, 39, 45f., 76f., 85, 87, 107, 138, 160, 162f., 165–167, 246
Raphael, Lutz 35
Raumer, Kurt von 16, 143, 188f., 316
Reichert, Folker 317
Resewitz, Friedrich Gabriel 178
Reuchlin, Johannes 13
Reusch, Wilhelm 222
Reutter, Friederike 319
Rickert, Heinrich 162
Ries, Siegfried 227
Ritter, Gerhard 112, 136, 188, 236
Ritterling, Emil 236
Rörig, Fritz 102, 114f.
Rößler, Emil Franz 41
Rosenberg, Arthur 248
Rothacker, Erich 287
Rothermund, Dietmar 315, 317
Rothfels, Hans 137, 147, 149, 209
Rotteck, Karl von 77

Sackur, Ernst 8
Salin, Edgar 59
Salomon, Richard 208
Sattler, Peter 227, 234
Savigny, Carl Friedrich von 13
Schaab, Meinrad 109, 317
Schachermeyer, Fritz 224, 229
Schaefer, Arnold 268
Schäfer, Dietrich 49–53, 65, 68, 70, 86, 89f., 104, 145, 162f., 167f., 185, 196, 268, 277f., 314
Schaefer, Hans 146, 225–228, 230–232, 234, 236f.
Schaffrodt, Petra 319
Scheffer-Boichorst, Paul 52, 54, 95
Scherrer, Johannes 70–72, 313, 316
Schieder, Theodor (112), 256
Schieder, Wolfgang 156, 169, 318
Schiemann, Theodor 201
Schiller, Friedrich 163, 201
Schleiermacher, Friedrich 10, 14
Schlözer, August Ludwig 201
Schlosser, Friedrich Christoph 40, 67, 70–75, 77–80, 84f., 90, 92, 127, 157, 163, 312
Schmid, Karl 20
Schmidt, Adolf 16
Schmitthenner, Heinrich 287
Schmitthenner, Paul 55, 117, 142–146, 163, 193f., 289–294, 298, 315f.
Schmitthenner, Walter 229

Schmoller, Gustav 52, 54
Schnabel, Franz 25, 136f., 146f., 188
Schoenstedt, Friedrich 317
Schomerus, Heilwig 318f.
Schrade, Hubert 103
Schramm, Percy Ernst 20, 55f., 60, 66, 118, 205f., 316
Schremmer, Eckart 315
Schröder, Richard 185
Schubert, Friedrich Wilhelm 268
Schubert, Hans von 140, 185
Schulin, Ernst 247
Schulte, Aloys 183
Schultz, Heiner 318
Schwarzmaier, Hansmartin 317
Schwendemann, Joseph 222
Schwerin, Kerrin Gräfin 317
Schwoerer, Victor 286
Seeley, John Robert 26
Seeliger, Gerhard 52
Seidel-Menchi, Silvana 317
Sellin, Volker 156, 315, 317f.
Sickel, Theodor 8, 41–45
Simiand, François 30, 33
Singer, Heinz 318f.
Soell, Hartmut 156, 317f.
Solov'ev, Vladimir Sergeevic 204
Sommer, Antje 318
Spittler, Ludwig Timotheus 179f.
Sprigade, Klaus 318
Srbik, Heinrich von 53, 90
Stadelmann, Rudolf 100, 106
Stadtmüller, Georg 207
Stählin, Jakob 203
Stählin, Karl 136, 203, 285, 316
Stark, Karl Bernhard 221
Steibelt, Margrit 318
Stein, Karl Freiherr vom und zum 16, 40, 45
Steinen, Wolfram von den 59
Steinhausen, Georg 316
Stengel, Edmund Ernst 100
Stengel, Leopold Freiherr von 273
Stenzel, Gustav Adolf Harald 6, 12, 16, 268
Stern, Selma 143
Strauss, David Friedrich 14
Stuke, Horst 156, 319
Sybel, Heinrich von 4, 7f.,16, 39, 77, 128, 268
Sydow, Jürgen 197
Syme, Sir Ronald 222, 226, 230

Täubler, Eugen 57, 140, 143, 219f., 222–225, 228, 231–234, 237
Tellenbach, Gerd 20, 55f., 66, 98, 102, 105, 316
Teutsch, Leo 227
Thierry, Augustin 25f.
Thomasius, Christian 13
Thorbecke, August 313, 316
Tirpitz, Alfred von 131, 249
Tocqueville, Alexis de 79
Tolner, Karl Ludwig 177
Toubert, Pierre 37
Trautz, Fritz 108, 156, 195, 316, 318f.
Treitschke, Heinrich von 25f., 44f., 47, 49, 67, 70f., 73–79, 81–86, 92, 128, 145, 163, 167, (169), 264, 270, 312
Trevelyan, George Macaulay 254
Troeltsch, Ernst 131, 162, 164
Tuchmann, Barbara 254

Uebersberger, Hans 201
Usinger, Rudolf 268

Valéry, Paul 26
Valla, Lorenzo 13
Veligianni-Terzi,Chryssoula 229
Vico, Giambattista 15, 161
Vierhaus, Rudolf 24
Vierneisel, Emil 156
Vogel-Weidemann, Ursula 229
Voigt, Georg 268
Voltaire (François-Marie Arouet) I, 29
Voßler, Otto 147, 149

Wacker, Otto 289
Wätjen, Hermann 136, 316
Wagemann, Georg 70, 313
Wahle, Ernst 193, 196, 298
Waitz, Georg 4, 7–9, 15f., 41, 50
Waldberg, Max von 55, 140
Waltz, Otto 313
Wattenbach, August 44
Wattenbach, Cäcilie 41, 46
Wattenbach, Sophie 46
Wattenbach, Wilhelm 40–49, 67, 157, 161, 264, 312
Weber, Alfred 26, 57f., 141, 205
Weber, Marianne 57, 141
Weber, Max 26, 52f., 57, 63, 89, 131f., 134, 136, 160, 162, 164, 170, 186, 203
Weber, Wilhelm 229
Weech, Friedrich von 184
Wegele, Franz Xaver 268
Wehler, Hans-Ulrich 247–249, 255, 257
Weizäcker, Julius 6, 268
Welcker, Karl Theodor 77
Wentzcke, Paul 146

Werner, Karl Ferdinand 108, 317f.
Westermann, Ascan 316
Wibel, Hans 55
Widukind von Corvey 11, 42
Wieland, Volker 318
Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von 223
Wild, Karl 136, 316
Wilken, Friedrich 312f.
Wille, Jakob 72, 140, 187–189
Wilser, Julius 298
Windelband, Wolfgang 136, 185, 316
Winkelmann, Eduard 46–50, 55, 65, 71f., 85, 161, 183f., 187, 264, 268, 270, 273, 276, 282f., 312, 314
Wirsing, Giselher 204
Wolf, Armin 317
Wolf, August Wilhelm 14
Wolf, Friedrich August 11
Wolf, Karl Henning 319
Wolfter, Peter 313
Wolgast, Eike 315
Wollasch, Joachim 20
Wolters, Friedrich 59
Wundt, Daniel Ludwig 177, 181, 187
Wundt, Friedrich Peter 177–179, 181, 187, 313
Wundt, Karl Kasimir 177, 181, 187
Wundt, Wilhelm 44

Zangemeister, Karl 44, 235
Zechlin, Egmont 100
Zell, Carl 235
Zeller, Edward 44
Zernack, Klaus 209
Zeumer, Karl 41
Zimmermann, Clemens 317
Zimmermann, Fritz 190
Zinsmaier, Paul 317